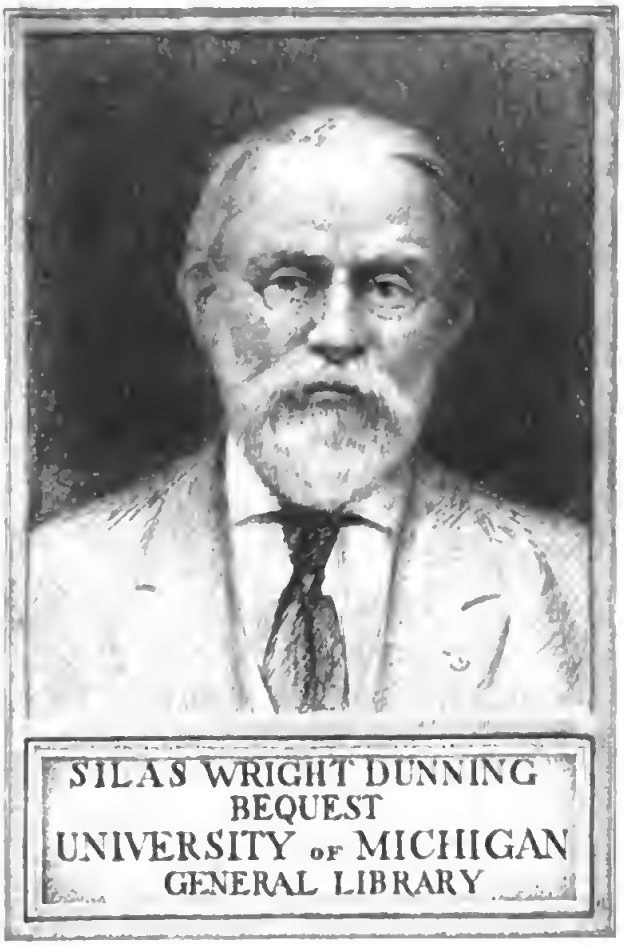
B 402797



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

AP
30
.G39

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1888. Erstes Semester.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Deming
Hafte
12-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Alberti, Conrad, Berliner Theaterbriefe	69, 108
Ein Litterarhistoriker	346
Andow, Paul, In der Sahara. Phantastisches Nachtstück	190
Bleibtreu, Karl, Ein englisches Drama	354
Breslau, Louise, Pariser Kunstketzerbriefe	398
Büchertisch, Vom	81, 166, 279
Cidmpoli, Domenico, In vino veritas. Novelle. Deutsch von Hulda Meister	219
Conrad, M. G., Fantasio	1
Eine neue Bühnendichtung von Hermann Lingg	73
Münchener Theaterabende	232
Deutschlands Kaiserwechsel	257
Der rote Barodet	318
Politische Wandlungen	315
Münchener Kunstleben	386
Nationalpolitik und Weltpolitik	415
Aus dem Kunstleben	480
Dichter-Album, Unser (mit Beiträgen von G. von Ademar, Fritz Burger, M. Conrad-Ramlo, Hermann Conradi, C. E. Harleben, Hans Hildebrandt, Josef Kilir, Anna Klie, D. von Liliencron, J. H. Mackay, Cornel Mark, Marie Margarethe, G. von Oertzen, Heinz Offer, Wilh. Platz, H. von Reder, Ludw. Scharf, Georg Schaumberg, J. B. Semmig, Edgar Steiger, Wilh. Walloth, Ernst Ziel u. a. m.)	55, 212, 307, 374, 459
Elberskirchen, Joh., Die Stellung der Frau zur Kunst und zum — Manne	403
Friedländer, M., Zola und die Hellmalerei	227
Hansen, Jrgens, Eine deutsche Nora-Aufführung	488
Hartleben, Erich, Der tote Vater. Skizze	327
Heiberg, Hermann, Ein altes Märchen in Briefen	36
Hille, Peter, Darum. Ein Stillleben	67
Ich bin der Mörder	358
Hoff, Bernhard, Die kleine Mouche. Deutsch von Emil Jonas	154
Jacobsen, Rosa, Zwei Aquarelle	382
Kretzer, Max, Die Engelmacherin. Berliner Sittenbild	348

Seite

Mannsleben, Aus dem 77, 164, 238
Leitgeb, Otto von, Armensuppe. Skizze 467
Liliencron, Detlev von, Aus einem Gespräch 473
Marl, Cornel, Der Alpenrosenstrauch. Novelle 62
Mauerhof, Emil, Die Lüge in der Dichtung I. Heinrich Heine 5
Die Lüge in der Dichtung II. Horaz 258
Muschlitz, Alexander von, Eine moselemitische Nil-Nacht 149
Mylius, Otfrid, Am der Schneis. Novelle 425
Nitschmann, Heinrich, Neue Übersetzungsproben 112
Oertzen, G. von, Leute von Welt. Plauderei 185
Redaktions-Post 92, 176, 255, 343, 413
Reder, Heinrich von, D. v. Liliencron's „Unter flatternden Fahnen" . . 160
Reichert, Karl von, Tristan und Isolde Studien 133
Rust, Anna, Eine Eisenbahnfahrt 45
Schapira, M., Das sommerabendliche Treiben auf der Josefstadtergasse in Prag 446
Schmidt, Rudolf, Die jüngere Schwester. Novelle 116
Sewalig, Herman, Wie die Franzosen das Reich der Venus entdeckten. Kulturhistorische Skizze 97, 204
Stahl, Erich, Neue Zeitschriften 80
Zur Charakteristik Wagners 341, 494
Deutsche Hausmusik 395
Stubenvoll, J. G., Die Familie, metaphysisch und dialektisch betrachtet . . 177
Sturm, Erwin, Zu Schopenhauers hundertstem Geburtstage 236
Wildenradt, J. von, In letzter Stunde. Schauspiel 25
Wolzogen, Ernst von, Totgehetzt. Novelle 277
Zuschriften aus dem Leserkreise 173

Portraits: Joh. von Wildenradt, Heinrich Nitschmann, Georg von Oertzen, Ernst von Wolzogen, Max Kretzer, Otfrid Mylius.

Johann v. Wildenrath

Digitized by Google

Fantasio.

Statt der Vorrede.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Jahreswende — Weltwende? Wen narrt Ihr damit? Es bleibt beim Ewiggestrigen — hol' mich der Teufel! Oder nennt es der Kranke eine Lebenswende, wenn er sich auf seinem Schmerzenslager von der einen Seite auf die andere wirft und da fünf Minuten aushält, bis er verzweiflungsvoll die vorige Lage wieder aufsucht? Im nämlichen Leid wälzt er sich im nämlichen Bett — und die erlösende Wende findet er erst am Lebensende sechs Schuh tief unter der Erde. Und das todkranke Europa verspricht sich von der Jahreswende eine Weltwende — und Ihr nennt das den Erfolg Eurer großen, ach, so kleinen Politik?

Die Geschichte Europas ist im abgelaufenen Jahre eine Krankengeschichte gewesen und wird im beginnenden Jahre eine Krankengeschichte sein. Alt oder neu, ich drehʼ die Hand nicht um. Der Patient wirft sich auf die andere Seite, hoffend, da etwas mehr Ruhe und Schmerzlosigkeit zu finden: das ist alles. Alle Heilkunst hat sich schließlich als Kurpfuscherei erwiesen . . .

„Was machst du da?" ruft mein närrischer Hausgeist Fantasio und blickt mir über die Schulter.

„Ich schreibe eine Vorrede."

Da schlägt er einen Purzelbaum über die Rauchwölkchen meiner Zigarre, wirft den Deckel meines Cuivrepoli-Tintenfasses zu, setzt sich darauf, baumelt mit den Beinchen, schüttelt seine Schellenkappe, legt sein Zeigefingerchen an die närrische Denkerstirn und blinzelt mich pfiffig überlegen an. Dann spricht er mit seiner sanftesten Stimme:

„Das — eine Vorrede? Im neuen Jahre des Heils 1888? Armer Mann, wie vergaloppierst du dich! Du wandelst auf verderblichem Pfade.“

„Schweig, toller Hausgeist! Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata. Zu deutsch —“

„Erspar dir die Mühe. Ich weiß, ich weiß: das Verbotene lockt dich, das Versagte reizt deine Lust. Du willst aussprechen, was heute ein Kluger nicht einmal zu denken wagt.“

„Eben darum. Ich erfülle eine Pflicht, ich thue ein Notwendiges.“

Dabei machte ich ein paar so kräftige Züge aus meiner Zigarre, daß mein Tintenfaß mitsamt dem Hausgeist im Rauchgewölke verschwand. Aber aus der nikotinduftigen, silbergrauen Wolke heraus hörte ich Fantasio kichern:

„Narr, wann willst du endlich ein zeitgemäßer Mensch werden? Wann willst du deiner besseren Natur gehorchen? Bist doch von Haus aus der Brävsten einer . . .“

„Da höre einer den Spottvogel. Fantasio, Fantasio —“

„Jawohl, in deiner tiefsten Seele bist du ein ganz zahmer, leut- und zeit- und dingseliger Verehrer alles Herkömmlichen, ein stillvergnügter Bewunderer alles Überlieferten. Und wärst du's nicht, ich beschwöre dich, es wenigstens zu scheinen. Schein ist alles; alles, was glänzt, wird heute für Gold genommen.“

Ich lachte laut auf und legte Feder und Zigarre weg. Der Schelm war offenbar in bester Laune.

„Spitzbub, Humbug und Kompagnie!“ rief ich.

„Wenn es nicht ohne Vorrede geht, so tauche wenigstens deine Feder in Rosenwasser und male in zierlicher Schrift etwas hin, was deine einmalhunderttausend Leser mit wonnigem Entzücken erfüllt und deinen Ruhm vermehrt bei den Frommen im Lande.“

„Nein, es geht nicht ohne Vorrede, mein lieber Fantasio. Aber wie soll ich's anfangen, daß sie nach deinem klugen Sinne gerät?“

„O, das ist leicht . . . Nach irgend einem berühmten Muster natürlich, nach einer bewährten, mit den höchsten Privilegien des Massenerfolgs ausgestatteten Schablone . . .“

Ich schwieg. Mein Hausgeist war von seinem Deckelsitz herabgehüpft und stolzierte mit seinen schlanken Beinchen, die Händchen auf dem Rücken ineinander geschlungen, auf meinem großen, weißen Papierbogen auf und ab. Ab und zu traf mich sein schelmischer Seitenblick

und bei jeder Bewegung seines Kopfes läuteten gar drollig die Silberglöckchen seiner Narrenkappe (dieselbe war aus Seidenpapier in den deutschen Reichsfarben mit einer zierlichen päpstlichen Phantasiekokarde).

„Nach irgend einem berühmten Muster natürlich," wiederholte er zunächst für sich, um den Faden seiner Einfälle wieder aufzunehmen. Dann fuhr er laut fort:

„Wenn du dich ruhig hältst und mich nicht immer in Liebe und Bosheit unterbrichst — wie das so deine Art, auch nicht immer rauchst, da mich der Nikotindunst benebelt und der Rauch sich mir leicht auf die Brust schlägt, so will ich dir für deine Vorrede einige nützliche Ideen und Winke geben."

Ich lächelte ihm zu. Er hustete nach Rednerart und begann:

„Es gibt nichts Erquicklicheres und Geschätzteres in unserer modernen Zeit, als Urväterhausrat in Gedanken, Worten und Werken. Man ist neu, indem man altertümelt, man ist originell, indem man kopiert, man ist produktiv, indem man den süßen, alten Kohl aufwärmt, man ist individuell, indem man aus der eigenen Haut herausfährt und in einen stilvollen alten Balg hineinschlüpft. Und wenn der kluge Esel dabei ein Löwenfell erwischt, um so besser: er kann des Beifalls aller wohlerzogenen Mitbrüder sicher sein; denn mit einem Löwen zu verkehren, der im Grunde doch auch nur ein Esel ist, verstärkt das eigene Ansehen — ‚ist ehrenvoll und bringt Gewinn'. Ach, die lieben, alten Vorreden unserer tugendhaften Vorfahren im Schreibhandwerk! Diese breit ausschwingenden anmutig verschnörkelten Perioden mit einem Bückling nach oben, einer Schmeichelei nach unten; diese rhetorischen Gefüge mit ihren kunstreichen Verschlingungen und akademischen Finessen und sanften Pomade-Witzchen — wie beruhigend und einschläfernd wirken sie auf die aufgeregten Geister! . . . Im wohlverstandenen konservativen Interesse sollte man heutzutage überhaupt gar nichts anderes mehr schreiben, als Vorreden und das Übrige Gott und seinen Sachwaltern auf Erden still überlassen. Gott ist allwissend, allgütig, seine Sachwalter sind fast allmächtig . . ."

„Lieber Fantasio, wenn aber unsere so unendlich gescheidten Raum- und Zeitgenossen diesen schönen Vorreden zu dem göttlichen Weltgetriebe nicht glaubten? Man ist trotz aller romantischen Vergangenheits-Liebelei doch recht skeptisch geworden, bedenke!"

„Skeptisch geworden? Das geniert gar nicht. Man glaubt an so viele, ja an die allermeisten Dinge nicht mehr und dennoch gehört es zum guten Ton bürgerlicher Wohlanständigkeit, sie geräuschvoll mit allen Ehren auszuzeichnen. Ja, man kann den Satz aufstellen: Je weniger

Glaube, desto lauteres Bekenntnis; je weniger innerliche Wertschätzung, desto mehr äußerliche Huldigung."

„Mag sein. Mit den aufgebauschten stilistischen Exerzitien, mit der vorrednerischen Stimmungsmacherei hat es eine ganz andere Bewandtnis. So dumm sind die Menschen doch nicht, daß sie solchem unredlichen Zeug Glauben schenken sollten."

„Erst recht! Siehe doch die Parteiblätter unserer Tagespresse, die Ministerprogramme, die Parlamentsreden, die diplomatischen Sendschreiben, die feierlichen Freundschaftsbriefe von Macht zu Macht mit ihren turmhohen Aufschneidereien — wie viele brave Menschen genießen diese Sachen mit der innigsten Befriedigung! Ein gewisses Mißtrauen können die guten Leute freilich nicht loswerden, sie haben ein dumpfes Gefühl, daß man sie gründlich belügt; allein die Beharrlichkeit, mit der man sie Tag für Tag bearbeitet und ihnen die alte Leier in die Ohren orgelt, schwächt die ursprüngliche Empfindung, erstickt das Mißtrauen und hilft dem blinden Glauben und Vertrauen immer wieder auf die Strümpfe."

„Fantasio, du bist ein verdammter Schuft."

„Achtung!" Damit warf er seine Narrenkappe hoch empor und lachte und zeigte sein niedliches, unverschämt gesundes Gebiß. Die Narrenkappe wirbelte in der Höhe herum, wurde größer und größer, senkte sich, und ehe ich mich dessen versah, saß sie auf meinem eigenen Kopf.

„So ist's recht!" jubelte er und schwang sich obendrauf.

„Ach," seufzte ich, „man wird heutzutage konservativ und reaktionär, man weiß nicht wie. Liegt's an der hinreißenden Gewalt hoher Vorbilder, liegt's in der Luft, ist's Kunst, Natur, Wunder, Hexerei? Die Rückwärtserei blickt uns an mit so schwärmerischen Erinnerungsaugen und öffnet die feinen, diplomatischen Lippen zu den glühendsten Schwüren, daß sie nur unser aller Bestes im Schilde führe, daß alles Neue und Zukünftige abscheulich und nichtsnutzig, alles Alte und Gewesene eitel Güte und Schönheit und Glück sei . . . Und die Reden klingen so bethörend und umspielen unseren Sinn wie himmlische Musik . . . Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder oder wie diese frommen Greise . . . Fantasio, wo bist du? Reiche mir die Feder und ein Töpfchen Rosatinte; hilf mir in den geblümten Schlafrock. Ich bin wunderbar mild und gläubig gestimmt. Ich will den schönen Augenblick festhalten und eine zeitgemäße Vorrede schreiben . . . Ich will die Gegenwart als den Triumph der Vergangenheit feiern; ich will den herrlichen Frieden in Europa preisen und unser Jahrhundert als das göttlichste Zeitalter besingen; ich will mich vor den alten Männern und

Digitized by Google

den alten Weibern auf die Kniee werfen und Hosiannah rufen . . . und dem Papst gratulieren . . . Fantasio, mein Hausgeist, ist's recht so?"

„Unsinn ist's!" dröhnt es aus der schwarzen Nacht des neuen Jahres. „Laß das reaktionäre Gaukelspiel. Unsinn ist's und Unheil!"

Ein Windstoß fegt durchs offene Fenster. Narrenkappe und Fantasio sind verschwunden . . .

Die Lüge in der Dichtung.

Von Emil Mauerhof.
(Wiesbaden.)

1.

Heinrich Heine.

„Denken wir uns sämtlich — nur das schöne Geschlecht sei davon ausgenommen — in unser achtzehntes Jahr zurück, geben wir uns ein mittleres Maß beweglichen Geistes, lassen Sie uns verliebt sein, und wir werden allzumal zu — Dichtern werden: so lange bis das lodernde Feuer im Genuß erlischt, oder der ruhige Besitz der Geliebten die Schwärmerei verscheucht. Wäre der männlichen Jugend insbesondere das wohlfeilere Liebesglück weniger leicht gemacht, es würde in unserem Dichterwalde noch ganz anders summen: in der schnell erworbenen Frauengunst und mit der Heirat verstummt für gewöhnlich jedes vordem noch so traum- und redselige Herz."

Sobald die Sprache eines Volkes im dichterischen Ausdrucke den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, ist sie damit zugleich Gemeingut aller Gebildeten geworden. An die Redeweise unserer größten und beliebtesten Dichter von früh auf gewöhnt, haben wir uns dermaßen mit Ohr und Gedächtnis in das Wort einer echten Gefühlswelt, in Vers und Reim hineingelebt, daß wir nur der Einbildungskraft, der leicht erregbaren Sinne des Jugendalters, der Gelegenheit — all' dessen in sehr geringem Maße bedürfen: und die Empfindung wird zum Gedicht. Der aufkeimende Geschlechtstrieb erschließt seinen Blütenkelch. Ein neuer Tag erweckt in den meisten von uns für eine kurze Weile den leidenschaftlichsten Drang all unserer Lebensjahre; und in der verschämten Begierde, die vorerst noch traumbefangen atmet und zunächst eine jede thatsächliche Offenbarung scheut, greifen wir unwillkürlich auf das Wort unserer vergötterten Vorbilder zurück, um in dieser überlieferten Sprache zum wenigsten unserer Liebe geheimste Lust und verborgenstes Leid zu künden. Von

einem wonnigen, aber noch unverstandenen und ungestillten Triebe durchschauert, sucht in ihrer Erinnerung die Empfindung, um sich zu klären, nach jener Liebessprache, die ihr ahnungsvoll schon vordem die anmutigste schien, und — ahmt sie nach. Wir sind vorerst lediglich Nachahmer; wir kommen sogar zumeist nie darüber hinaus: denn nur allzubald sieht sich die bangende Erwartung, sei's, wie es sei, erfüllt, und der liederreiche Mund — verstummt. Aber es giebt Ausnahmen.

Der Liebesfrühling breitet sich über die ganze, auch über die stumpfe Menschheit aus; in diesem Umstande ist es begründet, daß aller Liedersang fast ausnahmslos zuerst mit der geschlechtlichen Liebe beginnt, und daß sich gleichwohl unter diesen jugendlichen Minnesängern nur in ganz seltenen Fällen der wirkliche Dichter bildet: denn wie erwähnt, sind die jungen Leute fertig mit Vers und Reim, so wie nach Schopenhauer „ein jeder Haus seine Grete" gefunden hat. Die meisten, nicht alle! Es werden immer etliche übrig bleiben, welche es versuchen müssen, die zufällige und sonst so flüchtige Erscheinung als stete Begleiterin an ihre Seite zu bannen: und solcher sind die witzigen Köpfe.

Nehmen wir an, daß unter den Hunderttausenden, die jährlich zur Feier ihrer Mannbarkeit die Sonne, den Mond, alle Sterne und noch andere irdische Dinge mehr in Zoll und Leistung nehmen, sich wirklich ein Dutzend und auch darüber befinden mögen, welche — nicht so sehr an Tiefe der Empfindung, wohl aber an Phantasie und Verstandesschärfe, den Leidensgenossen voran, das mittlere Maß menschlicher Begabung erreichen: und sofort werden wir damit die Zahl jener gewonnen haben, welche nicht die Leidenschaft, sondern einzig der Witz — esprit — zum Dichten treibt, welche die Gesellschaft oft genug mit Vorliebe ihre Dichter nennt, und die auf ihren naturwahren Empfindungsgehalt geprüft, schwerlich je Besseres als bloße Versler sind. Kein Beruf, lediglich die Eitelkeit hat solche dazu verführt, der unaufhaltsam fliehenden Poesie die Fußstapfen zu zählen. Witziger und von reicherer Einbildungskraft als die große Masse, mochten sie leicht mit etwaigen Freunden in den Phantasieen ihres Liebesfiebers die ursprünglichere Dichternatur entdecken und sich — täuschen: denn jenes buntscheckige Durcheinander von allerlei Einfällen in bezug auf ein und dasselbe Gefühl, bezeugte im Gegenteil, daß es nicht die Liebe und die Tiefe, sondern nur die Liebelei und die Oberfläche war, auf welcher der launische Verstand sein leeres Spiel trieb. Gleichwohl entzückt von dem eigenen, holden Bilde, das ihm der vers- und reimumrankte Spiegel entgegenwirft und das er immer von neuem wieder betrachten muß, gelobt sich nun der eitle Jüngling, auch über die

„Grete“ hinaus noch um Liebe zu werben und zu klagen, und die — Not beginnt. Denn jene erste, traumverlorene Regung der Geschlechtsliebe, welche seine früheſten dichterischen Ergüsse wie mit einem Schimmer von echter Poesie umwob, ist dahin: und der junge Mann kennt nur noch im hurtigen Wechsel die Begierde und den Genuß. Wie noch ferner etwas besingen, das als volle Empfindung in ihm gar nicht mehr lebendig wird, und das im ersten Entstehen schon die rasche Befriedigung erstickt? Wie es sicher ist, daß kein echtes Liebeslied zu erstehen vermag, wo nicht der sinnliche Drang das Feuer schürt, ebenso gewiß ist es, daß ein jedes sich gemein und äußerlich ausnehmen wird, wenn sich in ihm nicht die tierische Natur bis zur schönen Menschlichkeit verklärt. Wo solches geschieht, hat es die Leidenschaft der Menschenliebe gethan, die nicht bloß das Geschlecht, sondern auch die Seele umwirbt. Aber gerade diese letztere vertiefte Eigenschaft mangelt für gewöhnlich dem jugendlichen Dichter der Minne, der nach seinem ersten knabenhaften Gefühlsrausche begierig auf immer neue Entdeckungen ausgeht und zuletzt eine jede seelische Empfindung im schnellen Genusse verliert. Die menschlichere Leidenschaft, die erst der reifere Mann mit seiner Liebe voll erfaßt, lernt er überhaupt nie kennen: so muß denn vorhalten, was ihm noch die Erinnerung an das lustig prasselnde Strohfeuer seiner Jugend aufbewahrte, und wo diese erlischt, kommen die Tagesbegebenheiten der Tändelei an die Reihe. Man mag es als unumstößliche Wahrheit hinnehmen, daß ein jeder junge Mensch, der sich einzig durch einen Band Liebesgedichte als ein Sohn der Musen auszuweisen versucht, überhaupt kein Dichter und im besten Falle ein begabter Anempfinder ist. Solche haben damit auch zumeist ihre dichterische Laufbahn beschlossen; was nachkommt, hat gar keine Geltung mehr: während umgekehrt bei dem echten Liederdichter erst ein späteres Alter die schönsten Früchte zeitigt. Denn ähnlich wie sich der Tag mit der Sonnenhöhe klärt, so erscheint auch die Leidenschaft des Mannes wie des Weibes in der Blüte des Daseins als tiefinnerste Glut und reinste Wirkung: während die noch schlaftrunkenen Regungen einer jugendlichen Seele verworren und zugleich viel zu ungestüm sind, um sich mehr als nur gelegentlich in vollkommener Art zu betätigen.

Man erkennt die witzigen Versschmiede vor allem daran, daß sie trotz der leidenschaftlichen Haltung, die sie bei all ihren gekünstelten Empfindungen anzunehmen belieben, es gleichwohl nie dahin bringen, durch ihr Spiel Stimmung in anderen zu erwecken. Sie haben zuweilen eine Menge bestechender Äußerlichkeiten zur Verfügung: Ironie, Spott, Grazie, Verstand, Wohllaut des Wortes — dennoch lagert über allem, was sie

immer ſagen mögen, die quälende Dumpfheit des ſeeliſchen Lebens. Ob dieſelben einen wackeligen Stuhl oder die Pein eines liebenden Herzens beſingen — das Patſchuli des Gefühls umduftet in gleicher Weiſe die aus dem Leim gegangene Lehne wie den Seelenſchmerz, und in dem Auf und Nieder ſchmeichleriſcher Maße und Reime brechen zuletzt auf ähnliche Art Stuhl wie — Herz. Sie ſind die Meiſterſinger des Handwerks. Freilich begegnet es ihnen nicht ſelten, daß dieſe ſtaunenswerte Kunſt zum Verräter wird. Denn verführt durch einen großen, aber äußerlichen Erfolg und eitel in der Gewißheit, daß ihrem Worte nichts mehr zu widerſtehen vermag, nehmen ſie ſogar den Wettkampf mit den echten Deutern der Leidenſchaft auf, kranken vor Eifer auch endlich einmal den Ton echter Empfindung zu treffen, um ſchließlich dennoch auf der Sandbank des ausgeſprochenen Aberwitzes kläglich zu ſcheitern. Es ſind dies die Empfindſamen unter den Meiſterſingern. Die Größe ihres Unglücks ermeſſen dieſelben gleichwohl nie; ganz im Gegenteil erachten ſie die heroiſche Anſtrengung für einen vollen Sieg, und zögern nicht, unaufgefordert und ungereizt ihr

exegi monumentum aere perennius

anzuſtimmen — auf deutſch:

Ich bin ein deutſcher Dichter,
In deutſchen Landen bekannt;
Und nennt man die beſten Namen,
Wird auch der meine genannt —

und zu beanſpruchen, daß die Welt ihnen Glauben ſchenke.

Wer es unternehmen wollte, ſich aus dem „Buche der Lieder“ die weltliche Erſcheinung des Sängers zu ſchaffen, würde zu einer Geſtalt gelangen, wie ſie grotesker nicht erdacht werden kann. Ähnlich dem Lateiner Horaz, gleich dieſem klein, fett, lüſtern und ſpöttiſch — hat auch Heinrich Heine ſein ganzes Leben lang nichts anderes als ein „luſtiges Schweinchen“ ſein wollen, obwohl er mit weiſer Rückſicht auf die veränderte Zeitlage, im Gegenſatze zu dem römiſchen Klugkoſer, nicht die Lebensfreude, ſondern den Seelenſchmerz zu ſeinem Brotſtudium machte:

Den Gärtner ernährt ſein Spaten,
Den Bettler ſein lahmes Bein,
Den Wechsler ſeine Dukaten,
Mich meine — Liebespein.

Ich ſchrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der — nie traf;
Er iſt bei Hoffmann und Kampe
Erſchienen in Kleinoktav!

Nicht daß dieſer berufsmäßige Sänger der „Liebespein“ ſich dem Genuſſe in ſeinen Liedern ganz abhold gezeigt hätte — aber dieſer letztere wird ſo gut wie ertränkt in den immerwährend ſtürzenden Thränenbächen, mit welchen der natürliche Sohn des Marſyas und der wollüſtigen Iſraela dem Anſcheine nach die Sünden ſeines vorwitzigen Vaters zu büßen trachtet. Wir ſind wahrlich eine empfindſame Nation, und doch! nicht in hundert Jahren brächten es ſämtliche Männer Deutſchlands dahin, ſo viel an ſalzigem Naß zu verſchwenden, wie dieſes Kind des geſchundenen Pfeifers in einem einzigen Büchlein Lieder. Während ſo der gereizte Apollo unabläſſig ſeinen Bogen zu ſpannen ſcheint, um das Vergehen des dreiſten Nebenbuhlers noch in deſſen Samen zu rächen, iſt „Mütterchens Frohnatur“ derart wirkſam in dem kleinen Liebling, daß derſelbe bei ſeinem heftigſten Weh noch immer ſchmunzeln kann. Schmunzelnd zu weinen — das iſt Heineſche Kunſt. Ein jeder, der das „Buch der Lieder“ durchblättert, wird vor der Maſſenhaftigkeit ohnegleichen erſtaunen, in der hier die Liebe verarbeitet wurde. Der echte Liederdichter ſchöpft nie anders als aus der Gelegenheit, und die Liebe als echtes Gefühl bedeutet Dauer. Wollte man daher bei Heinrich Heine nach den Gründen dieſer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit forſchen, ſo käme man dahin, anzunehmen, daß derſelbe die Geliebte wie ein Hemd vom Tage zur Nacht gewechſelt habe. Damit wäre denn auch erklärt, wieſo dieſer Sänger ſeine gelungenſten Eingebungen nicht von der Liebe, ſondern von dem Geſchlechtstriebe empfing: denn die Ruhe in der Geliebten zeugt für gewöhnlich keine Lieder. Und in der That wird man Heine dort am eheſten einen Dichter nennen dürfen, wo er aus den Verzückungen der Wolluſt heraus ſeine Leier zu Lobgeſängen auf die Geilheit ſtimmt: ſolche Gedichte haben und geben Stimmung.

Wunderlich genug und dennoch wahr! niemals in ſeinem Leben hat dieſes „Kind der Liebe“ die Tiefe auch nur einer Leidenſchaft ermeſſen, auch nicht einmal jener, die ihm ſelbſt zum Daſein verhalf. In ſeiner glücklichſten Zeit hat er begehrt und genoſſen — das letztere zuweilen auch nicht: ſo begann er ſich in Vers und Reim zu verſuchen. Das Spiel geriet; und fortan iſt der ſchmachtende Jüngling von der ererbten Eitelkeit wie beſeſſen, ſich der Geſellſchaft im weiteſten Sinne von allen Seiten und in den berückendſten Stellungen zu zeigen. Glatte Worte

und ein behender Witz scheinen dem dreisten Emporkömmling ein genügender Geleitbrief zu dem höchsten Wagnis: und so zögert er denn auch nicht, sich an dem Fuße des Parnassos zu lagern, im Vollgefühle seiner Mängel, aber mit dem unnachgiebigen Willen, die ungefüge Natur durch erfolgreiche Kunstmittel zu dressieren und zu — steigen. Da seine starke Seele noch jeder Leidenschaft widerstand, so sieht er sich genötigt, den Verlust an lebendigem Gefühl durch ein eingebildetes Wesen zu ersetzen; und damit die Täuschung vollkommen würde und zum wenigsten keine Äußerlichkeit den untergeschobenen Balg verriete, zwingt er in sicherster Berechnung dem durchaus künstlichen Geschöpfe die rührende Geberde der Kindlichkeit auf. Je naiver, desto sicherer vor jeder Entdeckung! Das Gemüt des Sängers so gut wie der Inhalt seiner Gedichte wissen von gar keiner Gemeinschaft mit der ergreifenden Treuherzigkeit der volkstümlichen Dichtung zu berichten, aber in der abgelernten Gangart der letzteren möchten zum wenigsten immer Auge und Ohr beteuern, die ungekünstelten Bewegungen der Natur selbst wahrgenommen zu haben: die gelungene Frucht des wunderreichsten Nachahmungstriebes! Nachdem so die Sinne geblendet waren, verblieb dem geriebenen Rechenmeister noch als letzte Aufgabe, auch die Seele zu täuschen: und indem er sich zu diesem Zwecke die Maske des Leidens über den Kopf stülpte, war er des Erfolges nicht nur bei sich, sondern auch bei den Menschen sicher. Zweifellos, daß dieser Tausendkünstler auch sich selbst am unwiderstehlichsten erschien, sobald er sein geliebtes Antlitz vor dem Spiegel in leidende Falten legte — was ihn aber vornehmlich für diese Mummerei gewann, war die kaltblütige Rechnung auf den Beifall aller schwärmerischen Gemüter. Eingedenk des Erfahrungssatzes, daß die Menge ein- für allemal hinter einer „wahren Leidensmiene" die erlebnisreichste Vergangenheit einer großen Seele wittert, und insbesondere die mitempfindende Frauenwelt nichts herzbetörenderes erblicken kann als die schmerzdurchwühlte Miene eines geheimnisvollen Männerkopfes — so litt er infolgedessen unaufhörlich. Man wird nahezu verführt, noch nach einem anderen seiner Ahnen bei unseren alten Griechen zu suchen, so proteusartig ist die Wandlungsfähigkeit, vermöge deren dieser Sänger unter tausenderlei Gestalten des Himmels, der Hölle, der Erde, kurzweg der ganzen belebten Natur — Gott und den Menschen seine „unsägliche" Liebe gleichwohl klagt. Ob er den zartesten Trieben gehorsam zu den süßen Herzchen durch die Blume spricht und mit Stern und Vögelein um die Wette schimmert und zwitschert, oder einem wilden Gelüste folgend hyänengleich die stillen Gräber nach geliebten Knochen durchstöbert: allerwegen ist er

unſäglich verliebt, allerwegen unſäglich betrübt und ſelbſt als Witzbold noch immer — melancholiſch. Was Wunder! daß vor dieſer unerſchöpflichen Melancholie ſich zuguterletzt die Widerſtandsfähigkeit zum mindeſten eines jeden Frauenherzens erſchöpfte. Und eigen genug! ihm, der zeitlebens nur der Komödiant eines ſeeliſchen Leids war und alle nur möglichen Grimaſſen des Weltſchmerzes wieder und wieder durchprobierte, zwingt endlich ein dankbares Schickſal ein wirkliches, großes, körperliches Leiden auf und ermöglicht ihm ſo noch am Ende ſeines Lebens die lang getragene Maske abzulegen, ohne jedoch damit ſeinem frei erwählten Berufe untreu werden zu müſſen.

Gerade an einem ſo leuchtenden Beiſpiele, wie es Heinrich Heine bietet, laſſen ſich vielleicht ſchwer, dafür aber auch um ſo überzeugender die Gründe nachweiſen, wie jemand in der eigenen und ganz beſonders in anderer Leute Schätzung zu einem Dichteranſehen gelangen kann, ohne jedoch je ein Dichter geweſen zu ſein. Man leſe ſeine Gedichte und fühle ihnen nach, und vor den Augen der Seele wird ſich eine Wüſte aufthun, welche an Stelle fruchtreicher Oaſen die ſchmachtende Empfindung mit Luftgebilden narrt.

Den naiven Klang des Wortes hat dieſer Sänger nur in der Friſche ſeines Vermögens täuſchend zu entlehnen verſtanden; je älter er ward, deſto liederlicher und frecher wurde der Ton, deſto lodderiger die Maße des geſchändeten Volksliedes, mit denen ſein erheucheltes Gefühl am liebſten ſpielte. Während der leidenſchaftlich bewegte Sinn jeden Wechſel auch äußerlich im Takte zu markieren ſtrebt, hat die Heineſche Muſe mit Vorliebe ihre Bewegungen dem Kindlichen nachgemodelt und trippelt, wo ſie ſchreiten ſollte; und gerade in dieſem Widerſpruche zwiſchen Inhalt und Geberde und in der Einförmigkeit des Ganges, der ihr ſo außerordentlich behagt, verrät ſich der aufmerkſamen Betrachtung zu allererſt ihr angenommenes Weſen und die Abweſenheit jeder Natürlichkeit.

Wenn es wahr iſt, daß den echten Dichter nur die Leidenſchaft macht, und daß dieſe erzeugeriſche Kraft ſich einzig dort beweiskräftig ankündigt, wenn über das dichteriſche Wort je in dem Gemüte des Zuhörers oder Leſers das volle und klare Bewußtſein genau derſelben Stimmung hereinbricht, aus welcher heraus das Lied ſelbſt geſungen wurde; wenn dieſes wahr iſt — und es iſt an dem — ſo iſt auch Heinrich Heine kein Dichter, denn beinahe alle ſeine Gedichte ſind ſtimmungsleer; und darum hat an ihnen auch nicht die Empfindung, ſondern der Witz gearbeitet. Bei jedem rein empfundenen Liede muß man fühlen und zugleich mit eins und ohne Grübelei wiſſen, was man fühlt. Die Leiden-

ſchaft iſt in ihrem Ausdrucke ſtets licht wie die Sonne, und ſo auch die Stimmung, die ſie erzeugt: wogegen die Empfindelei, die nur künſtlich vermittelſt des Verſtandes nachſchaffen, aber nicht aus der Fülle des Lebens erſchaffen kann, mühſam allerlei Züge einzeln zu einem Gemälde zuſammenträgt, welches einmal zufällig gelingen mag, tauſendmal aber mißlingt, und wenn mißlungen, in den Linien verworren, in der Farbe nebelhaft und als Ganzes ohne Leuchtkraft iſt. Wem nicht das leidenſchaftlichſte Gefühl die Seele durchglüht, wird einen jeden Verſuch, die mangelnde Empfindung gleichwohl dichteriſch zu geſtalten, für gewöhnlich mit Aberwitz und Karikatur beſchließen.

Der leidenſchaftlich bewegte Menſch wird als Dichter ausſchließlich die Sprache des eigenen Herzens ſprechen und notgedrungen vor allem das Verhältnis ſeines Innern zu der ihn umgebenden Welt, auf dem Qual und Seligkeit für ihn beruht, deuten müſſen; ganz anders der Empfindſame. Indem dieſer nichts oder doch nur wenig Eigenes auszuſagen hat, wird er in ſeiner eitlen Sucht, gleichwohl für mehr, als er iſt, genommen zu werden, ſich allerlei niedliche Beziehungen der Außendinge zu einander erdenken, und da er ſelbſt nicht lieben kann, wenigſtens dieſe ſich lieben laſſen:

Die ſchlanke Waſſerlilie
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh —

Das „lichte Weh“ iſt nicht ſchlecht; und wie die Lilie „träumend emporſchaut“ faſt ebenſo gut.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den armen blaſſen Geſell'n —

neckiſch, ſüß und blöde!

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond, der iſt ihr Buhle,
Er weckt ſie mit ſeinem Licht,
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

So weit läßt man sich die Sache gefallen. Die Liebschaft des Mondes und der Lotosblume ist zwar von gesuchter Kindlichkeit, aber im ganzen sinnig gedeutet. Kaum jedoch hat sich diese „fromme Blume“ entschleiert, als sie sich auch schon gebärden muß, als wäre der Teufel in sie gefahren:

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh!
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Es ist nur gut, daß es eine Blume ist, die vor Liebe und Weh „duftet“! Wahrscheinlich muß sie dies, um ihren Gefühlen — da sie trotz aller Fratzen, die sie im übrigen der Menschenart nachgeäfft hat, sprachlos bleibt, doch in irgend einer Weise freien Lauf zu lassen. Aus dem Veitstanze dieses mondsüchtigen Gewächses ist unter den Zauberklängen Robert Schumanns der erste, schmerzlich süße Liebesrausch einer keuschen Mädchenseele geworden — so wird Wort und Unsinn mitleidig vom Meer der Töne verschlungen.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'!
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ein zärtliches Verhältnis mehr! und dies zwischen Dingen, die sich in keiner Weise nahe zu kommen vermögen. Es ist in jedem Falle ein kindisches Spiel! Wollte man aber auch solche Dinge als eine Art Allegorie menschlicher Beziehungen aufeinander gelten lassen, so müßte man doch zum wenigsten verlangen, daß die Neigung, in der gegenseitig Palme und Fichte, Spiegel und Wasserflasche, Laubfrosch und Katze erglühen, ein sinngemäßes Widerspiel in dem wirklichen Leben des Menschen erfahre: denn nur so erst wäre ein schwächliches, weil lediglich durch den Verstand vermitteltes Mitgefühl möglich. Man mag also angesichts dieser sinnbildlichen Liebe, zu der Palme und Fichtenbaum herhalten müssen, die Sehnsucht zweier Herzen verstehen, die für einander entbrennen und sich doch nie angehören können; man mag sich, um ganz im Bilde zu bleiben, noch des weiteren dazu denken, daß es Menschenseelen gibt, die immerwährend nur einem Ideale bloßer Träume nachschwärmen, in dem

dieſelben das Maß ihrer Natur allein wieder zu finden vermeinen — wo wäre aber ein ſolches natürliches Gleichmaß an Fichte und Palme zu entdecken? Davon abgeſehen, erſchauert man in Liebe nur noch nach dem Bekannten; und das zarte Seelengeſpinſt zwiſchen den beiden Bäumen dürfte nur demjenigen ganz erſichtlich geworden ſein, der ſelbſt ſchon einmal als Eskimo in träumendem Liebesdrange die einſam trauernde Hottentottin umfing.

Das wäre die Empfindelei in Gleichniſſen; ſie iſt nicht minder gelungen ohne die letzteren.

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lüfte ſie wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au,
Und funkeln und glitzern im Morgentau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau;
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an das tote Liebchen ſchmiegen —

was der Schelm nicht alles zu erzählen weiß! kein wahres Wort daran! Wer in das Grab will, dem hat die Welt längſt aufgehört, ſchön zu erſcheinen: von all der geſchilderten Pracht ſieht und empfindet er nichts mehr. Heinrich hätte Hamlet fragen ſollen!

„Und mich an das tote Liebchen ſchmiegen" —

den Teufel! die ſinnliche Geberde iſt in dieſem Falle ekelhaft. Doch laſſe man's hingehen! Heinrich beſſert ſich.

Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirſt liegen,
Dann will ich ſteigen zu dir hinab,
Und will mich an dich ſchmiegen.

Ich küſſe, umſchlinge und preſſe dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild —

man wird die milden Thränen eines derartig wilden Mannes nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe fließen ſehen! Denn da das Genie immer Recht haben ſoll, ſo iſt dieſes Naturereignis eine würdige Vorbereitung darauf, daß der glühende Krater auch noch einmal eine kalte Lava ſpeit —

Ich werde ſelber zur Leiche.

Die Todten ſteh'n auf, die Mitternacht ruft —

es wäre ſchicklicher für die Toten geweſen, erſt nach dem Rufe aufzuſtehen!

Sie tanzen im luſtigen Schwarme;
Wir beide liegen in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme —

das wird kaum angehen! Die Geiſterpflicht iſt ſtärker als die Faulheit; ihr müßt beide heraus!

Die Toten ſteh'n auf, der Tag des Gerichts
Ruft ſie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide kümmern uns um nichts —

du freuſt dich umſonſt, guter Heinrich, das widerſpricht allen verbürgten Überlieferungen —

Und bleiben umſchlungen liegen.

In dieſem überaus ſinn- und geſchmackvollen Liedchen ſollte ohne Frage die Inbrunſt einer wahren Liebe gemalt werden, die über Tod und Ewigkeit, wie überhaupt über jegliche Macht der Welt triumphiert — und zu dieſem Zwecke tauchte der Künſtler ſeinen Pinſel in die gräßliche Brunſt des Leichenſchänders. Wiederum iſt es das ſcheußliche Gemengſel von ſinnlicher Gier und Leichenduft, vor dem die Einbildungskraft wie vor ſichtbaren Eiterbeulen erſchaudert — und man hat dieſen Sänger einen Liebling der Grazien genannt! An ſolchen Gedichten ganz beſonders iſt es erkennbar, aus wie leerem Innern Heine ſeine Welten ſchuf; und wie ſtumpf ſein dichteriſches Auge war, das ihn dieſe widerlichſten Zerrbilder eines ausſchweifenden Witzes nicht in ihrer wahren Geſtalt erkennen ließ: ſo erſtanden ſie als eine kalte Grübelei, die weder von der Leidenſchaft noch von der Phantaſie irgendwelchen Segen empfing.

Lehn' deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zuſammen!
Und an mein Herz drück' feſt dein Herz,
Dann ſchlagen zuſammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unſeren Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umſchließt:
Sterb' ich vor Liebesſehnen.

Wer nur dahinter käme — warum das verliebte Pärchen alle Schleuſen ſeiner gangesartigen Thränenflut aufzieht? um das große Feuer zu löſchen? Wer nur dahinter käme — warum die beiden ſich ſo innig-feſt und ganz beſonders er die Geliebte ſo „gewaltig" umſchließt? um ſeine Liebe zu ſtillen? Gott bewahre! er zum wenigſten ſtirbt darüber. Und

die Todesart? Liebesehnen! Wer nur dahinter käme! Adolf Jensen hat zu dem Verse:

Lehn' deine Wang' an meine Wang' —

das Lied einer weltvergessenen Liebesverzückung in Tönen von berückendster Magie gedichtet: so singen wir es jetzt, so hören wir es singen, und über der Allgewalt des elementaren Klanges vergessen wir alle insgesamt das farbenschreierische Gemälde einer Jahrmarktsbude und die bombastische Albernheit des Sinnes.

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all' mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,
Kommt's über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

In einem Wiener Gassenhauer wiederholt sich Strophe für Strophe der Vers:

Sehn 'S, das rührt mi, da muß i wainen.

Der Sänger hat allerlei Gründe für seine Rührung — wunderliche! es ist wahr, aber man sieht doch: wie und warum? Hier rührt es ihn, wenn ein Grenadier von Weib ein schwächliches, drei Käse hohes Schneiderlein heiratet; ein andermal, wenn er an der Seite eines neuvermählten, liebesseligen Paares die „Schwiegermutter" im Wagen erblickt: „sehn 'S, das rührt mi." Warum aber muß unser Heinrich weinen, sobald die Geliebte ihm — nach all den vorausgegangenen, so beseligenden Zärtlichkeiten übrigens höchst überflüssig, noch gesteht, daß sie ihn liebe? hat sie ihm vielleicht zugleich mit dem Geständnisse die noch unbezahlte Rechnung der Putzmacherin in die Hand gedrückt? Sehn 'S, das rührt mi, da muß i wainen!

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Ein vortreffliches Mittel, dieses Liedchen nämlich, für alle Männer, die noch vor dem bindenden Schlusse hinter die Sinnesart der Auserkorenen

kommen möchten. Man lege es der Dame ſeines Herzens zur gnädigen Meinungsäußerung vor. Sagt ſie: ach wie dumm! ſo greife man mit beiden Händen zu, man bekommt eine tüchtige Natur ins Haus; ſieht man hingegen die Jungfrau darnach mit „verſchämten Wangen" vor ſich ſtehen, gleich als erwarte ſie jeden Augenblick, daß ſich Hände über ihrem Haupte falten werden, ſo mag man ſicher ſein: ſie braucht mehr als ein Gebet: nicht um ſchön, hold und rein zu bleiben — du lieber Himmel nein! um nur überhaupt erſt ſo zu werden. Alte wie junge, verſchrobene Geſchöpfchen haben von jeher für dieſes Erzeugnis der platteſten Gefühlsſeligkeit eine unbegrenzte Schwärmerei gehegt, aber darum werden ſchlimme Sachen noch nicht beſſer. Es iſt durchaus unmöglich, daß ein adeliger Sinn — denn ein anderer bliebe in dieſem Falle ſo wie ſo unberührt — beim Anblick einer ſchönen Unſchuld je wehmütig für dieſe ſelbſt geſtimmt werden könnte, oder der Menſch müßte eben erſt einem Haufen Loretten entſprungen ſein! und ſogar dann dürfte ihm ſo etwas ſchwerlich beifallen. So verwüſtet auch immer das Innere eines ſolchen ſein möchte: angeſichts einer wirklich reinen Natur — und lediglich um eine derartige ſoll es ſich hier handeln — kann ihn, wofern er überhaupt noch empfindet, nur Freude und Entzücken überkommen, und nie im Leben Furcht, daß es je anders mit ihr werden könnte: aus dem Grunde, weil alles Wahre unſterblich iſt. Den etwaigen Fall und Schmutz dabei in Betracht zu ziehen, dürfte ausnahmslos nur der Gemeinheit gelingen. Wem das Freudenhaus die Welt iſt, wohl! der mag beten: laß ſie nicht zu einer ſolchen werden wie jene dort. Das fixe Kerlchen wollte ſich auch einmal im Gebete verſuchen und die —. Grimaſſe war fertig.

Der Beiſpiele ſeien vorderhand genug! Dieſelben ſind aufs Geradewohl der Fülle gleichwertiger entnommen, wie ſie zumeiſt als duftigſte Blüten die „Blumenleſen" deutſcher Dichtung ſchmücken. Als Gegenſtand unſerer Betrachtung haben alſo nicht die ſchlechteſten Erzeugniſſe der Heineſchen Kunſt gedient, ſondern ganz im Gegenteil ſolche, welche die allgemeine Schätzung als ſeine herrlichſten bezeichnet. Wie muß es erſt mit jenen beſtellt ſein, die auch in dem Urteile der Welt als elend gelten?

Die Muſe Heines iſt einer herzloſen, gefallſüchtigen und berechnenden Kokette zu vergleichen, die eine glänzende Partie zu machen gewillt iſt und dieſerhalb, um die Männerwelt ſamt und ſonders zu betören, ihr biegſames, weiches und doch tönendes Organ mit großem Geſchick auf alle jene Laute der Empfindung ſtimmt, die ſie bisher von anderen ſchon vernommen hatte. Und es iſt ihr geglückt! ſie hat ſich wirklich einen Mann eingefangen, der immerhin ſchön, ſtattlich, und keineswegs bloßer

Gimpel ist. Wie es bei solchen Ehen dann geht: selbst der Verliebteste merkt es mit der Zeit, was er sich da eingeheimst hat und spürt es von Tag zu Tag mehr. Wenn gleichwohl diese alternde Kirke mit ihren bemalten Wangen und gefälschten Liebestränken — nicht den ganzen, so doch noch immer einen beträchtlichen Teil ihres alten Zaubers sich bewahrt — worin ist die Erklärung für diese befremdende Erscheinung zu suchen?

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern —

das ist das dichterische Dogma der Gesellschaft im großen, denn dieselbe empfindelt nur: der ihr gemäße Ausdruck ist daher eine Mischung von gepfeffertem Sinnenreiz und nebelhafter Schwärmerei; während die Leidenschaft jede seelische Bewegung bei kräftigster Sinnlichkeit in ganz bestimmte, scharfumrissene, klare Gedanken ausprägt. Daß der Heineschen Muse jenes süßtönende Wort, dem „Gedanken fern steh'n" in ganz ungewöhnlichem Maße zu eigen ist, haben die schon gelieferten Proben zur Genüge bewiesen. Es gehört aber zu der Eigenheit solch' schwärmender Naturen, die ihrer Bestimmung getreu immer nur die Oberfläche aller Dinge streifen, daß sie sich gerade deshalb einbilden müssen, recht viel von Geist zu besitzen — und die pikanteste Würze, welche der „Büchler" über seine Lieder streut, ist die Verklärung alles sogenannten geistreichen Wesens zu der Höhe des weltbekannten Judenwitzes. Man weiß, daß dieser letztere sich auf schwerfälligere Wesen gewöhnlich in dem Reize zu äußern pflegt: lachen zu müssen, wo sie am liebsten schlagen möchten — die Ärmsten sind eben so ganz ohne Geist. Dafür weidet sich die Judenschaft, die immer witzig und schwärmerisch ist, sobald sie sich zu fühlen anschickt schwelgerisch an der seelenverwandten Art; und Israel, mächtig allerorten, ist besonders groß in Germania. Schon jetzt, wenn das jüdische Deutschland die „besten Namen nennt", tritt Heinrich Heine seinem Vordermanne Schiller beinahe die Hacken ab; und es mag für sicher gelten, daß der kleine Jude, noch ehe Jahrzehnte in die Welt gegangen sind, mit seinen „langen Fortschrittsbeinen" den noch größeren Freund des letzteren überholt haben wird. Alles in der Welt ist ja, wie man weiß, dem „Schicksal" unterworfen: auch der Thronsessel in der Götterburg. Und kommen wird einst der Tag, an welchem auf das Geheiß einer jüdischen Moira unser Sänger der Liebespein den Augenblick abpaßt, um sich an Stelle des Olympiers zu setzen.*)

*) Schon für das nächste Jahr soll ein Heine-Jahrbuch unter der Leitung des verdienstvollen Heineforschers Ernst Elster in Aussicht genommen sein, da es die drei

Für die Verbreitung des Heineſchen Namens iſt es immer von wirkſamſter Bedeutung geweſen, daß die Meiſter einer ſchweſterlichen Kunſt die glitzernde, aber inhaltsarme Schale ſolcher Liedchen für würdig erachteten, um in dieſe die ganze Dämonie ihrer übervollen Herzen zu ergießen. Die Muſik iſt eine ſo ſelbſtherrliche Erſcheinung, daß ſie zu ihrem Verſtändniſſe des Wortes gar nicht bedarf; nur im Geſange kann ſie desſelben nicht entraten: doch auch hier legt ſie lediglich unter, aber folgt ihm nicht. Sobald dieſelbe einmal den Ton der Empfindung beſtimmt hat, muß ſie die Melodie, wofern ſie Kunſt bedeuten ſoll, nach ganz eigenen Geſetzen und in einheitlich geſchloſſener Stimmung entwickeln. Als völlig gelungen muß ſowohl das geſprochene wie das geſungene Lied ein einziges, klar beſtimmtes, in ſich harmoniſches Gefühl zum Ausdruck bringen. Es möchte ſelbſtverſtändlich erſcheinen, daß demnach gerade die Erzeugniſſe des größten dichteriſchen Genies den Muſiker am eheſten dazu verführen müßten, dieſelben mit ſeinen Tönen zu verweben — und in der That! ſtünden beide bezüglich ihrer Kunſt auf gleicher Höhe, ſo würde ſich zum erſtenmal Wort und Ton vollkommen decken. Aber träfe es ſich auch, daß ſich dieſelben in der Darſtellungskraft ganz begegneten, ſo iſt es doch ſchwerlich anzunehmen, daß zwei Künſtler ſich in ihrer ſeeliſchen Verfaſſung je bis zur Einheit näherten: und die verlockende Ausſicht wird zu einer Aufgabe zum verzweifeln. Denn ſoll es dem Tonkünſtler ohne Fehl gelingen, ſo müßte ihn nicht bloß dieſelbe Empfindung, ſondern dieſe ihn auch in genau derſelben Stärke und Schönheit wie den Dichter bewegen. Daher kommt es, daß die herrlichſten, liederartigen Blüten der Poeſie ſich dem Muſiker inſofern abhold zeigen, als derſelbe ſie in ſeinem Werke vollauf nie erreichen kann. An den Goetheſchen Gedichten ſind ſelbſt die gelungenſten Verſuche geſcheitert. Es wird immer unmöglich bleiben, zu Worten wie:

Über allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch —

anderen, wie man ſagt, Dante, Shakeſpeare und Goethe — gar nicht länger mehr ohne den „Liebling" aushalten können.

die gleichwertige Melodie zu finden. Häufig ſind die Geſänge herrlich, zuweilen ſogar bezaubernd, im Vergleiche aber faſt immer etwas anderes und darum niemals — gleich ſchön. Es würde ſich ähnlich umgekehrt verhalten, wollte der Dichter zu einer freigeſchaffenen Melodie Worte nachträglich unterlegen. Dem Triumphe der Tonkunſt iſt darum am beſten gedient, wenn ſich dieſer der Text ſo unſelbſtändig wie möglich mit nur ungefährer Deutung anſchmiegt: je ſchattenhafter hier der Hinweis, deſto rückſichtsloſer kann ſich die Leidenſchaft jener geberden, und wird, wenn ſie auch zuguterletzt mehr, beſſeres und anderes ausſagte als der Versler verzeichnete, nur damit berichtigt und ausgeführt haben, was der letztere beabſichtigte und verfehlte. Solchen Bedürfniſſen der Alleingewalt kommt das Heineſche Lied mit ſeinem Gefühlsdunkel in bereitwilligſter Weiſe entgegen.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder —

was rührte ſie? der Sonnenuntergang?

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie geſunken —

für die Verhältniſſe zu ſehr à la cour de Louis quinze!

Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen.
Mich hat das unglückſelige Weib —

warum unglückſelig?

Vergiftet mit ihren Thränen —

warum ſich verzehren, warum ſterben, da das „liebevolle" Weib doch in der Nähe iſt? Was geht da überhaupt vor? Das ſind alles Fragen, auf die ein Windbeutel freilich keine Antwort zu geben braucht: dafür aber hat auch niemand anders nötig, daraus klug zu werden. Aus dieſer

Welt ſchattenhafter und widerſpruchsvoller Erſcheinungen hat ſich Franz Schubert zum Grundtone eines gelegentlichen Schöpfungsdranges das Verslein:

Die Seele ſtirbt vor Sehnen —

erleſen und darüber — gleichgültig gegen alles andere — ſofort mit den erſten, langgedehnten Akkorden ſeines Geſanges das Hohelied der ungeſtillten Sehnſucht begonnen und ausgeſungen. Je unbeſtimmbarer und bedeutungsleerer der Empfindungsgehalt eines Gedichtes iſt, deſto beſtimmter ſchaltet auf das Ungefähre hin nach eigenem Ermeſſen die Muſik: ſo iſt das „Buch der Lieder" mit der Zeit zu einer Schatzgrube der Tonkünſtler geworden, und ſo erklärt es ſich auch zugleich, wie die ganze muſikaliſche Welt zum wenigſten in ihrer Erinnerung an Heine gänzlich unter dem Banne jener ſeelenvollen Tonweſen ſteht, zu denen größere Meiſter denn er ſeine ſeelenloſen Wortgebilde belebten: man preiſt den Dichter und iſt in Gedanken eigentlich bei der Muſik. Jedoch volkstümlich iſt Heinrich Heine deswegen noch nicht geworden und wird es auch nie werden, aber er iſt dafür populär: populär in dem Sinne des litterariſchen Mobs, der von jeher für ſeine Zeit in der Geſellſchaft die Mode beſtimmte. Dem Geiſte, dem man gleicht, fühlt man ſich leichtbegreiflich auch ſtets am nächſten; und dieſer Sänger der Empfindelei iſt in der That inmitten des reimenden Pöbels nur ein primus inter pares. Darum, wenn jemand, ſo hat er eine Dichterſchule gegründet, und die Nachkommen Heines haben die Prophezeiung für ſich, zahlreich wie der Sand am Meere zu werden — was ihnen um ſo leichter gelingen dürfte, als ſie gleich ihm nicht ſelbſt zu zeugen, ſondern bloß ſolche „Geberden" abzugucken brauchen, die eben ein jeder „ſpielen" kann. Auch er hat es ihnen nur vorgemacht, indem er den Stil der Nachahmung fixierte:

Sie gab mir vor ihrem Tode
Ein blaſſes, blaues Band,
Es liegt in meiner Kommode
In der Schublade linker Hand —

wer würde da aufſtehen und behaupten, daß dies kein echter Heine iſt? aber Ludwig Robert war es, der es dem erfolgeiteln „Dichter" gelegentlich aus dem Stegreife zu Gemüte führte, wie leicht es doch im Grund ſei, ſich als durchtriebener Strick, bei einiger Fixigkeit im Geſichterſchneiden, die Unſterblichkeit in einer anrüchigen Welt zu erringen.

Es wäre nun freilich ganz gegen die Wahrheit, wollte man be-

haupten, daß neben der platten Witzelei und den Schöpfungen einer verlogenen und jeden Sinnes baren Gefühlsseligkeit nicht auch Gedichte von echtem Gefühl und großer Schönheit stünden. Gewiß! solche sind da. In der „Wallfahrt nach Kevlaar" wird man sogar nicht ohne Staunen ein Muster der Vollkommenheit betrachten können, wie man es bei dem bloß nachahmenden Kunstgewerbe nur in seltenen Fällen wiederfindet. Bringt man aber von den Beispielen einer ungekünstelten Natur alle jene wiederum in Abzug, die der volkstümlichen Dichtung nach Inhalt wie Form mit seltener Gewandtheit entlehnt wurden, so bleibt nur übrig, was auch einem jeden anderen bei glücklicher Herrschaft über die Sprache, unter der Gunst des Augenblicks und in jugendfrischer Zeit gelingen muß: selbst das blinde Huhn findet zuweilen ein Korn. Jährlich werden ganze Dutzend solcher Lieder erzeugt, und gehen verloren, weil sie nicht die träge Masse hinter sich haben, die sie hält.

Heinrich Heine ist kein Dichter der Liebe — wie ihm die Welt der Leidenschaften überhaupt verschlossen blieb — er ist im wahren Sinne des Wortes nur der „Berichterstatter der Liebelei", und als solcher ebenso häufig gefühlsselig wie schäkernd, oftmals schmutzig und ab und zu schlechthin ekelhaft. So fast immer nur tändelnd, muß er es endlich selbstverständlich erzwingen, daß ein tieferes Gemüt ihn überhaupt nie mehr ernsthaft nimmt und mit gutem Recht jede nähere Gemeinschaft mit ihm ablehnt. Wie selten, daß ein Wort von ihm leuchtend unsere Seele berührt! wie oft dagegen, daß die quälerische Ahnung, genarrt zu werden, jede Gefühlsregung in uns erstickt und statt der Empfindung nur die Grübelei über den gewollten oder ungewollten Sinn oder Unsinn der Rede wachruft. Die wahre Poesie aber verabscheut jede Klügelei und verlangt als einzig gültigen Tribut das Mitgefühl; und gleich der erste Laut, der ihr von den Lippen dringt, muß und wird die aufhorchenden Herzen aller ohne Verstandeszwang in unzerreißbare Bande schlagen. Das ist die Beglaubigung ihrer Echtheit. So vorbereitet höre man, wenn Adalbert von Chamisso singt:

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor —

wer wollte hier noch grübeln? er müßte weniger als Menſch ſein, der dieſe allgemeingültige Empfindung nicht kennete; ähnlich beredſam, nur in männlicherem Drange gehalten iſt das Lied Emanuel [illegible]:

O ſchneller mein Roß, mit Haſt! mit Haſt!
Wie ſäumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald meine ſelige Laſt,
Mein ſüßes Geheimnis zu tragen — —

O könnt' ich ſteigen mit Jubelſchall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den roſigen Himmeln all
Mein Glück, mein Glück verkünden — —

So wiſſ' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wißt es, ihr Buchen im Grunde:
Sie iſt mein, ſie iſt mein! es brennt ihr Kuß
Auf meinem ſeligen Munde.

Oder man gebe acht, wie Ferdinand Freiligrath die Ruhe in der Geliebten feiert:

So laß mich ſitzen ohne Ende,
So laß mich ſitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunkner Luſt;
Laß mich das Auge ſelig ſchließen
In deinem Arm, an deiner Bruſt — —

In unſrer Liebe Nacht verſunken,
Sind wir entfloh'n aus Raum und Zeit:
Wir ruh'n und träumen, wir ſind trunken
In ſeliger Verſchollenheit!

Man verſuche einmal die Stimmungsgewalt dieſer drei Proben an den Heineſchen Liedern; dieſelbe wird nirgends, auch nicht an einer Stelle bei dieſen ihr Echo finden. Aber wie und was jene drei geſungen, das allein iſt Liebe, iſt Leidenſchaft — beider Sprache und natürlicher Gang: von der erſten bis zur letzten Silbe ein übermächtiges, jedes menſchliche Herz mit ſich fortreißendes Gefühl — als ſolches in der Seele ſelbſt entſprungen und in nichts verſtandesmäßig erklügelt und weil ſo, nur darum einzigſte Poeſie. Dazu vernehme man denn als ſatiriſches Nachſpiel:

Daß du mich liebſt, das wußt' ich,
Ich hatt' es längſt entdeckt;

Doch als du mir's geſtanden,
Hat es mich tief erſchreckt.*)

Ich ſtieg wohl auf die Berge
Und jubelte und ſang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang —

ein Schreck, der ſich in der That ſehen läßt! und ſich dabei Strapazen zumutet, wie ſie ſonſt als Wirkung eigentlich nicht üblich ſind.

Mein Herz iſt wie die Sonne,
So flammend anzuſeh'n,
Und in ein Meer von Liebe
Verſinkt es groß und ſchön.

Es unterliegt ja ſicherlich keinem Zweifel, daß es Weſen von äußerlich menſchlicher Bildung geben wird, welche auch in dieſe Reimerei wie in ein Meer von Poeſie „groß und ſchön" verſinken: für diejenigen aber, die auch innerlich etwas vom Menſchen abbekommen haben, kann ſich in einem ſolchen Gefaſel doch nichts anderes als ein geckenhaft verblödeter Sinn offenbaren, der unabläſſig bemüht erſcheint alles, Hohes und Niederes in der Welt, zu ſeiner unſterblich eitlen Selbſtbeſpiegelung zu mißbrauchen. Nicht, daß der Versmacher hier an unrechter Stelle erſchrickt und auch ſchon wieder einmal flennt, iſt das lächerlichſte daran — manche Menſchen können vielleicht nicht anders als auf dem Kopfe ſtehen, wo andere Leute auf ihren Füßen bleiben: aber daß der vollendete Geck ganze Tagemärſche macht, nur um über ſeinem wirklichen, kleinen, albernen, saftleeren Herzen ein großes, blutiges zu malen und dieſe knallrote Pinſelei auf weißer Weſte mit der Flamme der untergehenden Sonne wetteifern zu laſſen: das iſt ſchon untermenſchlich, das iſt Äfferei.

Allen dieſen dichteriſchen Späßen der Empfindſamkeit gegenüber gewährt es einen Troſt zu wiſſen, daß ihre Fähigkeit zu täuſchen an dem unverfälſchten Gefühle des naiven Menſchen ihre Schranke findet. Ohne ſich erſt Rechenſchaft darüber zu geben, wird ein ſolcher jede Empfindelei ohne weiteres von ſich weiſen, weil dieſelbe als natürlicher

*) Eine andere Lesart lautet: „War die meine ſchon verreckt!" Ich würde dieſer den Vorzug geben, ſchon darum, weil ſie einen guten, durch die Erfahrung erhärteten Sinn gibt: eine Liebe, die ſich lange umſonſt quält, ſtirbt zuletzt. Wohingegen die Nachricht, daß die Liebe vor dem Geſtändniſſe der längſt gewußten Gegenliebe tief erſchrecken kann, hier zum erſtenmal zwar ſeitens des „großen Dichters" — alias Sehers — aber ſonſt noch ganz unbeglaubigt auftritt.

Gegenſatz ihm widerſteht. Vor der Aufgabe, die mangelnde Leidenſchaft in der Poeſie künſtlich zu erſetzen, müßte ſelbſt ein größerer Verſtand, als derjenige des kleinen Heine war — wird überhaupt ein jeder rein verſtandesmäßige Verſuch ſcheitern. Faſt immer wird das Ende vom Liede ein ungewollter Aberwitz ſein.

In letzter Stunde!

Schauſpiel in drei Aufzügen.

Von J. v. Wildenradt.

(Akt III, Achter bis zwanzigſter Auftritt.)

Achter Auftritt.

Der Fürſt und Valentini kommen von links, Erſterer einen verſchloſſenen Brief in der Hand, den er auf der Szene dem Sekretär reicht.

Fürſt. Sorgen Sie dafür, daß mein Handſchreiben dem Präſidenten der Kammer ſofort übergeben werde. Ich will einen letzten Verſuch machen, bevor ich zu ernſteren Maßregeln meine Zuflucht nehme!

Valentini. Zu Befehl, Durchlaucht! (entfernt ſich einige Schritte nach rechts, bleibt zögernd ſtehen.)

Fürſt. Nun, was zögern Sie noch?

Valentini (mit ſich ſelbſt kämpfend). Durchlaucht, ich möchte, — ich habe, — Durchlaucht! (fängt immer ſtärker zu zittern an.)

Fürſt. Was haben Sie, Mann, — was ſoll das ſeltſame Benehmen?

Neunter Auftritt.

Natalie kommt von hinten.

Fürſt (erſtaunt, halblaut für ſich). Meine Tante! (laut zu Valentini). Gehen Sie, laſſen Sie den Brief ohne Säumen beſorgen; dann kehren Sie wieder!

Valentini ab, nach rechts.

Natalie (ſich dem Fürſten nähernd). Verzeih, Chlodwig, wenn ich Dein Antlitz aufſuche. Ich weiß, daß ich Dir unwillkommen bin, aber ich nahe Dir in einer ſehr ernſten Angelegenheit. Willſt Du Deiner alten Tante Gehör ſchenken?

Fürſt. Sprechen Sie, was führt Sie in die Reſidenz zu mir? (deutet auf einen Stuhl, die Prinzeſſin ſetzt ſich.)

Natalie Du haſt einen Sohn, Chlodwig!

Fürſt (ironiſch). Eine Thatſache, die mir in ſo feierlicher Weiſe nicht beſtätigt zu werden brauchte!

Natalie. Ich hielt es trotzdem für nötig, Dich daran zu erinnern; denn auch dieſes Kind haſt Du vernachläſſigt, wie ſeine Mutter, Deine Gemahlin, die ihm das Leben gab.

Fürſt. Ich bitte, Prinzeſſin, davon Nichts weiter!

Natalie. Du haſt Deinen Knaben vernachläſſigt, ſage ich. Während Du die Zeit in Geſellſchaft Deiner Maitreſſe vertändelteſt, wurde Dein Knabe krank —

Fürſt. Wie, — und davon wurde mir Nichts gemeldet?

Natalie. Es wäre Deine Sache geweſen, Chlodwig, über das Wohl des Kindes zu wachen, dem Du die Mutter raubteſt!

Fürſt (erregbar). Nichts mehr von der Mutter! Was iſt mit dem Kinde?

Natalie. Es liegt im Fieber, mit dem Tode ringend!

Fürſt. Und das ſagen Sie ſo ruhig? Laſſen Sie mich zu ihm, zu meinem Knaben — (will ab nach hinten.)

Natalie. Bleib und hör mich erſt zu Ende! Die Wärterin, in ihrer Verzweiflung, zog mich durch einen Boten ins Vertrauen! Ich kam, von niemand beachtet, ich ſah die Zerſtörung, welche eine furchtbare Krankheit in dem kleinen Weſen angerichtet hatte, und ich hielt es für meine Pflicht, die Mutter zu benachrichtigen. Unbekümmert um das Verbot, das Du ſelbſt ausgeſprochen, nahte Mathilde im Geleit Henriettes und Desjenigen, der ihr in dieſer herben Zeit ein ſelbſtloſer Tröſter war, der ihr allein Schutz gewähren kann, wenn ihr Gemahl, der Fürſt dieſes Landes, ihr ihn verſagt. Mathilde, Henriette und Ferdinand weilen mit zwei Ärzten am Bett des Kleinen!

Fürſt. Mathilde und Ferdinand, — ha! — (ſtampft mit dem Fuß) Sie zeigen mir das Bild des Kindes, von Schmerzen gefoltert, und feſſeln mir gleichzeitig den Fuß, den ich erhoben, um zu ihm zu eilen!

Zehnter Auftritt.

General Berghaus in großer Aufregung von rechts. Vorige.

Berghaus. Durchlaucht, eine ſchlimme Botſchaft! Die Unzufriedenen haben plötzlich die Maske abgeworfen, Haufen verdächtigen Geſindels durchziehen die Stadt, die Stände haben ſich in Permanenz erklärt; es gehen befremdliche Dinge vor und ich fürchte, daß der Auf-

ſtand ſein Haupt bald genug drohend erheben wird. Ich bitte daher dringend um Verhaltungsbefehle!

Fürſt. Thun Sie, was Sie wollen! Mein Kind, mein Sohn liegt im Sterben, — das iſt eine Nachricht, die jede andere in den Hintergrund drängt!

Elfter Auftritt.

Valentini kehrt zurück, bleibt verlegen, von niemand beachtet, in der Nähe des Eingangs rechts ſtehen.

Berghaus. Verzeihung, Durchlaucht, der Erbprinz kann und wird wieder gefunden; doch eine verlorene Krone iſt nicht ſo leicht zurück zu erobern. Es geht ein Gerücht, daß Graf Strehlen ſich in der Stadt befinde, ja, daß ſelbſt die verſtoßene Gemahlin Eurer Durchlaucht es gewagt habe —

Natalie. Gewagt? — O, ſie wird noch mehr wagen, mein Herr General, Ihm und allen Seinesgleichen zum Tort!

Berghaus. Man bringt die Anweſenheit des Exminiſters mit deſſen Gelüſten nach Uſurpation des Thrones in Verbindung; das Volk ruft nach ihm —

Natalie. Da hat das Volk ſehr Recht! Ferdinand iſt ſein Freund, Ferdinand hat ein Herz für die Bitten und Leiden des Volkes, wo Andere nur Hohn und Verneinung haben.

Berghaus. Durchlaucht, ich bitte dringend, mich zur Verhaftung des Grafen und Niederwerfung des Aufſtandes zu autoriſieren!

Fürſt. Der Graf befindet ſich nur wenige Gemächer von uns entfernt, meine Gemahlin ebenfalls.

Berghaus (erſtaunt). Die Fürſtin, — der Graf, — und mit Ihrer Erlaubnis, Durchlaucht?

Fürſt (bitter). Glauben Sie, daß man mich noch fragt, wenn man ſich auf die breite Maſſe des Volkes ſtützen zu können glaubt! O, dieſe Krankheit meines Kindes kam meinem Bruder ſehr gelegen!

Natalie. Was willſt Du damit ſagen, Chlodwig? — Hüte Dich, Deine Seele mit einer neuen Schuld zu belaſten!

Berghaus. So laſſen Sie mich Ihren Gedanken Worte leihen, Durchlaucht! Ich durchſchaue das fein abgekartete Spiel. Ein Trank iſt leicht beſchafft, der dem Kinde das Lebensmark zerſtört, und der präſumtive Thronerbe ſtellte ſich bei Zeiten ein. Gelang es das erſte Mal nicht, den Vater zu beſeitigen, ſo gelingt es vielleicht diesmal, die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen.

Natalie. Schweig Er, — Er, — o, ich habe keinen Ausdruck für Seine verächtliche Geſinnung! — Chlodwig, wenn in Deinem Herzen noch ein Funke von Liebe, ein Gefühl für Wahrheit und Ehre lebt, ſo weiſ' ihn von Dir, den haßerfüllten Verſucher, welcher dem Edelſten und Beſten ohne Scheu die Makel andichtet, die ihm ſelbſt anhaften!

Fürſt (in dumpfem Brüten). General, wenn Sie Recht hätten, — o, ein furchtbares Strafgericht!

Zwölfter Auftritt.

Ein Adjudant tritt in großer Haſt rechts ein.

Adjudant. Verzeihung, Durchlaucht, — Excellenz, — das Volk rottet ſich zuſammen, bewaffnete Haufen ſind gegen das Staatsminiſterium und das Polizeigebäude im Anzug —

Berghaus. Durchlaucht, Sie ſehen, die Stunde drängt.

Fürſt. So handeln Sie, General! Ich billige im Voraus alles! Laſſen Sie die Truppen ſcharf laden, wenn nichts anderes helfen will, doch ſuchen Sie, der Revolte mit einem Schlage Herr zu werden, damit nicht unnötig Blut vergoſſen werde!

Berghaus. Endlich! Ich danke Ihnen, Durchlaucht! Kommen Sie, Herr Lieutenant!

Beide ſalutierend ab nach rechts. Es bleiben Natalie, Fürſt, Valentini.

Natalie (warnend, beſchwörend). Chlodwig, ruf den General zurück, beflecke Deine Hände nicht mit dem Blut Deiner Landeskinder, — es laſtet genug der Schuld auf Dir. Sieh, die Schweſter des Toten bittet Dich, Chlodwig, um Deines Vaters, um Deiner ſelbſt willen, entfeßle nicht die Schrecken des Bürgerkrieges, ruf den General zurück!

Fürſt. Ich thue nur, wozu andere mich zwingen. Auf ihr Haupt die Blutſchuld, auf ihr Haupt die Folgen! Ich muß mir den Weg frei halten und die Stufen zum Thron Anderen verſperren!

Valentin (eilt zitternd auf den Fürſten zu und wirft ſich dieſem zu Füßen). Durchlaucht, in dieſer Stunde, Durchlaucht, — ich wurde durch einen Zufall Zeuge, — ein Komplott! —

Fürſt. Natalie. Ein Komplott? — Reden Sie!

Valentini. Der General, — der Chevalier, — die Signora —!

Fürſt. Was iſt's mit den Dreien? — Faſſen Sie ſich, geben Sie acht auf ihre Zunge!

Valentini. Ein Bündnis gegen den Grafen, — gegen Sie ſelbſt!

Fürſt (lacht). Gegen mich? — Sie ſind von Sinnen, Valentini, die Angſt hat Ihnen den Kopf verwirrt!

Valentini. Nicht doch, Durchlaucht! Ich war mit im Bündnis, — Verzeihung, Durchlaucht, aber jetzt muß ich reden. Der General plant einen Staatsſtreich, der General ſpielt unter einer Decke mit dem Chevalier und der Signora, — es ſind lauter Spitzbuben, — Verzeihung, Durchlaucht, — ich habe ſie oft gewarnt, — o, wenn ich nur reden dürfte!

Fürſt. Ihre grenzenloſe Verwirrung allein entſchuldigt die ſinnloſe Sprache, die Sie führen. Ich bedarf Ihrer momentan nicht; gönnen Sie ſich Ruhe, gehen Sie nach Hauſe!

Natalie. Chlodwig, wenn der Mund Valentinis in dieſem Augenblick mehr Wahrheit für Dich hätte, als der des Generals!

Valentini. Gewiß, meine gnädigſte Prinzeß, gewiß!

Fürſt. Die Wahrheit wird heute durch einen anderen Mund verkündet!

(Man hört fernes Glockengeläut.)

Natalie (erſchrocken lauſchend) Das ſind Sturmglocken! Chlodwig, hörſt Du, wie ſie heulen, wie ſie Dich und Deine Kreaturen bei dem Ewigen anklagen!

Dreizehnter Auftritt.

Ein Offizier tritt rechts herein.

Offizier. Verzeihung, Durchlaucht, ich ſuche den General!

Fürſt. Er verließ uns vor kurzem. Was haben Sie ihm zu melden?

Offizier. Die Stände haben den Brief Eurer Durchlaucht zurückgewieſen und den Erbprinzen als Fürſten, den Grafen Strehlen als Regenten ausgerufen. Das Staatsminiſterium und das Polizeigebäude ſind in der Gewalt der Aufſtändiſchen, ein Teil der Truppen fraterniſiert mit den Empörern, Wolfersdorf ſteht an ihrer Spitze!

Fürſt. Die Raſenden! Das macht mich der letzten Rückſichten quitt! Der General ſoll Kanonen auffahren laſſen; eilen Sie, bringen Sie ihm meinen Befehl. Ich ſelbſt folge Ihnen nach!

Offizier. Noch eins, Durchlaucht! Es heißt in der Reſidenz, daß Graf Strehlen ſich als Gefangener hier befinde. Machen Sie ſich darauf gefaßt, daß, falls es dem General nicht gelingen ſollte, die Revolte niederzuwerfen, die abtrünnigen Bataillone den Weg hierher nehmen. Wenn ich Ihnen gehorſamſt raten dürfte, laſſen Sie ſatteln und ſchlagen Sie die Straße nach —

Fürſt. Ich ſollte fliehen? Herr, ſind Sie Offizier, daß Sie Ihrem

Fürsten einen so schimpflichen Rat zu erteilen wagen? — Aus meinen Augen! Und melden Sie dem General, was ich Ihnen befohlen!

Offizier ab nach rechts.

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst will nach hinten abgehen. — Der Graf tritt ein und geht rasch auf den Fürsten zu.

Graf. Chlodwig! (streckt ihm die Hand hin.)

Fürst. Gib mir Raum, — Verräter!

Graf. Nenne mich, wie Du willst; in dieser Stunde rechte ich nicht mit Dir. Denn Dein Knabe —

Fürst (außer sich). Du hast ihn getötet, Du und seine herzlose Mutter! Doch auch ihr sollt büßen, was diese Stunde mir raubt!

Graf. Nicht doch, Dein Sohn lebt, Dein Sohn ist gerettet, Chlodwig!

Fürst (als dürfe er seinen Sinnen nicht trauen). Gerettet! — Gerettet, hör ich recht? — Doch sie haben ihn ja zum Fürsten ausgerufen, die Empörer dort unten; und damit Du als Regent mich der Mühe des Herrschens überheben kannst, mußte der Kleine am Leben bleiben.

Natalie. Laß seine kränkenden Worte Dich nicht anfechten, Ferdinand; Du hörst nur das Echo der Verleumdungen, die General Berghaus ungestraft ausstoßen darf!

Graf (zu Chlodwig). Du solltest dem Allmächtigen auf den Knieen danken, daß er Dir und Mathilde ein Leben erhalten hat, dessen Dauer nur noch auf Stunden berechnet schien. Statt dessen, — doch ich will Dich nicht schelten, denn an mein Ohr hallt das Läuten der Sturmglocken und ich fürchte, zu einer traurigen Stunde bei Dir eingekehrt zu sein.

Fürst. Willst Du mich höhnen? — Dir gilt ja, was ihr eherner Mund verkündet, nach Dir rufen die Verräter, Dir bringen sie ihre Huldigung. Aber sie sollen sich verrechnet haben! Noch bin ich Herr und weiß mein Herrscherrecht zu brauchen. (Geht an die Thür rechts und ruft hinaus.) Die Schloßwache!

Ein Abteilung von sechs Soldaten tritt ein.

Fürst. Verhaftet diesen Mann!

Man hört ferne Schüsse. Die Soldaten zögern.

Graf. Bruder, was thust Du! — Der Aufstand greift um sich, — und Du sinnst auf Befriedigung Deines unnatürlichen Hasses!

Natalie. Chlodwig, wenn Du die Hand an Ferdinand legen

läßt, ſo überliefere auch mich Deinen Soldaten, denn auf meinen Ruf kam Dein Bruder hierher!

Fürſt (knirſchend). Thut Eure Schuldigkeit!

Valentini. Durchlaucht, — beſinnen Sie ſich! Berghaus hat Sie unerhört betrogen. Er war der Urheber jenes Attentates, — fragen Sie den Chevalier, fragen Sie die Signora!

Der Fürſt ſteht ſprachlos.

Graf. Was ſagen Sie, Valentini? — Hörſt Du es, Chlodwig, hörſt Du? Nun wirſt Du endlich an unſre Unſchuld glauben! — Doch Sie, Sekretär, wo haben Sie die Beweiſe? Liefern Sie mir dieſelben ohne Verzug!

Valentini. Mein Gott, ich habe nichts Schriftliches, ich kann nur einen heiligen Schwur leiſten. Alles Unheil, das uns die letzten Monate brachten, iſt das Werk des Generals!

Natalie. Diesmal ſpricht Er Wahrheit, vielleicht zum erſtenmal in Seinem Leben! — Chlodwig, Du mußt auf Valentini hören!

Fürſt (ſchwer atmend). Holt mir den Chevalier herbei, — ſofort!

Ein Soldat ab nach rechts.

Fürſt ſinkt wie vernichtet in einen Seſſel zuſammen.

Graf. Armer Bruder, bethörter Mann! Gilt Dir die Ausſage eines Abenteurers mehr, als das Wort Deiner nächſten Angehörigen, die Dich lieben trotz Deiner Fehler, die Dich retten möchten, Deiner eigenen Verblendung zum Trotz!

Fürſt. Mich retten? — Es gab eine Zeit, in der ich an Deine beſſere Einſicht, Dein edles Wollen glaubte. Doch die Maske iſt längſt gefallen, Du ſchürteſt den Aufruhr, —

Graf. Du irrſt abermals. Den Aufruhr ſchürten die Verworfenen, welchen Du ſorglos trauteſt, — nicht ich! Wohl ſah ich ihn kommen, doch der Verſuch, ihn zu dämpfen, wäre vergebenes Mühen geweſen.

Fürſt. Du wollteſt es nicht; ewig laſtet auf Dir dieſer Vorwurf!

Graf. Nein, wenn mich ein Vorwurf träfe, wäre es der, nicht raſch und entſchieden genug gegen Deinen Anhang, gegen Dich ſelbſt aufgetreten zu ſein. O, hätte ich es früher gethan; Dir und uns allen wäre vieles erſpart geblieben.

Neue Schüſſe, näher als zuvor.

Fünfzehnter Auftritt.

Berghaus mit gezogenem Degen, von einigen Offizieren begleitet, eilt von rechts in den Saal. Der Graf und Natalie treten in den Hintergrund; der Graf winkt Valentini, der zu den beiden tritt und ihnen Rede steht.

Berghaus. Durchlaucht, retten Sie sich, es ist die höchste Zeit. Das Leibregiment macht gemeinsame Sache mit den Aufständischen, sie rufen den Grafen Ferdinand zum Fürsten aus!

Fürst (nach hinten deutend und sich erhebend). Dort steht er, der wahre Inhaber der Macht! Die Treue meiner Offiziere haben Sie mir nicht erhalten können, — so beugen auch Sie sich vor dem Götzen der Menge, — was zögern Sie noch!

Berghaus. Ich? — Nimmermehr! Eher soll dieser Degen —! Doch fliehen Sie, Durchlaucht, ich beschwöre Sie; in der nächsten Minute schon könnte es zu spät sein!

Neue Schüsse, noch näher.

Fürst. Ich bleibe! Vertheidigen Sie die Krone, die Sie in den Kampf gezogen haben!

Berghaus. Wohlan, so sei Jener der Erste, der seine Überhebung büße. (zu den Offizieren) Ergreifen Sie den Grafen, — lebend oder tot!

Sechzehnter Auftritt.

Die Offiziere zögern. Wolfersdorf mit Soldaten und bewaffneten Bürgern dringt von rechts ein, den bloßen Degen in der Faust.

Wolfersdorf. Mir nach, Freunde! Das Leben des edelsten Mannes ist gefährdet, eilt, ihn zu retten.

Die Offiziere des Generals und die zuvor auf der Szene befindlichen Soldaten der Schloßwache werden von den Eindringenden umzingelt und zurückgetrieben nach links.

Berghaus. Ha, Wolfersdorf!

Wolfersdorf. Ergeben Sie sich, General! Ihre Sache ist verloren!

Berghaus. Nicht, so lange meine Hand den Degen zu führen vermag! Wehrt Euch, Verräther! (zu den eigenen Begleitern.)

Graf (vortretend). Sind Sie wahnsinnig? — Zu mir, Wolfersdorf!

Wolfersdorf eilt auf den Grafen zu; seine Begleiter umzingeln Berghaus und entwaffnen ihn.

Bürger und Soldaten. Hoch, Graf Ferdinand, hoch, hoch!

Graf (zu Wolfersdorf). Wolfersdorf, Sie an der Spitze dieser Schar?

Wolfersdorf. Ich mußte es, Excellenz! Es galt Ihre Ehre, Ihr Leben; ich wäre ein Undankbarer gewesen, wenn ich gezögert hätte!

Bürger und Soldaten. Hoch, Graf Ferdinand!

Sie führen die Überwundenen, unter ihnen Berghaus, nach links ab.

Der Fürst sinkt, das Antlitz mit der Hand bedeckend, in seinen Sessel nieder; der Graf schickt Wolfersdorf mit Natalie nach hinten ab, nachdem er zuvor auf den Fürsten gedeutet hat; Valentini nach links ab.

Siebenzehnter Auftritt.

Der Präsident der Ständekammer tritt, von Abgeordneten begleitet, rechts ein. Die letzten Bewaffneten ziehen sich an die Eingänge zurück.

Präsident (zu dem Fürsten gewendet). Wir nahen, Durchlaucht, um Ihnen die Abdankungs-Urkunde zu Gunsten des Erbprinzen, Ihres Sohnes, vorzulegen und bitten Sie, dieselbe zu unterzeichnen; es ist das einzige Mittel, die erregten Gemüter zu beruhigen, die Schonung des fürstlichen Besitzes zu garantiren und Ihr eigenes Leben zu schützen! (legt die Urkunde auf den Tisch, und wendet sich dann an den Grafen.) Sie, Herr Graf, den treuen Sohn des Landes und hochherzigen Freund des Volkes, bitten wir, im Namen des Unmündigen die Regierung zu führen und mit uns dahin wirken zu wollen, daß bessere Zustände eine Ära der Erholung und neuen Gedeihens für unser schwer heimgesuchtes Land herbeiführen. Die Entfernung des Generals von Berghaus, der Signora Montefiore, und des Chevaliers d'Estrées ist unerläßlich; wir hegen das Vertrauen, daß es nur dieses Hinweises bedarf, und daß mit der Rückkehr unserer geliebten Fürstin Versöhnung und Friede auch in das Herrscherhaus wieder einkehren werden!

Fürst (die Hand nach der Urkunde ausstreckend, fast tonlos). Geben Sie her! (will unterzeichnen.)

Graf. Halt, Chlodwig! Ein Wort zuvor! Du hast den verhängnisvollen Wahn gehegt, daß ich im Geheimen nach der Herrschaft trachte, Du hast noch schlimmeren Verdacht offen ausgesprochen, als jenes Attentat auf Dich verübt wurde, dessen Urheber nach Aussage Valentinis kein anderer, als General Berghaus, war.

Bewegung unter den Anwesenden.

Graf (fährt fort). Der Umstand, daß die Krankheit Deines Sohnes, das Eintreffen Deiner Gemahlin und meine eigene Ankunft mit dem Ausbruch des Aufstandes zusammenfielen, mußte Dich in Deinem unseligen Argwohn bestärken. Hier aber erkläre ich in Gegenwart der besten Männer Deines Volkes, hier schwöre ich bei den Manen unseres Vaters: Nie habe ich in unlauterem Gelüst Deinem Weibe nachgestellt, nie hat

mein Sinn danach geſtanden, die Rechte des Bruders, Deine Rechte, Chlodwig, zu ſchmälern! Darum muß ich auch heute die Ehren zurückweiſen, die mir Dein Volk entgegenbringt!

Fürſt. Ferdinand, — Du —? (in ungeheurer Bewegung.)

Graf (zu den Deputirten). Vernehmen Sie mein Wort, meine Herren, und überbringen Sie es den Ständen! Ich kann nicht als Nebenbuhler meines Bruders auftreten und ich hoffe, daß es deſſen nicht bedarf. Der Fürſt iſt jung und kraftvoll; die Erfahrungen dieſer Stunde werden ihn, den durch ſchlechte Ratgeber Irregeleiteten, zur Einkehr zwingen, ſie werden, ſie müſſen ihm ein Sporn ſein, ſich aufzuraffen und aufs neue um die Achtung und Liebe ſeines Volkes zu werben. Er hat geſehen, daß kein Fürſt, und wäre es der mächtigſte, ſeine Pflicht ungeſtraft vernachläſſigen darf. Erwirken Sie meinem Bruder die Verzeihung der Nation und wenn Sie mich lieben, ſchenken Sie meiner Bitte Gehör, laſſen Sie den Vater den natürlichen Vormund Ihres neuen Fürſten ſein! Mit mir aber nehmen Sie, wie früher, als Staatsminiſter vorlieb und empfangen Sie mein Wort, ſehen Sie mich ſelbſt als Bürgen an für den vollkommenen Wandel meines Bruders zum Guten!

Die Deputierten ziehen ſich zur Seite zurück und beraten unter ſich.

Fürſt (zerknirſcht). Ferdinand, — Ferdinand, — was machſt Du aus mir!

Graf. Ich greife in Deine Seele, Chlodwig! Ausſcheiden möchte ich alles Gemeine, zuſammenfaſſen alles Edle und Gute, das in Dir glüht. Du darfſt nur wollen, Chlodwig, Du darfſt nur Dir ſelbſt vertrauen!

Fürſt. O, ich bin ein Unwürdiger, ich habe das Recht mit Füßen getreten und kein Ohr für Deine Mahnungen, kein Auge für Deine ſelbſtloſe Liebe gehabt!

Achtzehnter Auftritt.

Soldat kommt von rechts, der Graf winkt ihm, zu nahen.

Soldat (meldet). Durchlaucht, der Chevalier iſt nirgends zu finden; er ſoll entflohen ſein mit — (ſtockt.)

Graf. Mit wem? — Vollendet, Mann!

Soldat. Mit der Italienerin!

Fürſt. Mit Adelaide? — Weh mir, daß ihr Name hier jemals laut werden durfte! — (zum Soldaten) Es iſt gut!

Soldat ab nach rechts.

Neunzehnter Auftritt.

Ein Offizier tritt von links auf, salutierend.

Graf. Was bringen Sie?

Offizier. Meldung, daß General Berghaus sich soeben erschossen hat!

Fürst. Auch das noch! — Er hat mich und sich selbst betrogen, der Unglückliche.

Winkt entlassend, Offizier ab nach links.

Präsident (tritt hervor). Herr Graf, wir nehmen Ihre Vorschläge an unter dem Vorbehalt ihrer Billigung durch die versammelten Stände. Der Selbstmord des Generals beweist seine Schuld, die Flucht des Chevaliers und jener Anderen ist mit einer Erfüllung unserer auf sie bezüglichen Bitte gleichbedeutend. Wir kehren in das Ständehaus zurück in der frohen Zuversicht, eine dauernde Versöhnung zwischen dem Fürstenhaus und dem Volk angebahnt zu haben!

Ab nach rechts.

Zwanzigster Auftritt.

Der sterbende Berghaus auf einem Sessel sitzend, von Valentini und einem Offizier gehalten, wird links durch Soldaten hereingetragen.

Berghaus (mit schwacher Stimme nach Atem ringend). Mein Fürst — ein Sterbender —!

Fürst (erschüttert). Berghaus, — unglücklicher Mann!

Berghaus. Ich ernte die Frucht meines Thuns; ich bin dreifach schuldig geworden. Verzeihung, mein Fürst, — Verzeihung, Graf, — ich — Allmächtiger, erbarme Dich mein! (sinkt tot zurück.)

Fürst. Schlafen Sie in Frieden! — — Er ist tot! Gestorben, ehe er seine Schuld sühnen konnte! — Führt ihn fort; er soll in der Stille bestattet werden!

Valentini. Mein Fürst, auch ich erflehe Ihre Verzeihung — und die Ihre, Herr Graf!

Der Graf reicht Valentini schweigend die Hand.

Fürst. Hüten Sie den Todten; ich grolle Ihnen nicht!

Valentini, Graf, Soldaten mit Berghaus ab nach links.

Fürst (an die Brust des Grafen sinkend). Ferdinand, — mein Bruder, verzeih und hilf, o hilf mir in dieser schweren Stunde!

Graf. Schenk mir nur Dein Vertrauen — und alles wird sich zum Guten wenden.

Ein altes Märchen

in Briefen.

Von Hermann Heiberg.
(Berlin.)

Nr. 1.

Erinnerſt Du Dich noch, Menſch, daß wir uns einſt totſchießen wollten um das kleine Fränzchen mit den roten Haaren?

Nein, Du wirſt es vergeſſen haben, da Du, gleich Leporello, ein ſchier unglaubliches Regiſter aufrollteſt. Und nicht nur in Spanien: tauſend und drei! — —

Lieber, wie wund müſſen Deine Lippen ſein! Und auf dem Rüttli Deiner Erfahrung ſchwurſt Du, nie zu heiraten! —

Wohl! Es muß auch Schmetterlinge geben, ſonſt würde der Moſt der Blumen in allzu vielen Kellereien umſonſt aufgeſpeichert werden.

Ich aber, Freund, habe mich nun endlich entſchloſſen, die einſame Petroleumlampe und die Butterdoſe mit dem trübſeligen Reſt in die Ecke zu ſtellen. Ich habe mich verlobt! Ich erwarte nicht, daß Du nun gleich vor Überraſchung einen Purzelbaum ſchlägſt.

Ich weiß. In der Regel nehmen die Verlobten an, die Augen der ganzen Welt müßten ſich auf ſie richten. Wenn gar die Geburt des erſten zahnloſen kleinen Herren mit den ungeduldig ſtrampelnden Beinen erfolgt, vergißt Mancher in ſeinem ſtolzen Selbſtgefühl den wirklichen Schöpfer aller Dinge.

Nein, Freund, ich nehme die Sache als eine ſolche, welche jeden Tag paſſiert, aber da ich nun wirklich auf dieſen, Küche, Keller und Dienſtboten umfaſſenden Einfall gekommen bin, ſo will ich Dir doch wenigſtens Mitteilung machen!

Vernimm in dem ganzen Ausdrucks-Überſchwall meiner Gefühle, wie ſie ausſieht und mache kein Geſicht, wie der Mond, wenn er den Sirius anbellt. Es muß heraus!

Ihre ſanfte Beſcheidenheit könnte ein totes Vögelchen im Fenſterbauer beſchämen; um ihre Füße würde ſie das Weib eines Mandarinen beneiden, und ihr rotſchwellender Mund gleicht einer Pfirſichblüte. Ihre Augen — ſie hat nämlich tiefblaue, mit dunkelſchwarzen Augbrauen umrahmte Augen — ſehen aus, als ob ein in dichtem Gebüſch verſteckter Waldſee ein Paar Kinderchen geboren hätte, ſtill, unſchuldig, tief, geheimnisvoll — und doch bei Sturm und Sonnenſchein, bei Tage und bei des

Mondes silberglänzender Behäbigkeit — gefährlich! Ich fiel, wie ein Trunkener, in diese wunderbaren Abgründe, und als ich zum Bewußtsein kam, lag ich an dem Schnee eines Halses, dessen Farbe das Gefieder der Schwäne beschämen würde. —

„Aber nun hören Sie auf, Herr Doktor Federico Lamprecht. Es ist genug!“ — höre ich Dich sagen. Gut! Ich will meinen Hahn abdrehen und das Faß meiner Begeisterung auf Abbruch verkaufen. Aber eines muß ich Dir noch sagen, und sollte ich auf einem alten Lehnstuhl des Quinquecento festgebunden und totgekitzelt werden:

Ihr Haupt muß ich Dir beschreiben: Sie hat Haare, als brenne der Berg Ida und als züngelten kleine rote Schlangen in einem Champagnerrausch nach Liebe! —

So, nun weißt Du, daß sie ebenso wie Fränzchen, um die Du meine schöne, weiße Seele einst in die Unterwelt schaffen wolltest, — rote Haare hat.

Ich bin ganz tobsüchtig glücklich, dieses kleine, stille, demutvolle und unverdorbene Kind auf dieser abgeplatteten Himmelsinsel — Erde — gefunden zu haben.

Und nun, mein Herr, mache ich die Thüren meines Königreiches zu. Ich will zu Bett gehen und habe mir Schlaf und Traum mit Mohnblumenkränzen bereits bestellt. Sie warten!

Nachschrift: Also ernsthaft! Ich habe mich wirklich verlobt und Du kannst mir gratulieren. Sprich unglaublich viel Gutes gegen mich aus, wenn Du antwortest. Therese — so heißt sie — muß glauben, es sei Apollo, Jupiter und Mars in mir vereint. —

Und endlich noch eins: Sie hat Grübchen auf den Handflächen! Grübchen, die aussehen, wie Wiegen für Engel! —

Nr. 2.

Lieber Freund!

Dank für Deine Zeilen. Also Du kommst am Mittwoch zur Hochzeit? Ich freue mich, Dich wiederzusehen, als solle ich das Glück in einer Sandtorte verspeisen. Und gewiß, Du wirst sie schön finden. Wenn ich sie ansehe, dünkt mich, sie müsse einer seidenweißen Rose mit einem rosenroten Kelch entschlüpft sein, und sie liebt mich mit einer Zärtlichkeit, die mich wahnsinnig macht. Ich greife immer um mich, um irgend etwas in Bewegung zu setzen! —

Wäre ich Poseidon, ich würde den Atlantischen Ozean in meine Handflächen füllen und dem Himmel ins Gesicht spritzen. —

Also Mittwoch! Schätze mich bis dahin weiter. Es sei Dein einziger, schöner Beruf! —

Nr. 3.

Roßtrappe-Harz.

Wir kommen eben vom Felsen herab. Die Gegend lag vor uns, wie das Lächeln auf den Lippen einer Waldnymphe.

Meine kleine rote Venus sendet Dir einen Sack voll Grüße. Er ist zugeknotet! wenn Du ihn aber aufmachst, verwandelt sich jeder Gruß in ein geschwätziges Märchen, das Dir von unserem Glück erzählt!

Adieu, Theurer! Hoffentlich bist Du mit der Nachwirkung des Hochzeit-Champagners zufrieden gewesen. Wir sind bereits auf der Rückreise. In acht Tagen adressire die Briefe an: Doktor Federico Lamprecht Berlin W. Kurfürstenstraße ....

Nr. 4.

Berlin.

So spät beantworte ich Deinen Brief, Lieber! Aber nach unserer Rückreise gab es tausend Schubladen aufzumachen, um alle die Pflichten, die sich darin angesammelt, herauszuholen. Allerlei in der Einrichtung, Visiten hin und her u. s. w. u. s. w.! —

Und nicht zum Geringsten meine Berufsthätigkeit, die ich doppelt nachzuholen hatte, hielt mich vom Schreiben ab. Heute ist endlich einmal ein ruhiger Abend. — Ich habe meine Doktorklinge abgeschnitten und unter meinem Schilde steht das drohende: „Nicht zu Hause!" —

Ich kann Dir nur sagen, Freund, daß ich mich unendlich glücklich fühle. Meine kleine Frau ist zierlich, hinreißend, liebenswürdig, häuslich, sanft, und was ihr vielleicht an anregendem Geiste abgeht, das ersetzt mir ihre Weiblichkeit.

Man müßte meine Schwiegermama in Spiritus setzen, um sie der Nachwelt aufzubewahren. Sie hat ihre Tochter vortrefflich erzogen. Kein unreines Stäubchen fiel in die Seele dieses Kindes. Und fast beschämend ist ihre Unterordnung und Sanftmut. Du weißt, ich bin ein heftiger Mensch! Als wir jüngst eine kleine Scene hatten, ging sie wortlos hinaus und ich fand sie weinend in ihrem Zimmer.

„Ich denke mir, Du könntest mich je weniger lieben!" — sagte sie, als ich sie um diesen starken Ausbruch ihrer Empfindungen befragte. —

Nie habe ich ein weibliches Geſchöpf geſehen, das im Verkehr mit Männern ſo züchtig verlegen, ſo mädchenhaft iſt. Sie errötet, als ſei ein Unſchuld-Äderchen in ihrem Herzen geſprungen. Schon ein Blick ſcheint ſie zu verwirren und ihre zarte Seele zu verletzen. —

Mit meiner Praxis geht es gut. Ich habe viele Patienten und bilde mir und ihnen ein, daß ich direct aus einer Rippe des Aeskulap geſchnitten ſei.

Alſo, alles in Ordnung und vollkommen glücklich! Schreibe doch einmal.

Immer entfernt und doch bei Dir.

Dein

F.

Nr. 5.

Mein lieber Freund!

Es gibt Situationen, in denen der Humor eilfertig, wie vom Zuge erfaßte Schreibtiſchpapiere, zum Fenſter hinauswirbelt! In einer ſolchen befinde ich mich, denn ich muß Dir melden, daß das kleine Männchen, welchem meine Frau das Leben gab, nach allerlei ängſtlichem Atemholen die dunklen Augen für immer wieder ſchloß. Der Himmel konnte gar kein beſſeres Mittel erſinnen, mir meine Freude am Leben zu dämpfen. Verteufelt ſchlecht iſt mir zu Mute; die Trauer ſitzt in meinem Hauſe und grinſt mich kalt an.

Ein Troſt iſt es noch für mich, daß meine Schwägerin bei uns iſt. Sie kam zur Pflege ihrer Schweſter, aber allerdings unter anderen Erwartungen. Statt ein lachendes Geſicht der Freude zu zeigen, hat auch ſie einen ſchwarzen Mantel umgehängt, und mir graut ſchon, wenn ich, heimkehrend von den Patienten, die Klingel an meiner Wohnung ziehe.

Vor acht Tagen las ich noch in dem „Wintermärchen“ Polyxenes Worte:

„Bin ich daheim, iſt er mein Spiel für Scherz und Ernſt, mein Spielwerk. Jetzt mein geſchworener Freund, und dann mein Feind. Mein Höfling, mein Miniſter, mein Soldat.

Es kürzt mir Juli- zu Dezembertagen und heilt durch tauſend Kindereien Gedanken, die ſonſt mein Blut verdickten.“ —

O, Menſch, wie hatte ich mich auf dieſes Kind gefreut! Noch dazu war's ein Bube, und die Kinderfrau meinte ſogar, er habe mir geähnelt, wie einem Conchinchina ihr jüngſter Zweibeiniger. — Doch ernſthaft: Was alles meinten, glaubten, hofften wir nicht!

Lebe wohl! Eben ruft mich meine Schwägerin, übrigens ein vortreffliches, liebes, schönes Mädchen.

Nr. 6.

Euer Excellenz gefälliges Schreiben vom 18. d. Mts., in welchem Sie die freundschaftliche Zuvorkommenheit der Regierung, bei welcher Sie die Ehre haben, beglaubigt zu sein, bezüglich der Grenzregulierungsfrage zum Ausdruck bringen, habe ich s. Z. empfangen und verfehle nicht, Ihnen in der Anlage die Anschauungen hierorts zur näheren Kenntnis und weiteren Begutachtung zu übersenden.

So, hier hast Du eine, Deiner ausgezeichneten Persönlichkeit entsprechende diplomatisch formulierte Antwort, lieber Freund. Ich danke für Deinen gütigen Brief und meine, die Grenzregulierungen unserer Freundschaft bedürfen nach unserem letzten Austausch keines weiteren Ausdruckes.

Ich schreibe Dir diese Zeilen als Strohwitwer! Ein nicht übles, unter Umständen anheimelndes Wort! Denn die Abwechselung erfreut nun einmal das menschliche Herz, und sollte man auch seine Frau lieben, wie seinen Schlaf und die erste Zigarre nach einem schweren Diner.

Meine gute kleine Frau sitzt im Seebade, fängt Sonnenstrahlen im Walde und trinkt Ozon am Strande. Sie schreibt Briefe voll Entzücken und bedauert nur, daß ich, abgelöst von ihrem rosenfarbenen Schatten, wie ein Peter Schlemihl umherwandere.

Indessen, so schlimm ist die Sache nicht! Meine Schwägerin Daja, ich nannte Dir bisher noch nicht ihren mich entzückenden Vornamen, der ebenso viel Liebenswürdigkeit in seinem Klange aushaucht, wie sie wirklich besitzt — führt mir die Wirtschaft und ich entbehre nichts.

Sie holt aus ihrem Heiligenschrein die wunderbarsten Dinge hervor, und dieses seltsame Frauenzimmer zieht mich durch ihre amüsante Laune — sie hat sogar Esprit — so an, daß ich selbst den Kegelklub und meinen Donnerstag in die Ecke gestellt habe. —

Ich will Dir doch einmal eine Beschreibung von dieser Seitenlinie der Porschéels — Du weißt, meine Frau ist eine geborene Porschéel — machen: In erster Linie hat sie wunderbar schöne Naslöcher! Sie sehen aus, als ob der liebe Gott em neues Patent erworben habe. Es ist eben etwas vollständig Abweichendes von der bisherigen Himmelsarbeit. Nicht klein, aber von einer besonderen Form; — sanft geschweift, im Grunde nur die anmutige kokette Andeutung einer Vertiefung der Nasenflügel!

Ferner hat sie jene gewissen Frauenhände, welche sich hinter seidenen

Roben verſtecken und ſich in einem fortwährenden verlegenen Schrecken zu befinden ſcheinen, daß ſie ſo ſchön, klein und wohlgeformt ſind. Dabei erröten ſie aber nicht, vielmehr färben ſie ſich in ihrer Ratloſigkeit ſchneeweiß und zittern, als ob ihnen die Dinge, die ſie berühren, Schmerzen einflößten.

Endlich hat ſie zwei Schultern, die wie Ausruhpunkte für Liebesgötter ausſehen. Ich wette, daß ihr mit der Zeit noch einmal ſelbſt Flügel wachſen. Nur die kleinen, reizenden, himmliſchen Bonvivants können ſolches Ebenmaß der Schulter-Linien aufweiſen.

Und nun ſchließe ich. Lebewohl! Schreibe, bezahle das Porto und beſſere immer noch mehr Deine moraliſchen Eigenſchaften!

Dein

Lamprecht.

Nr. 7.

Unter dem Geröll der Winter-Amüſements begraben — nur meine Naſenſpitze guckt noch unter dem Vergnügungs-Schutt hervor, — „ergreife“ ich nicht die Feder, ſondern halte ſie bereits zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſchreibe Dir endlich einmal wieder!

Du wirſt kaum glauben, was ich Dir melde und doch habe ich Dir ſo viele Körnchen Wahrheit mitzutheilen, wie in eines Advokatenſchreibers Sandfaß hineingehen.

Meine Frau kam ſchon nach dem Sommerausfluge ſehr verändert zurück, erzählte mit geläufiger Extrapoſt-Zunge, wie man ſie umſchwärmt, bewundert, angeſungen und angedichtet, kurz, ihr Herz vergiftet habe. — Ich hörte das alles an, wie einen Krankenbericht. Eine Mühle mahlt nicht immer, ſie ſteht auch einmal wieder ſtill. Ich erlebe das ja täglich. —

Aber es blieb nicht bei den Reminiscenzen, die man, wie „die Blumen von damals“, in ein Gedichtbuch legt, ſondern ſie begann allerlei Correſpondenzen, und nicht nur mit jenen, die Ohrringe in den Ohren und Schleppen an den Kleidern tragen, ſondern mit einem ganz ausgewachſenen männlichen Nachkommen des Herrn von Adam-Paradies. — —

Verzeihe, dieſe Nachahmung: berühmte Männer durch Wohnort-Zuſatz intereſſant zu machen. In erſter Linie hat doch unſer Urvater darauf ein Recht.!

Anfänglich lachte ich. „Ein halbes Kind!“ erwiderte ich. „Meine Frau iſt ſo gut, ſteht ſo feſt zu mir, wie Hausſtaub auf Mahagonimöbeln. Aber das, mein lieber Freund, glaube ich heute nicht mehr. Höre, was geſchah:

Es erfolgten Auseinandersetzungen, in denen sie auch mir bittere Vorwürfe machte. Sie war empört über die Morgenschuhe, die Daja mir gestickt hatte und fand die Aufstellung ihrer Schwester Photographie auf meinem Schreibtische mindestens rücksichtslos. Es gab auch zwischen diesen beiden sehr ernste Erörterungen. Die Schwestern schieden mit einer Freundschaft, die an die schönen Beziehungen der Montecchi und Capuletti erinnerten. Und was weiter folgte?

Meine Frau, meine einstige stille, häusliche Frau hat der Vergnügungsteufel erfaßt. Ich höre nur von Roben und Spitzen, Soireen, Diners, Bällen; Verwünschungen gegen Schneider dringen täglich an mein Ohr, und wenn die Klingel ertönt, steht ein Mensch mit einer quittirten Rechnung über Blumen, Handschuh, Fächer, Fuhrwerk und sonstiges Gesellschafts-Beiwerk draußen.

Wo ist die schöne Zeit geblieben, in der Rosen und Granatblüthen dufteten, kleine, fröhliche Vögel zwitscherten und die Silberquellen unserer glücklichen Übereinstimmung rauschten!? Wir gingen durch einsame schattige Gänge und fanden diese abgeschlossene Welt schöner, als den Besitz der Karolinen und angrenzenden Meere. —

Vorbei! Und glaube nicht, daß meine Frau noch zu kurieren ist. Ich legte ihr die moralischsten Bücher auf den Nachttisch, sprach mit ihr in bewegtesten, eindringlichsten Worten und erinnerte sie, was wir uns gelobt und geschworen. Sie nickte nur mit dem Kopfe und erwiderte: sie sei fast den ganzen Tag allein, habe keine Kinder, fühle sich zu jung, um ein Klosterleben zu führen und finde meinen Hausrockpassionengeschmack lieblos und egoistisch.

Außerdem bewies sie mir, daß ich mich in Übertreibungen erginge. Wir brauchten nicht einen Pfennig mehr, als früher. Ein wenig Geselligkeit wünsche sich jede Frau und aus mir rede nur jene Hypochondrie, welche überhaupt das Erbteil meiner Familie sei. —

Mit vollkommener Apathie begegnet sie allen meinen Bitten und Befehlen und schon duldet sie meine Zärtlichkeiten, statt sie zu erwidern.

Ja, sage mir, Freund, ist das alles möglich? Bin ich in einem Traum, oder sah ich nur bisher nicht den täglich wechselnden Kleiderschmuck des Lebens?

Daja ist nicht wieder zu uns gekommen. Meine Frau erklärte, sie habe mich ihr entfremdet und schwur, sie nie wieder bei sich aufnehmen zu wollen. Heute nun machte sie mir selbst den Vorschlag, Daja möge uns besuchen, ein Vorschlag, den ich ablehnte, um jedwedem Grund zu einer Verstimmung aus dem Wege zu gehen.

Was bedeutet das Entgegenkommen? Dieſes Rätſel bitte ich mir insbeſondere poſtwendend, auf ſtarkem Papier geſchrieben, zu löſen, und deshalb ſchreibe ich, was ich eigentlich aus Schmerz, aus Scham und Enttäuſchung niemandem, ſelbſt Dir nicht, anvertrauen wollte. —

Nr. 8.

So, mein Freund! Setze Dich mit ernſter Miene zurück und lies dieſen Brief, und wenn Du je ein Herz hatteſt, dann wirſt Du mit mir weinen. Auch Männer dürfen bisweilen weinen. Thränen ſind emporſickernde Blutstropfen der Seele. —

Ich will Dir in dieſer einſamen Nachtſtunde alles erzählen, wie es gekommen iſt und Du wirſt entſcheiden, ob ich in der Hängematte meiner Sorgloſigkeit weiter ſchlafen durfte, oder zornig, empört, wie einſt Simſon die Säulen des Tempels zerſtören mußte, wie es geſchehen iſt. —

Meine Frau iſt nicht mehr bei mir! Ich habe ſie ihren Eltern zurückgeſchickt und mein Brief lautete:

„Ich nahm aus Ihren Händen einſt voll Dank ein goldſchimmerndes Gefäß, deſſen halb geöffneter Verſchluß von ſeinem köſtlichen Inhalte ſchon mehr verhieß, als ich je zu begehren gewagt hatte.

Ich hütete es ſo gut, wie ich es verſtand, mit aller Sorgſamkeit als ein anvertrautes, herrliches Gut, das ganz mein eigen ſein und bleiben ſollte.

Aber ich muß Ihnen nun doch das Gefäß zurückſenden. Das Gold war Kupfer, und da ich nun den Deckel völlig abhob, drang ein häßlicher Atem daraus hervor.

Ich danke für ſo viel Vertrauen, obgleich ich die Nachwirkung dieſes Vertrauens, ſo oft und ſo viel ich in dem Katechismus meines Lebens nachblättere, nicht verdient zu haben glaube.“ —

Wir waren — ich nachgebend, weil ich hoffte, daß meine Frau endlich durch das Übermaß ſich ſelbſt zurückgewinnen, daß der Ekel ſie auslugen laſſen werde nach dem ruhigen Glück der Häuslichkeit — im Begriff, uns abermals für einen Ball zu rüſten, als das Mädchen einen Brief brachte.

Ich achtete darauf nicht weiter, weil ich als Abſender einen der Lieferanten vermutete, und meine Frau zeigte auch eine Miene, die mich in dieſer Annahme beſtärkte.

Als wir nach Beendigung der Toilette eben im Begriff waren, den Wagen zu beſteigen und die Treppe hinunterſchritten, faßte ſich meine Frau plötzlich an die Bruſt, hielt ſich an dem Geländer feſt und ſchrie

leiſe auf. Ganz erſchrocken umfaßte ich ſie und forſchte nur allzu beſorgt nach der Urſache. —

Aber ſie vermochte keine Antwort zu geben. Atemlos ſank ſie zuſammen und es blieb mir nichts anderes übrig, als ſie wieder in die Wohnung zurückzugeleiten.

Als ſie endlich Worte fand und ich ſie nach vorangegangenen Beſänftigungen fragte, ob es nicht beſſer ſei, von dem Ball fortzubleiben, pflichtete ſie bei und gab ſogar den Wunſch zu erkennen, ſich ſogleich ins Bett zu begeben.

Ihr Zuſtand war mir unbegreiflich. Die Symptome des Unwohlſeins konnte ich nur auf eine plötzlich geſtörte Herzthätigkeit zurückführen. Aber niemals hatte ſie bisher über Unbequemlichkeiten geklagt und meine Unterſuchungen ergeben auch nichts, was mich hätte beunruhigen können Ich hatte die Freude, daß ſie ſich bald wieder wohler fühlte, und da das der Fall und mich keine Sorge mehr beherrſchte, gab ich ihren Bitten nach, allein den Ball zu beſuchen. Manche Gründe der Rückſicht ſprachen dafür.

Sie ſelbſt erklärte, ſie habe ein großes Schlafbedürfnis und wolle nach dieſem Zwiſchenfall lieber verzichten. Ja, ſie wandte ſich, offenbar ſehr erſchöpft und ruhebedürftig zur Seite, während ich noch mit ihr überlegte und war ſchon eingeſchlafen, als ich wenige Minuten ſpäter, nachdem ich die Jungfer verſtändigt, nochmals zurückkehrte, um ihr eine letzte Gute Nacht zu bieten.

Als ich die Lampe ergriff und leiſe auftretend durchs Zimmer ſchlich, ſah ich ein Couvert, offenbar den Brief, welchen meine Frau an dieſem Abende erhalten hatte, neben ihrer raſch abgeſtreiften Ballrobe auf dem Fußboden liegen.

Meinem Ordnungsſinn folgend, hob ich ihn auf und wollte ihn auf ihre Toilette legen, beſann mich aber und ſteckte ihn in meine Fracktaſche.

Als ich mich ſpäter am Abend bei unſeren Freunden nach dem Tanze in ein Nebenzimmer zurückzog, um ein wenig auszuruhen, fühlte ich beim zufälligen Hineingreifen in die Taſche ein Papier, erinnerte mich nun des Briefes und guckte ihn arglos an.

Aber meine Aufmerkſamkeit ward ſchon nach den erſten Worten äußerſt rege und grenzenloſe Empörung folgte. Der Brief lautete:

Theure Thereſe!

„Wenn Du mich liebſt, gehe heute nicht auf den Ball, ſchicke aber Deinen Mann fort — — Steht heute 9 Uhr in dem dritten

Fenſter nach der Straße die Lampe, komme ich! Sorge, daß die Etagenthür angelehnt iſt. — Ich hoffe, meine Heißgeliebte, alles wird gut gehen. Ich liebe Dich und ſehne mich namenlos nach Dir!

F. v. T."

Ich las dieſen Brief mit verſchleierten Augen und zitternden Lippen gegen zehn Uhr. Zehn Uhr zwanzig Minuten hatte ich mittelſt einer Droſchke mein Haus erreicht, ſtieg, einen Schlüſſel zur Hinterthür benutzend, von der Gartenſeite in meine Wohnung hinauf, fand die Dienſtboten bereits ſchlafend, betrat leiſe den Korridor und öffnete die heiligen Räume meines Heims. Und hier, — hier — —!

Das Übrige weißt Du! Und ich muß jetzt auch ſchließen; eben werde ich zu einem Todkranken gerufen.

Adieu, mein teurer Freund! Ich wollte, ich läge unter der Erde! Der Ekel ſtieg mir zu hoch in die Kehle, und das Leben erſcheint mir farblos, wohin ich blicke!

Dein treuer

F. L.

Eine Eiſenbahnfahrt.

Skizze von Anna Ruſt.

(München.)

Ich war glücklich den Umarmungen, Abſchiedshändedrücken und verſchiedenen wohlgemeinten Wünſchen meiner zärtlichen Verwandten nach einigem Dank- und Entgegnungsſtammeln meinerſeits in den nächſtbeſten Wagen entkommen und zwar in die ziemlich heiße Ecke eines Damenkoupees, hatte dort forſchende Blicke aus acht Augen mit aller Wohlerzogenheit und Niedergeſchlagenheit nicht bemerken wollen, und dann die Antrittsviſite der acht Augen, erſt nachdem ſie ſich wieder zurückgezogen, erwidert.

Nr 1, die Augen mir gegenüber, ſaßen in einem Geſichte, das ſo troſtlos nach Spießbürgertum ausſah, daß ſelbſt das kurz geſchnittene Haar, das braune Herrnhütchen, der prätentiöſe Reiſemantel und einige andere Anzeichen einer verſuchten Emanzipation nicht über die reinſte Ausgabe einer alten Jungfer hinwegtäuſchen konnten.

Nr. 2, die Augen, die mir den längſten und forſchendſten Blick abgeſtattet hatten, gehörten zu einer ganz eigentümlichen Phyſiognomie.

Es lag etwas Lauerndes, Vampyrartiges in dem blaſſen Geſichte, den grauen Augen, die die Eigentümlichkeit hatten, ſich beim Beobachten weit aus den Höhlen zu drängen, während der Kopf ſich ſenkte; unterdrückte Leidenſchaft lag in den Naſenflügeln, die beim Sprechen vibrierten. Es waren eigentlich ganz regelmäßige, aber abſtoßende Züge, die Figur groß, ſchlank, gewaltſam ſteif aufgerichtet; die Dame repräſentierte auch hier in ihrer Seidenrobe, dafür war ſie Frau eines Offiziers. Ich hatte ſie während des Abſchiedes von meinen Verwandten einſteigen ſehen, ein Burſche trug ihr Gepäck und der ſchüchterne Gatte, der ſie fortwährend anlächelte, hatte ſie im Glanze ſeiner goldenen Knöpfe und Treſſen an den Wagenſchlag gebracht.

Da nun Nr. 3, das andere kleine Weſen in derſelben Ecke, mit ungewiſſen, unruhigen Äuglein, auch von einer Uniform an die Bahn begleitet worden war und nach ſichtbaren Liebesblicken und hörbaren Küſſen neben der Seidenen Anker gefaßt hatte, ſchien es der Gattin der einen, etwas höher geſtellten Uniform als eine ſchuldige Pflicht, der Gattin der ſubalternen einige ermutigende Worte zu ſagen; man war nun einmal ſo ohne Vorſtellung zuſammengewürfelt, und das rundliche, junge Weibchen konnte doch als gewiſſermaßen legitimiert gelten.

In der anderen Ecke, etwas im Schatten der zugezogenen Gardine, lag Nr. 4, eine unentwirrbare Maſſe von ſchwarzen Kleidern und menſchlichen Gliedern; deutlich ſah ich nur ein braunes, kleines Geſicht, mit ſehr weißen Zähnen, große, dunkle Augen, über die wollige Haarſträhne wie eine Mähne herunterhingen. Ich muß geſtehen, dieſe ſchwarze Kugel intereſſierte mich am meiſten vorderhand; ich beſchäftigte mich vorerſt herauszubringen, wie ſie ſich in der Ecke zuſammengerollt hatte. — Füße ſah ich keine, Hände nicht zu entdecken, wo die Taille aufhörte und der Unterkörper anfing, war mir ebenſo unklar, wie der Übergang von Bruſt oder Schultern zum Kopfe, ich konnte mit dem beſten Willen keinen Hals ſehen. Dann ſtrengte ich mein Gehirn weiter an; in welche Kategorie von Frauen ich ſie zu rangieren hätte, — ſie paßte mir in keine der aufgezogenen Schubladen deutſcher Ordnung. Alſo Ausländerin.

Für Franzöſin zu wenig graziös, zu unachtſam angezogen, Italienerin wohl der Nachläſſigkeit halber, aber nicht lebhaft genug, Südländerin mußte ſie ſein; — es lag etwas unglaublich Träges, Apathiſches in den dicken Augenlidern, der gekauerten Stellung. Sie beachtete weder die beiden, vom Himmel und vom Staate durch die Stellung ihrer Gatten bevorzugten Damen, noch mich ſonderlich, entrollte ſich auch nicht in ihrer Ecke. Mit der Emanzipierten ſchien ſie ſchon einige Zeit unterwegs zu

sein, denn sie nahm das von derselben angebotene Glas Wein mit stummem Danke an; ihre dicken, braunen Finger staken voll Ringe; sie fuhr sich ein paarmal durch ihre Wollsträhne und sank dann wieder formlos in sich zusammen, halbwach und schweigend wie wir alle, während uns der Zug unter Pusten und Schnauben nach München führte.

An der nächsten Station wurde die Koupeethüre rasch aufgerissen, der Kopf eines jungen Mädchens, anscheinend ganz niedlich, schaute herein, dann wurde die Thüre wieder zugeschlagen. Draußen stand die obligate Begleitung, die sich wie immer abmühte, noch ein paar Worte zu finden, und trotz aller Abwehr standhaft und gelangweilt aushielt, bis sich der Zug in Bewegung setzte. „Aber ich mag nicht ins Damenkoupee," schrie die Kleine draußen, „es ist mir zu langweilig." Der Bruder oder Vetter Student neben ihr lachte und die kleine Schwester auch. Der Papa, der bis jetzt von einem Fuß auf den andern getrippelt war und zwar mit Würde, zog einige Falten und da die Zeit kurz zu sein schien, schob er die widerspenstige Tochter wortlos wieder hinein. „Noch eine!" seufzten die Uniformen und rückten auf ihrem reservierten Platz instinktiv näher zusammen. Der Student reichte einen kleinen Koffer herein, den die Kleine schmollend hinauflegte; sie war über ihre Weigerung rot geworden und lehnte sich jetzt verlegen zum Fenster hinaus. Eigentlich ein hübsches Ding mit den hellblonden, kurzen Haaren und der schlanken Figur, höchst originell angezogen; man sah es dem alten Nilpferd von Papa, der in einem fort pustete und sich den Schweiß von der Stirn wischte, gar nicht an, daß er eine so zierliche Tochter hatte. „Nimm dich ja in Acht, mein Kind, in München, besonders vor der Abendluft," ermahnte der Hippopotamus und trat noch immer von einem Fuß auf den andern. Der Student lachte, daß ihm der Kneifer von der Nase fiel, die Kleine im Fenster sah ihn fortwährend an und lachte auch ununterbrochen. „Grüße alle ja nochmals," rief sie dem heiteren Vetter zu, wobei sie ihr verständnisvolles Lachen fortsetzten. — Dann gab es einen Ruck, der Zug fuhr weiter, die kleine Schwester lief noch einige Schritte mit. „Adieu Toni," schrie sie aus vollem Halse und schwenkte ihr Taschentuch; hierauf konnten wir das blaue Kleid mit der roten Blouse, das so „chic" aussah, auch von vorne bewundern, das Fräulein hatte sich neben mich gesetzt. — Besonders geistvoll sah der Blondkopf nicht aus, strebte aber sichtlich an, neckisch und auffallend zu erscheinen, der echte Backfisch mit zwanzig Jahren, den Kopf voll von der eigenen kleinen Person und der Männerwelt, in Kourmacher und Nichtkourmacher eingeteilt.

„Die Damen entschuldigen wohl, wenn ich rauche." Ich erschrak,

die Kugel hatte geſprochen, faſt korrekt, mit etwas Accent, ſie rührte ſich auch; aus ihrer kleinen Reiſetaſche nahm ſie Tabak und Zigarettenpapier und begann mit ihren kurzen Fingern zu drehen; ſie hielt dabei die Arme feſt an den Körper gepreßt, richtete ſich kaum auf und ließ ihre dicke Unterlippe hängen. „Darf ich den Damen anbieten?“ frug ſie, nachdem ſie kopfnickend allſeitig Gewähr zum Rauchen erhalten hatte. „Deutſche Frauen rauchen nicht,“ rief die Seidenrobe, ſie richtete ſich noch ſteiler in die Höhe und ihre Naſenflügel bebten; ihre rundliche Nachbarin war rot geworden bis hinter die Ohren, „nein, o Gott nein,“ flüſterte ſie und ſtreckte die eine Hand abwehrend aus. Der Emanzipierten hatte es die wäſſerigen Augen noch mehr zum Kopfe herausgetrieben vor Entrüſtung. „Ich danke wirklich (ſie ſprach kurz abgebrochen mit etwas theatraliſchem Ton), Tabak wird meine Lippen nie berühren.“ Die Kleine neben mir kicherte, ich ahnte, daß ſie nehmen werde; ſie nahm ſchnell, wie wenn ſie fürchtete, die Emanzipierte könnte ihr etwa den Tabak wieder entreißen, dann kam ich an die Reihe, die Kleine ſchaute mich wohlwollend an und betrachtete ſich von nun als zu mir gehörig.

Die ſchwarze Kugel lächelte: „Sie ſagen, deutſche Frauen rauchen nicht, ſehen Sie hier die beiden Damen,“ wandte ſie ſich, faſt zwiſchen jedem Wort an der Zigarette ziehend, zu der Ariſtokratie unſeres Koupees. Es war mir höchſt behaglich zu Mut. Der Tabak war vorzüglich, ich lehnte ſo mollig in den Kiſſen und wartete auf die Diskuſſion, die nun kommen mußte; auch die Kleine fand es ſcheinbar nicht mehr langweilig. Der Rauch unſerer Zigaretten zog ſich zwiſchen den feindlichen Parteien hin und her, ganz langſam legte er ironiſch einen dünnen Nebelſchleier um die Emanzipierte, ſo daß wir nur ihre froſchähnlichen Augen ſahen, die entſetzt auf uns Auswürflingen haften blieben. „In unſern Kreiſen wird nicht geraucht,“ die höhere, „nein, nicht geraucht,“ die ſubalterne Uniform. „Die Männer verabſcheuen die Zigarette im Frauenmund,“ dozierte die ältliche Jungfrau und hielt ihre Augen immer noch auf uns gerichtet.

Sollten wir nicht vernichtet ſein in dieſem erlauchten und hochmoraliſchen Kreiſe mit unſern Ausſchweifungen?

„In meiner Heimat rauchen alle Frauen, alle Mädchen,“ — die Kugel amüſierte ſich ſichtlich und wünſchte das Geſpräch fortzuſetzen. „Dafür ſind Sie Ausländerin,“ kam es abweiſend von den dünnen Lippen der Seidenen. „Gewiß, Spanierin, aber —“ „So, Spanierin?“ frug haſtig, wie erleichtert die Emanzipierte dazwiſchen; es mochte auf der ganzen Reiſe wie ein Alpdruck auf ihr gelegen haben, daß ſie ihre Neugierde in

der Richtung nicht hatte befriedigen können. „Wir rauchen den ganzen Tag," die Spanierin wieder, „ich finde es höchst angenehm, in der Hängematte zu liegen und zu rauchen." „Wir haben keine Zeit in Hängematten umher zu liegen und zu rauchen," ihre Gegnerin.

„Was thun sie sonst immer, meine Gnädige?" die Kugel sehr harmlos, an ihrer Zigarette drehend. „Deutsche Frauen sorgen für ihren Gatten und ihre Kinder." Ich wurde konfus; warum erhitzte sich die Seidenrobe so zusehends und warum gerierte sie sich als deutsche Frau? Das konnte ich mir nicht mit ihrem Gesichte vereinbaren, Hochmut, Engherzigkeit, Leidenschaft hatte ich gefunden, aber das nicht. Wozu die Komödie?

Die Kleine neben mir freute sich so über das Gespräch, daß sie die Beine heraufzog und mich fortwährend anblinzelte, die ältliche Jungfrau hörte mit offenem Munde zu und das kleine Weibchen hing ängstlich an den vorgesetzten Lippen.

„Das thun wir auch," meinte die Spanierin, „dazu braucht man aber nicht den ganzen Tag herumzulaufen; meine Sorge für die Kinder z. B. besteht nicht darin, daß ich sicher weiß, wenn sie sich ein Loch in den Strumpf gelaufen haben, oder ihre Nase geputzt gehört."

„Das Kleinste ist hier wichtig, wenn man es selbst und mit Liebe thut," lautet die Entgegnung in spitzkühlem Ton.

„Ich thue das nicht selbst, das machen andere besser für mich, ich bin übrigens auch krank, da kann ich nicht immer für meine Kinder sorgen."

„Dann können Sie an ihr Wohl denken."

„Das kann ich beim Rauchen und in der Hängematte auch," lacht die Kugel, „und wenn Sie krank sind, werden Ihre Gedanken auch keine Wunder thun."

„Sie werden mich doch nie verstehen," wünscht die Seidene das Gespräch zu beenden, „Sie sind eben keine Deutsche, wir leben nur für den Gatten und die Kinder;" sie wendet sich halb ab.

„Wir opfern uns immer, auch wenn wir unverheiratet sind," dabei seufzt die Jungfrau, „ich z. B. opfere mich der Kunst." — „Der Kunst?" sagt, nein, schreit in maßlosem Erstaunen die Kleine neben mir, wie wenn sie plötzlich eine Nadel gestochen hätte, „Fräulein, sind Sie Künstlerin?"

Nun war der Schwerpunkt in unsere Ecke verlegt, das Auditorium saß mit gemischten Gefühlen. „Ich will ja auch einmal Künstlerin werden ich bin noch in der Kunstschule, studiere aber auch mit N. (sie nannte den Namen eines sehr bekannten Künstlers); mit wem malen Sie?"

„Ich? — O — ich ſtelle ſchon lange aus, ich bin fertige Künſtlerin (es klang ſcharf und bewußt), aber welches Genre kultivieren Sie?“ Das Letzte klang etwas weicher, ſie mußte den Drang fühlen, die angehende Kunſtjüngerin etwas unter ihre bewährten Flügel zu nehmen.

Ich ſtudiere nur nach der Natur, immer zeichnen, unter Tags haben wir Kopfmodell und Abends ganze Figuren.“

„Sie ſind in einem Abendkurs, Sie zeichnen am Ende — Akt? Nein, nein, nein, das kann, das darf nicht ſein, ein ſo junges Mädchen!“ (O du jungfräuliche Seele, die nach grüner Seife richt!) „Ich hatte eine Ahnung, daß Sie Künſtlerin neuerer Art ſind, Sie haben ſo burſchikoſe Manieren!“

Nun kam aber die Gutmütigkeit, die unter der Schicht altjungferlicher Verknöcherung und gewolltem Genialſein ſchlief, wieder an die Oberfläche. „Mein liebes Kind, wie kommen Sie zu der entſetzlichen Idee, nackte Körper, ich wag' es kaum ausſprechen, wahrſcheinlich auch Männerkörper zu zeichnen?“ Sie ſchauderte, wie wenn ſie in unſerer jungfräulichen Kupeeecke einen Mann auftauchen ſähe, wirklich ohne Kleider.

Die höhere Uniform hatte ſich nach unſerem ausſätzigen Winkel gewandt, das Geſpräch ſchien ſie plötzlich zu intereſſieren. Meine Kleine fand nichts Komiſches in der Situation, obwohl ſie über den Eifer der alten Jungfrau lachen mußte, ſie ſprudelte doch in hohem Ernſt heraus: „Mein Lehrer findet, daß es zu meinem Studium nötig iſt, überdies iſt es rieſig intereſſant.“ Mit Überlegenheit ihre Partnerin: „Das iſt entſchieden Schwindel, ich ſtelle doch auch ſeit langem aus, ich verſtehe überhaupt nicht, wie ein moraliſches Mädchen dergleichen thun kann; was ſagen Ihre armen Eltern dazu?“

„O meine Eltern würden das auch ungeheuerlich finden, die verſtehen das nicht, aber ſie ſind nicht in München.“

„So wohnen Sie auch noch allein?“

„Nein, mit einer Freundin zuſammen, das iſt luſtig: wir haben viel Bekannte, kommen oft in Geſellſchaft, kennen ſo nette Herrn, es iſt ganz anders wie in der kleinen Stadt, wenn ich denke, wie ich da lebte!“

Die deutſche Frau ſah ſie mit gehäſſigem Blick an. Was hatte ihren Unwillen gegen dieſe jugendlich friſche Eintagsfliege erweckt? Konnte ſie ihr nicht verzeihen, daß ſie jünger und hübſcher war? „Sie werden doch keine Herrnbeſuche empfangen?“ frug ſie ganz unvermittelt aus ihrer bis jetzt neutralen Ecke heraus.

„Aber ganz gewiß, gnädige Frau,“ mit dunkelrotem Kopf die

Kleine, das schien sie wirklich zu ärgern; „es sind junge Künstler, denen wir sehr dankbar sein dürfen, wenn sie unsere Arbeiten korrigieren, wir sprechen von unsern Studien," sie wurde immer eifriger, als sie das beständige Kopfschütteln der ältlichen Jungfrau und den Hohn der Seidenrobe sah, sie sprach immer schneller, „es ist doch nichts als kameradschaftlicher Verkehr" — „Und da haben Sie das Rauchen gelernt," schaltet die fertige Künstlerin ein. „Wir musizieren auch zusammen, gehen aufs Eis, ins Theater, wenn sich auch alte Jungfern auf die Köpfe stellen!" Sie wagte in ihrem kindlichen Trotze sehr viel!

„Mein Kind, Sie sind auf einem falschen Wege, ich bedaure Sie sehr, was ich Ihnen sagen möchte, kann ich nicht hier sagen, da wir doch gewissermaßen Kolleginnen sind, besuchen Sie mich einmal, hier meine Karte."

Die Kleine hatte sie dankend genommen und mich schnell dabei angesehen. Sie schien noch ganz echauffiert von ihren Bemühungen, diesem Geschöpf aus einer andern Welt ihren Lebensgang klar zu machen.

Die Emanzipierte war wegen der schräg einfallenden Sonnenstrahlen von uns weg gegen die Mitte gerutscht, die Seidenrobe hatte mit der rundlichen Frau ein Gespräch begonnen, das so laut geführt wurde, daß man es im ganzen Kupee hören konnte, sie wünschte augenscheinlich die Beendigung unserer Konversation; daß sie aber auch mit solchen Leuten zusammenfahren mußte, wir waren doch gesellschaftliche Parias! Aber das in seiner Kunst gekränkte kleine Köpfchen neben mir ließ sich nicht stören, pappelte unbeirrt weiter und hielt hartnäckig in aller Erregung daran fest, daß es mir noch eine Ehrenerklärung schuldig sei; es mußte wohl ein unbestimmtes Gefühl in ihr aufdämmern, daß sie mir herzlich unbedeutend vorgekommen war. „Glauben Sie nicht, daß ich etwa mein Studium gleichgültig nahm, nein, nein," sie zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein wichtiges Gesicht, „mir ist es schon Ernst, Gott, Genie bin ich wohl keines, ich habe aber Auffassung für das Kinderleben, Geschick für Karikaturen, ich will später illustrieren, aber was versteht solch altmodische Schachtel davon." Sie fand ihre Unbefangenheit in ihrem Zorne wieder und streckte die Füße weit von sich. „Da sind die Berge," sagt sehr laut drüben die deutsche Frau. „Gehen Sie manchmal im Sommer ins Gebirge?" wagt zum erstenmal das Echo eine Frage. „Glauben Sie nicht, daß ich mein Studium vernachlässige, weil ich viel in Gesellschaft gehe, es ist so schön dort und ich bin so jung —" die Kleine. „O ja, ich bin immer in Tegernsee," höre ich die wieder drüben, „es ist wunderbar dort, man hat

ſo viel Komfort, es iſt nicht zu ſehr Land, man vermißt nicht den entſprechenden Umgang und kann ſich doch erholen.“ „Wiſſen Sie auch,“ meine Nachbarin wieder, „daß die alte Jungfer dort haarſträubende Sachen ausſtellt?“ Sie machte eine Bewegung mit der Fußſpitze in der Richtung der Emanzipierten, „hier merken Sie ſich ihren Namen, wenn Sie ja einmal etwas von ihr ſehen ſollten —“

„Mein Mann, nein, der bleibt nicht in Tegernſee,“ übertönte ſie die Stimme der Seidenrobe, „der macht langweilige Fußtouren, wir fünf oder ſechs feinere Familien haben unſer Enſemble im Kaffee am See, wir kommen zuſammen und arbeiten, machen manchmal einen kleinen Spaziergang, es iſt wirklich reizend!“

„Sehen Sie, ſehen Sie, die Berge!“ Die kleine unmoraliſche Abendſchülerin ſprang auf, „wie wunderbar!“ Wir fuhren mitten auf der Ebene; mit raſender Eile ſauſte der Zug dahin. Die Wälder und Wieſen tanzten, die ſteifen Pappelbäume bogen und wendeten ſich, ein ganzes Dorf drehte ſich im Kreiſe, nun lag ein anderes weit weg in einer Mulde, nur der Turm und einige Dächer ſchauten heraus, dann die wellige, weite Ebene, kein Hügel, nichts zwiſchen uns und den Bergen, nur Kornfelder, Äcker, Wieſen und Fruchtbäume. In hellem Duſte lag die lange Kette bis hinunter zu den Allgäuer Alpen im Abendſchein. Faſt ganz klar ſah man die Zacken, die Schneefelder, die jähen Abſtürze. Der Widerſchein der Sonne glühte in den Gletſchern und überhauchte ſie roſig; wie langſam und majeſtätiſch ſie ſich in dem allgemeinen Reigen neigten; gemeſſen und ruhig zogen ſie am Horizonte hin, nur manchmal verhüllt durch den ſchwarzen Rauch der Lokomotive. — Dann wirbelten wieder Kornfelder vorüber, ganze Streifen blutigroten Mohns ſchnitten die gelben Maſſen entzwei, am Bahndamme hüpften die Telegraphenſtangen, nickten die Glockenblumen. Ein Wärterhäuschen flog vorbei, der Wärter ſalutierte, ſeine Frau ſtand bei der flatternden Wäſche, hielt die Hand vor die Augen und ſah dem Zuge nach; auf der Landſtraße fuhren Wagen, die ſtill zu ſtehen ſchienen, dann kam ein Wäldchen vorüber, ein Bach, eine Mühle, ein Dorf und immer blieben die blauen Berge ernſthaft in dem allgemeinen Tanze. — Es wurde kühler, ein friſcher Luftzug blies über die Ebene, die Sonne ſank und betupfte den hellbläulichen Himmel mit Gold- und Glutflocken, die Berge waren ferner gerückt, nun mit einem Male nahm uns eine dunkle Waldwand das ganze Bild.

Die kleine Malerin hatte aus irgend einer Taſche ein Skizzenbuch genommen und zeichnete trotz der Wagenſtöße flott darauf los, den Kopf

bald links und bald rechts drehend, ganz die Unbefangene spielend. Ihre moralische Kollegin saß wie erstaunt inmitten ihrer Gedanken, die schwarze Kugel schlief und die beiden Damen tuschelten miteinander und sahen den Kunstembryo neben mir an. Es wurde Abend; wir näherten uns immer mehr der Stadt. Fabrikschlote tauchten auf, die Äcker wurden seltener, traten zurück. Die Bahndämme rechts und links waren nicht mehr mit den weißen Blütensträußen, den Kleeköpfen und gelben Rispen bewachsen, sie bestanden nur aus roter kahler Erde, die hier und da einen Grasbüschel trug. Es war wieder wärmer geworden, der Hauch der großen Stadt blies uns an, schon war sie sichtbar in ihrer Rauchwolke, die sich dicht und schwarz über den Dächern lagerte. Wie ein unförmlicher Klumpen drückten sich die Häuser zusammen, verschwommen schauten die Kirchen aus dem dicken Atem, den die Stadt aus ihren tausend Lungen sandte, hervor, nur die Doppeltürme der Frauenkirche reckten ihre schwarzen Kappen heiter und behaglich über den Nebel. Geleise um Geleise liefen nebenher, Wagen und Maschinen fuhren vorbei, ein Zug brauste uns entgegen. Überall waren schon die Laternen angezündet, grüne und rote Lichter flammten auf, Arbeiter in kohlenberußten blauen Leinwandanzügen stiegen quer über die Schienen; lange Wagenreihen standen auf den unbenutzten Geleisen, der heiße Qualm der vorbeipustenden Rangiermaschine schlug uns entgegen, unser Zug holperte und rasselte, grelles Pfeifen, heisere Signale übertönten das Gepolter; da tauchte ein hohes, weises Haus auf, dort eine Villa, ein grüner, schattiger Garten, dann verdeckten einförmige Gebäude wieder alles. Der Qualm der Bahn zog an den Fenstern vorüber, die Maschine schnaubte und pustete, ein Pfiff — und unser Zug fuhr langsam in die Halle mit ihrem milden elektrischen Lichte.

Der schwarze Knäuel in der Ecke entwirrte sich rascher als ich geahnt hatte, stülpte einen gedrückten, schwarzen Filzhut auf die verwirrten Haare und steuerte klein, schwarz und schwammig mit vielgereister Spürnase direkt auf die Restauration los; die keimende Malerin drückte mir vielsagend ein Stück Papier in die Hand, das ich später mit wirklich nichtssagenden Karikaturen unserer Reisegesellschaft bekritzelt fand, und verabschiedete sich sehr liebenswürdig, aber mit auffallender Hast von uns, ich sah bald im Gedränge ihre rote Blouse neben einem hellen Herrnjaquet auftauchen; die Emanzipierte stieg hoheitsvoll über meine Füße und schritt im Gefühl ihrer keuschen Weiblichkeit hinter den beiden Offiziersfrauen her; ich war die letzte. Noch in der Bahnhofhalle verabschiedete sich die Subalterne von der deutschen Frau, sie wurde von

einer ſtrammen Magd erwartet und auf dem Heimweg gardiert. Die Seidenrobe zögerte einen Moment, zog den Schleier über das Geſicht und bog in einen der Seitengänge rechts ein. Ich hatte denſelben Weg zu nehmen, um zur Pferdebahn zu kommen, ging achtlos in ziemlicher Entfernung hinter ihr; der Gang war nur wenig erleuchtet und ganz leer, deutlich hörte ich die Schritte vor mir, plötzlich klangen ſchwere Tritte dazwiſchen, ich ſtutzte, in dem dämmrigen Gang ſah ich die Umriſſe einer jugendlichen Männergeſtalt, die auf die Dame vor mir zukam. Die beiden verſchwommenen Geſtalten hielten eine Weile an, dann ſchritten ſie vereint weiter in dem beengenden Dämmerlicht des Ganges; mit einer bewußten, feſten Übereinſtimmung klangen die Tritte, ein Vorhaben, ein gemeinſamer Entſchluß ſprach aus jedem neuen Aufſetzen des Fußes. Ich ging ſchneller, die ſo plötzlich auftretende Figur des Liebhabers hatte mir endlich vollſtändige Klarheit gebracht, nun verſtand ich den Haß, der in Ton und Blick das kokette, hübſche Ding neben mir verfolgte; der Mann, in deſſen Arm ſich die deutſche Frau 'ganz verkroch, war ein noch ſehr junger, ſogenannter hübſcher Kerl, (ich ſah ihn flüchtig, als er eine der am Platze wartenden Droſchken herbeirief), eine Dutzendware, wie ſie in den meiſten Salons und Geſellſchaften zu treffen iſt, und welche die kleine Malerin gewiß mit Feuer kultivieren würde.

Die Droſchke fuhr fort, ehe ich in die Pferdebahn ſtieg. Es war eine wunderbare, laue Sommernacht; aus den Gärten an der Landſtraße kamen die ſüßlichen, ſchweren Düfte der Akazien, ein feuchter Hauch ſtrich über die Wieſen vom engliſchen Garten her.

Einſam und ſtill war mein Weg, nur die Nachbarkinder ſaßen vor der Hausthüre und wisperten. Das eiſerne Thor knarrte, der ſchwarze Hofhund Attila umwedelte und beſchnupperte mich. Unſer Haus lag dunkel und ruhig, mit weit geöffneten Fenſtern; aus dem Garten ſcholl gedämpftes Sprechen und Lachen.

In dem kleinen Zimmer auf der Rückſeite des Hauſes brannte die Lampe über dem gedeckten Tiſch, das Waſſer in der Theemaſchine brodelte, das Klavier war noch geöffnet wie ich es geſtern gelaſſen, meine Roſen ſtanden friſch in dem Glaſe neben meinem Teller, die hatte gewiß meine Mutter hingeſtellt. Sie wollte auf mich warten und war über dem Warten in ihrem Lehnſtuhl am Ofen eingeſchlafen.

Das offene Fenſter ſchnitt ein längliches Viereck aus dem dunkeln Nachthimmel mit ſeinem Sternengeflimmer, im Graſe draußen zirpte

eine Grille, ſchwieg eine Weile und begann aufs Neue; die große Uhr tickte behäbig, dann ſchlug ſie ſchnarrend neunmal, — meine Muttter erwachte. „Ah, da biſt du ja!“

Unſer Dichter-Album.

Nachtbild.

Rings tiefe Nacht, gewitterbang und ſchwül . . .
Ein ſchönes Weib wälzt ſich auf weichen Kiſſen;
In ihrer Bruſt kämpft mahnend das Gewiſſen
Mit ſünd'ger Luſt. . . . Sie ſpringt empor vom Pfühl.
Ans Fenſter lehnt ſie ihren ſchlanken Leib;
Der feuchte Blick irrt träumend in die Ferne.
Still iſt die Nacht, es blitzen nur die Sterne
Geheimnisvoll. — Was ſinnſt du, ſchönes Weib?
Die Liebe winkt! Was zögerſt du denn noch?
Dein Buſen wogt im ſehnenden Verlangen;
Zwei Arme ſind bereit dich zu umfangen,
Der Liebſte harrt — o komm, beglück' ihn doch!
Gedenkſt des Gatten du? er liebt dich nicht,
Du ſagſt es ſelbſt: er iſt ſo kalt, ſo ſtrenge,
Liebt nicht die Freude, haßt die laute Menge
Und lebt nur ſeiner Arbeit, ſeiner Pflicht.
Und du biſt jung; dein Blut rollt heiß und ſchwer
Und leben willſt du, leben und genießen.
Warum ſich in vier Mauern einzuſchließen?
Der Ehe Glück? Bah! das iſt ſchal und leer.
Der Treue Schwur — ſein Bruch ſoll Sünde ſein?
Ihn hat Verſtand, das — andere das Herz geſprochen,
Und Tauſende, ſie haben ihn gebrochen —
Wenn Liebe fehlt, der Himmel wird verzeih'n.
O komm! o komm! Die dunklen Roſen blühen,
Von ferne tönt der Nachtigallen Schlagen
So ſehnſuchtsvoll, als wollten ſie dir ſagen:
Die Flammen ſtille, die im Buſen glüh'n . . .
Ein leichtes Tuch rafft ſie vom Boden auf
Und ſchlingt es um die vollen weichen Glieder;
Dann beugt ſie ſpähend ſich zum Garten nieder:
Ein leiſer Gruß, ein Flüſtern dringt herauf.
Zur Thüre eilt ſie ſchnell — es iſt geſcheh'n,
Kein Engel mehr, der ſie vom Falle rette! —
Da ſtößt ihr Fuß an ihres Kindes Bette
Und tief erſchrocken bleibt ſie lauſchend ſteh'n.

Verſchlafen fragt ein Stimmchen: „Wer iſt da?
Biſt du's Mama?“ — und mit erſtaunten Mienen
Ein Lockenköpfchen guckt durch die Gardinen —
„Wo gehſt du hin, Mama? Kommt der Papa?
Ich träumte juſt von ihm, er brachte mir
Viel ſchöne Spiele mit aus weiter Ferne,
Papa iſt gut und ich hab' ihn ſo gerne —
Du auch Mama? — Ja, ja, das glaub' ich Dir“ —
Die Kleine plaudert's eifrig, unbewußt.
Das Mutterherz durchzuckt's mit tauſend Flammen,
Lautſchluchzend bricht das ſchöne Weib zuſammen
Und preßt ihr Kind wild ſtürmiſch an die Bruſt,
Bedeckt mit Küſſen heiß ſein Angeſicht
Und netzt mit Thränen ſeine blonden Locken.
Die Kleine aber flehet bang erſchrocken:
„Mama nicht weinen — bitte, weine nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Verſtummt iſt längſt der Nachtigallen Schlag,
Das Mondlicht flutet voll ins ſtille Zimmer
Und leiſe zieht auf ſeinem goldnen Schimmer
Des Friedens Engel ſegnend durchs Gemach.

Abensberg. Georg Schaumberg.

Thränenſchleier.

Warum, wenn du erfüllt von hoher Freude,
Vor's Aug' dir Thränen ihre Schleier weben?
Daß dir der Erde trüber Anblick ſchwinde,
Damit du ganz magſt dieſer Welt entſchweben.

Warum, wenn du bewegt von tiefem Schmerze,
Die Thränen reichlich dir das Auge trüben?
Damit du ganz magſt in dich ſelbſt verſinken,
Daß Welt und Schmerz dir ſterben und zerſtieben.

Nur ein Troſt.

Ein Troſt nur iſt's, der neues Licht kann ſchenken,
Wenn trüb Erinnern mir das Herz durchweht
Und noch einmal in bangem Deingedenken
Dein Leichenzug mir durch die Seele geht.

Kein Hoffen iſt's auf glühe Erdenlüſte,
Iſt nicht der eignen Seele ſchwankend Licht,
Nein, als dem Auge mich zum letzten grüßte,
Daß du mir ſelbſt geſprochen: Weine nicht.

Wien. Joſef Kitir.

Bettlerliebe.

In ſtürmiſcher, grauſiger Wetternacht
Da trafen wir plötzlich zuſammen,
Ein Bettelkind ich, ein Bettelkind du,
Und Thränen im Auge uns ſchwammen.

Du zogeſt mich ſtill in dein Kämmerlein,
Wir ſchwelgten in wildeſten Wannen,
Ein Bettelkind ich, ein Bettelkind du,
Bis taumelnd die Nacht war verronnen.

Darauf haben wir ſcheidend die Hand uns gereicht,
Wir kannten nichts weiter uns geben,
Ein Bettelkind ich, ein Bettelkind du,
Und vorwärts ins kreiſende Leben!

Wien. Fritz Burger.

Am Friedhof.

1.

Wo ſich thalwärts aus dem Dorf
Zwei der Straßen winden,
Liegt ein Friedhof ſtill und klein
Unter alten Linden.

An den roſt'gen Kreuzen blüh'n
Roſen zwiſchen Neſſeln
Und das Regenwaſſer ſteht
In den Weihbrunnkeſſeln.

Ein vergrämtes Weib ſah ich
Vor dem Thore kauern
Und ſie träumte wohl vom Glück
Hinter jenen Mauern.

2.

An dem ſchwarzen Kirchhofgitter
Blüht ein wilder Raſenſtock
Und daneben ſteht ein alter
Wetterfahler Opferblock.

Wo die raſtgebräunte Klammer
Schließt ein derber Eiſenſtift,
Steht geſchrieben: „Gebt den Armen"
Mit ſchon längſt verblaßter Schrift.

Stumm ließ deinen Ring ich gleiten
In des Steines dunkle Hut,
Holz den Armen für die Aſche
Meines Glücks und deiner Glut.

München. Heinz Oſſer.

Digitized by Google

Meſchucke.

Am Schilfteich ſitzt ein blaſſes Weib,
Gewandet nur in Lumpen.
Sie hält in ihrer magern Hand
Von Unſchlitt einen Stumpen.

Der hat gebrannt als Kerzenlicht
An einer ſchwarzen Bahre.
Es lag darauf der Sünde Kind
Mit langem feuchten Haare.

Das war ertrunken hier im Teich
Beim Spiel mit Waſſerroſen.
Die Mutter iſt derzeit verrückt
Vor Leid, dem liebeloſen.

Sie heißt bei Jung und Alt im Dorf
Nur die meſchucke Wine.
Der Bauer, wenn vorüberkommt,
Lacht dumm mit blöder Miene.

Sobald des Wegs der Pfarrer wallt,
Wird ſie bekläfft vom Spitze,
Dann fährt ſie auf in Raſerei
Von dem gewohnten Sitze.

Der Pfarrer zog hinweg vom Ort
Auf eine fette Pfründe
Und predigt nach wie vor umſonſt
Gen Judentum und Sünde.

Noch immer grünt das Schilf im Teich,
Die Wine iſt geſtorben,
Die Schacherſippe wurde reich,
Die Bauern ſind verdorben.

München. Heinrich von Reder.

Die Finkin.

Im Buſche ſingt ein Diſtelfink
Gar fröhlich, froh und fein,
Der Vogel war ſo jung und flink,
Voll Unſchuld noch und rein.
Verona.

Da kam 'ne Finkin eines Tag's
Und zwitſchert': Bibibi!
Der Fink, der dacht', wohlan, ich wag's —
Verdorben war das Vieh.
Cornel Mark.

Moderne Xenien.

Wer mit lyriſchem Geſange
Stehen will in des Jahrhunderts Drange,
Muß in ſeines Lebens Tagen
Scharf geprägt ein Selbſt im Buſen tragen,
Muß dies Selbſt zum All erweitern,
Doch im All ſein Selbſt nicht laſſen ſcheitern,
Muß die Welt auf ſeine eigne Weiſe
Uns enträtſeln und entſiegeln
Und das Leben, wie es wechſelnd kreiſe,
Anders als in Alltagsköpfen ſpiegeln.
Aber wer uns nichts hat aufzuriegeln,
Eigenen Gehalts uns nichts zu ſagen,
Möge, da die Grazien ihn meiden,
Still beſcheiden
Steine ſtatt des Golds der Rede ſchlagen!

*

O Dichter, ich bitt' euch, ſeid heute nicht lyriſch,
Nein, um zu geißeln und zu verdammen,
Verfahrt nicht romantiſch, verfahrt empiriſch
Und ſeid ſatiriſch!
Vom Leder zieht mit Epigrammen!
Denn die ſind Schwerter und züngelnde Flammen,
Zu ehren, was göttlich, zu ſtrafen, was tieriſch,
Und Bosheit und Flachheit mit blutigen Schrammen
Zum Teufel zu ſchicken, woher ſie ſtammen.

*

Herrn Tiſtelchens Unſterblichkeit
Liegt außer allem Zank und Streit.
Wenn ſterben heißt: zu werden nichts,
Kann Tiſtelchen nicht ſterben;
Denn der iſt ſchon auf Erden nichts.

*

Nein, dichten heißt nicht ſtandieren,
Und macht ihr in metriſchen Bahnen
Euch auch als Renner breit,
Es bleibt nur ein lyriſches Zahnen,
Wofern ihr in Herzen und Nieren
Nicht tüchtige Männer ſeid.

Cannſtatt. Ernſt Ziel.

Mittſommer.

„Ich ſah dich, Freund, durchs hohe Saatfeld ſchreiten.
Du gingſt allein, dein Haupt nur überragte
Die Ähren, die das Abendrot vergoldet.
Doch beugteſt du von Zeit zu Zeit dich nieder
Und immer wieder warſt du ganz verſchwunden —
Nun ſage mir: was ſuchteſt du im Felde?“ —
Mein Freund, die hohe Saat hat dich betrogen.
Ich war allein mit einem — kleinen Mädchen.
Zu ihrem Munde beugt' ich mich hernieder,
Indes die goldnen Ähren uns verhüllten.

Lucan. Otto Erich Hartleben.

Dem Freunde.

Gramumdüſterte Seel', erwache
Vom Todesſchlaf,
Drin lang du gelegen,
Seit dich der Fluch des Lebendigen traf!
Thränenumflortes Auge, lache
Fröhlich dem neuen Morgen entgegen,
Der dir herrlich im Oſten tagt!
Denn dich begleitet auf allen Wegen,
Ob dich das Elend rings umzäunt,
Deines Lebens einziger Segen —
Der Freund!
O wie warſt du kleinmütig verzagt,
Da dich die hämiſchen Alten
Höhnten und ſchalten,
Spotteten all' des windigen Wichts,
Weisſagten und redeten gar in Zungen:
Aus dem gottvergeſſenen Jungen
Wird nichts!
Hättet's beinah' erraten,
Ihr Tanten und Paten!
Ja, wär' es auf euch nur angekommen,
Auf euer Geſchnatter,
Ihr Herren Gevatter,
Leicht hätt' es ein übel Ende genommen! —
Der Hunger ward mein Spielgeſelle,
Meine Amme die bittere Not.
Ich trank des Baches murmelnde Welle
Und aß ein Stückchen trocken Brot.

Doch ob ſie mich lockten und höhnten rings,
Ich ging nicht rechts und ging nicht links.
Ich folgte durch öde Wüſtenei
Dem Stern, der mir die Pfade wies,
Ob fröſtelnd kam die Nacht herbei,
Ob glutenheiß der Samum blies —
Ich eilte und eilte weiter und weiter
Und ſchaute im Traum das Paradies! —
Wer aber war der treue Begleiter,
Der nie von meiner Seite wich,
Deß Hand, wenn matt der Stern verblich,
Und meine Seele ſchier verzagte
Und bittere Reue am Herzen nagte,
Sanft über die heiße Stirn mir ſtrich?
Wer war's, deß Worte wie Regentropfen
Kühlend auf meine Seele fielen?
Wer hieß dies Herz weltfreudiger klopfen,
Dies Blut jungfriſch in den Adern ſpielen?
Wer hat mir in ſtiller Stund' entriegelt
Seines eigenen Herzens glänzenden Schacht,
Drin gern ſich die müde Seele beſpiegelt,
Wie der Mond im Meer um Mitternacht?
Doch ſtill, leichtfertiges Wort! Es ruht
Auf der Herzen Geheimnis ein zarter Schleier;
Und den zu heben, thut nicht gut.
Denn was in der Stunde heiliger Feier
Dem Freunde der Freund ſtillſelig vertraut,
Das kündet kein ärmlicher Menſchenlaut.
Und nur wer's ſelber an ſich erfahren,
Der ſpürt den Segen nach langen Jahren,
Wenn ſich die Seele in ſich verſenkt
Und treu des fernen Genoſſen denkt.
Da ſteigt ſie empor, die liebe Geſtalt:
Die Stirn, vom braunen Gelock umwallt,
Das blitzende Aug', der beredte Mund,
Wie er munter geplaudert in ſelbiger Stund',
Die Worte, der Klang und der Töne Fall
Und das helle Lachen — du hörſt ſie all';
Und ſpürſt du erſt, wie er die Hand dir drückt,
Dann biſt du ſo mürriſch und doch ſo beglückt!
Entſchwundener Zeiten roſiger Schein
Fließt tröſtlich ins dämmernde Leben hinein, —
Der Minne jugendgewaltige Luſt
Umzüngelt noch einmal die fröſtelnde Bruſt,
Und hinter dem lodernden Abendrot
Winkt lächelnd mild

Ein segnendes Bild —
Du weißt es nicht:
Ist es des Freundes Gesicht?
Ist es der Tod?

Leipzig. Edgar Steiger.

Der Alpenrosenstrauß.

Novelle von Cornel Mark.

(Verona.)

„Ein prächtiges Naturkind! Welch züchtig Wesen! Wie einfach in Sprache und Gebärde! Wie sinnig und demütig!"

Also sprach der Herr Konsistorialrat zu seiner graugekleideten Ehehälfte und grüngekleideten Tochter, zwei ehrenwerten Damen, welche ihres körperlichen Wesens trostlose Glätte nach vor- und rückwärts mit evangelischer Resignation trugen, einig und ähnlich, obwohl die eine vierzig, die andere zwanzig Jahre alt war.

Jene Weiblichkeit aber, welcher des hageren, adlernäsigen, scharfäugigen Pastors bewundernder Ausruf gegolten, war ein dralles, frisches Tyrolermädel mit roten Backen und kecken Augen, straffen Zöpfen und strammem Busen, mit Hüften wie ein Weltversprechen, mit einer Stimme, die so klar und hell klang, wie reines Zinn auf reinem Kupfer, und dazu von einer Behendigkeit, die feiner war, als die einer gewöhnlichen Kellnerin und anmutender, als die einer weltgewandten Dame.

Resei hieß das Mädel. Der alten Mondwirtin zu Blitzach am See Nichte war's.

Die konsistorialrätliche Familie trank Kaffee und aß Milchbrot, dick bestrichen mit süßer Butter und klarem Honig; sie saß an einem viereckigen Tische, — weißes Geschirr stand darauf, ganz vornehm sich abhebend von dem grellrot- und blaugeblumten Tischtuche. Sie selber aber, die konsistorialrätliche Familie, nahm sich an dem viereckigen Tische wie ein unregelmäßiges Dreieck aus.

Unweit davon, an einem runden Seitentischchen, saß eine kleine, geheimnisvolle Gestalt, die dem blonden, keck aufgedrehten Schnurrbart nach zu schließen, einen Mann bedeutete, im übrigen aber so gnomenhaft zusammengekauert war, daß auf ihrem Rücken eine schiefe Nachlässigkeit der Natur mit doppelter Lebendigkeit sich ausprägte. Ein Feuerwerk von

Geiſt und Schelmerei blitzelte aus den graublauen Augen, die hinter dem Zwicker hervorleuchteten, wie eine Entſchuldigung für die Sünde an der Formenſchönheit, welche die ewig rätſelhafte Schöpfungskraft an dieſem Manne begangen, der vielleicht nur deshalb boshaft und ſkeptiſch geworden war, weil er ein fühlend Herz beſaß, worin der rote Saft brodelte und brauſte, heißer und heftiger, als in der Bruſt vieler Wohlgeformten.

Der kleine Mann erlauſchte des Konſiſtorialrats nur für die Familienintimität gemünzten Ausſpruch und dachte ſich ſein Teil, wobei er den blonden Schnurrbart nach aufwärts ſtrich und hinüberblinzelte zur Reſei, die eben zum drittenmale friſche Milch auf den evangeliſch beſetzten Tiſch auftrug. — Paſtoren, ihre Frauen und Töchter lieben den Kaffee mit Andacht und Leidenſchaft, heftig und unerſättlich.

Der kleine Mann ſchlürfte ein Gläschen Enzianbranntweins, trotz der 22 Grad Réaumur über Null in der ſchattigen Laube des Mondwirtshausgartens, und beäugelte die ſchöne Reſei — der Spitzbube!

Und er dachte: „Welch kernfriſches, liebprächtiges Mädel! Strotzend von geſunder Kraft und natürlicher Glut! Ein Freibrief auf ein Füllhorn voll Genuß! Welche luſtausſtrömende Weiblichkeit! O frummer Pfarrherr, was verſtehſt du davon!“

Er war ſchlau, der kleine Mann mit dem Irrtum der Natur auf dem ſchmalen Rücken; er ſtand auf und ging von hinnen, fünfzig Schritte hinab zu dem dunkelgrünen See. Dort ſtieg er in ein Boot, warf dem langen Lorenz ein Guldenſtück zu mit dem Befehl: „Rudere mich weit hinaus, ich möcht' ſchlafen!“

Der Lenzl ruderte ihn hinaus in den See, nach links zu, wo die alten und die jungen Fichten in ſehnſüchtiger Verſchlingung über den mürriſch-grauen Fels herab ſich ins Waſſer niederbeugen, als ob ſie ewiges Leben trinken wollten aus den dunkeln Fluten. Dort griffen Lenzls Ruder in die leicht ſich kräuſelnden Wellen, und pfeilſchnell glitt der Kahn über den Spiegel des Sees. Der kleine Mann aber lag ausgeſtreckt im Nachen, beide Arme unterm Kopf und ſchloß die Augen und träumte von der Reſei kernhafter Friſche und liebprächtiger Mädchenhaftigkeit.

Der Glückliche!

* * *

Desſelben Tages um die achte Abendſtunde, als die erſten Mondesſtrahlen über die rauhen Felszacken des Urgebirges in den Seekeſſel nieder-

leuchteten, da saßen der Bucklige und die Pastorenfamilie wieder an den gewohnten Plätzen in der Laube des Mondwirtshausgartens. Die Evangelischen aßen andächtig frische Forellen, der kleine Mann verzehrte behaglich den zwiebelduftenden saftigen Rostbraten, den ihm die flinke Resei noch dampfend gebracht hatte. Konsistorialrats tranken zu dritt an einer Flasche weißen Tafelweins und erfrischten sich an dem dritten Kruge Selterswasser; der kleine Mann schlürfte das dritte Seidel roten feurigen Tyrolerweins und ließ die vor ihm stehende Wasserkaraffe unberührt.

„Befehl'n 's noch a Seid'l, Herr Baron?" redete ihn 's Resei an und ihre hellen Zähne blitzten zwischen den roten kußlichen Lippen.

„Versteht sich!"

Die Kellnerin flog mehr als sie ging, um des geschätzten Gastes Bestellung zu besorgen. Sie brachte den dunkelfunkelnden Wein, setzte sich dem kleinen Baron gegenüber und frug lächelnd: „Hat's Essen g'schmeckt, gnädiger Herr?"

Baron Alex, ein welterfahrener Mann, war zwar stets freigebig gegen hübsche Kellnerinnen; allein Resei's Diensteifrigkeit ist damit nur zum Teil erklärt — nicht ganz. Resei spürte ein sonderbares, scheues Gefallen an ihm.

„Vortrefflich!" erwiderte er. Dann wurde das Mädel abberufen, um die Pastorenfamilie in ihre Schlafgemächer zu geleiten.

Zurückgekommen zu dem einsamen Zecher, der immer noch ein Seidel bestellte und die schmucke Dirn zum Mittrinken einlud, planderten sie eine lange, lange Weile gar heimlich und zutraulich. Des kühlen Nachtwinds leichtes Wehen machte das Laubwerk knistern. Des Sees Wellengang rauschte geheimnisvoll dazwischen und lautschallend bellte der Haushund, durch Vorüberziehende aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt. Der beiden Leutchen Geflüster blieb unverständlich, aber, als er sich erhob, da gab sie ihm die Hand und sagte, halblaut zwar, jedoch vernehmbar für seine Ohren: „In einer halben Stund', gnädiger Herr; die erste Thür' auf der linken Seit' neben der Küche."

Behend wie ein Wiesel entschlüpfte sie, und er begab sich schnurrbartdrehend in sein Schlafgemach. Waren's bloß des Weines Geister, die aus seinem pfiffigen Gesichte lächelten und kicherten?

* * *

Der Mond ſtand kerzengerade über dem Wirtshauſe. In der Kammer neben der Küche küßte die ſchöne Reſei den kleinen, buckligen Baron zum hundertſtenmal und flüſterte: „Du biſt gar ſo a lieber Herr!“

An Reſeis Kammerfenſter aber klopfte ſchon eine Weile leiſe, dann ſtürmiſcher ein kerniger, ſtämmiger Burſche, der einen mächtigen Strauß vollaufgeblühter, taubenetzter Alpenroſen in der Hand hielt.

„Jeſſas, dös iſt der Jörg!“ rief Reſei plötzlich aus.

„Wer iſt das, der Jörg?“ frug der Baron.

„Mein Schatz,“ gab ſie zur Antwort.

„Schöne Geſchichte!“ murmelte der Bucklige und wollte ſich marſchbereit machen, während der ungeduldig Außenſtehende immer kräftiger ans Kammerfenſter pochte.

„Bleib'n's nur ſtad, gnädiger Herr,“ ließ die Reſei ſich vernehmen und erhob ſich von dem Lager; „i werd'n glei fortſchick'n.“

Sie öffnete halb das Fenſter und redete leiſe: „Jörg, wo kimmſt denn du no ſo ſpat daher?“

Der Burſche verſuchte ſein Mädel durch das Fenſter zu küſſen: „Hob' friſche Alpenroſen g'fund'n und do hob' i dir halt dös Sträußel bringen woll'n.“

Dabei reichte er ihr den Strauß und wollte ſich zum Fenſter hineinſchwingen.

Sie aber hielt ihn zurück, gab ihm erſt einen tüchtigen Schmatz und ſagte dann: „Biſt a guter Bua, mein lieber Jörg! Kimmſt den weiten Weg von der Rainalm herunter —, biſt wohl vier Stund' lang gangen — —“

„Hab ſchon bald a ganze Stund' länger braucht, Reſei —; der Mond geht ſpat auf und im Finſtern is's gar hart geh'n,“ unterbrach der treuherzige Burſche des Mädchens Rede.

„Du lieber Jörg!“ rief ſie und küßte ihn wieder. Und wieder verſuchte er's, ſich übers Fenſtergeſimſe zu ſchwingen.

„Nein, nein, Jörg!“ wehrte ſie ihn ab; „'s geht heut' nit —, kannſt nit zu mir kommen.“

„Ja, warum denn nit, Reſei?“ frug er.

„Na, weißt', Jörg —“ erwiderte ſie, „i kann dir's nit ſo recht ſag'n —, aber —, weißt —, 's is ganz unmöglich — —! Du wirſt mi ſchon verſteh'n. 's nächſtemal — —“

„Steht's a ſo?“ ſagte er. „Ja, dann bin i freili umaſunſt den weiten Weg hergangen, dös haßt, juſt nöt umaſunſt, denn i hab di ja g'ſeg'n und bußelt und bin ſchon z'frieden damit. Jetzt aber geh' glei

wieder ins warme Neſt, damit du dich nit etwan gar noch verkält'ſt. Pfirt di' Gott, Reſei und b'halt mi liab!"

„Pfirt di Gott, Jörg, und ſchau, daß du guat auffikimmſt auf d' Rainalm."

„Hab ka Sorg', Schatzerl," rief er zurück und ſchritt mit vorſichtigen Schritten den Fußpfad entlang, der knapp vom Mondwirtshaus ab bergan führt.

Die Reſei aber kehrte zu ihrem buckligen Gaſte zurück, legte den friſchen Alpenroſenſtrauß aufs Bett und flüſterte zärtlich: „Die Bleameln, Herr Baron, nimmſt mit als an Andenk'n an d' Reſei!"

Durch die ſtille Nacht aber erklang des abziehenden Jörgs helle Stimme:

„B'hüat Gott, lieber Schatz,
B'hüat Gott und bleib treu,
In mein'm Herz is dein Platz,
Du liabe Reſei!!"

* * *

Am andern Morgen ſaß die Paſtorenfamilie beim Kaffeefrühſtück in der Laube, als der Baron mit dem Alpenroſenſtrauß in der Hand erſchien, nach raſch genommenem Morgenimbiß die Reſei zu ſich herauſrief und ſeine Zeche berichtigte. Der Lenzl brachte den Handkoffer, der reiſefertige Baron rief der Kellnerin „Auf Wiederſehn!" zu und ging dann an den See hinab, wo ihn der Lenzl nach dem jenſeitigen Ufer zur Poſtſtation ruderte.

Der Konſiſtorialrat winkte der Reſei. „Wer war der kleine Herr, liebes Kind?"

„O —!" erwiderte das Mädel, „dös is gar a nobliger und braver Herr. Do, ſög'n's —" und dabei wies ſie auf ein funkelndes Goldſtück in ihrer Hand — „er hat mir ein' Dukaten g'ſchenkt! Da muaß i glei a Meſſ' für ihn leſ'n laſſ'n bei die Franziskaner drüben in der Au."

„Reſei, kimm glei!" ließ ſich die polternde Stimme der Wirtin vernehmen.

„Bin ſchon da, Frau Mahm!" erwiderte die Kellnerin und ſchritt eilends dem Hauſe zu.

Der Konſiſtorialrat aber zündete ſeine Pfeife an und, da er ein gut und methodiſch geſchultes Gedächtnis beſaß, wiederholte er ſeine geſtrige Rede: „Ein prächtiges Naturkind! Welch züchtig Weſen! Wie einfach in Sprache und Gebärde! Wie ſinnig und demütig, und —" er-

weiterte er heute den Spruch — „gottesfürchtig und fromm ist sie auch. Der Dukatenlohn wird Segen stiften. Das ist ehrbar Gnadengeld.“

„Ja, ja,“ pfiff eine Spottdrossel aus der Laube, „die Theologen aller Konfessionen übertrumpfen sich an Scharfsinn. Aber ein schlechter — Numismatiker ist der Herr Konsistorialrat doch. Gnadengeld, hi, hi!“

Darum.

Ein Stillleben.

Von Peter Hille.
(Pyrmont.)

Es gibt einen Tag, da fragt man sich: „Was haben die Bäume wohl?“

Es ist ganz ruhig. Sommerlich liegt die Flur, noch dicht sind die Wipfel. Da muß ein Gespenst durch die Natur gehen. Nach allen Seiten beugen die Bäume sich. Gewinsel, fast der Schrei einer menschlichen Angst.

Nun bewegen sie sich auch länger eintönig fort wie die Juden in der Synagoge. Dann kommt der Herbst noch lange nicht. Ein Tag wie der andere; sie spinnen sich hin in der Korpulenz der langsamen Abschräge, des während der Gewohnheit sich verlierenden Lebens.

Noch lange kann alles unverändert bleiben. Tag für Tag wandelt behaglich über die Fluren wie ein Eigentümer über sein Grundstück.

Aber die Natur wird nicht mehr froh. Sie leidet, leidet seit diesem Tage. Ihr widerfährt noch nichts. Alle Blätter sind noch grün. Sie lärmt nicht.

Ich besuchte einen Freund. Er war aus auf seinen Kalkwerken. Ich konnte mir denken, wie er dort umherging; von der roten schwitzenden Stirn schob er die graue Mütze zurück, um sich geschäftig zu krauen, wie man das gewöhnlich thut, über der linken Schläfe.

Er dachte dann lange, sah sich um, sprach ein wenig und ging dann weiter mit steifen, unten ausschlenkernden Schritten, die kleine Steine häufig aus dem Wege schleuderten.

Lauchartig riechende Gase mit dem graudurchsichtigen Rauche gleich den gesprenkelten, gleichsam plattgeschlagenen Flaschen, welche die Jäger so gern haben, stiegen aus den weißglühenden Kalkmassen.

Wie ſchwere Laſtknechte, die Hand auf dem Gurt, ſtanden die braunen Güterwagen auf dem Zweiggeleiſe und ließen ſich beladen.

So empfing mich denn ſeine Frau. Müde, feierlich und fremd ruhte das Dorf. Denn hier war das Gut und davon iſt ein Dorf getrennt wie ein anderer Stand. Der Stand eines anderen Lebens.

Einige Tauben flogen vom Dorfe ab und ſetzten ſich blendend auf die ſanft eingewölbten Scheunendächer. Sie fühlten ſich hier mehr in ihrem Elemente.

Friedlich träge ſtand noch das Kaffeegeſchirr. Um mich hatte ich die Kinder, die ſich ſchnell mit mir befreundet hatten; eins hatte meine rechte Hand gefaßt, das andere die linke und ein drittes ſaß auf der Fußbank vor mir. Es hieß auch Maria. Ich aber war nichts weniger als ein Chriſtus.

So ein hohler, blauer, feſter, gleichſam gebauter Tag, wie der Sommerherbſt ſie hat.

Er ſcheint ſo leicht einzuſchlagen; die Gewitter thun das auch, ſchlagen ihn ein.

Alles erſcheint ſo nahe, ſo derb heran, aber auch dem Bruch ſo nahe.

Über die grünen Formen des Gartens ging das ſchwarze Geſteck einer Eiſenbahnbrücke. Dahinter kletterte eilig dünnkittliger Buchenwald hinan. Wir ſprachen ganz heiter, langſam, lebenbeſchauend.

Da, ohne Anlaß, mit einemmale ihr Geſicht ganz beſtürzt von Thränen. Wo ſie hergekommen waren, wußte man nicht. Dann war es auch vorbei. Sie hatte nicht einmal geſchluchzt. War wohl ſelbſt beſtürzt davon. So ſehr hatte ſie ein tiefer Grund, der Grund der Vergänglichkeit, das Leid der Welt geregt.

Beſtürzt ſahen die Kinder auf. Ich aber fragte nicht. Dem Reifenden ſieht der Tod ins Geſicht. Ihr Mann hatte wohl nichts davon geſpürt. Auch ich habe bis nun kein Zeichen weiter vernommen.

Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

Verweilen wir einen Augenblick bei dem künſtleriſchen Beſtande des „Schauſpielhauſes“ und des „Deutſchen Theaters“, bevor wir zu den Zuſtänden des übrigen theatraliſchen Berlins übergehen. Über den neuen Intendanten und den neuen Direktor habe ich ſchon in meinem vorigen Briefe geſprochen und möchte an dieſer Stelle nur noch einmal die Warnung wiederholen, der Zukunft allzu vertrauungsſelig entgegenzuſehen. So lange das ganze Syſtem an unſerem Hoftheater nicht ein anderes wird, ſo lange bringt der bloße Perſonenwechſel wenig Nutzen. Beim Theater iſt zwar der Direktor das Syſtem, nirgends erſcheint die abſolute Regierung des Einzelnen ſo notwendig und vorteilhaft, als bei der Bühne. Aber gerade bei dem Berliner Hoftheater, bei dem alles auf das Beamtenmäßige eingerichtet iſt, kann der einzelne geſchickte Leiter allein auch nicht den verfahrenen Zug wieder in das Geleiſe bringen. Die Stellung des Direktors des Schauſpielhauſes muß eine unabhängigere werden, die Grundſätze über Annahme der Stücke, Zuſammenſtellung des Repertoirs, Anſtellung neuer Kräfte müſſen hier vollſtändig geändert werden, wenn etwas Erſprießliches herauskommen ſoll. Und daß man ſich zu ſolch' durchgreifenden Änderungen ſobald verſtehen wird, glaube ich nicht, trotz des beſten Willens, den der neue Intendant unbedingt mitbringt. Es iſt vollſtändig unmöglich, daß ein einziger Mann, noch dazu ein Neuling im Theaterweſen, zwei erſte Bühnen der Reſidenz und drei große Provinztheater zu gleicher Zeit thatſächlich leiten ſoll. Die Leitung kann ſich vielmehr immer nur auf das Geſchäftliche und Repräſentative beſchränken. In künſtleriſcher Hinſicht iſt eine ſolche Kombination ein Unding!

Nun einige Worte über den künſtleriſchen Perſonalbeſtand unſeres Hoftheaters. Die hervorragendſte männliche künſtleriſche Kraft iſt unbedingt Herr Maximilian Ludwig, aber ſein Wirkungskreis iſt ihm durch die Natur ſehr beſchränkt. Sie hat ihn für ſchwärmeriſche, ideale Helden geſchaffen, die das Herz der Zuſchauerinnen durch edle Haltung und vornehmes Profil zu erobern wiſſen. Sein „Hamlet“, ſein „Max Piccolomini“, und auch einige Rollen im bürgerlichen Schauſpiel wie der Advokat von Deckens in Lindaus „Gräfin Lea“ ſind ſein eigentliches Gebiet. Aber ihm fehlt die Fähigkeit, ſich in einen nach mehreren

Seiten schillernden Charakter zu vertiefen, ihm fehlt die Wucht, die physische und moralische Kraft der fortreißenden Leidenschaft. Und bei Rollen wie „Ferdinand“ („Kabale und Liebe“) „Ruftan“ („Traum ein Leben“) fixt sein Talent schon vollständig. Einzelne häßliche Manieren, das fortwährende Schütteln und Werfen des Kopfes, eine näselnde Sprache kommen dazu. Im ganzen wirkt er mehr durch seine vornehme und schöne Erscheinung und Haltung, als durch sein Spiel. Man hat jetzt für die leidenschaftlichen Rollen, die Herrn Ludwig gar nicht liegen, Herrn Matkowski aus Hamburg engagiert. Das Fach des ersten Helden ist an unserer Hofbühne so gut wie unbesetzt; denn Herr Nesper kann unmöglich als Vertreter desselben gelten. Er bringt für dasselbe zwar eine große derbe Gestalt mit, aber außer derselben auch rein gar nichts. Die Fähigkeit, den Geist einer Rolle zu erfassen, mangelt ihm vollständig. Sein „Wallenstein“ war nach dieser Richtung hin der kläglichste Bankerott, ohne die Spur geistiger Größe sank derselbe zu einem gewöhnlichen pathetischen Deklamator herab. Das Fach der Charakterrollen spielt Herr Kahle, ohne alle äußere Mittel, behindert durch eine ungünstige Figur, einen starken Oberkörper, im Verhältnis zu dem die Beine zu kurz geraten sind. Als Herr Kahle vor einer Reihe von Jahren nach Berlin kam, schwärmte die ganze Stadt von ihm. Er war damals ein feuriger, leidenschaftlicher Schauspieler, der sich mit wahrer Inbrunst in seine Rollen vertiefte und nicht selten durch den Ton stürmischer Leidenschaft mit fortriß. Seitdem aber hat er, ohne Nebenbuhler an der Hofbühne wirkend und im Besitze eines lebenslänglichen Kontraktes, es vorgezogen, sein Feuer recht bedenklich zu dämpfen und das Studium seiner Rollen auf das allernotwendigste Auswendiglernen zu beschränken. Man kann beinahe sagen, daß er von Monat zu Monat bequemer wird und Rückschritte macht. Es fällt ihm nicht mehr ein, seine Rollen bis auf das Kleinste durchzuarbeiten, er löst alles in hohle pathetische Deklamation auf. Sein „Narziß“, sein „Manfred“ sind dozierende Professoren. Er gefällt sich, aber nicht uns, in einem unverständlichen, leeren, unartikulierten Schreien, in dem jede Auseinandersetzung der Rede, jede Spur von Charakteristik untergeht. Wie wirkt dagegen der Darsteller der zweiten Charakterrollen, Herr Krause! Wie weiß er Rollen wie „Spiegelberg“, „Tubal Schmook“ mit einer Schärfe der Charakteristik, einer Bestimmtheit der Zeichnung, einer Fülle interessanter Einzelheiten auszustatten. Und alles das ohne die geringsten äußeren Mittel, nur durch das fleißigste Nachdenken und das eingehendste Studium. Gemütliche alte Philister und Juden gelingen ihm ganz be-

sonders; leider reicht seine physische Kraft nicht für erste Rollen aus. Er ist auch ein vortrefflicher Lehrer und hat der deutschen Bühne manche talentvolle junge Kraft zugeführt. Ab und zu verfällt er wohl einmal in den Fehler der Karikatur, aber dann nur in dem Bestreben, seine Gestalten möglichst scharf und bestimmt hinzustellen. Er ist eben einer der wenigen Schauspieler am Schauspielhause. Ähnliches läßt sich von Herrn Vollmer sagen, der für komische Rollen ein wirkliches natürliches Talent besitzt, dessen Humor nicht, wie bei den meisten Komikern ein erquälter ist, sondern seinem Wesen entspringt. Ein sehr verständiger und besonnener Darsteller ist Herr Sauer. Er weiß sicher und vornehm aufzutreten. Sein Octavio Piccolomini erschien mir als die beste Leistung des ganzen Wallenstein-Abends, und das ist doch die schwierigste Rolle des Stückes. Leider fehlt ihm für kraftvolle und leidenschaftliche Rollen der überzeugende Ton; er wird sich auf das angedeutete Fach beschränken müssen. Damit bin ich mit den männlichen Darstellern des Schauspielhauses zu Ende; denn was sonst noch an demselben wirkt, der asthmatische, nach jedem Wort dreimal Atem holende Herr Oberländer, der gänzlich unbedeutende Herr Keßler oder Herr Liedtke, der einer verflossenen Generation angehört, will ich als guter Berliner Lokalpatriot lieber mit Schweigen bedecken.

Unter den Damen ragte vor allen Fräulein Klara Meyer hervor. Sie ist das weibliche Seitenstück zu Herrn Ludwig. Wie jener wirkt sie durch eine vornehme, wahrhaft aristokratische Erscheinung, die sie auch außerhalb der Bühne auszeichnet, und in allen Rollen, in denen sie nicht mehr zu sein braucht als schön und vornehm, ist sie vortrefflich. Dagegen gebricht es ihr vollkommen an Leidenschaft und an der Fähigkeit scharfen, geistigen Durchdringens der Rollen. Sie ist immer anmutig und gefällig, niemals bedeutend. Das hervorragendste natürliche Talent unter den Damen ist jedenfalls Fräulein Conrad, von einer Munterkeit und Frische, einem tollen Übermut, der in der vornehmen Langweile des Schauspielhauses geradezu erquickend wirkt. Wie weiß die kleine Künstlerin oft durch ein Wort, einen Blick zu wirken! Von welch' köstlicher Schelmerei ist ihr Puck im „Sommernachtstraum", ihre Franziska in der „Minna von Barnhelm"! Leider ist sie der unglücklichen Ansicht, daß man, um als vortreffliche Künstlerin zu gelten, sein Talent nur auf der Bühne glänzen zu lassen brauche, und daß Triumphe, außerhalb derselben errungen, keiner schlechten Schauspielerin zu künstlerischem Ruhm verhelfen. Naive Anschauung! Mit ihr macht man in Berlin nicht Karriere. Auch die größte Künstlerin wird in Berlin nicht über einen

engen Kreis hinausdringen, wenn sie es verschmäht, ihre liebenswürdige Persönlichkeit den einflußreichen Kreisen der oberen oder unteren Regionen gegenüber einzusetzen. Das verstand und versteht eine Reihe von weiblichen Kräften des Hofthaters besser, als die genannte Künstlerin, der sie zwar in Rücksicht auf ihre Leistungen nicht bis zur Schulter reichen, neben und vor der sie sich aber durch einen hohen Grad von — sagen wir — Lebensklugheit zu behaupten wissen. Da ist von den älteren Mitgliedern Frau Kahle, die, so lange sie noch Fräulein Kessler war, sehr viel von dieser Lebensklugheit besaß und derselben eine bedeutende Stellung an der Berliner Hofbühne verdankt. Hätte ihr Sinn unglücklicherweise die Bescheidenheit ihres Talents gehabt, wer weiß, ob sie jemals zu derselben gelangt wäre. Da ist unsere Diamantenprinzessin Jenny Groß, durch nichts strahlend, als durch den Glanz ihrer Toiletten und Juwelen, deren sie auf dem schlichtesten Balle für einige hunderttausend Mark zur Schau zu tragen pflegt, eine Dame, die sich in den Kreisen der Sportswelt großer Popularität erfreut und der man nie mit leeren Händen zu nahen wagen darf — ich meine natürlich, ohne ihr Lorbeeren zu streuen. Da ist Fräulein Odilon, deren Gastspiele auf der Charlottenburger Rennbahn entschieden erfolgreicher sind, als ihre Darstellungen in ihrem allabendlichen Wirkungskreis am Schillerplatz, welche das Mittelmaß in nichts überragen. Die Nebenbuhlerin des Fräulein Klara Meyer ist Fräulein Anders, eine lispelnde Liebhaberin, die als Thekla und Klärchen selbst das genügsame Publikum unseres Hoftheaters in die unbändigste Heiterkeit versetzte. Aber Herr Anno scheint in der That ein Kind des Glücks zu sein. Kaum daß er sein Amt angetreten, so verlobt sich die genannte Künstlerin und dürfte nun wohl dem allgemeinen Brauche folgen und der Bühne entsagen. Im übrigen dürfen Sie nicht glauben, daß unser Hoftheater etwa nur, wie ich oben anzudeuten schien, ein Heim ist für Damen, welche den Sport und die Sportsleute lieben; es fehlt demselben nicht an erfreulichen Erscheinungen, welche die Kunst als eine ernste Sache auffassen. Eine solche Schauspielerin ist Fräulein Schwartz, vielleicht eine der ehrlichsten Darstellerinnen unseres Hoftheaters. Jeder ihrer Leistungen merkt man es an, daß sie auf dieselben die größte Mühe verwendet. Leider ist ihr Talent klein, aber sie weiß es gut auszunutzen. Ihre „Gräfin Terzky" war eine Heldin mit dröhnendem Pathos, wo sie, besonders im ersten Akte, schneidende Ironie entwickeln sollte. Wie eine Herrscherin ob allem Volke ragt Fräulein Stollberg hervor. Wäre ihre Hünengestalt um die Hälfte kleiner, und ihre Begabung etwa um dreiviertel größer, als

beide sind, so möchte das Verhältnis ein annehmbares sein. Geradezu betrübend aber ist es, in diesem Wirkungskreise eine Darstellerin wie Frau Niemann-Seebach zu sehen und den unglücklichen Versuchen beizuwohnen, durchaus eine Ruine für ein Prachtschloß auszugeben. Die gewaltigen Erfolge, die Frau Seebach zu verzeichnen hatte, als sie noch Liebhaberinnen spielte, kamen hauptsächlich auf Rechnung ihrer zarten bestrickenden Erscheinung — ihres wundervollen, wie eine Silberglocke tönenden Organs und der ganzen keuschen Anmut, die über ihre Darstellungen ausgegossen war, weit weniger der charakteristischen Schärfe der Darstellung und des geistigen Erfassens der Charaktere. Mit den Jahren sind natürlich alle jene Reize verschwunden, und die Mängel treten um so deutlicher hervor. Jetzt spielt sie kleine Rollen mit großem Pathos, komische Alte ohne Humor; für Heldenmütter hat sie zwar das Mütterliche, aber nichts Heldinnenhaftes. Man sieht, dem Gesamtkörper unseres Hoftheaters fehlen viele sehr wichtige Fächer, andere sind vollständig mangelhaft besetzt, unter den vorhandenen Kräften befindet sich nicht eine wahrhaft große und bedeutende Individualität, und im Zusammenspiel fehlt jeder einheitliche Stil.

Eine neue Bühnendichtung von Hermann Lingg.

Besprochen von M. G. Conrad.

„Die Bregenzer Klause." Schauspiel in fünf Aufzügen. (München, Theodor Ackermann.) Zum erstenmal aufgeführt im Münchener Hoftheater am 3. Dezember 1887.

Hermann Lingg ist ein gefeierter Meister der lyrischen und epischen Dichtung. Sein Name ist der glänzendsten einer in der vaterländischen Litteratur. Jedes seiner Werke ist ein Ereignis im Gebiete des Schönen. Auch in seinem Schaffen für die Schaubühne offenbart sich die nämliche hohe Dichterkraft, die männliche Energie in der Auffassung der Probleme, die kunstgeweihte Hand in der Wahl der Stoffe. Ja, man tritt mit besonders hoher Erwartung an seine dramatischen Schöpfungen heran, weil sich schon in seinen epischen Dichtungen ein eminent feuriger, zu dramatischen Donnerschlägen drängender, mit äußerster Wucht die Katastrophe

meisternder Geist ausspricht. In seiner monumentalen „Völkerwanderung" sind Szenen von vollendeter Plastik und Rundung, umflutet von wahrhaft dramatischer Luft. Kein Zweifel, Linggs Natur ist auch nach der Seite der Bühnendichtung aufs stärkste veranlagt.

Wenn die Wirkung seiner Stücke trotzdem hinter der Wirkung seiner lyrischen und epischen Dichtungen zurückbleibt, so ist der Grund hierfür in Verschiedenem zu suchen. Zunächst in der Ungeduld des von blitzartig überraschend wirkenden Theatereffekten der französischen und französierenden Bühnenmache verwöhnten Publikums. Da ist es der liebevoll ins Breite ausführende Epiker, der dem Dramatiker die Gunst des Publikums oft zwischen den prägnantesten, wirkungsvollsten Auftritten verscherzt: die Zuschauer wollen bloß Zuschauer sein und in leidenschaftlich fortstürmender Handlung schwelgen, während der Dichter gerade jetzt geduldige, feinsinnige Hörer für eine behagliche Abschweifung lyrisch-epischen Stils erwartet. Das ruhigere Tempo einer poetisch stimmungsvollen Episode wird von dem unruhvollen Publikum nun sofort als „Länge" empfunden. Solche „Längen" enthält auch das neueste Schauspiel Linggs — und es wäre Aufgabe der Regie, die mit ihrem Publikum rechnen muß, da sie dasselbe nicht von heute auf morgen aus seinen schlechten Gewohnheiten reißen kann, diese „Längen" unter Mitwirkung des Dichters zu mildern durch geeignete Kürzung oder Umstellung der gefürchteten Stellen.

Ein anderer Grund für schwache Wirkung liegt darin: der Dichter Lingg gibt auch als Dramatiker in seiner Sprache hie und da zu reichlich Poesie, besonders in den Monologen. Das ist angesichts eines im Grunde unpoetischen Publikums übelangebrachte Verschwendung. Kommt solchen poetischen Stellen nicht die poetische Stimmung des Hörers entgegen, so wirken sie wie ein im Regen angezündetes Feuerwerk. Hier müßte nun die Kunst der Darsteller mit weiser Berechnung der Chancen des Erfolges einsetzen, um durch beschleunigtere, herzlichere und möglichst anspruchslos-natürliche Redeweise über die Langweile hinwegzuhelfen, welche das heutige Publikum vor der Wortpoesie auf der Bühne empfindet.

Leider ist dies bei der ersten Aufführung der „Bregenzer Klause" auf der Münchener Hofbühne nicht geschehen. Von den Herren Fuchs und Stury, welche die schwedischen Hauptleute spielten, und von Fräulein Bland, welche die „Kriegsfurie" Marfisa darstellte, wurde zu wenig natürlich gesprochen und zu viel akademisch deklamiert. Es wird neuerdings überhaupt wieder ein erkleckliches mehr in Deklamation geleistet. Das ist vom Übel. Konventionelles „Loslegen" in schönklingender

Deklamation mag dem Schauspieler bei dem weniger kunstsinnigen Publikum frommen und als Reizmittel auf kurze Momente betäuben, aber zuletzt muß der Dichter die Zeche bezahlen. Nach solchen pompösen Deklamations-Leistungen überfällt das Publikum eine um so fieberhaftere Ungeduld nach sensationeller Handlung — und tritt diese nicht ein, ist die Abspannung und Enttäuschung um so ärger.

Ein so hochgearteter Dichter wie Hermann Lingg erhebt gar nicht den Anspruch, mit den modischen Stückschreibern um die Wette in jedem Augenblicke zu fesseln, zu überraschen und im Geschwindschritt den großen Effektszenen zuzuhasten; er geht seinen vornehmen Gang und verläßt sich auf die Weisheit des Darstellers, sich durch beschleunigteres Tempo mit der Ungeduld des Publikums abzufinden. Hätte z. B. die Rolle des dämonischen Weibes Marfisa — deren Dämonie freilich vom Dichter nur mehr angedeutet, skizziert, als ausgeführt ist — in den Händen einer Herzfeld-Link gelegen, gewiß wäre manche Szene schneidiger und packender herausgekommen. Fräulein Bland ist eine hervorragende Schauspielerin, aber man kann nicht von ihr erwarten, daß sie mit einer Rolle Großes wirke, die außerhalb ihrer Natur und ihrer spezifischen Begabung liegt. Ihr hätte z. B. die Rolle der Pia gebührt, die durch Fräulein Mayer gar nicht zur Geltung kam.

Damit hätten wir einige der Gründe angedeutet, welche bei der ersten Aufführung des neuesten Linggschen Bühnenwerks einem bedeutenden Erfolg im Wege standen. Andere Gründe, in der Führung der Dichtung selbstliegend und vielleicht durch keine noch so vortreffliche Darstellung vollkommen zu besiegen, treten schon bei der Lektüre des Buches erfolgstörend hervor. Zunächst ist das Drama zu reich an Handlung und Handlungsmotiven, ohne einen festen Mittelpunkt zu besitzen, von dem alles ausgeht und zu dem wieder alles zurückführt. Dem Titel nach wäre die Erstürmung der „Bregenzer Klause“ (durch den Schwedenführer Wrangel am Ausgang des dreißigjährigen Krieges) als ein solcher Mittelpunkt zu nehmen. Und hier, in der Vorbereitung, im Verlauf und Ausgang des Sturmes auf die unbezwungene Tyroler Veste, welche dem ehrgeizigen Soldaten den Weg nach dem Süden versperrt, liegen auch die treibenden Motive des Stückes; allein sie sind so mit Nebenmotiven durchsetzt, daß sie nicht zu freier, das Ganze beherrschender Entfaltung in straffer logischer Folge gelangen können. Es geschieht so viel und vielerlei neben und durcheinander, daß man oft den Faden verliert und sich fragt: wohin jetzt — und warum? Welchem Spiel soll man seine ungeteilte Teilnahme zuwenden: dem des soldatischen Ehrgeizes des alten

Generals — dem der Liebe und des Wagemutes der beiden jungen Hauptleute — dem der Koketterie, der Diplomatie und der Liebe der „Kriegsfurie“ Marfisa — dem der Rache, der Vaterlands- und Vaterliebe des alten Bauern und improvisierten Kastellans — dem des intimen Familiendramas der Gräfin Montfort und ihrer engelschönen Tochter Pia?? Denn sie alle zerren und durchkreuzen unser Interesse, aber sie konzentrieren es nicht auf einen festen Punkt. Wir werden schließlich unwirsch: zum Teufel, was soll's denn mit dieser pikanten Marfisa, mit dieser schönen, dämonischen Lagerhexe? Ah, der grimme Degen Falkenburg, der sich wie ein blöder Schäfer jahrelang von ihr an der Nase herumführen läßt, während sie jetzt plötzlich ihr lüsternes Auge auf seinen Kameraden, des Feldherrns Sohn, wirft, der wiederum der kleinen, unschuldigen Pia nachstellt, — ah, jetzt wird der grimme Degen einen barbarischen Eklat herbeiführen und die falsche Kokette zermalmen! Bewahre! Er läßt sie nach einer langen Ansprache laufen, weil — je nun, weil alle sie laufen lassen. Das Schicksal kommt dazwischen und fegt sie, die wir drei Akte hindurch für eine Hauptsäule der Handlung gehalten, im vierten Akte hinter den Kulissen weg. Eine Kapitalszene, wie sie mit der Leiche des geliebten Reinhold im Bodensee versinkt — es ist Weihnacht, das Eis bricht ein — allein wir sehen nichts davon, die Geschichte wird uns bloß im fünften Akt erzählt. Jammerschade. Auf die Bühne gebracht, hätte diese Szene ganz gewaltig wirken müssen und die Marfisa hätte Gelegenheit gefunden, ihre Dämonie, von der nur immer geredet wird, einmal ausgiebig vor unseren Augen zu entfalten. Auch die Erkennungsszene zwischen Vater und Sohn (Kastellan und Hauptmann Falkenburg) obwohl sie recht gut wirkte und echtes Dichterfeuer sprühte, hätte noch besser ausgenutzt werden können durch straffere Fassung und Kürzung der langen Zwiegespräche, in einem Augenblicke, wo die Seele des Zuschauers überhaupt schon voller Spannung war für den rasch entscheidenden Fortgang der kriegerischeren Ereignisse und nur ein halbes Ohr für die Enthüllung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn erübrigte, eine Enthüllung, die dem aufmerksamen Zuschauer ohnehin nichts sagt, was er nicht im Anfang des Stückes schon erraten hätte.

Wir zweifeln nicht im geringsten, daß, wenn sich der bewährte Dichter zu einer teilweisen Umarbeitung des Stückes entschließen könnte, aus der „Bregenzer Klause“ ein Werk würde, das nicht nur der Litteratur zu hoher Zierde gereichte, sondern auch auf jeder Bühne eines großen, glänzenden Erfolges sicher wäre.

Digitized by Google

Aus dem Kunstleben.

Das Jahr 1887 hat auf dem Gebiete der Malerei vielleicht keine andere Schaustellung zuwege gebracht, die sich an geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung mit der in Berlin stattgefundenen Ausstellung zeitgenössischer Bildnisse von Franz von Lenbach hätte messen können. Der Berliner Menzel und der Münchener Lenbach sind an Talent und Energie die zwei hervorragendsten Bahnbrecher und Bannerträger der realistischen Richtung — im Gegensatz zu der noch immer die Masse verführenden konventionellen, akademischen, idealistischen oder wie immer die aus der Abwendung von der Natur und ihrer Wahrheit geborene Afterkunst genannt werden mag — sie sind die beiden Feuersäulen, welche vor dem auserwählten Volke der wirklichen Talente im Schaffen, Fördern und Genießen hergezogen sind, um den Weg aus der Wüste der Schul- und Modethorheiten in das gelobte Land freier, selbstherrlicher Kunstübung zu zeigen. Als der Dritte im Bunde dürfte der gewaltige Anselm Feuerbach genannt werden, hätte ihn nicht das Verhängnis seiner Erziehung und Gewöhnung immer wieder vom festen warmen Mutterboden der Natur in die kalte Luft der ideal-formalen Richtung getrieben. Künstlerisch mehr und mehr vereinsamend, von seinen Landsleuten, den Künstlern wie Kritikern, hundeschlecht behandelt, ist sein Einfluß auf die moderne vaterländische Kunstentwickelung nicht hoch anzuschlagen. Neben den Reklame-Meistern und Glückspilzen der heutigen Pinselgenossenschaft ist ein still-genialer Unglücksmensch wie Feuerbach eine geradezu tragische Erscheinung. Überhaupt diese Schicksalsfamilie der Feuerbäche . . .!

Das umfassendere, das weiteste Gebiet mit seinem bildnerischen Geiste beherrschende Talent ist Adolf Menzel eigen; Lenbachs Energie hat seine größte Kraft auf dem kleinsten Punkte gesammelt: in der Spezialität der Bildnismalerei. Damit hat er freilich eine Meisterschaft als Spezialist erreicht, der in diesem Jahrhundert wohl keine andere mehr die Palme streitig machen wird.

Daß Lenbach im Drange, sich an charakteristischer Ausdeutung und Darstellung der geistigen Individualität selbst zu übertreffen und in der Offenbarung psychologischer Geheimnisse das Äußerste zu erreichen, die ganze Menschenfigur mehr und mehr vernachlässigt und alle nachschaffende Kraft seiner scharfsinnigen Entschleierungskunst auf den Kopf zusammengedrängt hat, ist ebenso erklärlich wie bedauerlich. So hat er Seelenbilder von geradezu unheimlichem Zauber der Individualisierung geschaffen, die aber leider auch aufgehört haben, vollkommene Menschenbilder zu sein. Es rächt sich immer, wenn der Künstler seine Ausdrucksmittel so zusammenpreßt, daß, wenn er, wie in der Porträtmalerei, Kopf und Augen fertig herausgebracht hat, überhaupt mit seinem Latein zu Ende ist und mit den anderen schönen Sachen, durch welche die Natur in fein bedeutsamer Weise zu uns spricht und ihre interessanten Merkmale steigert, nichts mehr anzufangen weiß. Die erschreckliche Vernachlässigung der Hände auf den Lenbachschen Bildern, um zunächst dies Eine anzuführen, ist mit Recht zu einer ständigen Klage der Kritik geworden. Auf dem großen Papstbilde z. B., welch eine Karikatur von Hand hat er dem geistvollen, in allen Gliedern charakteristisch, elegant und zierlich gebauten Leo XIII. angeheftet! Und dazu noch in einer Pose und in einem Lichte, welche das Auge des Beschauers mit Nachdruck auf sich ziehen.

Eine andere Schwäche der Lenbachschen Brust- und Kniestücke liegt darin, daß sie nie mit einiger Sicherheit die Figur in ihrer charakteristischen Eigenart der leben-

digen Bewegung erraten lassen. Die riesenhafte, in gebietender Erscheinung einherschreitende Heldenfigur Bismarcks z. B. wird man aus keinem einzigen Bilde herauszulesen vermögen. Der sitzende Bismarck in der Neuen Münchener Pinakothek macht geradezu den Eindruck eines vierschrötigen, plumpen, kurzgegliederten Körpers, zu dem nur stumpfe, grobe Bewegungen gedacht werden können, ohne jeden ritterlichen Adel, wie er doch in Bismarcks lebendiger Heldenerscheinung ebenso imposant wie reizvoll zur Erscheinung kommt.

Und das Bild des sitzenden und sinnenden Döllinger mit den auf den Schenkeln ruhenden ineinander geschlagenen Händen, erweckt es nicht die Vorstellung einer wuchtigen Figur mit markigen Bewegungen, sobald der Mann mit dem gewaltigen Kopfe aus seinem Nachdenken auffährt und mit der Energie voller Lebensgröße vor uns hintritt? Wie sehr hat der Künstler unsere Phantasie irregeführt! Was sehen wir in Wirklichkeit? Eine kleine, schmächtige Figur mit vorsichtig abgezirkelten Bewegungen, in jedem Zug die Gewöhnung klösterlicher Disziplin und priesterlicher Zurückhaltung; ein stiller Gelehrter und Grübler, der bei aller Überzeugungskraft gar nichts Gebietendes und Überwältigendes in seinem Gehaben hervorkehrt.

Selbst Lenbachs eminente Kopfmalerei hat uns noch nicht davon abbringen können, daß sich die Physiognomie einer Persönlichkeit, am wenigsten einer genialen, welthistorischen, im Antlitze *nicht* erschöpft. Wenn es nach dem Schillerschen Wort wahr bleibt, daß es der *Geist* ist, der sich den *Körper baut*, so können wir die charakteristischen Spuren und Bezeugungen dieses Geistes umsoweniger in dem Kopfe allein resumiert finden, je reicher, charakteristischer und eigenartiger dieser Geist von der Natur ausgestattet ist. Gewiß: aus der Ferne gesehen, machen den Wald die Wipfel, die Kronen — aber gehören nicht zur vollen Charakteristik der Eiche, der Tanne, der Buche, der Cypresse auch die abweichende Bildung des Stammes, der Rinde, die Konstruktion des Geästes? Habe ich die vollkommene Physiognomie einer Eiche, wenn ich mir nur ihre Krone abbilde?

Gut, aus der Ferne gesehen, machen die Menschheit nur die Köpfe aus. Aber sobald ich mir den Einzelmenschen vornehme, spricht nicht nur sein Auge, nicht nur sein Kopf zu mir von der Art und den Geheimnissen seiner Beseelung — und Vieles bliebe mir verschlossen, wenn er mir nur den Kopf durch ein dunkles Loch zusteckte und alles Übrige verborgen hielte.

Ich kenne die neunundneunzig Gründe, die man zu Gunsten der Köpfe und der Kopfmalerei anführt, aber ich bleibe trotzdem dabei, Lenbach hat uns in seinen berühmten Porträts nicht die zeitgenössischen welthistorischen *Persönlichkeiten* geschildert, sondern uns nur eine Sammlung von zeitgenössischen welthistorischen *Köpfen* gegeben, an die wir alles übrige Notwendige *hinein-* und *hinzusehen*, eben weil wir als mitzeitige und mitinteressierte Mitlebende die erreichbar umfassendste Kennerschaft der ganzen Persönlichkeit mitbringen und dem malenden Seelendeuter und Charakterforscher in jeden einzelnen Zug mit der Fülle unseres miterlebten Wissens zu folgen vermögen.

Daß den Meisten die Kopfmalerei vollkommen als Kunst- und Deutewerk genügt, hat darin seinen Grund, daß uns die konventionelle Lüge der Repräsentation, die z. B. unseren Bildhauern gestattet, bei einer Statue den Leib von einem ixbeliebigen Modell zu nehmen und nur den echten Kopf aufzusetzen, — für das feinere Bedürfnis vollkommener Lebenswahrheit überhaupt abgestumpft und allen Betrügereien und Maskeraden in der modischen Verhüllung und Fälschung der persönlichen Erscheinung, im

geistigen und leiblichen Sinne, so leicht zugänglich gemacht hat. So sind denn die Ehrlichsten schon herzlich froh, wenn in dieser Welt der Vermummungen und Täuschungen sich endlich wieder einmal ein kühner und tiefsinniger Künstler gefunden hat, der wenigstens die Gesichter ohne konventionelle Betrügerei malt, im Ausdrucke der Augen die verhüllenden Schleier vom „Spiegel der Seele" wegzieht und zu dem Menschen spricht: „Schön oder nicht — das bist du! Reizend oder nicht — das habe ich als deinen Charakter erkannt!"

Lenbach hat die geschichtsfähige Welt auf den — Kopf gestellt, ein kongenialer Meister wird nach ihm kommen, der sie auch wieder auf die Beine stellt. Für seinen Ruhm hat der Münchener Spezialist einstweilen genug gethan.

M. G. Conrad.

Die Aufführung des indischen Schauspiels „Urvasi" im Münchener Hoftheater war besonders hinsichtlich der dekorativen Ausstattung ein Ereignis für alle Freunde phantastischer Bühnenpracht. Nur durch die wahrhaft königliche Munifizenz eines Ludwig II. konnte die Feendichtung Kalidasas eine solche bewundernswerte Inszenierung erfahren. Die bayerischen Königsstücke der vielberufenen Separatvorstellungen haben, soweit sie bis jetzt dem allgemeinen Theaterpublikum zugänglich gemacht wurden, nicht immer rückhaltlosen Beifall gefunden. Ganz abgesehen von der scharfen Kritik, die sich der litterarische Teil gefallen lassen mußte — im Heigelschen „Hohenschwangau" mit unbezweifelbarem Rechte — hat man auch die Pracht der Ausstattung bemäkelt, ihren Kunstwert verkleinert. Mit „Urvasi" ist die Kritik entwaffnet. Prunkvolleres, zugleich aber Poetischeres und dem Charakter der Dichtung Angemesseneres hat bis jetzt sicher noch keine deutsche Bühne ihren Zuschauern vorgezaubert. Den Rahmen der holden Dichtung, einem Hohenliede der Liebe und Treue, gesungen dem schönen König Pururava und seiner geliebten Himmelsjungfrau Urvasi, bildet die Märchenwelt Indiens mit ihrer wundersprühenden Natur; die Szenerie hebt mit den Schneegipfeln des Himalaja an, entrollt die Geheimnisse des Urwaldes in einer Reihe der entzückendsten Veduten mittels einer meisterhaft gemalten Wandeldekoration und stellt die Räume des Königspalastes mit seinen Galerien und Terrassen in den überraschendsten Beleuchtungen dar. Ein Fest der Phantasie, wo wirklich der Dichter mit dem König schwelgt. Die Kunststadt München kann sich zu diesem unvergleichlichen Schaustück aus dem Vermächtnis des Idealisten auf dem Throne gratulieren. Fritz Hammer.

Zur Geschichte des Schillerpreises! Der preußische Kultusminister macht bekannt, der Kaiser habe genehmigt, daß die Erteilung des zum Andenken an Schiller gestifteten Preises für dramatische Dichtkunst in Ermangelung eines aus den Jahren 84, 85 und 86 herrührenden vollkommen geeigneten Werkes in diesem Jahre nicht stattfinde, für die nächste dreijährige Periode der Geldpreis daher verdoppelt werde. Seltsam. Nach den Berichten der Zeitungen war man versucht zu glauben, daß der einzige Dramatiker Paul Heyse in den letzten drei Jahren allein so viele und erfolgreiche Werke für die deutsche Bühne gedichtet habe, daß ihm alle irgendwie verfügbaren Preise zufallen müßten. Und nun soll nach dem Urteile der höchsten preußischen Stelle auch dem Meister Heyse kein „vollkommen geeignetes Werk" gelungen sein? Wer soll denn in Deutschland überhaupt noch diese Preis-Trauben pflücken, wenn sie sogar einem Heyse zu hoch hängen? Erich Stahl.

Einer der am heillosesten vom Mißgeschick, d. h. von der menschlichen Dummheit und Niedertracht gequälten Märtyrer deutscher Kunst war der als Libretto-Dichter,

Komponiſt, Dirigent, Schauſpieler und Sänger faſt gleich ausgezeichnete Schöpfer von „Zar und Zimmermann“, der erfolgreichen und für die Theaterkaſſen ſo ergiebigen Oper, deren fünfzigjähriges Jubiläum kürzlich von einer Reihe vaterländiſcher Theater mit Glanz gefeiert wurde. Nur Berlin, wie man verſichert, die Hauptſtadt der deutſchen Kunſt und Litteratur, glänzte an dem Jubiläumsabend nicht: das königlich preußiſche Opernhaus ſetzte ſtatt der Jubel-Oper irgend eine abgeleierte italieniſche Muſikkomödie auf ihren berühmten Spielzettel. Lortzing, der verhungerte, zerſchundene Lortzing — mein Gott, das iſt doch nicht der Mühe wert; da iſt doch ſo ein pfiffiger italieniſcher Muſikmacher und Tantièmen-Hamſter ein ganz anderer ſchneidiger Kerl, mit dem man Staat machen kann! Was? — Die Münchener Muſikakademie hat in ihrem letzten Odeonskonzert ein kühnes Programm gebracht. Numero Eins: des neunzehnjährigen Richard Wagner Verſuchs-Symphonie — eine ganz wackere Schülerarbeit, Numero Zwei: die monumentale Neunte des Meiſters aller Meiſter Ludwig von Beethoven. Dieſe Nebeneinanderſtellung eines der reifſten und großartigſten Kunſtwerke aller Zeiten und einer Jugendarbeit eines Komponiſten, der auf einem ganz anderen Gebiete als dem der Symphonie ſeine ſpätere Meiſterſchaft übte, wirkt zu ſenſationell, um rein künſtleriſch anzuſprechen. Für die künſtleriſche Erziehung des Publikums halten wir dieſe hiſtoriſierenden Pikanterieen für unangemeſſen. Will man ja einmal durch Gegenſätze verblüffen und zugleich erziehend wirken, ſo ſtelle man die Jugendarbeit des genialen Wagner mit der Jugendarbeit irgend eines modernen genialiſierenden Kapellmeiſter-Komponiſten zuſammen — und man wird merken, wie und wo ein echter Prinz aus Genieland ſich ankündigt und wo der Kapellmeiſter-Barthel den Moſt holt.

Fritz Hammer.

Kunſt-Zeitſchriften.

Der von unſerem verehrten Mitarbeiter Ferdinand Avenarius in Dresden begründete „Kunſtwart“ verſpricht nicht nur eine Vermehrung, ſondern eine wirkliche Bereicherung unſerer Kunſt-Litteratur zu werden. Wir kennen keine Zeitſchrift, die, redaktionell gewiſſenhaft vom erſten bis zum letzten Wort durchgearbeitet, in ſo kraftvoll ausgeprägter Weiſe den geiſtigen Stempel ihres Herausgebers trägt, wie dieſer vielſeitige und doch ſo harmoniſche „Kunſtwart“. Die bis jetzt erſchienenen Hefte ſchütten ein ganzes Füllhorn der intereſſanteſten Aufſätze, Berichte und Kritiken aus allen Gebieten des Schönen vor dem Leſer aus. Die originelle Zeitſchrift verdient die weiteſte Verbreitung und aufmerkſamſte Beachtung.

M. G. Conrad.

Dr. Wilhelm Lauſers „Allgemeine Kunſtchronik“ in Wien zeichnet ſich auch im neuen Jahrgang durch reizvolle Abwechſelung im litterariſchen wie durch feinſten Geſchmack im illuſtrativen Teile aus. Sie iſt gleicherweiſe dem Fachmann und dem Dilettanten, dem Gelehrten und der gebildeten Familie als eine Fundgrube künſtleriſcher und kunſtwiſſenſchaftlicher Anregungen wärmſtens zu empfehlen.

Erich Stahl.

Vom Büchertiſch.

Philoſophiſche Litteratur.

Über A. Spirs „Geſammelte Werke“ (vier Bände, Leipzig bei J. G. Findel) bringt die „Gegenwart“ vom 17. September einen anonymen Artikel, der mit feuilletoniſtiſch-koketter Geſchwätzigkeit den deutſchruſſiſchen Denker als „ein ſcholaſtiſches Geſpenſt“ abzuthun ſucht. Die genauere Muſterung dieſer namenloſen Leiſtung hat zu folgenden Ergebniſſen geführt:

Unter einer ſcholaſtiſchen Philoſophie verſteht man in erſter Linie doch nur eine ſolche, welche bloß mit abſtrakten Begriffen operiert. Nun braucht man aber nur die Einleitung zum erſten Bande der Spirſchen Schriften zu leſen, um zu ſehen, daß Spir als eine Hauptaufgabe der Philoſophie die Erforſchung der Dinge, wie ſie wirklich ſind, die Konſtatierung der Thatſachen in ihrer vollen Reinheit, hinſtellt — und dieſe Forſchung bildet einen großen Teil des Inhalts der Spirſchen Schriften. Soweit kann alſo von Scholaſtik nicht die Rede ſein. Als die andere Hauptaufgabe bezeichnet Spir die Erforſchung der Geſetze des Denkens. Vielleicht iſt geeade das, was Spir über dieſe Geſetze ausſagt, ſo geartet, daß es dem anonymen Kritikus bei flüchtiger Lektüre den Eindruck des Scholaſtiſchen machen konnte.

Übrigens muß man freilich die Spirſchen Auseinanderſetzungen übee dieſen Gegenſtand für eitle Scholaſtik ausgeben, weil es ſich ſonſt herausſtellen würde, daß man ſich außer ſtande fühlt, das Grundgeſetz ſeines eigenen Denkens zu verſtehen, ſelbſt nachdem es aufs klarſte und ausführlichſte auseinander gelegt worden iſt.

Hiee eine Zwiſchenbemeekung. Von allen bekannteren Denkeen hat bis jetzt vielleicht Herbart allein den Sinn des Grundgeſetzes unſeres Denkens erfaßt und eingeſehen, daß das Denken, ſeiner Natur gemäß, nur einfache und unveränderliche Gegenſtände zu begreifen vermag. Da aber die Erfahrung in Wahrheit keine ſolche Gegenſtände bietet, ſo ſetzte Herbart die Aufgabe der Philoſophie darein, die Erfahrung dem Denkgeſetze gemäß zu berichtigen. Die Erfahrung berichtigen zu wollen, iſt nun freilich ein thörichtes Unterfangen, aber das Wunderlichſte an der Sache, wae daß der gute Herbart, der die geſamte Erfahrung wirklich nach dem Denkgeſetze zu korrigieren unternahm, zugleich das Vorhandenſein aller dem Denken eigenen Geſetze geleugnet, die Erfahrung für die einzige Quelle aller Erkenntnis eeklärt hat!

So ſchwee iſt es, in dieſem Punkte nicht zu ſtrauchelu. Das Beiſpiel Herbarts muß uns zur Milde ſtimmen — auch dem anonymen Kritiker der „Gegenwart“ gegenüber, dem vollends alles, was in Spir das Grundgeſetz des Denkens betrifft, ſo unverſtändlich wie Hebräiſch oder Chineſiſch geblieben iſt. Jeder nach dem Maße ſeiner Keaft!

Und wie großartig mag ſich der Gegenwartsphiloſoph vorgekommen ſein, als er Spirs Lehre mit einem „engen Stübchen“ (S. 187) verglich! Wir laſſen gerne jedem ſeinen eigenen Kopf und ſeine ehrlichen Zweifel und Bedenken — aber ſpricht ſich die Selbſtändigkeit perſönlichen Philoſophierens bei einem vornehmen Geiſte in dieſer Form aus? Und dann: ſteht dem „engen Stübchen“ der Spirſchen Lehre nicht auch die ganze Welt offen? Zeichnet ſich nicht die Spirſche Philoſophie gerade dadurch aus, daß ſie keine erwieſene Thatſache ausſchließt noch auszuſchließen braucht, weil ſie auch ſcheinbar unverträgliche Sachen (wie die Phyſik und die Religion, die Anerkennung der Thatſache, daß unſer Ich ein bloßes Phänomen iſt, mit der Anerkennung der morali-

ſchen Verpflichtung und Verantwortlichkeit) ohne Zwang verſöhnt, wobei ſie freilich zugleich die Unſinnigkeit einer metaphyſiſchen Erklärung der Dinge nachweiſt.

Zuguterletzt: wie mag ſich der anonyme Kritikus herausnehmen, gegen einen ernſthaften, ehrlichen, philoſophiſchen Schriftſteller wie Spir den ungeheuerlichen Vorwurf zu erheben, daß er „hundert Seiten aus Mill und Spencer" abgeſchrieben habe? Erhebt man aber einen ſolchen Vorwurf, ſo iſt man auch verpflichtet, ſofort den Beweis der Wahrheit anzutreten. So lange der namenloſe Kritikus dieſen Beweis nicht erbracht, muß er ſich's gefallen laſſen, von gewiſſenhaften, feinfühligen Leſern, die im Punkte der Ehre keinen Spaß verſtehen und in der philoſophiſchen Litteratur ausreichend Beſcheid wiſſen, der Lüge und Ehrabſchneiderei geziehen zu werden. Alſo gefälligſt herausgerückt mit den „hundert Seiten", die Spir aus „Mill und Spencer" „abgeſchrieben" haben ſoll!

Daß wir perſönlich einem vollen, kräftigen Ton in der Kritik durchaus nicht abgeneigt ſind, wiſſen unſere Leſer aus langjährigem Umgang; nur fordern wir, daß er ſich in den Grenzen der litterariſchen Wohlanſtändigkeit und vor allem der Wahrheit halte. Zumal wenn, wie im vorliegenden Falle, ſchlechterdings keine Herausforderung vorliegt, ſo daß man ſich mit übermäßiger Gereiztheit oder gebotener Notwehr entſchuldigen könnte, wenn man nicht glatt mit der Wahrheit auskommt oder zum Grobian wider Willen wird.

Sehr viel entſchuldbarer dünkt es uns, wenn ein Schwärmer wie Max Seiling, der Sammler der „Perlen der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung" (München, bei Theodor Ackermann) in ſeiner neueſten Schrift „Mainländer, ein neuer Meſſias" (München, ebenda) „eine frohe Botſchaft inmitten der herrſchenden Geiſtesverwirrung" verkündigt und im Eifer der Rede nicht jedes Wort auf die Goldwage legt; denn es iſt nicht der Dünkel der Gelehrſamkeit, der ihn zu harten Wendungen verführt, noch die querköpfige Pedanterie des patentierten Meiſters vom philoſophiſchen Gewerbe, die ihn ungerecht gegen Andersdenkende werden läßt: es iſt die wunderbare, abgöttiſche Liebe zu ſeinem „Meſſias", die ſeine Zunge und ſeine Feder lenkt.

Übrigens irrt Max Seiling, wenn er annimmt, daß ſein „Mächtiger des Geiſtes, der unter uns aufgeſtanden, noch ſo gut wie unbekannt" ſei. Ich erinnere mich, ſchon vor zwölf Jahren in Neapel ein Häuflein deutſcher Freidenker in der dortigen Peſtalozzi-Loge über Mainländers „Philoſophie der Erlöſung" diskutieren gehört zu haben, und ich ſelbſt habe damals Veranlaſſung genommen, in den Anmerkungen zu meinem Buche „Humanitas" (Zürich, Schabelitz) die Leſer auf den genialen Dichter-Philoſophen Philipp Mainländer aufmerkſam zu machen. In den langen Jahren meiner Wanderungen im Auslande habe ich allerdings die Litteratur über Mainländer und deſſen Schriften ſelbſt aus den Augen verloren, und als ich nach der ſpäten Rückkehr in die Heimat von der Schweſter Mainländers deſſen kritiſche Abfertigung der Philoſophie Eduard v. Hartmanns zugeſtellt erhielt, wurde mir durch den überhitzigen und überlauten Ton des jugendlichen Streiters die Freude an ſeinem glänzenden Talent ſehr vergällt. Ihres Sieges gewiſſe Überzeugungen des Weltweiſen müſſen ſich viel ruhiger vortragen, wenn ſie ihre Wirkung auf reife Männer nicht beeinträchtigen wollen. Hat mir damals die kritiſche Kampfesweiſe Mainländers die gute Stimmung für ihn verdorben, ſo muß ich geſtehen, daß ich ſie durch die von edelſter Begeiſterung durchwehten Auseinanderſetzungen Seilings wieder in voller Reinheit gewonnen habe. Ich glaube, daß Seilings Schrift „Mainländer, ein neuer Meſſias" trotz ihres unnötig geſchraubten Titels den Werken ſeines Meiſters manchen braven, zu weiterer Propaganda aufgelegten Leſer ge-

winnen wird. Ich selbst werde mit Freuden die nächste Gelegenheit ergreifen, die Freunde unserer „Gesellschaft" über den merkwürdigen Menschen und Denker Mainländer (Pseudonym für Batz) gründlicher zu unterrichten. Inzwischen sei Max Seilings „frohe Botschaft" allen Liebhabern einer anregenden, gedankenreichen Lektüre wärmstens empfohlen.

Für Gebildete, deren Lese- und Denkgewohnheiten sie noch nicht mit der strengeren philosophischen Litteratur Vertrautheit gewinnen ließen, ist ein ganz vortreffliches Vorbereitungsbuch erschienen, dessen außergewöhnlich glückliche Darstellung den Geschmack und die Freude an philosophischen Schriften in weiteren Kreisen zu verbreiten und zu erhöhen berufen ist. Es ist dies das zweibändige Werk Dr. Franz Staudingers „Die Gesetze der Freiheit" (Darmstadt, L. Brill), wovon der erste Band „Das Sittengesetz" im Frühjahr erschienen ist. Staudingers Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntnis und der Gesellschaftsordnung zeichnen sich sowohl durch den Reichtum der Beobachtungen und feinsten Aperçus, wie durch die seltenste Klarheit, Anschaulichkeit und ruhige Ebenmäßigkeit des Vortrags aus. Keine Spur von glitzerndem Originalitätsflitter, von ödem Gelahrtheitsprunk: aber auf jeder Seite gediegenes Wissen in anregendster, edel volkstümlicher Darbietung. Jedoch nicht bloß um unpersönliche, lehrhafte Wissensvermittelung handelt sich's, sondern auch um Gemüts- und Herzensbildung, um Steigerung unseres geistigen und sittlichen Wohlbefindens durch tiefere, geläuterte Erkenntnis der Gesetze unseres sittlichen und intellektuellen Lebens. Das umfangreiche Buch (387 Seiten) ist sehr übersichtlich geordnet und in eine Reihe von Kapiteln geordnet, die sich bei wiederholter Lektüre auch außer dem Zusammenhange wirkungsvoll genießen lassen. Einzelne Kapitel, wie „Die Umwandlung der Weltanschauung und ihre Folgen", „Die falschen Ideale" u. v. a., sind ohne jede aufdringlich moralisierende oder erbauliche Tendenz von einer Weihe der Gesinnung, die uns im besten Sinne ergreift.

In welchem Umfange und mit welchem Gewichte Staudingers verdienstvolles Werk selbständige Lehrmeinungen philosophierenden Originaldenkens vertritt, wird sich erst abschließend schätzen lassen, wenn der zweite Band vorliegt. Vorläufig aber haben wir gar nicht nötig, seinen besonderen Wert nach dieser Richtung aufzuspüren; es ist viel wichtiger, daß es in der oben angedeuteten Weise eine unmittelbare, reiche Wirkung übe. Möge es bei weiter Verbreitung in die rechten Hände gelangen!

M. G. Conrad.

Dramatische Litteratur.

„Therese Raquin" von Emil Zola, verdeutscht von J. Savits. Niemand wird diesen Bühnengestalten echtes Leben absprechen; es sind ganze Menschen bis ins Kleinste, und wenn Zola sie nicht gleich von innen herausarbeitet wie Ibsen, so arbeitet er sie dafür von außen hinein und durch bis in die innersten Winkel ihrer Seele. Bei Ibsen entspringen die Handlungen der schärfsten psychologischen Vertiefung der Charaktere, bei Zola erraten wir deutlich die seelischen Triebfedern durch den Gang der Maschine, der dargestellten Handlung. Logische Motivierung und strikte Durchführung der Idee hier wie dort, Offenlegung der geheimsten Fasern menschlichen Geistes und menschlicher Leidenschaften, dramatische Kraft und Fülle und das edle hohe Streben nach Wahrheit und Moral, nicht der Moral, welche die moderne konventionelle Gesellschaft zusammenknetet, sondern derjenigen, die den Erdball zusammenhält. Nie ist der

„Fluch der bösen That“ gewaltiger und zermalmender in die Erscheinung getreten, als in diesem Werke Zolas.

Die dramatische Durchführung dieses Satzes vom „Fluch der bösen That“, daß der Mörder mehr vor dem Richter in der eigenen Brust, vor dem Schreckgespenst der Reue und Gewissensbisse zittert als vor dem irdischen Gesetz — ist das nicht Moral, ewige Moral? Herrn Leo Berg, der im Augustheft dieser Zeitschrift eine Berliner Aufführung der „Therese Raquin“ rezensierte, ist das allerdings nicht klar geworden; er sucht mühsam in dem Stücke nach der Moral und damit seiner Existenzberechtigung und findet sie nicht — eh bien, la voilà! Oder nicht? — Ferner nennt er die Form desselben roh, ich kann das nicht finden und ich gehöre gerade nicht zur äußersten Linken des Realismus, die um jedes poetische Wort einen Umweg macht; ich verlange sogar Poesie in jedem, ganz besonders in dem naturalistischen Kunstwerk. Aber sollen ein paar Mörder mit einander sprechen wie Paul und Virginie? Und sind die Liebesszenen dieser beiden von Überkraft strotzenden, von sinnlicher Glut lodernden Menschen nicht so dezent wie möglich gehalten? Also „Therese Raquin“ ist infolge seiner Brutalität bühnenunfähig, aber die übertünchte Brutalität einer „Theodora“, die verführerische Nachtszene in „Fedora“, die über tausend Klippen keck hintanzende „Cyprienne“ dürfen Triumphe ernten? Laßt doch neben diesen vornehmer erzogenen Schwestern auch das ungebildete, rohe, aber in seinem wilden Liebesdurst ihnen vollständig gleiche Weib aus dem Volke Therese Raquin leben! Besonders in der vortrefflichen Übersetzung des Münchener Regisseurs Savits, der die paar equivoquen Stellen des dritten Aktes, bei welchen vielleicht die unverheirateten Dämchen zum konventionellen Unschulds-Schein die Fächer vors Gesicht halten dürften, meisterlich gemildert hat und bei einer Aufführung auch vielleicht manches Krasse im vierten Akte für die sensiblen Nerven unserer modernen Zuhörer noch zurechtmodeln wird. Ich für mein Teil, wenn ich ins Theater gehe, will ein volles farbenglühendes Stück wirklichen Lebens sehen, keine durch die Zauberlaterne moderner Vorurteile erzeugten Nebelbilder. Und wenn Shylock sein Messer wetzt und ein Pfund Fleisch aus seines Feindes Brust begehrt, ist Euch das auch zu kraß?! Bei einer neuen Auflage des Buches möge nicht übersehen werden, den falschen Ortsnamen Saint-Quen in Saint-Ouen zu verbessern.

„Die Merowinger“ von Detlev von Liliencron. (Leipzig, W. Friedrich.) Liliencron hat diesmal bis in die grauesten Vorzeiten eines altfränkischen Königshauses zurückgegriffen, um einen noch nicht dramatisch ver- oder zerarbeiteten historischen Stoff zu finden. Die Merowinger — ja, das ist kein tendenz-patriotischer Alltagsstoff! Es ist nur schade um die oft meisterliche Konzeption, die Kraft und Wucht der Sprache, die fast immer reizvoll, im besten Sinne eigenartig ist. Auch die Handlung ist dramatisch, wenn auch manchmal nicht bühnentechnisch aufgebaut, denn daß der eine auftritt, einen Monolog hält, zur Koulisse abläuft, um dem andern Platz zum Auftreten zu machen und gleich darauf wieder zu diesem andern zurückzukehren, um sich mit ihm in einen Dialog einzulassen, das bringt zwar Unruhe auf die Bühne, aber kein stetig bewegtes Bild wirklicher Handlung; es macht eher den Eindruck eines Marionettenspiels, bei welchem der Theatermeister nicht zu viel Puppen auf einmal dirigieren kann. Durch Verschiebung des Szenenbaues müßte eine stärkere Zusammenfassung der Handlung erstrebt werden — denn es ist Bühnengesetz, daß keine handelnde Figur ohne Grund auf- und abtritt. Selbstgespräche zu führen ist aber kein genügender Grund, die Bühne für sich allein zu usurpieren, ebensowenig wie es zum Abgang genügt, daß man das Feld für einen andern räumen muß. Auch wirkt es fragwürdig, daß der

Dichter die greiſe Heldin des Stückes zur Bezeichnung ihres hämiſchen Charakters mit einem „grunzenden“ Lachen behaftet: das iſt unäſthetiſch, und ſchwerlich wird ſich eine Schauſpielerin herbeilaſſen, auf der Bühne zu „grunzen“. Hier liegt eben die Grenze zwiſchen Bühnen- und Romanſtil — das Drama verträgt ſelbſt das Rohe Schaudererregende, aber niemals das Unäſthetiſche, Ekelhafte. Natürlich wird der Darſteller dieſe Klippe ſorgfältig vermeiden, ſelbſt wenn ſie der Dichter vorzeichnet.

Es iſt bedauerlich, daß ein ſo reich begabter Dichter wie Detlev von Liliencron ſo wenig vorſichtig in der Wahl ſeiner dramatiſchen Stoffe iſt, obzwar es wieder für die charaktervolle Kernnatur des Dichters ſpricht, nur das zu packen und auszugeſtalten, was ſeine ganze Seele füllte und den vollen Einſatz ſeiner Künſtlerkraft forderte. Allein wer für das Theater dichtet, muß doch ſchließlich auch ein wenig an das Theater und an die Bedingungen theatraliſcher Wirkſamkeit denken! Die Löſung eines dichteriſchen Problems allein thut's im Bühnen-Drama nicht.

L. Willfried.

Ein Preiswerk.

„Das Studium der Geographie“ in und außer der Schule; preisgekrönte Preisſchrift von Anton Stauber, Profeſſor am Realgymnaſium zu Augsburg; Verlagshandlung von Gebrüder Reichel in Augsburg. Ein Buch von 170 Seiten mit 20 000 Mark zu honorieren, das kommt freilich in Deutſchland nicht leicht vor. Aber in Belgin iſt es geſchehen. Dort herrſcht ein bildungsfreundlicher Fürſt, der einen jährlichen Preis von 25 000 Franes zu Gunſten der beſten Werke über beſtimmte Themata ausgeſetzt hat, und der Preis von 1885 iſt derjenige, welchen Stauber errungen hat. Nach der geſtellten Aufgabe war zu zeigen, welche Mittel anzuwenden und welche Maßnahmen zu ergreifen ſind, um das Studium der Geographie populär zu machen und den geographiſchen Unterricht in den Lehranſtalten der verſchiedenen Stufen zu fördern. Bei der Löſung dieſer nicht eben ſchwierigen Aufgabe behandelt der Verfaſſer mit Recht zuerſt den geographiſchen Unterricht, weil deſſen Förderung das bedeutendſte Mittel iſt, das Studium der Erdkunde überhaupt populär zu machen. Er gibt allgemein methodiſche Erörterungen, betont den naturwiſſenſchaftlichen Grundcharakter der Geographie, empfiehlt die Ritterſche Methode, die er leider nicht eingehend genug beſpricht, und weiſt auf die notwendigen Hilfsmittel des geographiſchen Unterrichts hin. Darauf folgt die Erörtung desſelben an den Volks- und Mittelſchulen, wobei die belgiſchen Verhältniſſe berückſichtigt werden, und daran ſchließt ſich die Behandlung der geographiſchen Wiſſenſchaft an den Hochſchulen. Die Wünſche des Verfaſſers betreffen u. a. die Heimatskunde, die Stellung der Geographie an den humaniſtiſchen Gymnaſien, die geographiſchen Seminare, und verdienen alle Beachtung. Das Studium der Geographie außer der Schule konnte verhältnismäßig kurz beſprochen werden. Die Mittel zur Förderung des erdkundlichen Sinns im Volk ſind ja bekannt genug, und dieſelben würden in Deutſchland gewiß nicht zum Gegenſtand eines großen Preisausſchreibens gemacht werden. In Belgin iſt freilich noch viel zu thun, um die Volksaufklärung zu begünſtigen, und deshalb erſcheint auch dort die Unterſtützung des geographiſchen Studiums in und außer der Schule ſehr wünſchenswert. Das Ausſchreiben des belgiſchen Miniſteriums vom Jahre 1885 rief ſechzig Arbeiten aus ſiebzehn Nationen in acht Sprachen hervor. Daß in dem großen Wettkampf unſer Landsmann Stauber den Sieg davon getragen, erfüllt uns mit großer Freude und läßt uns zugleich wünſchen,

daß die Fürsten Deutschlands dem Beispiel des Königs von Belgin huldvollst nacheifern möchten. H. Solger.

Graf von Schacks Lebensbuch.

„Ein halbes Jahrhundert.“ Erinnerungen und Aufzeichnungen. In drei Bänden. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Wenn ein Schriftsteller wie Graf Schack von der Menge mehr dem Namen als dem Werke nach gekannt ist, so liegt der Grund hierfür hauptsächlich in der Distanz der Geister: Schack hat sich vom Beginn seines Schaffens bis heute zu immer freierer, vornehmerer Universalität der dichterischen Anschauung erhoben und den ganzen Lokal-Nützlichkeits- und Verehrungs-Kram seiner Zeitgenossen weit hinter sich gelassen. Da das deutsche Volk, wie jedes andere, durch die nivellierenden Bestrebungen unserer herrschenden Erziehungspolitik vielmehr Bildungspöbel als wahrhaft Gebildete produziert, so ist es erklärlich, daß sich die Masse der schulzwänglich Gebildeten nicht zu seiner Höhe des Dichtens und Trachtens zu erheben vermag, gleichwohl aber repräsentativen Bildungsfirnis genug besitzt, um den Namen des von den Besten Gekannten und Gefeierten mit Achtung und Verehung zu nennen. Wenn man die erstaunliche Summe der schöpferischen Thätigkeit dieses hohen, glänzenden Geistes überblickt, denkt man unwillkürlich der Anselm Feuerbachschen Worte: „Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur die Hand hinzuhalten.“ In Parantheſe: zwischen den beiden hohen Einsamen, dem Dichter Schack und dem Maler Feuerbach waltet eine merkwürdige Verwandtschaft der Art und des Maßes schöpferischer Kraft; beide erstreben die ideale Verwirklichung des von allem Konventionellen und Momentangiltigen losgelösten Reinmenschlichen im erhabensten Naturſinne; beide wandeln festen Schrittes ihre eigene Bahn dem Lichte entgegen, das ihnen aus der Höhe der menschheitlichen Ideale entgegenleuchtet — unbekümmert um das Getriebe der Kleingeister und Kleinmeister, die mit vergnüglichem Lärm im Dunkeln tappen und sich ihrer flüchtigen und nichtigen Erfolge bei der Menge gar unbändig freuen. Aber in großem Irrtum wäre befangen, wer da glauben wollte, Graf Schack hätte kein Herz für sein Volk, keine innige Anteilnahme an dessen politischen Schicksalen, an dessen geistigen und sittlichen Aufgaben! Nein, sein hohes, jugendfeuriges Interesse am Entwickelungsgange seines Volkes überflügelt weitaus die Tendenzbegeisterung jener Parteigrößen, welche in Parlaments- und Zeitungsfehden ihren Krafteinsatz zur Erhebung des Vaterlands erschöpfen und Wunder meinen, was sie gewirkt haben, wenn sie den wahren Ruhmesträgern einer Nation, den geistigen Blutzeugen erster Größe, den Dichtern und Künstlern, das karge Almosen einer flüchtigen Anerkennung im Vorbeigehen zugeworfen. Gar viele Seiten dieses an wunderherrlichen Schilderungen und ebenso starkgeistigen wie gemütvollen Betrachtungen überreichen Buches sind mit dem besten Herzblut eines wahrhaften Patrioten geschrieben. Ja, es ist ergreifend, mit welcher Wärme der Empfindung dieser stolze, unabhängige Geist, der durch eindringende Studien wie durch die seltene Kraft seiner Phantasie ein Heimatberechtigter aller Kulturen und aller Jahrtausende geworden, dem Kampfe seines Vaterlandes gegen äußere und innere Feinde während der großen politischen Schicksalswende der siebziger Jahre folgte. Sehr bemerkenswert ist die kritische Stellungnahme Schacks zu den neueren Richtungen in Wissenschaft, Poesie und Kunst. Können wir auch unsere abweichende Auffassung in manchen wichtigen Punkten nicht verhehlen, so müssen wir

doch die Milde und Vornehmheit der Gesinnung bewundern, die aus seinen Kritiken leuchtet. Das dreibändige Werk auch nur annähernd zu analysieren, ist bei dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit des Inhalts unmöglich. Ausdrücklich zu versichern, daß es von Anfang bis zu Ende meisterhaft geschrieben und daß es eine Lust ist, dem Autor Seite für Seite durch die bunte Fülle seiner Aufzeichnungen zu folgen, wäre fast eine Beleidigung für den gebildeten Leser, der die herrliche Sprache Schacks bereits aus irgend einem seiner zahlreichen Werke kennt. Nur das sei zum Schlusse geraten: wer dem noch so vielfach verkannten Dichter und Gelehrten Schack menschlich näher kommen und — im Ibsenschen Sinne — einen echten Adelsmenschen kennen lernen will, der greife rasch zu diesem Lebensbuche „Ein halbes Jahrhundert", er kann des erhebendsten Genusses in weihevollen Lesestunden sicher sein.

M. G. Conrad

Zur Frauen-Litteratur.

„Die Frau im gemeinnützigen Leben." Archiv für die Gesamtinteressen des Frauen-Arbeits-, -Erwerbs- und -Vereinslebens im Deutschen Reich und im Auslande. Herausgegeben von Amélie Sohr und Marie Löper-Houselle. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 4 Hefte. Diese interessante Zeitschrift, die jetzt im 2. Jahrgang steht, tritt klar und kräftig dafür ein, daß der Frau im gemeinnützigen Leben der ihr gebührende Platz neben dem Manne eingeräumt werde. Sie behandelt nicht einzelne Zweige des gemeinnützigen weiblichen Wirkens, wie z. B. Krankenpflege, Lehrthätigkeit je ausschließlich, sondern den ganzen Umfang desselben im öffentlichen wie im privaten, im gewerblichen wie im häuslichen Leben. Den sogenannten falschen Emanzipationsbestrebungen (Gleichstellung der Frauen mit den Männern im politischen Leben, aktive Beteiligung an der Tagespolitik ꝛc.) tritt das Archiv mit Entschiedenheit entgegen. Die Zeitschrift, die durch vorzügliche Mitarbeiter nicht nur in allen Gegenden Deutschlands, sondern auch im Ausland (England, Amerika, Italien ꝛc.) unterstützt wird, können wir als reichhaltig und gediegen allen, die sich für gemeinnützige Bestrebungen interessieren, warm empfehlen. Allzu ängstlichen Gemütern, sowohl unter den Lesern wie unter den Mitarbeitern dieser vortrefflichen Zeitschrift, sei ein Aufsatz in der „Edinburgh-Review" über weibliche Erziehung ans Herz gelegt. Wir entnehmen demselben, daß es in den vereinigten Staaten Nordamerikas 48 weibliche Advokaten giebt. Vier Damen sind in New-York als Notare angestellt. Drei andere, Dr. Susan Stockhouse, Dr. Clara Marshall und Dr. Mary Millets sind Mitglieder der Sanitätsbehörde zu Philadelphia. In dieser Stadt haben außerdem acht Ärztinnen ein Jahreskommen von je 20 000 Dollars, zwölf von 10 000 und zweiundzwanzig von 5000. Mrs. Frank Leslie, die thatkräftige Besitzerin und Leiterin eines großen Verlagsgeschäftes, wird die „Mutter der illustrierenden Presse" genannt. Von den Beamtinnen in England sind 700 im General-Postdienst, 1000 im Telegraphenamt und mehrere Tausend in den verschiedenen Telephon-Bureaus beschäftigt. — Ferner berichtete jüngst die englische Zeitschrift „Nature", daß drei russische Ärztinnen vor einigen Jahren in Taschkend, der Hauptstadt der Provinz Turkestan, eine Klinik zum Besten mohammedanischer Frauen eröffnet haben. Dieses Unternehmen hat sich als ungemein segensreich erwiesen, da es den muselmannischen Damen bekanntlich verboten ist, sich an einen Arzt zu wenden. In den letzten zwölf Monaten belief sich die Zahl der Konsultationen auf 15 000. — — Wenn sich nun auch eins nicht für alle schickt und

z. B. dem jungen Amerika manches zum Heile gereicht, was dem greiſen Europa Gift wäre, ſo dürfen wir doch auch die große Sache der Frauenerhebung nicht immer bloß vom bürgerlich-hausmütterlichen Standpunkt des alten Deutſchlands beurteilen.

Marie Conrad-Ramlo.

Unterhaltungslitteratur.

Martin Schleich iſt der 1881 verſtorbene altbajuvariſche Schriftſteller, Verfaſſer einer Anzahl zum Teil jetzt noch auf der Bühne lebender Volksluſtſpiele, der insbeſondere als Herausgeber und Redakteur des humoriſtiſch-ſatiriſchen Wochenblattes „Münchener Punſch“ jahrzehntelang die bayeriſche Welt in Atem hielt und wohl auch in Norddeutſchland noch unvergeſſen iſt. Sein letztes, leider unvollendet gebliebenes Werk iſt der humoriſtiſche Roman „Der Einſiedler“, der nach längerem Schlummer von Dr. M. G. Conrad zum größeren Teile in der „Geſellſchaft“ unter dem Titel „Der Jude von Cäſarea“ veröffentlicht und nunmehr auch in Buchform herausgegeben worden iſt. (Fronz in München).

Ich weiß eigentlich nicht, ob ich das gottloſe Buch für den Geſchenkstiſch empfehlen darf, und frommen Seelen jedenfalls möchte ich nicht zureden; denn das Buch geißelt — wenn man von dem liebenswürdigſten heiterſten Schalk dies harte Wort brauchen darf — geißelt gerade das Übermaß von Frömmigkeit, die welt- und ſinnenfeindliche Fleiſchabtöterei, die in den erſten Zeiten des ſiegreichen Chriſtentums Mode wurde, und wahrlich auch den Heutigen noch nicht gänzlich aus dem Blut verſchwunden iſt. Dieſer arme Einſiedler Marcion, der Held des Romanes, — wie ernſt iſt es ihm, zum Heil ſeiner Seele den Leib langſam abzutöten unter Geißeln und Paſſionieren! Schließlich bringt ers auch fertig. Und das iſt der Punkt, wo wir mit dem verdienſtvollen Herausgeber, der zwei abſchließende Kapitel hinzugefügt hat, nicht einverſtanden ſind: der Abſchluß ſtimmt nicht ganz zu der fröhlichen Heiterkeit, die wir dem ſelbſtquäleriſchen Helden gegenüber vorher niemals verlieren. Der gute Marcian hätte wohl verdient, von ſeiner ſeeliſchen Krankheit zu geneſen und die Braut, der er mit ſo großer Energie entronnen iſt, endlich doch heimzuführen. Wie herrlich hätte ſich dieſe Bekehrung ſchildern laſſen! Und der einſichtigere Leſer hätte ſich noch etwas Schönes dabei gedacht: daß nämlich auch die Menſchheit noch, wie dieſer Marcian, den Reſt der dummen Krankheit ganz hinausſchwitzen werde.

Aber auch ſo iſt es ein köſtliches Buch. Nicht den eigentlichen Witz darf man darin ſuchen, über den man laut hinauslacht, wohl aber Humor, der uns im innerſten Herzen erfreut. Wie oft habe ich ſeelenvergnügt über dem Buch beim Leſen vor mich hingelacht. Ich möchte noch manchem dies Vergnügen gerne gönnen. G. Criſtoller.

Petri Kettenfeier Roſegger! Seltſam, wie der Name, iſt der dichteriſche Habitus dieſes öſterreichiſchen Naturburſchen voll Wiener Gemütlichkeits-Raffinement in der deutſchen Litteratur. Backhendl mit Edelweiß garniert: Quellwaſſer mit Schaumwein verſchnitten. Hartlebens Verlag hat ſoeben den vierundzwanzigſten Band (faſt 500 Seiten!) der geſammelten Roſeggerſchen Schriften ausgeboten: „Allerhand Leute“. Enthält an die fünfzig kürzere Erzählungen, Anekdoten, Schnurren, Skizzen. Alles fürtrefflich, echt roſeggeriſch. Fritz Hommer.

„Eine Heimſtätte“. Roman von F. von Fritſch, 1888. Verlag von W. Friedrich, Leipzig. Ein ſozialer Roman von Frauenhand, der die Frage der unehe-

ichen Kinder behandelt. Die Liebe iſt ein Dämon, dem der Menſch nicht entrinnen kann, und hat er ihn gepackt, dann macht er ihn wie oft zum Verbrecher. Iſt es nicht etwa ein Verbrechen, Menſchen zu verſchulden, denen man keine gewiſſenhafte Pflege, keine Erziehung, keine geſellſchaftliche Stellung geben kann oder will? Viele tauſende von Findlingen kommen jährlich ums Leben, weil ihnen die nötige Obſorge und Nahrung fehlt Die Findlingſchaft liefert immerfort Material für die Proſtitution und das Vagabundentum an die Geſellſchaft ab.

Da die Menſchen lange noch nicht frei genug über die Folgen der Liebe denken, ſo daß ſie das uneheliche Kind gleich dem ehelichen offen anerkennen, ſchützen und erziehen würden; da wir noch das Joch einer durch allerlei traditionellen Unſinn erſchwerten Eheſchließung dulden müſſen, ſo iſt es ein guter Gedanke, in einem Roman für die Errichtung von „Heimſtätten“ einzutreten, wo Findlinge gepflegt und zu nützlichen und glücklichen Menſchen erzogen werden. Gelingt es auch nicht gleich, den angeſtrebten praktiſchen Zweck zu erreichen, ſo regt doch das Buch zum Nachdenken über einen wichtigen ſozialen Punkt an, dem man ſonſt gerne aus dem Wege geht. Jedenfalls iſt der Roman, bei all ſeiner konſervativen Zartheit in der Darſtellung, eine Ohrfeige gegen das Standesvorurteil und die konventionelle Lüge.

Paul Andow.

Nordauſche Senſations-Litteratur.

„Die Krankheit des Jahrhunderts“. Von Max Nordau. Zwei Bände. Leipzig. Verlag von B. Eliſcher. 1888.

Ein Roman, der vor allem die in der Zeit des Fabrikbetriebes der Litteratur ziemlich ſeltene Eigenſchaft beſitzt, weder langweilig noch nach der Schablone gearbeitet zu ſein. Allerdings ein Roman, der nicht ganz hält, was er ſeiner ganzen Anlage nach verſpricht: ein Bild der Zeit zu geben. Immerhin bietet der erſte Band eine originelle, wenn auch paradoxale Beleuchtung der Jahre 1870—1878. Die Hauptperſönlichkeit des Romanes iſt eine edle, dem praktiſchen Leben abgewandte Natur, ein leidenſchaftsloſer, überſinnlicher „Denker“ — leidenſchaftslos, bis ihm das Weib begegnet, das ihn zu verführen, aber nicht zu feſſeln verſteht. Ja, der glücklich-unglückliche Dr. Wilhelm Eynhart findet die Widerlegung ſeiner ſkeptiſchen, weltentſagenden Philoſophie in den weichen Armen einer glutvollen Spanierin. Die alte Geſchichte vom Doktor Fauſt, „der's mit der Hölle hat gewagt, vor einem Weiblein jetzt verzagt, das viel zwar hat an Leibeszierden, doch noch viel mehr an Liebs-Begierden“, wie's bei einem erfahrenen Lyriker heißt.

Geiſtvoll iſt ſie und ſchön, treu und berauſchend zugleich, — aber ihre Vergangenheit iſt es, die ihm den Genuß ihrer Gegenwart vergällt. Mit ſo anerkennenswerter Kunſt dieſe Epiſode gezeichnet iſt, — ſie reicht nicht von ferne heran an die künſtleriſche Geſtaltung faſt des gleichen Problems in Daudets „Sappho“, beiläufig einem der pſychologiſch feinſten und ergreifendſten Kunſtwerke unſerer Zeit. Die Schilderung dieſes problematiſchen Verhältniſſes iſt bei Nordau nur eine Epiſode, allerdings die intereſſanteſte, nicht der Roman ſelbſt. Die Charakterzeichnung iſt im ganzen eine ſehr gelungene — wir ſehen die meiſten der auftretenden Perſonen leibhaftig vor uns: ſo den tiefſinnigen Philoſophen Doerfling, den Verfaſſer der „Philoſophie der Befreiung“, den prächtigen Doktor Schroeter, die leichtſinnig-kokette Loulou, die ſphinxhafte Pilar. Nur Doktor Eynhart ſelbſt ſcheint mehr ein Paradigma, ein

Digitized by Google

Experiment zu den Sentenzen und Paradoxen Nordaus, als ein lebendiger Menſch zu ſein. Die ewige Reflexion desſelben, über alles und jedes, ſeine innere Haltloſigkeit, dabei der Anſpruch des großen, originalen Denkertums ohne deſſen Dokumentierung, bewirken, daß uns Eynhart weniger intereſſiert, als der Verfaſſer wünſchen mag. Nordau geht von der — am geiſtvollſten von Schopenhauer formulierten Theſe aus, es gebe zwei Sorten Menſchen: Thatmenſchen und Gedankenmenſchen (Verkörperung des Willens oder des Talentes). Eine Vereinigung beider in einem Individium ſei undenkbar. Dieſe Theſe iſt jedoch nicht ſo unumſtößlich, als ſie auf den erſten Blick zu ſein ſcheint, — aber ſelbſt ihre Richtigkeit vorausgeſetzt, iſt ſie im Buche Nordaus nicht durchgeführt. Denn der tragiſche Held des Gedankens — Eynhart — geht geiſtig an dem Liebeskonflikt, phyſiſch bei der Rettung eines Kindes zu Grunde. Nicht der Gedanke, ſondern der Zufall tötet den Denker. Eynhart iſt eine krankhaft angelegte Natur, aber eine andere Frage iſt, ob er gerade die Krankheit des Jahrhunderts repräſentiert? Gewiß iſt es eine Krankheit, vor lauter Reflexion nie zur That zu kommen, ewig zu reden und nie zu handeln; vor allem aber iſt es eine litterariſche Krankheit, ſtets den wollenden, aber nie den könnenden, ſtets den träumenden, aber nie den vollbringenden Mann zu ſchildern. Es bezieht ſich dieſe Bemerkung weniger auf Nordau, der in ſeinem Roman ja auch die andere, praktiſche Seite der Menſchennatur (allerdings ein wenig ſtark karikiert!) dargeſtellt hat, als auf die Mehrzahl der modernen Romanſchreiber überhaupt, ſoweit dieſelben die gebildeten Klaſſen zu ſchildern verſuchen. Bemerkenswert aber iſt es und für peſſimiſtiſch angelegte Leſer ſehr niederſchlagend, daß der eingefleiſchte Gegner des pathologiſchen Romans, der einſt grollenden Naturaliſten zurief: ſie ſollten endlich einmal das Buch vom geſunden Menſchen ſchreiben, ſelber einen die Pathologie ſchon an der Stirne tragenden Roman „die Krankheit des Jahrhunderts“ verübt hat . . .

„Jeglichem kommt ſein Tag“ — die Hauptſache iſt nur, daß auch die modiſche Senſation davon ihr Teil bekömmt. Und man muß ſagen, in dieſem Punkt hat ſich auch der Romanzier Nordau nicht lumpen laſſen. Julius Brand.

Zolas „La Terre“.*)

Hab' „La Terre“, die verbotne, geleſen,
In Einem Zug von Anfang bis zu Ende;
Bin drüber ſehr entrüſtet geweſen
Und wuſch wie Pilatus in Unſchuld die Hände,
Denn ſolch' brutale Dorfgeſchicht'
Las ich bis nun mein Lebtag nicht.

*) Ich benützte zur Beſprechung die in Budapeſt, Verlag von G. Grimm, 1888 erſchienene autoriſierte Überſetzung von Armin Schwarz, unter dem Titel: „Mutter Erde“.

Die „Mutter Erde“ ſoll die Feinheiten und Gemeinheiten von „La Terre“ mit größter Schärfe wiedergeben.

Die Überſetzung ward in Öſterreich konfisziert; „La Terre“ zirkuliert frei.

A. T.

Und doch! . . .
Ob greulich
Und abſcheulich:
Das Buch packt noch,
Trotz Pilatus-Reinigung und Beten,
Wie das Werk eines echten Poeten.

Kann es nie und nimmer vergeſſen;
Bin wieder und wieder geſeſſen
Und las das verteufelte Buch;
Und noch immer hält mich verzaubert ganz
Dies Gemiſch von Gemeinheit, Genie und Glanz!

Wien. Alfred Teniers.

„La Terre". Roman von Emil Zola. Wieder ein Werk aus einem Guß, wie wir gewohnt ſind, es von ihm nicht mehr anders zu erwarten. Ich weiß nicht mehr, war es auf dem Titelblatt einer Broſchüre über Zola, oder in einem Pariſer Witzblatt, wo der Autor abgebildet war, ruhig und feſt dahin ſchreitend durch die gaffende, gröhlende, geternde Menge, ohne nach links oder rechts zu ſchauen, unberührt von Lob und Tadel, ſeine Werke, einen Band um den anderen, hinter ſich ſchleudernd. So oft ich ein neues Werk dieſes Meiſters in die Hand nehme, ſteht im Geiſte jenes vielſagende, den Kern von Zolas Weſen treffende Bild vor mir. Und ich bin immer wieder der Bewunderung voll. Welche Kraft, welche Konzentration des ganzen Könnens, und welch weiſe Beſchränkung!

Warum feſſeln uns die Bilder der alten Meiſter ſo viel mehr als die der Modernen, warum können wir uns ſo viel länger drein verſenken? Weil jedes einzelne, behandle es welchen Stoff immer, uns als ein Ganzes, Abgeſchloſſenes entgegentritt, aus dem die geiſtige Sammlung des Schöpfers ſpricht, ſich auf uns überträgt, uns packt und keine Zerſtreuung zuläßt. — Zola, dieſer Modernſte aller Modernen (in den Augen des Publikums wenigſtens, das ſich ja auch noch aufſchwatzen läßt, er ſei ein Effekthaſcher im niedrigſten Sinn des Wortes! —) mutet mich nicht anders an als einer jener ſtarken, geſchloſſenen Geiſter vergangener Zeit. In dieſem vorliegenden neueſten Werk ganz beſonders muß ich ihn mit Tenier und den alten Niederländern vergleichen. Er zeichnet da dieſe Bauern, ihr Denken, Thun und Treiben mit derſelben Kraft, Naturwahrheit und Unerſchrockenheit, wie jene Alten ihre Szenen aus dem wirklichen Volksleben gezeichnet und gemalt haben. Keine Salonlektüre natürlich, denn es iſt weder pikant, noch ſchlüpfrig, noch ſentimental, und hat für ein größeres Publikum faſt keinen ſtofflichen Reiz. Es iſt einfach großartig und grauenhaft wahr. Nur ernſte Geiſter werden es genießen. Es ſoll aber damit nicht geſagt ſein, daß Zola in „La Terre" uns nur oder vorwiegend die düſteren Seiten des franzöſiſchen Bauernlebens zeige. O nein, er iſt ja viel zu ſehr wahr. Er läßt eben alle wie ſie ſind, ohne ſie im geringſten herzurichten und zuzuſtutzen. Drum läuft da alles ſo natürlich durcheinander, der Herzloſe, Grauſame und der Wohlthätige, Gemütvolle, der böſe Verbrecher und der gutmütige Strolch und Schurke voll urwüchſigen Humors. All dieſe Menſchen ſind ſo ſehr wahr, daß nichts uns an ihnen überraſcht, ſelbſt nicht ei mal ihre Verbrechen. Es fließt einfach alles ſo ganz natürlich aus ihrer Eigenart, aus ihrer Umgebung und den Verhältniſſen, worin ſie ſich bewegen. Das Zolaſche Kunſtwerk kommt mir vor, wie ein einfach bereitetes, kräftiges

Gericht, ohne pikante Sauce und andere, den Gaumen künstlich reizende Zuthaten. Und so muß es einem gesunden Gaumen schmecken und so wird ein gesunder Magen es vertragen.

Daß die Übersetzung bei uns polizeilich verboten ist, kann mich aus künstlerischen Rücksichten mehr freuen als ärgern. So was sollte eigentlich immer nur in seiner vollen Urwüchsigkeit, in diesem Fall also in der Ursprache genossen werden. Zudem enthält es wirklich Vieles, was nur in einer kulturüberreifen romanischen Sprache schlankweg beim Namen genannt werden darf, ohne abstoßend zu wirken. In deutscher Sprache, der Sprache eines jüngeren, empfindlicheren Kulturvolks, wäre dieses Viele nur gemein und unerträglich. Fritz von Bruck.

Zur Besprechung liegen vor:

Amélie Godin, Gedichte. Mit Bildnis. München, Theodor Ackermann.

Paul Baehr, Neues Buch der Lieder. Halle a/S., Otto Hendel.

Emma Brauns, Christiana von Goethe. Leipzig, W. Friedrich. (1 M.)

Arthur Zapp, Naturalistische Unterhaltungs-Bibliothek. Berlin, Laverrenz. Band 1: Lügen der Ehe. Band 2: Wie junge Mädchen lieben. Band 3: Die Armen und Elenden. (à 1 M.)

Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens. Weimar, Hermann Weißbach. (1. Band, 1. Heft 25 Pf.)

Charlotte Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. Mit einem Porträt. Berlin, Gebr. Paetel. (1. Halbband 5 M., 2. Halbband 7 M.)

Max Duncker, Abhandlungen aus der neueren Geschichte. Leipzig, Duncker & Humblot.

L. Anzengruber, Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. Berlin und Stuttgart, Spemann.

Franz Woenig, Vom Wegrande. Ein neuer Liederstrauß. Leipzig, W. Friedrich. (1 M. 25 Pf.)

Bayard Taylor, Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.

H. Billinger, Aus meiner Heimat. Stuttgart, Spemann.

Heinz Hoffmeister, Von Capri nach Jerusalem. Tagebuchblätter. Berlin, Richard Wilhelmi.

Chr. Muff, Das Schöne. Ästhetische Betrachtungen. Halle a S., R. Mühlmann. (2 M.)

(Fortsetzung folgt.)

Redaktions-Post.

Litt. Zentral-Verein in Leipzig. Sie würden uns durch regelmäßige Übersendung Ihrer Jahresberichte sehr verpflichten. Den Bericht über Ihr erstes Vereinsjahr haben wir mit dem größten Interesse gelesen.

J. T. in Berlin. Der Reichshauptstadt thäte ein Litt. Zentral-Verein not,

wie er seit 5. September 1885 in Leipzig besteht. Der erste Jahresbericht enthält überaus interessante Vortrags-Skizzen über Conrad, Bleibtreu, Kretzer, v. Amyntor, Seidel, Jordan, Greif, v. Wildenbruch u. a. Ihre Einladung zu einem Cyklus von Vorlesungen aus dem Gebiete modern-realistischer Dichtungen haben wir mit Freuden empfangen. In Verona hat C. Mark Vorlesungen über den Realismus in der neudeutschen Litteratur gehalten und Proben aus den Werken von Bleibtreu, H. v. Reder, Greif und Conrad („Die Frau Majorin" aus „Lutetias Töchter") dazu gegeben. Das ist wenigstens ein verheißungsvoller Anfang!

J. H. in Berlin. Für Ihre Zwecke dürfte sich besonders die seit Neujahr in Riga erscheinende neue deutsche Zeitung, die von Gustav Pipirs und John Korff herausgegebene „Düna-Zeitung", eignen. Dieselbe betrachtet als eine ihrer Hauptaufgaben, das litterarische Interesse in den baltischen Provinzen zu pflegen und namentlich die neueste deutsche Litteratur dem deutsch-russischen Leserkreise in sorgfältigen kritischen Besprechungen zu vermitteln.

R. H. in Graz. Dergleichen Lebensbilder machen sich als Novellenkapitel recht gut, sind aber zu selbständiger Darbietung wenig geeignet. Sie haben eine so sichere Beobachtungs- und Darstellungsgabe gezeigt, daß wir von Ihnen gern einmal eine impressionistische Novelle lesen möchten.

F. H. in Paris. Die „Räuberhauptleute" sind ein sehr glücklicher Einfall, nur sind wir mit der Ausführung nicht einverstanden. In dieser Form können wir nicht zum Abdrucke raten. Dies gilt auch von der Novelle. Ein solcher Vorwurf verlangt gewissenhafte Durcharbeitung, wenn ein wahrhaft künstlerischer Eindruck erzielt und nicht bloß eine These bewiesen werden soll.

Redaktion des „Kunstwart" in Dresden. Sie schreiben im „4. Stück" gelegentlich der Besprechung der Münchener Gismunda-Aufführung: „In einer Vorrede verbreitet sich der Verfasser (Pöhnl, Deutsche Volksbühnenspiele, 2 Bände) über ‚Unser nationales Volksbühnenspiel', ohne irgend etwas Neues zu sagen, mit einem Größenwahn, dessen staunenerregende Wirkung auf uns nur die der Thatsache übertrifft, daß Baron Perfall in München die Widmung der Bände angenommen hat." Wir glauben, daß Sie da Ihre Empfindung ein wenig übertreiben. Wenn, wie im vorliegenden Falle, die Buch-Widmung nur einen Akt höflicher, in der Form vielleicht nicht ganz glücklicher, Dankes-Erstattung darstellt, kann man dem ritterlichen Sinne des Barons von Perfall kein ablehnendes Verhalten zumuten. Artigkeit gegen Artigkeit! Die Annahme einer Widmung schließt doch nicht mit zwingender Notwendigkeit ein, daß man auch für den gesamten Inhalt des Gewidmeten die Verantwortung mit übernehmen müsse? Zudem geben Sie ja selbst zu, daß die übelberüchtigte Pöhnlsche Vorrede trotz vielfachen Unsinns Lesenswertes enthalte, ja, daß sie den Eindruck erwecke, „daß wir es zwar mit einem höchst verschrobenen und von maßloser Autodidakten-Überhebung durchwachsenen, aber doch talentvollen Kopfe zu thun haben". Im Übrigen: Heil und Gruß dem schneidigen „Kunstwart"!

R. B. in Berlin. Doch, doch! Schlagen Sie gefälligst das „Magazin" auf Nr. 10, 1884. Als wir vor drei Jahren eine einfache Buchhändleranzeige von Sinnetts „Exoterie Buddhism" im Anschlusse an den vortrefflichen Du Prelschen Originalartikel „Das weltliche Kloster" brachten, wurde unsere „Gesellschaft" des Renegatentums, der Bestechung und anderer schöner Sachen bezichtigt. Von wem? Von deutschen Aufklärern, Freidenkern, Freimaurern — kurz, von Leuten, die niemals den Mund voll genug nehmen können, wenn es in Fortschritts- und Freiheits-Phrasen zu schwelgen

gilt! Um von diesen unduldsamen Nüchterlingen in ihrem Unfehlbarkeitswahn keine weiteren Belästigungen zu erfahren, wenigstens so lange als die „Gesellschaft" noch im härtesten Kampfe um ihr Dasein stand, haben wir damals aus Gründen der Selbsterhaltung zu dem freidenkerischen Unfug geschwiegen. Unser inneres Interesse an der wachsenden Bedeutung der buddhistischen Geisteswelt ist darum nicht erloschen. Inzwischen trösten wir uns mit Schiller, der ja auch die „schwärmerische Verschwommenheit" so weit getrieben hat, in seinem berühmtesten Liede die Stufenleiter der Wesen zu besingen, die da reicht

„Höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht."

Einem nationalen Oberklassiker macht man schon das gütige Zugeständnis, so „dummes Zeug" im Vorbeigehen straflos zu verüben. Gruß!

M. J. in Basel. Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Jakob Bächtold (Stuttgart, Kröner, 1885). Einleitung Seite 5: Paul Heyse hat „Die Reise ans Meer" mit vollem Bedacht weggelassen. Heyse motiviert so: „Der Dichter entläßt uns mit einem so starken Gefühl der Enttäuschung über die fehlende Pointe, daß wir trotz des Nachworts, welches eine Art Entschuldigung stammelt (!), doch nur glauben können, es sei auf eine Neckerei des Lesers von vornherein abgesehen gewesen." Hierzu sagt Bächtold sehr richtig: „Aber gerade in diesem Fehlen der Pointe besteht ja der Hauptspaß!" Je nun, Freund Heyse verstand nun eben diesen Hauptspaß nicht — darum fort mit dem ganzen Stück aus den „Gesammelten Werken". Gott schütze mich vor meinen Freunden, zumal wenn sie Herausgeber und Vorredner spielen. Julius Grosse könnte auch ein Liedchen davon singen, wenn er einmal den Freundschaftsdienst genau musterte, den ihm Heyse als Befürworter der bekannten lyrischen Auswahl geleistet.

Veritas in Nürnberg. Sie schreiben uns: „Ein mehr wort- als geistreicher Rechtsrat und ein Volksschullehrer legen im „Fränkischen Kurier" ihre musikalischen Ansichten in Form von Kritiken nieder. Der Letztere dehnt nun seine Wirksamkeit weiter aus. Im gestrigen Kurier (22. Dez.) widmet er Ihnen einige Spalten. Daß der Schullehrer mit der deutschen Sprache auf etwas gespanntem Fuße lebt, werden Sie daraus ersehen u. s. w." Ihre aufmerksame Mitteilung hat uns veranlaßt, das betreffende Feuilleton „Ein geschmackvoller sogenannter Schriftsteller" zu lesen. Es wird uns schwer zu glauben, daß der anonyme Zusammenstoppler dieser traurigen Schmieralie dem sittlich wie litterarisch als gleich tüchtig bekannten Nürnberger Volksschullehrerstand angehören soll. Die moralischen Qualitäten, die aus diesem namenlosen Machwerk hervorleuchten, lassen auf einen journalistischen Wegelagerer und Staudenhecht, aber nicht auf einen berufsmäßigen Volksbildner schließen. Welchem Stande diese namenlose Jammerseele offiziell auch angehören möge, uns nimmt nur das Eine Wunder, daß eine anständige Zeitung vom Range des „Fränkischen Kurier" die Bildung und den kritischen Verstand ihrer Leser so gering taxiert, um solche Schmieranten und Ignoranten in ihrem Feuilleton überhaupt zuzulassen. Auf Grund des Preßgesetzes haben wir der Redaktion des Nürnberger Blattes folgende sachliche Berichtigung eingesandt: „Im Feuilleton des Donnerstag-Abendblattes des „F. K." vom 22. Dezember behauptet der anonyme Verfasser des Artikels „Ein geschmackvoller sogenannter Schriftsteller", daß meine Feder „Gift und Schlamm gegen unsere

beſten Schriftſteller ſpritze". Meine kritiſche Thätigkeit hat mich nie in die Lage gebracht, etwas ſo Unſauberes und Strafwürdiges zu thun; denn eine perſönliche, von der landläufigen Kritik abweichende Meinung über den Wert gewiſſer Dichter wird kein einſichtiger, gebildeter Ehrenmann mit „Gift und Schlamm" identifizieren. Hochachtungsvoll Dr. M. G. Conrad, Chefredakteur." Herrn Dr. jur. Eberhard, verantwortlicher Redakteur des „Fränk. Kurier" in Nürnberg.

Redaktion des „Fränk. Kurier" in Nürnberg. Nachdem Sie unſere ſachliche Berichtigung im Donnerstag-Abendblatt vom 29. Dezember 1887 zum Abdruck gebracht, ſehen wir uns zum regelrechten Abſchluß dieſer Angelegenheit gezwungen, den anonymen Verfaſſer des Schmähartikels im Feuilleton Ihrer Zeitung vom 22. Dezember für einen feigen Lügner und litterariſchen Ehrabſchneider zu erklären, ſo lange er nicht mit voller Nennung ſeines Namens aus unſern Schriften den Beweis für ſeine Behauptung erbringt, daß unſere Feder „die beſten deutſchen Schriftſteller mit Gift und Schlamm beſpritzte". Für die perſönlichen Beſchimpfungen und gaſſenjungenhaften Ungezogenheiten, womit der Anonymus ſein Feuilleton ſpickte, haben wir an dieſer Stelle nichts als den Ausdruck tiefſter Verachtung.

Gräfin P. in P. bei Oſtrowitt. J. G. in Iſchia. F. M. in Saalfeld. Wir müſſen bei dem ganz unglaublichen Angebot von novelliſtiſchem Material um ſo ſtrenger an unſerer wiederholt an dieſer Stelle bekannt gegebenen Regel feſthalten, daß wir unaufgefordert eingeſandten Manuſkripten gegenüber keinerlei Verantwortung übernehmen, am wenigſten die, umfangreiche und oft ſehr undeutlich geſchriebene Geſchichten von Autoren zu leſen, welche unſere Zeitſchrift und deren Bedürfniſſe gar nicht kennen und doch womöglich umgehende, ausführliche Kritik und poſtaliſche Erledigung ihrer Einſendungen beanſpruchen. Die Redaktion kann ſich unmöglich für Dinge intereſſieren, die ſie weder gewünſcht noch ſonſtwie hervorgerufen hat und lehnt wiederholt und nachdrücklichſt die zugemutete Beſchäftigung mit Manuſkripten ab, für die ſie keine andere Verwendung als den Papierkorb weiß. Wir können redaktionell nur ſolche Beziehungen pflegen, die ſich auf vorherige Anfragen gründen. Unaufgefordert eingeſandte unbrauchbare Manuſkripte werden unter keinen Umſtänden von uns zurückgeſandt. Dies nach den unaufhörlichen Beläſtigungen zur gütigen Darnachachtung.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann ſen. in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Unter der Presse befindet sich von

M. G. Conrad:

Was die Isar rauscht.

Roman.

Früher erschienen von demselben Autor:

Madame Lutetia. Neue Pariser Studien. Preis br. M. 6.—

Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten. Preis br. M. 5.—

Totentanz der Liebe. Münchener Novellen. Preis br. M. 6.—

Flammen. Für freie Geister. Preis br. M. 5.—

Die Emancipirten. Lustspiel in 4 Akten von **M. G. Conrad** und **L. Wilfried.**

☞ Durch jede Buchhandlung zu beziehen. ☜

Heinrich Nitschmann.

UNIV. OF

Wie die Franzoſen das Reich der Venus entdeckten.

Kulturhiſtoriſche Skizze von Herman Semmig.
(Leipzig)

I.

So ſagen wir, die Franzoſen nennen es mit einer ſonderbaren Prüderie, die ihrem Nationalcharakter ſo ganz zuwider läuft und die ſie ſich nicht eingeſtehen wollen, die Renaiſſance. Nun, es iſt ja wahr: die ſchönen Künſte des Altertums erwachten zu dieſer Zeit in Frankreich wieder; Baukunſt, Bildhauerei, Malerei und Dichtkunſt verjüngten ſich in dem Jungbrunnen der Antike, wenn auch die Poeſie in allerlei Illuſionen befangen blieb. Nur der Geiſt der freien Forſchung — das will man ſich noch immer verhehlen — erwachte nicht mit den Künſten. Zwar war derſelbe auch im alten Griechenland nur das Eigentum einer Minderheit geweſen und die freien Denker, die ihr Volk einer reineren höheren Erkenntnis der Gottheit und der Welt zuführen wollten, fielen ſchon damals der Prieſterherrſchaft und dem Pöbelwahn zum Opfer; ſie wurden verbannt oder zum Tode verurteilt. In Rom waren die Augurn einflußreicher als die Philoſophen und der Aberglaube des römiſchen Volkes iſt zum Sprichwort geworden. Schlimmer aber als je im Vaterlande des Anaxagoras und Sokrates wurde Philoſophie und Forſchung in Frankreich verfolgt und unterdrückt, und doch brüſtete ſich dasſelbe ſchon damals die Leuchte der Welt zu ſein, an der Spitze der Ziviliſation zu ſtehen. Es iſt ihm gelungen, die Welt zu täuſchen, wenigſtens zu blenden, und darum kann man es nicht laut genug betonen und wiederholen, daß die franzöſiſche Renaiſſance nur in dem Wiedererwecken der ſchönen Sinnlichkeit des Altertums beſtand.

Gerade im Zeitalter der Renaissance flackerten die Scheiterhaufen, auf denen die freien Denker und die Protestanten brannten, am lustigsten; nicht die antike Philosophie, sondern der wütendste katholische Fanatismus beseelte Frankreich im sechzehnten Jahrhundert und Paris wurde der Sitz der Ligue. Wohl gab es einige aufgeklärte Geister, die dem Scheiterhaufen entgingen; Rabelais und Montaigne sind zwei der hervorragendsten. Aber der erstere verhüllte die Kühnheit seiner Gedanken in allerlei Possen, wie man von Plato gesagt hat, er habe seine mit dem offiziellen Volksglauben in Widerspruch stehenden Ideen nur deshalb in die mystisch angehauchte poetische Bildersprache gekleidet, um nicht das Schicksal seines Lehrers Sokrates zu erleiden. Montaigne war auch nicht zum Märtyrer geboren, obgleich er, seinem Jahrhundert weit voraus, „den Menschen" selbst sich zum Gegenstand seines Nachdenkens genommen hatte; der Schlußsatz, zu dem er gelangte, war das skeptische „que sais-je?" So wußte er geschickt sich zwischen den streitenden Heeren der Religionskämpfe hindurchzuwinden. In einem dritten, einem Landsmann Montaignes, in dem früh gestorbenen Etienne de la Boëtie, war der republikanische Freiheitssinn des Altertums wiedererwacht; wenn indes sogar auch der Ligue das Königtum nicht unverletzlich schien, so hat doch die ganze französische Geschichte, wie sie sich seit und aus der Renaissance entwickelt hatte, in dem ungeheuerlichen Despotismus eines Ludwig XIV. gegipfelt. Die schönen Künste blühten auch unter diesem wieder, aber der freie Gedanke fand kein Asyl in Frankreich, er floh nach Holland und England. Die Philosophie des Descartes, die im ganzen Auslande begeistert aufgenommen wurde, mußte sich in Frankreich verstecken; der höfische Bischof Bossuet und andere Fanatiker, Feinde des Protestantismus, glänzten am litterarischen Himmel des „großen Königs", der selbst ein Knecht der Jesuiten war; die überzeugungstreuen Jansenisten von Port-Royal wurden bis ins Grab verfolgt; Jurieu und Bayle, die kühnen protestantischen Geister, lebten flüchtig im Ausland. Die Regierung Ludwigs XIV. hat keinen Historiker hervorgebracht; Saint-Simon erschien erst gegen das Ende, 1691, um den Richterspruch eines Tacitus, nicht als Demokrat des achtzehnten Jahrhunderts, sondern als Grandseigneur über den Hof von Versailles zu fällen. Es gab geniale Dichter, aber sie wurden von diesem Hofe entwürdigt. Freilich, Boileau hatte ja gesagt:

Un Auguste aisément peut faire des Virgiles!

Statt der Philosophie herrschte in Frankreich der katholische Fanatismus, die geistige Entwickelung verkümmerte; „un homme né chrétien et

Français se trouve contraint dans la satire; les grands sujets lui sont défendus" (Wer als Chriſt d. h. Katholik und Franzoſe geboren iſt, fühlt ſich in der Satire gebunden; die Behandlung großer Gegenſtände iſt ihm verwehrt), hatte der geiſtreiche Schriftſteller La Bruyère geſagt. Die Republik Calvins, Genf, die am ſchärfſten mit Rom und dem Mittelalter gebrochen hatte, war der radikalſte Bannerträger dieſes Bruches geblieben, vor der Hand allerdings noch unter rein konfeſſioneller Fahne; im proteſtantiſchen Holland und England entwickelte ſich dann auf dem Boden der Gewiſſensfreiheit der freie Gedanke; hier zündeten Montesquieu und Voltaire das Licht der Aufklärung an, das Frankreich erhellen ſollte, aus Genf brachte J. J. Rouſſeau dem franzöſiſchen Volke den „Geſellſchaftsvertrag". Wir wiederholen: in Frankreich ſelbſt hat ſich die Renaiſſance auf die Wiedererweckung der ſchönen Künſte beſchränkt, die nur zu oft nichts als Dienerinnen der Sinnlichkeit waren, ſo unter den Valois des ſechzehnten Jahrhunderts wie unter Ludwig XIV.; bei dieſem aber wurde der Schmetterling der Renaiſſance zur eklen Raupe, auf die ſchmachtende Liebesidylle mit Louiſe de la Vallière folgte die gemeine Buhlſchaft der Monteſpan, die ſchöne Sinnlichkeit war in gemeine Grobſinnlichkeit ausgeartet, um dann unter der Herrſchaft der Maintenon in widerlicher Prüderie und Heuchelei zu verenden.

Wenn nun auch die franzöſiſchen Staats- und Geſellſchaftsformen, wie ſie nach dem Mittelalter ſich aus der Renaiſſance herausgebildet hatten, unter den Einwirkungen der proteſtantiſchen Freiheit zuſammengeſtürzt ſind, ſo hat ſich doch jene Auffaſſung der Renaiſſance dem Charakter, den Sitten und der Litteratur der Franzoſen unauslöſchlich aufgeprägt. In der Baukunſt iſt zwar in neuerer Zeit eine Rückkehr zu dem mittelalterlichen, romaniſchen wie gotiſchen Stile vielfach eingetreten, beſonders ſeitdem vor etwa vierzig Jahren oder früher der Gründer „der wiſſenſchaftlichen Kongreſſe" Frankreichs (d. h. der Provinz), Herr de Caumont, den mächtigen Antrieb zum Studium der Archäologie gegeben hatte; der Adel im Lande reſtauriert ſeine Landſitze gern im Stile der Kreuzfahrerepoche, während die aufſtrebenden bürgerlichen Kreiſe dem modernſten engliſchen Geſchmack huldigen. In der Malerei hat die ſinnliche Glut der Renaiſſance ihren glänzendſten Vertreter nicht in Paris, ſondern in Wien gefunden: Makart war es. Zwar blühte eine Zeitlang in Frankreich die ſogenannte „Neugriechiſche Schule", deren Gründer der Bretagner Hamon war (grundlegend war ſein allerliebſtes Ma soeur n'y est pas 1853), aber ſie ging früh an manierirter Geziertheit und Genrebildnerei unter. Geht man indes ſonſt dem geiſtigen Weſen, wie

es sich bei den tonangebenden Kreisen im gesellschaftlichen Verkehr und der schönen Litteratur ausspricht, auf den Grund, so wird man immer ein Echo der Renaissance vernehmen. Dies zu schildern, ist Aufgabe der Litteraturgeschichte, die sich von der Kulturgeschichte nie trennen sollte. Es genüge hier anzudeuten, daß das Wort amour oft unverkennbar in dem antiken Sinne aufgefaßt ist, wonach es den Charakter einer dämonischen Leidenschaft trägt; wenn ein Roman „l'amour à quarante ans" betitelt ist, so ist unter dem Worte amour nur die sinnliche Glut, nicht die Sympathie der Seelen zu verstehen, und der Roman schildert nur einen Ausflug aus dem alltäglichen Geschäftsleben in das Reich der Venus. Ganz dem Gesagten gemäß setzt Gounod in seiner Oper „Faust und Margarethe" an die Stelle der Walpurgisnacht ein Bacchanal bei der Göttin der Schönheit. Unser Tannhäuser ging nun zwar auch in den Venusberg und allerdings hat im Mittelalter auch in Deutschland Venus der h. Jungfrau Maria die Herrschaft streitig zu machen gesucht. Aber etwas anderes ist es um den Kultus der antiken Schönheit in der Renaissance und den Venusdienst im Mittelalter. Tannhäuser wurde in seinem süßen Zauberbann von „christlicher Reue" gequält, die Liebe zur Venus erschien ihm „sündhaft". Diese religiösen Bedenken blieben der französischen Renaissance fern, um den Gegensatz von Christentum und Heidentum kümmerte sich diese nicht, ohne darum jenem in der offiziellen katholischen Fassung zu entsagen; in dieser Inkonsequenz liegt das charakteristische Merkmal der französischen Zivilisation, wie sie aus der Renaissance hervorging, sinnliche Glut und katholischer Fanatismus paarten sich zusammen am Hofe der Valois. Wer etwa aus dem Studium der alten klassischen Schriftsteller den Geist der freien Forschung auf das kirchliche Leben übertragen wollte, wurde verbrannt; in der antiken Welt erblickten die Franzosen bei ihrem leidenschaftlicheren Temperament nur das Reich der Venus. Wie entdeckten sie dasselbe? Dies gilt es hier zu erzählen.

* * *

An dieser Entdeckung war mittelbar der prosaisch nüchternste König von Frankreich, der ärgste Lästerer der Frauen, Ludwig XI., Schuld, und zwar durch die verkehrte Erziehung, die er seinem Sohn und Nachfolger, Karl VIII., angedeihen ließ. Man sagt, Ludwig XI. habe dessen Erziehung absichtlich verwahrlost; zuerst außer sich vor Freude, einen männlichen Nachkommen zu haben (es waren ihm vorher zwei Töchter, die starkgeistige Anna und die sanfte mißgestaltete Jeanne geboren), habe

er ſich ſeiner eigenen Miſſethaten gegen ſeinen Vater erinnert und gefürchtet, ſein Sohn könne einſt ebenſo an ihm handeln. Das arme Kind wuchs in dem finſtern Schloſſe Ambroiſe, in das Ludwig, nachdem ſeine Nachkommenſchaft geſichert war, ſeine Frau und Töchter geſperrt hatte, faſt ohne Spiele auf; Frauen waren ſeine einzige Geſellſchaft; was er von ihnen lernte, war Zärtlichkeit, Leichtgläubigkeit und raſch lodernder Enthuſiasmus, Eigenſchaften, die mehr ſchwächlich machen als ſtark. Die einzigen Männer, die dem Dauphin zuweilen in der Ferne ſeine Zukunft, als Herrſcher zeigten, waren ſein Kammerdiener, de Veſe, und Briçonnet, ein Kaufmann der Biſchof geworden war, habgierige, niedere Seelen; ſie erzählten ihm von Rom, den Cäſaren, von Karl dem Großen, den Paladinen des Mittelalters, und flößten ihm ſo, ohne es zu ahnen, die Leidenſchaft der Eroberungsſucht ein. Verhängnisvolle Leidenſchaft! Zu ſpät beſann ſich Ludwig auf ſeine Pflicht, ſeinen Sohn und Nachfolger in Sachen der Regierung zu unterrichten; die kurze Unterredung, die er am 21. September 1482 mit ihm hatte, machte den begangenen Fehler nicht wieder gut. Auch ſetzte Ludwig das meiſte Vertrauen in ſeine älteſte Tochter Anna, das geiſtige Abbild ihre Vaters. Wie dieſelbe die Politik ihres Vaters als Regentin mit energiſchem Geiſte weiterführte, das zu erzählen, gehört nicht hierher. Die letzte politiſche That der Madame la Graude, wie man Anna genannt hat, war die Vermählung ihres Bruders mit Anna, der Tochter des letzten Herzogs der Bretagne, wodurch die Einverleibung dieſes Herzogtums in den franzöſiſchen Staat angebahnt wurde; ſie zog ſich hierauf als Herzogin von Bourbon in das Privatleben zurück.

Annas Rücktritt von der Regierung bezeichnet einen der wichtigſten Wendepunkte in der Geſchichte Frankreichs, ſeiner Geſittung und Kunſt, beſonders auch in dem Hofleben und dem Verkehr der Damen an dieſem Hofe. Karl VII., der Großvater Karls VIII., hatte unmittelbar nach dem Märtyrertode der Jungfrau, durch ſeine Liebſchaften mit Agnes Sorelle u. ſ. w. ein Vorſpiel von dem gegeben, was Frankreich nun erleben ſollte; aber dieſe Liebſchaften waren nur harmloſe Schäferſpiele gegen das Treiben, das ſich nun entwickelte, und ſtatt der verſtändig beſchränkten Politik Ludwigs XI., die erſt von Heinrich IV. und Richelieu wieder aufgenommen wurde, zog jetzt die Abenteuerluſt am königlichen Hofe ein.

Die verkehrte Erziehung, die Karl dem Achten eine phantaſtiſche Richtung gegeben hatte, that jetzt ihre Wirkung; der dreizehnjährige König träumte von den Heldenthaten und Fahrten der Paladine Karls des

Großen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald: Italien, das zerrissene, bedrückte, bedrohte Italien verlangte einen Helfer, einen Retter. Schon Dante rief nach einem Fremden, um seinem Lande die Einheit zu geben; der deutsche Kaiser war sein Cäsar. Der Prophet Savonarola, Lombarde von Geburt, Florentiner durch freie Wahl, rief den Franzosen, Karl VIII., herbei. So rief Italien auch in unsern Tagen wieder Frankreich zu Hilfe, der französische Cäsar wollte ihm freilich nur die bundesstaatliche Einigung geben, es gründete sich seine Einheit selbst. Aber die partikularistischen Pestbeulen, an denen es im fünfzehnten Jahrhunderte siechte, waren damals zahlreicher, grauenhaft bis zum Ekel: überall kleine, eitle, glanzsüchtige Höfe, die ihre Unterthanen auffraßen und von ihren Hofschranzen wieder gefressen wurden; die Hofpoeten und Künstler aber besangen und verherrlichten den Glanz und Ruhm, den das erdrückte Volk seufzend bezahlte. In Neapel hatte der König Ferdinand, außer der furchtbaren Steuerlast, einen Schacher mit allem, was sich essen läßt, eingerichtet. Das Elend ward immer entsetzlicher, man erwartete etwas wie das jüngste Gericht! Zu den ungeheuern Schwierigkeiten im Innern gesellte sich die Gefahr von außen: im Westen drohte Spanien mit der Eroberung; hätte es gesiegt, so würde es die Inquisition mitgebracht und Italien in eine Wüste verwandelt haben, wie es selbst zur Wüste ward; im Osten drohte die asiatische Barbarei, die Eroberung durch die Türken. Da war denn die Eroberung durch die Franzosen doch noch vorzuziehen, ähnlich wie wir im dreißigjährigen Kriege die Schweden zu Hilfe riefen.

Ludwig XI. hatte seinem Sohne die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel vererbt, und als nun Ludwig Moro, der gern seinen Neffen Jean Galeazzo Sforza vom Herzogsstuhle zu Mailand verdrängt hätte und darum von dessen Schwiegervater, dem König von Neapel, bedroht wurde, den König von Frankreich ebenfalls zu Hilfe rief, da brach der letztre mit seinen abenteuersüchtigen Edelleuten auf und zog hinunter in das sonnige üppige Land der Schönheit.

Wohl hatte die verständige Anna ihrem Bruder abgeraten und zu ihm gesagt: „Du wirst eine lange Reue teuer bezahlen," alle bejahrten Politiker in seiner Umgebung wiesen ihn auf den Norden hin, dort gälte es Frankreich sicher zu stellen. Umsonst; selbst die junge Königin, deren stolzes Selbstgefühl (nach einigen) den Einfluß Annas auf die Regierung ihres Gemahls nicht hatte dulden wollen und daher den Rücktritt der Regentin bewirkt hatte, vermochte nichts über den Schwärmer Karl, der nicht nur die Krone von Neapel schon auf seinem Haupte fühlte, sondern

auch von der Vertreibung der Türken aus Konſtantinopel träumte und ſich zum Kaiſer des Orients, zum Wiederherſteller des chriſtlichen Königreiches Jeruſalem zu machen wähnte. Nicht aber Chriſti Grab gewann der Schwärmer, wohl aber verirrte er ſich in das Reich der Venus.

In ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
. . . . . Wie ward mir, Königin!

ruft der Schotte Mortimer, der der Puritaner dumpfe Predigtſtuben hinter ſich gelaſſen hatte, vor Maria Stuart aus. Ein gleich ſtarker, aber rein ſinnlicher Zauber umfing die Franzoſen, als ſie durch Italien hinunter nach Neapel zogen. Im Auguſt 1494 war Karl aufgebrochen, am 22. Februar 1495 war er in Neapel; kaum aber hatte er ſich hier zum König von Neapel, Kaiſer vom Orient und König von Jeruſalem krönen laſſen, als ein gewaltiger Bund ſeiner Feinde ihn zwang, alles Gewonnene wieder aufzugeben. Eiliger als der Triumphzug war der Rückzug, den er ſich durch den Sieg bei Fornoue am 6. Juli 1495 erkaufen mußte.

Wir laſſen hier alle politiſchen Händel beiſeite, erzählen auch nicht, wie Karl in Italien infolge ſeiner ritterlichen Schwärmerei für die Damen anders handelte, als an ſeiner Stelle ſein ſtaatskluger Vater gehandelt hätte; nur des frommen Patrioten Savonarola wollen wir noch mit Rührung gedenken, der ſo freudige Hoffnung auf den König von Frankreich geſetzt hatte und nun ſeinen Feinden in die Hände fiel, die ihn am 23. Mai 1498 auf dem Scheiterhaufen enden ließen. Karl that nichts für ihn, vergaß, einmal auf franzöſiſchem Boden, alles was hinter ihm lag. Brantôme erzählt: „Karl hatte nicht den Hang ſeines Vaters (nämlich die Frauen zu verläſtern); denn man ſagt von ihm, daß er in Worten der mäßigſte und anſtändigſte König geweſen ſei, den man je geſehen, und daß er niemals weder Mann noch Frau mit dem geringſten Wort von der Welt beleidigt habe. Ich überlaſſe es alſo dem Leſer zu denken, ob die ſchönen Damen unter ſeiner Regierung, die ſich beluſtigten, nicht gute Zeit hatten. Er hatte ſie auch ſehr lieb und erwies ihnen viel Artigkeiten, zuviel ſogar; denn als er von ſeinem Zuge nach Neapel ſieg- und ruhmreich zurückkehrte, verlor er ſeine Zeit mit ſolchen Artigkeiten, Liebkoſungen, Vergnügungen und Turnieren, die er ihnen zu Liebe in Lyon gab, dermaßen, daß er nicht mehr an die Seinigen gedachte, die er im Königreiche Neapel zurückgelaſſen hatte, und ſie Städte,

Schlöffer und Reich verlieren ließ, die doch feſt hielten und die Arme nach ihm ausſtreckten, um Hilfe zu erhalten. Man ſagt auch, daß dieſe zu große Genußſucht Schuld an ſeinem Tode war."

Sonderbar! Dieſer Brantôme, der doch von Grundſätzen der Moral ſoviel wie nichts weiß, ſpricht hier einmal, ohne es zu wiſſen noch zu wollen, klar und ruhig die volle Wahrheit aus: in den Armen der Sirenen vergaß König Karl ſeine Pflicht, vergaß der Schwärmer, der die Barbaren aus Europa hinauswerfen wollte, den ein ganzes Volk als Befreier begrüßt hatte, ſein ritterliches Ideal und ging im Schlamm des ſinnlichen Genuſſes unter. Wir haben zur Zeit der ritterlichen oder höfiſchen Poeſie d. h. des Minnegeſangs Rittertum und Minne in Frankreich wie in Deutſchland in gleicher Narrheit und Schwelgerei untergehen ſehen: man denke bei uns nur an den Frauendienſt Ulrichs von Lichtenſtein. Es genügt eben nicht von noch ſo ſchöner Schwärmerei beſeſſen zu ſein, es bedarf auch des Verſtandes und der Moral, um dem Leben Schönheit und Würde zu geben, um ein edles Ziel nicht nur zu erſtreben, ſondern auch zu erreichen. Das aber haben die Erzieher des franzöſiſchen Volkes, die Könige, ebenſo wenig bedacht, wie es ihre Hofpoeten bedachten, wie es die Pariſer Romanſchreiber, Dramatiker und Lebemänner bedenken; bei dieſen geht dann, nach dem derben Ausdrucke Zolas, der die Dinge ſchildert wie ſie ſind, Liebe und Leben in der „adoration du sexe" unter; die franzöſiſche Renaiſſance führt zuletzt zur Kameliendame und zur Nana.

Michelet aber, der zarte, begeiſterte, idealdurſtige Geſchichtſchreiber Frankreichs, hat dies nicht geſehen; er konnte freilich von ſich wie Fauſt ſagen: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Bruſt". Einerſeits erkannte auch er, daß Frankreich damals in Italien die Rolle eines Retters übernehmen konnte, daß die Aufgabe, die ſich der Schwärmer Karl geſtellt hatte, keinen Spott verdiente. „Ein doppelter Fanatismus, ſagt er, bedrohte Italien, der ſpaniſche und der muſelmänniſche; grauenvoll wäre ihr Einbruch in Italien geweſen, Frankreich war das Gegengewicht. Das war ſeine Rolle, ſeine Sendung. Die Miniſter Karls, die ihren Herrn als das Haupt Europas gegen die Türken darſtellten, verdienen nur darum Tadel, daß ſie der Ausdauer ermangelten." Und als nun Karl Italien wieder verläßt, ſtellt Michelet den Patrioten Savonarola als den Propheten hin, der ihm die Strafe Gottes dafür verkündet, daß er ſeiner Sendung untreu geworden ſei; Savonarola verkündet ihm, daß er in ſeiner Familie getroffen werden würde, und das traf ein: beide Söhne

Karls ſtarben im zarteſten Alter;*) er prophezeite nachher noch ſeinen nahen Tod und auch das traf ein. Und doch hat im Grunde für Michelet Karls Verrat an ſeiner politiſchen Sendung nichts zu bedeuten dem köſtlichen Gewinne gegenüber Italien entdeckt, das Kleinod der Renaiſſance gefunden zu haben.

Wir haben uns anderswo**) über den Wert dieſer franzöſiſchen Renaiſſance, über die Vergötterung der ſchönen Form ausgeſprochen, die der Reformation ganz entraten zu können meinte, aber das Urteil des Deutſchen könnte Frankreich gegenüber verdächtig erſcheinen (obgleich Michelet ſich oft in unvermeidlichem Widerſpruch mit ſich ſelbſt — denn er war eine zu ideale Natur, um die Hohlheit jener ſchönen Form nicht zu fühlen — und, wie auch ſein Freund Laurent Pichat, ſich in glücklicher Übereinſtimmung mit dem Verfaſſer dieſes befindet); ſo möge denn Michelets Anſchauung von jener Epoche hier zuſammengefaßt werden.

„Spanien mit ſeinem düſtern Genius war keineswegs der geliebte Jünger Italiens, keineswegs der Dolmetſch, der der Welt das Verſtändnis dieſes ſchönen Landes eröffnen ſollte. Frankreich dagegen, deſſen Geiſt ſich noch nicht entſchieden hatte, das noch ſchwankend und darum um ſo gelehriger war, befand ſich in der günſtigſten Stimmung und Lage, um in dies Verſtändnis eingeweiht zu werden. In ſeinem brennenden Verlangen aus dieſem Kelch zu trinken, hätte es das geſamte Italien in ſich aufnehmen wollen; es nahm das Böſe wie das Gute von ihm an. Oft ſogar zog es das Böſe vor. Gleichviel, es durchtränkte ſich durch und durch mit dem befruchtenden Geiſte Italiens, nahm ihn ganz in ſich auf, wandelte ſich um. Und doch ging es nicht in ihm auf, nicht in ihm unter. Ganz im Gegenteil, es fand ſeine eigene Originalität in dieſer Berührung; es wurde das, was es an ſich iſt, zum Heile Europas und des menſchlichen Geiſtes, ich meine: das lebendige Organ der Renaiſſance. Weder die Spanier noch die Deutſchen begriffen Italien.“

Zum Heil Europas! Das iſt ein großes Wort. Und wenn man dann ſieht, wie Frankreich im eigenen Lande die Renaiſſance aufgefaßt

---

*) Der Leſer, der etwa die reizende Stadt Tours beſuchen ſollte, verſäume nicht, das Grabdenkmal der beiden Kinder in der dortigen Kathedrale zu ſehen, es iſt ein ſchönes Zeugnis der künſtleriſchen Entwickelung Frankreichs.

**) S. Kultur- und Litteraturgeſchichte der franzöſiſchen Schweiz und Savoyens. Von Dr. Herman Semmig. Zürich. Trübſche Buchhandlung 1882.

hat, ſchüttelt man bedenklich den Kopf. Man wird über die Entſchiedenheit auffahren, mit welcher der Franzoſe den Deutſchen von damals das Verſtändnis Italiens abſpricht. Allerdings ſahen dieſelben darin nicht das, was die Franzoſen 1494 darin erblickten; die Gebildeten unter unſern Landsleuten jener Epoche ſahen in Italien nur das wiedererwachende Altertum, die antike geiſtige Welt erſchloß ſich ihnen. Und dabei wollen wir gleich betonen: der deutſche Genius hat ein tieferes innigeres Verſtändnis für die ruhige naive Schönheit des Altertums als der franzöſiſche, kein Franzoſe hätte eine Goetheſche Iphigenie dichten können; dagegen hat der franzöſiſcher Genius die geſchichtlichen Übergangsepochen, in denen eine Nationalität an ſich ſelbſt Kritik und Satire übt, beſonders die Epochen der verfeinerten, krankhaften Civiliſation ſchärfer erfaßt als der Deutſche. Ebenſo darf man ſagen, Deutſchland hat (im allgemeinen) Griechenland beſſer verſtanden und nachempfunden, Frankreich dagegen Rom; erſt in neueſter Zeit hat Deutſchland einen Mommſen, Frankreich einen Leconte de Lisle hervorgebracht. Noch aber hat kein Franzoſe Deutſchland richtig verſtanden, ſo ſympathiſch auch Einzelne wie Victor Couſin, Edgar Quinet, Jules Michelet auf das Studium unſeres Genius eingegangen ſind. Das Werk der Frau von Staël iſt das Werk einer Schweizerin; es behandelt übrigens nur das zeitgenöſſiſche Deutſchland, die Rückblicke darin genügen nicht zum vollen Verſtändnis.

Zum Heil Europas! Wir wiederholen das Wort, und laſſen nun Michelet weiterſprechen; es iſt ein eigentümlicher Kommentar, den ſeine weitere Erzählung liefert.

„Wie das Heer, ſo der König, ſinnlich, leidenſchaftlich. Schon in Lyon hatte er ſich offenbart; er amüſierte ſich hier ſo, daß man kaum glaubte, er werde noch bis über die Alpen kommen. Und als er drüben war, als der Herzog von Mailand ihm mit einem Gefolge von Damen entgegengekommen war, amüſierte er ſich abermals ſo, daß man wieder glaubte, er werde nicht weiter kommen. In Aſti konnte er auch nicht weiter, er wurde krank. Die Entdeckung Italiens hatte den Unſrigen den Kopf verdreht; ſie waren nicht ſtark genug, um dem Zauber zu widerſtehen.

Entdeckung iſt das richtige Wort. Die Gefährten Karls VIII. waren nicht weniger erſtaunt als diejenigen Chriſtophs Columbus.

Die Provençalen ausgenommen, welche Handel und Krieg oft hinübergeführt hatten, hatten ſich die Franzoſen ein ſolches Land, ein ſolches Volk gar nicht vermutet, ein Land der Schönheit, wo die Kunſt,

die zu einer ſo glücklichen Natur die Pracht von ſo viel Jahrhunderten hinzugefügt hatte, das Paradies der Erde verwirklicht zu haben ſchien. Der Gegenſatz gegen die Barbarei des Nordens war ſo ſtark, daß die Eroberer von der Neuheit der Dinge geblendet, faſt eingeſchüchtert wurden. Vor dieſen Gemälden, dieſen marmornen Kirchen, dieſen köſtlichen mit Statuen bevölkerten Weingärten, vor dieſen lebenden Statuen, dieſen ſchönen blumenbekränzten Mädchen, die mit Palmen in der Hand ihnen die Schlüſſel der Städte entgegenbrachten, blieben die Franzoſen ſtumm und beſtürzt ſtehen. Dann brach ihre Freude in lärmende Lebhaftigkeit aus.

Die Provençalen, welche die Kriegszüge nach Neapel mitgemacht hatten, waren entweder zu Meer oder auf dem Umweg der Romagna und der Abbruzzen angekommen. Kein Heer noch war, wie das Karls VIII, die via sacra, die Straße der fortſchreitenden Offenbarung hinabgezogen, die den Wandrer von Genua oder Mailand über Lucca, Florenz und Siena nach Rom führt. Die hohe erhabenene Schönheit Italiens beſteht in dieſem Crescendo von Wundern, von den Alpen bis zum Ätna.

Iſt man, nicht ohne Schauer, durch das Thor des ewigen Schnees eingetreten, ſo findet man einen erſten Ruhepunkt, voll Größe, in der anmutigen Majeſtät der lombardiſchen Ebene, dieſes glänzenden Gartenbeetes voll von Ernten, Früchten und Blumen. Dann folgt Toskana, die fein gezeichneten Hügel von Florenz flößen ein köſtliches Gefühl von Eleganz ein, das der tragiſch feierliche Anblick von Rom in heiligen Schauer umwandelt . . . Iſt das alles? Ein lieblicheres Paradies erwartet uns in Neapel, eine neue Aufregung, wo die Seele wie vor dem Gipfel der Alpen ſich wieder hoch aufrichtet vor dem rauchenden Koloſſe Siziliens.

Das Weib iſt der Inbegriff von allem, das Weib iſt die ganze Natur. Die ſchwarzen Augen Italiens, im allgemeinen mehr kräftig als ſanft, tragiſch ernſt und ohne Kindheit (ſelbſt im zarteſten Alter) übten auf die Männer des Nordens einen unbeſiegbaren Zauber aus. Dieſes erſte Zuſammenſtoßen zweier Raſſen war ein gerade ſo blinder Akt, wie die haſtige Berührung von zwei chemiſchen Elementen, die ſich unvermeidlich verbinden. Als aber der erſte leidenſchaftliche Ausbruch vorüber war, trat auch die Überlegenheit des Südens an den Tag; überall wo die Franzoſen eine Zeitlang verweilten, fielen ſie unvermeidlich unter das Joch der Italienerinnen, die aus ihnen machten, was ſie wollten. Karl VIII. erlag ihnen überall, oft aus Sinnlichkeit, oft aus Empfindſamkeit, faſt bis zum Tode . . . .

Etwas Ungeheures hat ſich jetzt vollzogen. Die Welt war umgewandelt. Wie ſo? Was haben wir denn geſehen? Eine junge Armee, ein junger König, die beide weder ſich noch ihren Feind kennen, durchziehen im Galopp Italien, halten bei der Meerenge inne, und kehren dann ebenſo ſchnell und, den Durchbruch bei Fornoue ausgenommen, ohne etwas verrichtet zu haben, wieder heim, um ihre Geſchichte den Damen zu erzählen.

Weiter nichts, allerdings. Aber das Ereignis iſt darum nicht minder gewaltig und entſcheidend. Die Entdeckung Italiens hatte auf das ſechzehnte Jahrhundert unendlich mehr Wirkung als diejenige Amerikas. Alle Nationen folgen nun Frankreich nach, ſie werden ihrerſeits in das Verſtändnis Italiens eingeweiht, ſie ſehen klar im Lichte dieſer neuen Sonne.

Aber hatte man denn nicht ſchon hundertmal die Alpen überſchritten? Ja wohl, hundertmal, tauſendmal. Aber weder die Reiſenden, noch die Kaufleute, noch die Söldnerſcharen hatten den Eindruck der Offenbarung mit heimgebracht. Diesmal war es das ganze Frankreich, ein kleines vollſtändiges Frankreich (Leute aus jeder Provinz und jedem Stande), das nach Italien verſetzt wurde, das Italien ſah, empfand und ſich durch jenen ſonderbaren Magnetismus, der niemals dem einzelnen Individuum eigen iſt, aſſimilierte.

Seltnes und ſeltſames Phänomen! Frankreich war in allem zurück (das Kriegsgerät ausgenommen); Italien dagegen befand ſich faſt ſchon wie mitten im ſechzehnten Jahrhundert. Jene Barbarei ſtößt eines Morgens in aller Unbeſonnenheit auf dieſe hohe Ziviliſation; zwei Welten, mehr noch, zwei Zeitalter, die ſo fern von einander zu liegen ſcheinen, ſtoßen zuſammen; ein Funke blitzt, und aus dieſem Funken ſteigt die Feuerſäule auf, die man Renaiſſance genannt hat . . .

Frankreich unter Karl V., genannt der Weiſe, war ſo platt in ſeiner „Weisheit“ und Proſa; Frankreich unter Ludwig XI., mit ſeiner Poſſe vom Advokaten Patelin,*) war ſo ganz und gar ſpießbürgerlich, verlachte und verachtete alle Größe; unter dem einen wie dem andern war dieſes nämliche Frankreich ſo vollkommen mittelmäßig, daß es gar nicht mehr wußte, was Mittelmäßigkeit iſt.

Es läßt ſich nicht leicht erraten, wenn dieſer Zuſtand aufgehört

*) Poſſe, worin ſich alles gegenſeitig beſtiehlt, ein wahres Handbuch der Spitzbüberei, wie der franzöſiſche Litterarhiſtoriker P. Albert ſich ausdrückt; der Anfang der franzöſiſchen Komödie.

haben würde, wäre nicht Frankreich einmal inſtinktmäßig in einem lebhaften jugendlichen Aufſchwung über die Mauer der Alpen geſprungen, hätte es ſich nicht in eine Welt der Schönheit, zum mindeſten des Lichtes geſtürzt, in welcher nichts mittelmäßig, nichts platt, nichts proſaiſch oder ſpießbürgerlich war, in welcher ſogar das Häßliche oder Ungeheuerliche zur Höhe der Kunſt erhoben ward. Frankreich fand bei dieſer Berührung etwas von ſeiner angeborenen Natur wieder, es empfing dadurch wieder die Fähigkeit zum Großen ... Von dieſem Tage an gehen zwei große elektriſche Ströme durch die Welt: Renaiſſance und Reformation. Der eine, vertreten durch Rabelais und Voltaire, durch die politiſche Revolution, entfernt ſich vom Chriſtentum; der andere, vertreten durch Luther und Calvin, durch die Puritaner und die Methodiſten, bemüht ſich, ſich demſelben wieder zu nähern.

Dies iſt das allgemeine Reſultat. Aber beachten wir auch das beſondere, das darum keine minder tiefe Bedeutſamkeit hat: Eine Nation, die das bedeutendſte Organ der Renaiſſance iſt, kennzeichnet ſich zum erſtenmal. Die Welt lernt jetzt erkennen, was Frankreich iſt, im Guten wie im Böſen. Der Franzoſe unter Karl VIII. und Ludwig XII. iſt aber der Typus für die Männerwelt (l'homme vrai) des damaligen Europas, er tritt mehr hervor, iſt beſſer gekannt als der Mann jeder andern Nation. Die Ausſchweifung der Franzoſen jener Zeit war dem ganzen ſechzehnten Jahrhundert gemeinſam, nach der langen Heuchelei und der gezwungenen Enthaltſamkeit mußte ſie ausbrechen. Sie war die ungeſtüme Jagd nach Genüſſen, eine blinde Liebeswut, die nichts achtet, die das beſchimpft, was ſie liebt und begehrt. Das Weib hat ſeine Revanche. Infolge einer natürlichen Reaction, infolge ſeiner Sanftmut und Gewandtheit bemeiſtert ſich das Weib dieſer brutalen Gewalt und regiert ſie. Dies Jahrhundert iſt das der Herrſchaft der Frauen, beſonders in Frankreich.*) Frauen wie Anna und Margaretha, Diana (de Poitiers), Katharina von Medici, Maria Stuart, bringen in dieſes Jahrhundert Aufruhr, Sittenverderbnis und Sittenverfeinerung.

Durch ſie werden nicht nur Kunſt, Litteratur, Moden und alles was Form hat, umgewandelt, Grund und Boden des Lebens ſelbſt er-

*) Warum beſonders in Frankreich? Auch in Deutſchland tritt das Weib wieder in ſeine Rechte ein, aber auf andre Weiſe: die „Revanche" iſt ſymboliſch vertreten durch die Ehe der Nonne Katharine mit dem Mönch Luther. In Frankreich ſelbſt findet Michelets Darſtellung keine Anwendung auf den Mittelſtand, das Bürgertum.

leidet eine Umwandlung . . . das Weib nimmt in diesem Moment Besitz vom Manne; das Weib scheint sein Spielzeug, seine Kriegsgefangene zu sein und wird doch sein Verhängnis."

So beurteilt Michelet diese Umwälzung. Ganz gewiß, unsre deutschen Landsknechte sahen in Italien nicht das, was die Kriegsgefährten Karls VIII. darin sahen; sie blieben zehn Jahre in Italien, ohne italienisch zu lernen, ihre Lust war die Zecherei. Noch im Kriege von 1870—71 erkannten die Franzosen an (ich habe die Erklärung gedruckt vor Augen), daß die deutschen Truppen, mit höchst seltenen Ausnahmen, sich nicht gegen das weibliche Geschlecht vergingen. Der Eindruck, den Italien und die Italienerinnen auf die Franzosen machten, entsprach dem lebhafteren Temperament dieses Volkes, das beweglichere Klima macht dasselbe reizbarer, empfindlicher für den Genuß, das Blut fließt rascher in seinen Adern. Aber Michelet begeht, wie schon angedeutet, einen Irrtum durch seine Verallgemeinerung, er schränkt zwar zuletzt die Herrschaft der Frauen „besonders" auf Frankreich ein, aber wer sind hier die Vertreterinnen der Frauenherrschaft? Königinnen und königliche Mätressen. Ich habe die Chroniken mehrerer größeren und kleineren französischen Städte durchgelesen, aber in den bürgerlichen Kreisen keine Spur von jener Berauschung der Sinne gefunden, wie Hof und Edelleute sie mit aus Italien brachten. Und von wem spricht Brantôme, wenn er die Ausschweifungen des sechzehnten Jahrhunderts erzählt? Immer ist es „une grande dame".

Die Wirkungen dieser Berührung Frankreichs mit Italien traten vorzüglich im sechzehnten Jahrhundert hervor. Die Kriege in und um Italien dauerten noch unter den drei auf Karl VIII. folgenden Regierungen fort; eine der verhängnisvollsten Folgen derselben war die Vermählung des Sohnes von Franz I. mit Katharine de Medici, der Nichte des Papstes; unheilvoller ist selten weiblicher Einfluß gewesen, als der, den diese Italienerin auf die Wohlfahrt und Sittlichkeit in Frankreich ausgeübt hat. Überhaupt muß wohl beachtet werden, daß, wenn auch die leidenschaftlichere Natur der Franzosen jener Zeit Brandstoff genug mit sich trug, der leicht Feuer fing, die italienische Zügellosigkeit doch das böseste Beispiel gab. Welch abscheulicher Lasterhaftigkeit die vornehmen Italienerinnen ergeben waren, ersieht man aus Brantôme; in solcher Schule konnte die vornehme französische Gesellschaft nichts Gutes lernen.

Dieses sechzehnte Jahrhundert mit seinen Wollüsten und blutigen Gräueln hätte doch die einseitige Begeisterung des genialen Michelet für die Renaissance einigermaßen mäßigen sollen. Er verschleiert ja keines-

wegs den leidenſchaftlichen Charakter der franzöſiſchen Invaſionsarmee und hätte daher erkennen ſollen, daß derſelbe eines Zügels bedurfte. „Kannte Savonarola, als er Karl VIII. zur Löſung des italieniſchen Problems herbeirief, kannte er dieſes noch barbariſche, aber keineswegs naive Frankreich, das hier den Richterſpruch ſprechen ſollte, aber dazu weder die Einſicht des reifen Alters noch die inſtinktmäßige Geradheit der Kindheit mitbrachte, wohl aber eine blinde Gier nach Genuß, einen mörderiſch ungeſtümen Durſt nach Luſt und Zerſtörung? Genießen oder töten, ſo war dieſes Frankreich."

Genießen oder töten, Luſtſchwelgerei oder Mord, das war im Zeitalter der Renaiſſanc am franzöſiſchen Hofe an der Tagesordnung. Und doch ſieht Michelet das Ungenügende dieſer Renaiſſance, ihr Unvermögen die wahre Geſittung zu begründen, nicht ein. Und doch begnügen ſich überhaupt die Franzoſen damit. Noch in der jüngſten Zeit hat ja der Pariſer Romanſchreiber E. Zola den „andern elektriſchen Strom", den Proteſtantismus, unter Schmähungen als ein Unglück für Frankreich verworfen;*) nun ja: auch ſein Roman *Nana*, auch die *Kameliendame* iſt eine Konſequenz der franzöſiſchen Renaiſſance; Zola iſt der Brantôme des neunzehnten Jahrhunderts, er wie A. Dumas Sohn finden ihren höchſten, künſtleriſch genannten Genuß darin, „das Leben der galanten Damen" des heutigen Paris zu beſchreiben.**) Für ſie beſteht die Kunſt in der Verherrlichung der ſchönen *Form* und der Luſtſchwelgerei, wozu ſie verlockt. In der Malerei hat, wie wir ſchon geſagt haben, dieſe Renaiſſance einen genialen Vertreter, genialer als Zola und Dumas, in Makart gefunden: eine ſinneberauſchende Farbenſchwelgerei, eine „adoration du sexe" (nach Zolas Worten) durch Pinſel und Palette, aber ohne geiſtigen Gehalt. Iſt Makart oder Brantôme der Autor der „Satirfamilie"? Übrigens konnte nur aus Wien, aus keiner andern Stadt, ein Makart hervorgehen; Wien iſt diejenige Stadt, die am innigſten in künſtleriſcher und ſozialer Beziehung mit Paris

*) Wenn Zola nur das moderne Puritanertum meint, das auch in äſthetiſcher Beziehung an geiſtiger Beſchränktheit leidet, ſo iſt ſeine Kritik nicht ungerechtfertigt; aber dieſes iſt nicht der wahre Ausdruck des Proteſtantismus; es iſt nur eine Verkümmerung desſelben, verſchuldet durch den Fanatismus des 16. Jahrhunderts; der wahre Proteſtantismus hat einen Shakeſpeare, einen Leſſing u. ſ. w. hervorgebracht.

**) Das gilt freilich nur für die erſte Hälfte von Zolas Thätigkeit; ſpäter hat er ſich auch gewiſſenhaft mit den ſozialen Problemen beſchäftigt.

ſympathiſiert, dieſe Hauptſtadt des völkerreichen Öſterreichs iſt ſtark mit heißem, üppigem Orientblute geſättigt und ſchöne Frauengeſtalten fachen dort die Glut der Verehrung für die ſchöne Form an.

(Schluß folgt.)

Neue Überſetzungs-Proben.

Von Heinrich Nitſchmann.
(Elbing)

Aus dem Engliſchen.

Heimat und Vaterland.

Von James Montgomery.

Es gibt ein Land, ein ſtolzes Land der Wonne,
Geliebt vom Himmel mehr denn alle Welt,
Wo heiterer, denn ſonſt, erſtrahlt die Sonne,
Und paradieſiſch blinkt das Nachtgezelt, —
Ein Land der Schönheit, Wahrheit, Mannheit, Tugend,
Voll weiſen Alters, liebewarmer Jugend.
Der vielgereiſte Seemann, welcher gerne
Auf holde Fluren blickte in der Ferne,
Hat nie ein Reich, ſo hehr, ſo ſchön geſeh'n
Und fühlte nie ſo reine Lüfte wehn;
Allüberall zog ein magnetiſch Regen
Erinnernd jenem Pole ihm entgegen.
Und dieſes Land, des Himmels Lieblingsflur,
Mit ſeinem Volk von edelſter Natur, —
Es birgt ein Stückchen Erde, reich an Segen,
Ein Plätzchen, wie kein andres ſüß und wert,
Wo Männer, wo Gebieter Kron' und Schwert
Und Prunk und Hochmut ſtill beiſeite legen,
Wo Bruder, Freund, Gemahl, wo Vater, Sohn
Ein Blick vereint, ein weicher Liebeston.
Hier herrſcht das Weib; und Mutter, Tochter, Frau
Beſtreun mit Blüten dir die Lebensau:
In ihres Auges klarem Himmel ruht
Dein treuer Schutzgeiſt engelrein und gut.
Des Hauſes Pflicht zu üben iſt ihr Streben,
Indes des Hauſes Freuden ſie umſchweben.

„Wo findet man das Land, das Stückchen Erde?“ —
Biſt du ein Mann, als brav und treu erkannt,
Dann wirſt du fühlen: Jenes Stückchen Erde
Iſt dein Daheim, das Land dein Vaterland!

Aus dem Holländiſchen.

Der Epheu.

Von J. Cats.

Wenn Epheu einen Baum umfängt,
Sich an die ſchlanken Äſte hängt
Und um die grüne Rinde ſchlingt,
Dann ſcheint's, daß er ihm freundlich winkt,
Dann ſcheint es, daß das Kraut ihm nickt
Und liebend nach dem Baume blickt.
Doch wiſſe, Freund, die Ranke frißt
Und bohrt am Stamm mit arger Liſt.
Und immer tiefer greift ſie ein,
Verzehrt allmählich Mark und Bein;
So wird die junge Eiche bald
Ein dürres Holz, vor Jahren alt.
Dann ſteht ſie da gleich einem Stock,
Gleich einem unbelebten Block,
Vom loſen Freunde arg betrogen,
Der ihm die Treue nur gelogen.

Ihr, die ihr dieſen großen Wald,
Das iſt, die weite Welt durchwallt,
Wißt, daß nicht jeder treu es meint,
Der äußerlich als Freund erſcheint;
Daß hinter einem milden Lachen
Oft eigennütz'ge Pläne wachen,
Daß oft ſchon hinter heiterm Spaß
Ein tiefer Haß verborgen ſaß.
Drum laßt euch nicht zu ſchnell bewegen,
Wenn man euch Liebe trägt entgegen,
Habt erſt auf alle Taſchen acht,
Bevor ihr neue Freundſchaft macht,
Denn wer den Freund wählt nach dem Schein,
Büßt leicht den Freund und alles ein.

Aus dem Slaviſchen.

Pſalm 3.

(Krakauer Pſalter 1558; Kochanowski.)

Herr, wie viele Feinde ſind
Rings um mich erſtanden,
Die ſich alle arg geſinnt
Gegen mich verbanden!
Und wie manche Stimme ſpricht
Zu der armen Seele:
Rettung iſt beim Vater nicht,
Auf ihn nimmer zähle.

Aber du erhebſt mein Haupt,
Das von Kummer ſchwere, —
Du, an den ich ſtets geglaubt,
Wachſt ob meiner Ehre:
Ja, mein banger Klageton
Wird zu dir ſich ſchwingen,
Herr, zu deinem hehren Thron
Wird mein Flehen dringen.

Süßer, ſanfter Schlummer ſchließt
Abends meine Lider,
Denn ich weiß: du wachſt und ſiehſt
Schützend auf mich nieder. —
Und ſo naht denn allerwärts,
Naht ihr wilden Scharen:
Nimmer bebt vor euch mein Herz,
Gott wird mich bewahren!

Kaſſubiſches Volkslied.

Der Schuſter.

Hab' mich als Schuſter etabliert,
Hab' hundert Stiefel blank poliert,
Sei's Herr, ſei's Diener, Arbeitsmann,
Man ſetzt umſonſt ſein Geld nicht dran.

Mein Werk iſt ſtark, ſo iſt es Pflicht,
Ich ſchone auch den Pechdraht nicht;
Und tanzteſt du die ganze Nacht,
Mein Stiefel wird nicht klein gemacht.

Die Menſchheit mehrt ſich Tag für Tag,
Das gibt mir reichlichen Ertrag.
Die Gänſe treten barfuß an,
Verſtänd'ge haben Stiefel an.

Auf aller Arbeit Segen ruht,
Wenn den Verdienſt man nicht verthut.
Ich bin aufs Alter auch bedacht,
Drum ſei dem Pfriem ein Hoch gebracht.

Serbiſches Volkslied.

Mägdlein am Quell.*)

Langſam du Quell, —
Und du, o Roſe mit verſchämten Wangen,
Blühe nicht zu ſchnell;
Will, eh' du welkſt, o Holde, dich fangen.

Bin recht in Not,
Wem wohl vor allen ſolch Geſchenk gebühret,
Mutter, ach! iſt tot,
Die Schweſter hat ein Fremder entführet.

Brüderlein ritt,
In fernem Krieg ſein gutes Schwert zu zücken,
Ach! der Freund zog mit,
Wie möchteſt den, o Röslein, du ſchmücken.

Original-Dichtung.

Prolog.

Aus H. Nitſchmanns „Hogia", altpreußiſches Epos in ſechs Geſängen. Danzig, Th. Bertling, 1885.

Ihr Bergeshöhn, ihr Thäler, Auen, Bäche,
Du Eſtenmeer, auf deſſen dunkler Fläche
Ich oft den Kahn gelenkt, vom Weſt beſchwingt,
Du ferne Salzflut, welche unermeſſen
Am Horizonte wie ein Lichtmeer blinkt, —
Euch konnt' ich nie, ach, nirgends euch vergeſſen.
Du meiner Heimat heißgeliebte Erde,
Ihr ebne Marſchen, weit, voll Üppigkeit,
Ihr Hallen, die in erſter Jünglingszeit
Ich oft durcheilt auf ungeſchultem Pferde —
So jugendfriſch wie ich — das ich bemeiſtert,
Verſchmähend Sattel, Zügel oft. Begeiſtert
Betrat ich dich, o Hochwald, dann allein,
Allein und doch im innigen Verein
Mit ihm, der ein allewig Lied geſungen,
Wie niemals es ein Sterblicher erfand:
Homer, aus andern Welten uns geſandt, —
Mit ihm auch, der von Gotteshauch durchdrungen
In hehren Oden ſich emporgeſchwungen, —

*) Eine Kompoſition dieſes Volksliedes für eine Singſtimme mit Pianoforte von Heinrich Nitſchmann (Op. 8) iſt bei Challier in Berlin erſchienen.

Mit dir dann, Frühlingsbarde, Kriegesheld. —
Ich fühlte wunderbar mein Herz geschwellt,
Das, von Natur und Kunst zugleich bezwungen,
So süß bezaubert ward zum erstenmal,
Dem Falter gleich im Maiensonnenstrahl,
Daß ich im Geist das Irdische verließ,
Nun selbst erfindend jugendliche Lieder.

Ihr Stätten wart mein Glück, mein Paradies, —
Ihr seid es noch, euch sehn die Augen wieder,
Die lange nur auf andern Fluren ruhten.
Was ich geschaut in manchem fremden Reich,
Die Thäler, Auen, Felsen, Wasserfluten —
Ich fand sie schön nur, fand ich euch sie gleich.
Nun kehrt' ich wieder, fühl' in eurer Nähe
Vom Odem alter Zeiten mich umweht;
Und was ich fühle, was ich wiedersehe,
Was mir das Herz erhebt, wie ein Gebet,
Was mir ins Ohr gerauscht die grünen Hallen, —
Soll jetzt von meiner Laute Saiten schallen.

Die jüngere Schwester.

Novelle von Rudolf Schmidt.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Johann Langfeldt.

Der menschliche Ehrgeiz steckt sich ein äußerst verschiedenes Ziel. Sehen Sie her: „Heute starb nach kurzem Krankenlager an der Lungenschwindsucht meine geliebte Tochter, die Trödlerin Fräulein Olivia Terkelsen — —" Der Ausdruck „Trödlerin" wurde in der Todesanzeige als eine angemaßte bürgerliche Ehrenerklärung benutzt; Mutter wie Tochter hatten volle vier Jahre hindurch vergeblich einen harten Kampf gekämpft, um ihre Mitmenschen zu bewegen, ihnen eine solche aus freien Stücken zu geben.

Im Adreßbuch stand das leichtfertige Ding unter dieser Bezeichnung allerdings aufgeführt; im gemeinen Leben dagegen wurde dieser Titel ihr wohl eigentlich nur von ihrem Hauswirt beigelegt, dem schlauen Patron, der von seiner Stube den doppelten Mietzins erhob, und dann von einigen Botenfrauen. Die meisten bezeichneten sie in einer Weise, die nicht ganz so bürgerlich klang.

Es war in Amtsgeschäften, daß ich die Bekanntschaft Olivias machte; und da sie und die Mutter schon lange vor Eröffnung ihres Trödelhandels dieselbe Stube bewohnten, so reicht die Bekanntschaft wohl ein Dutzend Jahre zurück.

Stellen Sie sich ein blutjunges Ding vor, mit breitem, ewig lächelndem Gesicht, braunen Ringellocken, stumpfer Nase und ein paar kaffeeschwarzen Augen, in denen Gutmütigkeit und ein oberflächlicher Sinn sich deutlich abspiegeln — und Sie haben die Olivia von damals. Ich entsinne mich unseres ersten eigentlichen Gespräches so deutlich, als wäre es gestern gewesen.

Es war an einem Tage, da ich den Steuerzettel zu präsentieren hatte. Olivia wollte gerade ausgehen. Sie trug ein neues flottes Sommerkostüm, einen ungarischen Hut und lackierte, vorn ausgeschnittene Schuhe, deren hohe Absätze einen förmlichen Schwindel in mir erregten. Olivia war stets bei Kasse. Sie zog ein elegantes Portemonnaie heraus und zahlte mir den Betrag auf den Tisch, ohne zu murren.

Sie wollte aber gern ein bischen plaudern.

„Meinen Sie nicht auch, Herr N., daß der Magistrat einem armen Mädchen wie mir das bischen Gas und Straßenpflaster gern umsonst geben könnte?" fragte sie, mit der Sprache gerade herausgehend und ohne eine Spur von Selbstironie oder Affekt.

Ich wußte natürlich ganz gut, was sie meinte, wollte sie aber am liebsten nicht verstehen.

„Jedenfalls verbrauchen Sie mehr davon als die meisten anderen Leute!" sagte ich.

Sie brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Sie meinen, ich streife viel umher! — Aber ist es bei alledem nicht spaßig, daß ich an die Stadt Abgaben zahlen muß?"

Sie berührte eine für mich äußerst peinliche Frage. Von jeher ist es mir schwer angekommen, wenn ich zu Damen mußte, deren Einkünfte nach eigener Angabe in der Steuerrolle ohne die geringste Andeutung irgend eines Erwerbszweiges verzeichnet stehen; und schon seit vielen Jahren war's meine Ansicht, daß meine hohen Vorgesetzten am besten thäten, diesen verirrten Schafen ihre kommunalen Annehmlichkeiten umsonst zukommen zu lassen. Ich hatte indes keine Lust, es Olivia zu sagen.

Zum Glück kam jetzt die Mutter dazu, ein ältliches verschrumpftes Frauenzimmer, mit welchem Olivia eine auffallende Ähnlichkeit hatte, — nur lag in den kaffeebraunen Augen der Mutter ein Ausdruck verhaltener

Bitterkeit. Bei Olivia hätte man lange darnach ſuchen können, wie ſie denn Gemütsbewegungen überhaupt nicht zu kennen ſchien; ich glaube, ſie war von dergleichen Schwächen ſo ziemlich frei, dabei aber ein herzensgutes Geſchöpf.

Die Mutter ſah nach der Uhr; — es war eine Taſchenuhr, Silber und vergoldet.

„Im Brief ſtand dreiviertel, Olivia, und nun iſt es halb," ſagte ſie in geſchäftsmäßigem Tone. „Du mußt dich beeilen!"

Sie nickte mir gemütlich zu und fegte auf ihren beängſtigenden Abſätzen die Straße hinunter. Die Mutter begleitete ſie ein Stück Weges, es war reiner Zufall: ſie ſollte die Tochter keineswegs abliefern. — Olivia war groß genug, um allein hinzufinden.

Ein paar Tage darauf begegnete ich Olivia an einer Straßenecke. Sie hatte ein halberwachſenes Mädchen bei ſich, — eine verjüngte Ausgabe ihrer eigenen Perſönlichkeit von einer geradezu unheimlichen Ähnlichkeit: dieſelbe breite Fratze mit dem ewigen Lächeln, dieſelbe Stumpfnaſe, dieſelben Augen wie Kaffeeſatz, derſelbe Glanz, aber mit einem merkwürdig nichtsſagenden Ausdruck. Ich wußte, was die Mutter geweſen, ich wußte, was Olivia war, und ein tiefes Mitgefühl erfaßte mich bei dem Gedanken an das, was dem armen Ding bevorſtand.

Olivia hat es mir wahrſcheinlich anſehen können.

Sie blieb ſtehen.

„Es iſt meine Schweſter aus Kjöge," ſagte ſie. „Sie weiß von nichts," ſetzte ſie leiſe hinzu. „Bitte, ſprechen Sie ein paar Worte mit ihr."

Olivia hat es mir jedenfalls anmerken können, wie wenig ich mich im Grunde geſchmeichelt fühlte, auf offener Straße von ihr angeredet zu werden. Sie hatte es aber offenbar nötig, in Gegenwart der Schweſter mit einem reſpektablen Menſchen auf bekanntem Fuße zu ſtehen. Der Ausdruck im Kaffeegrund ihrer Augen war ein ſo ehrlicher, die Bitte kam ſo treuherzig heraus, daß ich es nicht über mein Herz brachte, ihr dieſelbe abzuſchlagen.

„Nun, mein Kind, wie gefällt es Ihnen denn in Kopenhagen?" fragte ich.

„O, ich wäre am liebſten immer hier," verſetzte das Mädchen, „beſonders, wenn ich ſo fein wie Olivia gehen könnte."

Olivia war heute nicht ſo herausfordernd angezogen wie ſonſt; ihre Kleidung war aber immerhin flott, und die hohen Abſätze fehlten auch nicht. Wenn die jüngere Schweſter auch ſehr ordentlich gekleidet

ging, so war ihre Tracht im Verhältnis zu der Olivіens doch eine auffallend ärmliche.

„So 'was mußt du nicht sagen, Mathilde!“ bemerkte Olivia mit einem gewissen Eifer. „Kjöge ist just ein kleiner, netter Ort.“

„Du möchtest vielleicht in Kjöge sein?“ fragte die Kleine schnippisch.

„Mit mir ist es ein ganz ander Ding!“ antwortete Olivia in gemütlichem Tone. „Ich bin nun einmal an Kopenhagen gewöhnt. Aber wir dürfen uns nicht länger aufhalten, wir wollen heute noch nach der Gemälde-Ausstellung und ins altnordische Museum.“ — —

„Besten Dank auch, weil Sie mit uns sprechen wollten!“ flüsterte sie, indem sie näher an mich herantrat.

Sie streckte ihre behandschuhte Rechte aus, wurde aber ein bischen verlegen, nachdem sie es gethan hatte.

Ich drückte ihr die Hand und lüftete meine Mütze. Die Gemüsehändlerin drüben im Thorweg ärgerte sich, wie ich sehen konnte; ich that aber, als wenn ich es gar nicht bemerkte. Ohne mit den Verhältnissen bekannt zu sein, fühlte ich, daß ich das arme Ding in einem guten Bestreben unterstützt hatte.

Meine Neugier war jetzt rege geworden; ich suchte mir Kunde zu verschaffen, was leicht genug war. Aus dem Leben derartiger Geschöpfe fliegen stets größere oder kleinere Partikelchen gleich Nebelstreifen in der Luft umher. Es stellte sich in der That heraus, daß das leichtsinnige, in Unehre geborene und im Schmutze erzeugte Mädchen einen herrischen Kampf kämpfte, um die Schwester vor einem Schicksal zu bewahren, das ihr selber — und hierin lag eben der Widerspruch — keineswegs als ein unerträgliches vorkam.

Die Mutter war natürlich nie verheiratet gewesen und sank dem Laster frühzeitig in die Arme. Der Vater war ein adeliger Leutnant von der Garde. Mit einer gewissen Kunstfertigkeit hatte sie ihn an sich zu fesseln gewußt, viel länger, als es von vornherein seine Absicht gewesen war. Offenbar litt er darunter, der arme Leutnant, — er besaß aber nicht die erforderliche Energie, um sich von dem Weibsbild loszureißen.

Als sie ihm aber eines schönen Abends am Walle begegnete, mit einem anderen Frauenzimmer am Arme, und deshalb auf öffentlicher Promenade mit der vorgezogen Nebenbuhlerin ein Zungengefecht begann, da erkannte er auf der Stelle, daß jetzt die schönste Gelegenheit sei, das Weibsen loszuwerden. Ein paar Kameraden waren zugegen; zuerst brachen die Herren in ein wieherndes Gelächter aus. Dann erklärte

unſer Leutnant, daß dergleichen Auftritte „ehrenrührig“ für ihn wären und Oliviens Mutter erhielt ſofort ihren Laufpaß.

Als ſie ihn mit Briefen beſtürmte, drohte er mit der Polizei und ließ ihr monatlich eine kleine Unterſtützung auszahlen, die an demſelben Tage aufhörte, da Olivia konfirmiert wurde.

Die Mutter war keine weiße Lilie geweſen, als ſie die Bekanntſchaft des Gardeoffiziers machte. Mit ſchnellem Übergang glitt ſie in den ekelhafteſten Sumpf, den man ſich denken kann. Als Olivia zehn Jahre alt war, hatte Frau Terkelſen das Unglück, mit einer zweiten Tochter niederzukommen. Es war indes noch Glück dabei. Sie wußte nämlich einem alten, dürren Knaſt von Großhändler einzureden, daß e r der Vater von der kleinen Göre ſei, ein Manöver, das ihr einen jährlichen Tribut einbrachte, weit größer als der, welchen der Gardeoffizier ſpendete.

Ob ſie den Offizier jemals hat leiden mögen, kann ich nicht ſagen; nachdem die Geſchichte aber ein Ende gefunden, bildete ſie ſich ein, ihn aufrichtig geliebt zu haben, und, wie ſie meinte, entſchuldigte das ihre ferneren Schlechtigkeiten zur Genüge. Olivia beſaß ein paar gute Augen, und was ſie nicht ſelber ſah, das trugen ihr in ſtichelnden Bemerkungen wohlgeſinnte Weiber zu. Infolge einer ſchon früh entwickelten Kenntnis des Laſters ging ſie ganz von ſelber zu deſſen Ausübung über, ohne daß es der Mutter eingefallen wäre, ſich dieſem zu widerſetzen. Einer ausgelaſſenen Nußſchale gleich tänzelte ſie den ſchmutzigen Strom der Geſellſchafts-Kloake hinunter, kreuzfidel, ohne eine Spur von Selbſtachtung und zugleich ohne die Gabe, den Mangel derſelben als einen Stachel zu empfinden. Sie ließ ſich niemals aus ihrer guten Laune herausbringen; ſie faßte ihren Beruf auf als ein Fatum, und wie die Stoiker des Altertums ließ ſie ſich vom Fatum hinwegführen.

Mutter und Tochter betrieben ihr Geſchäft gemeinſam, wahrſcheinlich haben beide oft dieſelben Liebhaber gehabt.

Dann traf es ſich, daß beide ungefähr um dieſelbe Zeit krank wurden. Sie lagen in einem Zimmer, jeder in ſeinem Bette. Wie unſere Apotheker-Statiſtik aufweiſt, gehörte die Krankheit, an der beide darniederlagen, keineswegs zu den ungewöhnlichen, man verliert aber ungern viele Worte über dieſelbe. Rückſichtlich deſſen, was folgt, wird man aber gut thun, ihre Beſchaffenheit in mente zu haben.

Mutter und Tochter lagen alſo in ihrem Bett, ſchmauchten Zigaretten und ſtellten philoſophiſche Betrachtungen über das Leben an, ohne ſich das Geſchehene mehr zu Herzen zu nehmen denn ſo manches andere.

Die jüngere Schwester war damals sieben Jahre alt.

Eines Morgens stützte Olivia sich plötzlich auf den Ellbogen, drehte sich mit geübten Händen eine frische Zigarette aus Shag-Tabak und sagte:

„Was meinst du, wenn wir Mathilde davon abhielten?"

„Ja, ich habe selber schon daran gedacht!" antwortete die Mutter.

Man behandelte die Sache wie einen bloßen Einfall, ohne eine Spur von Gemütsbewegung. Der Entschluß wurde aber festgehalten.

Sie waren kaum auf den Beinen, als sie Mathilde zu einem Onkel nach Kjöge schickten, der von nichts wußte und es folglich wohl bleiben ließ, aus der Schule zu plaudern.

Von der Seite her stand also nichts zu befürchten. Schlimmer war's indes, wenn das Mädchen, wie es alljährlich ein paarmal geschah, nach Kopenhagen kam und ihr Quartier natürlich im Hause der Mutter aufschlug. Dann mußte, wie Olivia sich unumwunden ausdrückte, sie und die Mutter „fasten". Man besuchte Museen und Theater zweiten Ranges. Jeder Herrenbesuch wurde abgewiesen oder mit dem Mantel einer unechten Gesellschaftlichkeit zugedeckt, ein Vorgehen, in welches die Betreffenden sich allemal mit einer gewissen verlegenen Gelassenheit zu schicken wußten.

Mathilde war nicht bloß äußerlich das ausgeprägte Ebenbild der Schwester, sie besaß auch denselben schlaffen, widerstandslosen Charakter, und wiewohl Kjöge ein ruhiger Ort ist und dem Onkel so reichliche Monatsgelder zuflossen, daß er das Mädchen in eine anständige Bürgerschule schicken konnte, so war sie, wie Olivia sich ausdrückte, doch „in keiner Weise zurück" — das lag so im Blute! Wenn Mathilde das Konfirmationsalter erreichte, ohne etwas zu ahnen, so hatte das in Oliviens ungenierter Offenheit seinen Grund.

Individuen wie Olivia und deren Mutter kommen außerhalb ihres Erwerbszweiges natürlich nur mit Menschen in Berührung, die der niedrigsten Volksklasse angehören und leben folglich in einer Atmosphäre, die aus einem Gemisch von boshaften Klatschereien und gemeiner Unterthänigkeit besteht. Die Botenfrau, die für fünfundzwanzig Öre ein in entsetzlicher Schrift abgefaßtes Billet dem einen oder anderen ältlichen Herrn übermittelte, der seinerseits fünfzig gab, titulierte Mutter und Tochter schlankweg Frau und Fräulein; wer keinen Profit aus ihnen zog, belegte beide mit einem ganz anderen Namen und knauserte nicht mit demselben. Und da sich in den anstoßenden Häusern eine geradezu erschreckliche Anzahl von solchen Weibern fand, so waren die nicht benutzten Botenfrauen natürlich in der überwiegenden Mehrheit. Über all diese widerhaarigen

Gemüter trug Olivia, dank ihrer gutmütigen Offenherzigkeit, den Sieg davon.

Nicht nur die „Freunde" des Hauses wußten um das Bestreben der Mutter und Tochter, das heranwachsende Mädchen von dem Sumpfe fernzuhalten, in welchem sie sich augenscheinlich so wohl befanden, auch der Nachbarschaft war dasselbe bekannt. Gerade dies allgemeine Eingeweihtsein bewirkte ein vollständiges Gelingen. Sobald Mathilde zum Besuch herübergekommen war, ließ man die Waffen ruhen, und gerade die schärfsten und giftigsten Zungen des Hinterhauses trugen am eifrigsten Sorge, daß jeder seine Weisheit für sich behielt und nichts verlauten ließ, was Mutter oder Schwester in ein verdächtiges Licht hätte stellen können. So sind die Menschen!

Unter gewöhnlichen Verhältnissen konnten weder Olivia noch die Mutter sich vor der Thür sehen lassen, ohne daß eine oder mehrere der für den Botendienst nicht benutzten Matronen, wie es sich gerade traf, aus dem Hinterhalt hervorschossen und ihrem Übermaß an Galle in einem Schwalle von gegenseitigen Fragen und Bemerkungen Luft machten. Die Mutter hörte sie in der Regel mit verbissenem Grimme an, was die Sache nur verschlimmerte, während Olivia mit einem breiten Grinsen zustimmte. „Ganz recht, Frau A., ganz recht!" Es war just, wie wenn die Angelegenheit irgend eine Person auf dem Monde anginge.

Und ich glaube wirklich, daß sie nichts Besonderes dabei fühlte; — das Mädchen war in unbegreiflicher Weise organisiert.

Sie harrte aber tapfer und ehrlich auf ihrem Posten aus und bewog die Mutter, dasselbe zu thun, — ständig ohne irgendwelche Spur von Affekt und mit jenem unfaßlichen Gleichmut, der nun einmal ein besonderes Merkmal ihrer Persönlichkeit bildete.

Olivia entfaltete sich mit den Jahren zu einer blühenden Stockrose der vulgärsten Sorte, die Mutter wurde alt und welk, bis sie schließlich, wenn ich so sagen darf, à la suite gesetzt und zu einer Art Duenna wurde. Doch hatte sie keineswegs über die Tochter zu wachen, im Gegenteil, in der Regel war sie es, welche die Besucher hereinließ und durch welche die Hotelknechte, die sich in Oliviens Abwesenheit einfanden, den nötigen Bescheid erhielten. — Das Mädel stand nämlich mit den Portiers und Kellnern der meisten größeren Gasthöfe in steter und lebhafter Verbindung und wurde viel begehrt.

Endlich war die Zeit gekommen, da Mathilde konfirmiert werden sollte.

Daß man die Feier nicht zu Hause begehen konnte, darüber waren

Mutter und Tochter vollkommen einig In schwarzseidenem Kleide mit dazu passendem Hut und Mantel, ein kostbares Gesangbuch in Händen haltend, reisten beide am Morgen des hohen Festtages nach Kjöge. Wie Olivia sich in ihrer barocken Redeweise auszudrücken liebte, hatte sie in der Regel „zum Wasser ziemlich weit", trotzdem überkam sie in der Kirche eine ungewohnte Rührung, und sie vergoß etliche wirkliche, unverfälschte Thränen. Der Pastor sah anerkennend und ermunternd nach ihr hin und sagte bei der Handauflegung einige rührende Worte über die Liebe und Fürsorge, mit welcher Mutter und Schwester jeden ihrer Schritte überwacht hätten. Wie viel Wahres darin lag, das ahnte er wohl nicht, der gute Mann, wenn er es aber gewußt hätte, so würde er die Worte sicherlich vermieden haben!

Die Beredsamkeit des Pfarrers gab Olivia neuen Anlaß, das Schnupftuch hervorzuziehen, und die Mutter folgte ihrem Beispiel. Beim Fortgehen aber warf sie einem betreßten Bevollmächtigten an der Hardesvogtei in der Kirchenthür ein paar Blicke zu, die den armen Menschen fieberartig erregten und ihn nötigten, zur Beruhigung einen längeren Spaziergang am Strande zu unternehmen.

Mathilde sollte als Kammerjungfer zu einer alten verwitweten Baronin, die in der Nähe von Kjöge wohnte. Bevor sie aber ihren Dienst antrat, wollte sie durchaus auf ein paar Tage nach Kopenhagen, um ins Theater zu gehen und sich zu kurzweilen. Mutter und Schwester gewährten ihr den Wunsch.

Dieser Besuch sollte den Anlaß dazu liefern, daß Olivia Trödlerin wurde.

Olivia empfing ein- oder zweimal wöchentlich einen alten Etatsrat mit weißer Halsbinde und weißem, ehrwürdigem Haar. Er hätte mit Bequemlichkeit ihr Großvater sein können. Am gewohnten Vormittag stellte er sich auch diesmal ein. Solchen alten, ehrwürdigen Kunden, der mit Geschenken und kleinen Aufmerksamkeiten nicht kargte, konnte man unmöglich von der Thür weisen, wie viele kürzlich konfirmierte Schwestern denn auch im Hause sein mochten. Man hatte ihn in seinem gewohnten mit Samt überzogenen Lehnstuhl zum Sitzen gebracht; derselbe war ebenfalls eine „kleine Aufmerksamkeit" seinerseits. Als Olivia sich weigerte, auf seinem Schoße Platz zu nehmen, wie sie's sonst that, wunderte er sich. Da ging die Thür auf und die Konfirmandin trat ein.

Eine Vorstellung wäre überflüssig gewesen; ein einziger Blick auf das runde, breitwangige Gesicht gab dem Etatsrat hinlängliche Aufklärung. Der ehrwürdige alte Mann fühlte sich beim Anblick dieses blut-

jungen Stückes Menschenkind wunderbar belebt, und seine glanzlosen Augen fingen an, unter den Brillengläsern förmlich zu funkeln.

„Ei, ei, wen haben wir denn da? Eine jüngere Schwester?“ und er streckte dem Mädchen väterlich die Rechte entgegen, — sie zitterte. „Konfirmand? Jaso! Weiß von nichts? Hi, hi! Komm einmal her zu mir, mein Püppchen, und laß uns ein bischen plaudern!“

Weshalb hätte Mathilde zu dem freundlichen, alten Herrn nicht hingehen sollen? — Sie ging.

Der freundliche Greis zog aus seiner Börse ein Zehnkronenstück hervor und ließ die blanke Goldmünze vor den Augen des Mädchens funkeln.

„Nimm das als Konfirmationsgeschenk, mein Mäuschen! Dann gibst du mir aber auch einen Kuß?“

Weshalb hätte Mathilde solchen lieben alten Etatsrat nicht küssen sollen? — Sie küßte ihn.

Die welken Lippen des Etatsrates bebten, und dem eingesunkenen Brustkasten entfuhr ein Seufzer, der deutlich verriet, daß ihm nach weiterem verlange. — —

Olivia setzte aber eine so seltsame Miene auf. Von einer Fortsetzung konnte keine Rede sein. Es trat eine Pause ein, die nahezu unbehaglich wurde.

Die einzige, welche die kleine Episode nicht zu kümmern schien, war Mathilde; sie stand am Tische und hatte sich im Anblick der Goldmünze verloren.

— „Mathilde, Mutter ruft dich; mach schnell!“ sagte Olivia mit einemmale.

Mathilde hatte zwar nichts gehört; sie ging aber. Und die Mutter wußte sie festzuhalten; sie glaubte, Olivia habe ihre ganz besonderen Gründe, um ein Alleinsein mit dem Etatsrat zu wünschen.

So war es auch; nur waren die Gründe anderer Art, als die Mutter wähnte.

„Sie haben wohl ein Gusto nach frischem Lammfleisch?“ sagte sie gerade heraus, ohne eine Spur von Erregtheit. „Aber mit Mathilde ist es nichts!“

„Mein Täubchen ist eifersüchtig?“ meinte er etwas verlegen. — Er merkte, daß er sich auf ein gefährliches Gebiet hinausgewagt und wollte das Ganze in Scherz verkehren.

„Ach wo!“ sagte Olivia in demselben Tone wie vorhin. „Aber Mathilde soll davon bleiben, so haben wir's bestimmt!“

Olivia trug nicht den geringsten sittlichen Ernst zur Schau, und doch merkte der Etatsrat, daß das Ganze Ernst sei. In demselben Augenblick dämmerte ihm eine dunkle Ahnung auf, daß er es hier mit einem Vorsatz zu thun habe, den er, in seiner Eigenschaft als hochachtbarer Jubelgreis mit einer Unzahl von Ehrenbezeugungen für geübte Bürgertugenden, offiziell nur billigen könnte.

„Aber, Herzchen — wer denkt denn daran! Ich begreife in der That — — es ist wirklich außerordentlich hübsch — — ein Vorsatz, den jeder rechtlich denkende Mensch nur — — hm! — Ich wollte ja auch nur ein wenig plaudern, mein Herz!"

„Ja, ja, das kennen wir!" antwortete Olivia mit derselben Unumwundenheit. „Hier im Hause bleibt's aber bei dem alten Braten, oder die Geschichte ist alle!"

Der Etatsrat war anderthalb Jahre hindurch in dem Hause ein- und ausgegangen und hatte durchaus nicht den Wunsch, die Bekanntschaft aufzugeben. Dieser niederschmetternden Offenherzigkeit gegenüber fühlte er sich seltsam verlegen. Er verzweifelte daran, das rechte Tempo zu finden. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er ja zu einer Versammlung müsse; — daheim, im Wohnzimmer bei seiner Frau Gemahlin, war dies seine gewöhnliche Ausrede, heute bediente er sich derselben zur Abwechselung Olivia gegenüber.

Mit gewohnter Bereitwilligkeit half ihm Olivia die Gummi-Galoschen an. Dann hielt sie ihm den Pelzrock hin, steckte zuerst den einen dünnen Arm ins Ärmelloch, darauf den anderen und zog ihm schließlich, während der Etatsrat mit seinen welken, knöchernen Fingern vorne selber zuknöpfte, den schwellenden braunen Kragen hoch in den Nacken herauf. Endlich stülpte sie ihm die schwarzen, mit Lammwolle gefütterten Handschuhe über die Hände und sorgte dafür, daß ein Finger nach dem anderen gehörig niedergedrückt ward.

Der Etatsrat setzte den Hut auf und klopfte Olivia mit seinen schwarzen, glänzenden behandschuhten Händen die fleischigen Wangen.

„Nicht böse, Kind, nicht böse!" sagte er zärtlich. — „Wo war's noch eben, daß mein Schätzchen das Armband mit der großen Perle gesehen hatte? In der Wendenstraße? — Wollen sehen, wollen sehen! — Olivchen ist ja selbst eine Perle, hi, hi! — Krieg' ich einen Kuß zum Abschied? — Danke, mein Herzchen, danke! — Und nicht wahr, nun ist mein Püppchen nicht mehr böse, ich wollte ja auch nur ein bischen plau—"

Es fiel ihm plötzlich ein, daß Olivia ja wisse, was er unter Plau-

dern verstehe; er ließ den Satz unvollendet. Wie er aus der Pforte heraustrat, trug er eine Würde und einen Anstand zu Schau, der vielleicht dadurch verstärkt wurde, daß Olivia, infolge eines mit der Muttermilch eingesogenen Grundsatzes, keine Gegenwohner hatte, der aber in jedem Falle vornehmer und vertrauenerweckender Natur war.

In der Küche fragte Mathilde die Mutter:

„Was macht er eigentlich hier, der alte Etatsrat?"

„Er kommt in Geschäften, mein Kind!" antwortete die Mutter.

„Läßt der Etatsrat denn Kinderzeug nähen?" fragte Mathilde weiter.

Um den Schein zu wahren, hatte Olivia in der Stube eine Nähmaschine stehen, auf welcher sie in jedem zweiten Jahre einen Kinderanzug fertigte. Sie kam in demselben Augenblick mit den Tassen heraus, aus welchen der Etatsrat Salep getrunken hatte.

„Nun freilich!" sagte sie. „Er nimmt sich armer Kinder an."

„Ein netter alter Herr, dieser Etatsrat!" meinte Mathilde. — „Darf ich mir für die eine Krone Schokolade kaufen?"

— Als Olivia und die Mutter allein waren, sagte erstere:

„Wir werden schon einen Handel anfangen müssen, wenn Mathilde nichts merken soll."

Das Ergebnis ihrer Beratung war ein Trödelgeschäft. Die Lage war allerdings keine günstige, aber die Wohnung zu wechseln, kam ihnen keinen Augenblick in den Sinn. Dagegen schafften sie sich eine Menge von Trödelgegenständen an und holten beim Magistrat die Erlaubnis ein, das Geschäft betreiben zu dürfen. Den Etatsrat hatte der Plan lebhaft interessiert und er hat sicherlich brav blechen müssen, um ihn ins Werk zu setzen. Am Tage der Eröffnung hielt er eine kurze Ansprache, in welcher er Olivia „sein liebes Kind" nannte und ein paar ernste Worte über den Schein und die Welt sagte.

Soweit die letztere von den biederen Damen des Hinterhauses repräsentiert ward, trug das Trödelgeschäft entschieden nicht dazu bei, sie versöhnlich zu stimmen. Im Gegenteil, die eigentliche Hetzjagd nahm jetzt erst ihren Anfang, gerade, als ob Olivias wirklicher Beruf von neuem entdeckt worden wäre und ein durchaus neugeborenes sittliches Ärgernis gegeben hätte. Daß die paar Bilder und Leuchter, welche man in die Fenster gestellt hatte, eine derartige Wirkung auf die Nerven ausgeübt haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen. Dagegen ist es nicht unmöglich, daß die Art und Weise, wie die Mutter bei jeder Gelegenheit mit dem Wort „Trödler-in" um sich warf — mit einem wohlgefälligen

Verweilen bei den letzten Silben — etwas Aufreizendes an ſich hatte. Es war ihr ein wahres Labſal, das Wort in den Mund zu nehmen. Sie ſchien in dem Wahne zu ſtehen, als ob dasſelbe in geheimnisvoller Weiſe eine Art ſozialer Wiedergeburt in ſich ſchließe, und das hatten unſere wackeren Damen im Hinterhauſe bald weg.

Eins wurde aber inne gehalten: allemal, wenn die Schweſter nach der Haudtſtadt kam, hielt man reinen Mund; Mathilde merkte nie etwas: der „Handel" erfüllte ſeine Beſtimmung.

Im übrigen iſt über die Art und Weiſe, wie Olivia ihren Handel betrieb, nicht viel zu ſagen. Es geſchah ſelten, daß ein unerfahrener Käufer den Weg zu ihr fand, und fand er ihn, ſo hat er in den meiſten Fällen ſicherlich nicht gefunden, was er ſuchte; dagegen dürfte der eine und der andere etwas gefunden haben, was er nicht ſuchte. Eines Tages kam ein blutjunger Student herein, um einen Schaukelſtuhl zu beſichtigen. Nachdem Olivia ſich davon überzeugt hatte, daß er wirklich des Stuhles wegen gekommen, überließ ſie ihm denſelben vor lauter Rührung ſechs Kronen unter dem Einkaufspreis. Hocherfreut gelobte der junge Menſch beim Fortgehen, das Geſchäft unter ſeinen Bekannten aufs beſte zu empfehlen und wunderte ſich nicht wenig, als ihn Olivia mit einem breiten Grinſen erſuchte, um des Himmels willen das zu unterlaſſen.

So vergingen vier Jahre. Unter anderen „Freunden" hatte Olivia ebenfalls die Bekanntſchaft eines Kapitäns zur See gemacht, mit welchem ſie getroffener Verabredung gemäß zur Kaſino-Maskerade ſollte, und zwar in einem Phantaſie-Koſtüm, das ſich der Kapitän ſelber ausgedacht hatte. In dieſer Tracht wollte er ſie dann ein paar maritimen Freunden vorſtellen. Dann kam ein Brief aus Kjöge, welcher die Mitteilung enthielt, daß Mathilde ſich verlobt habe und in den nächſten Tagen mit ihrem Verlobten nach der Stadt kommen werde.

Der Bräutigam war ein Kiek-in-die-Welt mit einem hellen Milchſuppen-Geſicht, das von etlichen ſpärlichen Flaumhaaren eingerahmt wurde, die einen Backenbart vorſtellen ſollten. Er war der Sohn ſeines Vaters und ſeines Gewerbes Kunſtdrechsler. Der Vater hatte ein dreiſtöckiges Haus am Marktplatze ſtehen und betrieb ein ziemlich bedeutendes Kunſtdrechsler-Geſchäft, das der Sohn nach ihm übernehmen ſollte. So war es bereits ſeit vielen Jahren beſtimmt geweſen.

Es war eine ausgezeichnete Partie, und dann ſetzte es dem ganzen Werke die Krone auf.

Die Anſtrengungen der beiden Frauenzimmer, während des Beſuches ein ehrbares Äußere zu wahren, waren unglaubliche. Wie ge-

wöhnlich hielten die ehrenwerten Matronen des Hinterhauſes reinen Mund. Trotzdem hätte unſer junger Kunſtdrechsler notwendig etwas merken müſſen, wenn er in derartigen Dingen nicht allzu grün geweſen wäre. Mutter und Tochter trugen nämlich beide jenes eigentümliche Gepräge, das ein einigermaßen geübtes Auge auf den erſten Blick zu deuten vermag. So ging alles aber gut bis auf den vorletzten Tag.

An dem Tage ſollte die Maskerade ſtattfinden. Vergebens hatte Olivia ihren Marine-Kapitän um Aufſchub gebeten, ſie erhielt den kurzen und dürren Beſcheid, daß es bei der Verabredung bleibe. Dagegen würde es ſich wohl einrichten laſſen, daß ſie das Koſtüm bei der Schneiderin anlege und „zivil“ nach Hauſe zurückkehre. — Einem derartigen „Freunde“ etwas abzuſchlagen, wäre Thorheit geweſen, und zudem ging Olivia für ihr Leben gern auf eine Kaſino-Maskerade.

Dann fügt es der Zufall, daß die Droſchke auf dem Königsneumarkt anhalten muß und Olivia ihre unmaskierte, ewig grinſende Fratze zum Fenſter herausſteckt, um zu ſehen, was es gibt. Drüben auf den Laufſteinen beim Denkmal geht unſer Kunſtdrechsler. Er erkennt ſie, und das Phantaſie-Koſtüm macht einen ſeltſamen, unerklärlichen Eindruck. Dann hört er hinter ſich eine höhniſche Bemerkung. Es iſt eine der ehrenwerten Damen des Hinterhauſes, die giftigſte Zunge von allen. Das Unglück will, daß ſie den jungen Menſchen früher nicht geſehen hat und folglich nicht weiß, wer er iſt. Als ſie bemerkt, daß der feine junge Herr ihren Worten Gehör ſchenkt, kramt ſie ihren ganzen Vorrat an Geſchichten und Zuſätzen aus, obſchon die bloße Wahrheit vollauf genügt hätte.

Wahrſcheinlich würde ſie noch eine gute Weile im Text fortgefahren ſein, wenn nicht der Burſche plötzlich in die Worte ausgebrochen wäre: „Gott, wie unglücklich Sie mich machen, Madame!“ und ſie, ſprachlos vor Erſtaunen, ſtehen gelaſſen hätte.

Am ſelben Abend war er zum Thee eingeladen. Um die Abweſenheit der älteren Tochter zu erklären, hatte man einen paſſenden Vorwand ausgeheckt. Er kam aber nicht, und erſt am folgenden Tage um halb zwölf Uhr langte mit der Poſt ein Schreiben an, ſo groß und dick, daß der Mutter ganz ängſtlich zu Mute ward. Und ſtatt es Mathilden zu übergeben, kam ſie zu Olivia herein, die noch im Bette lag. Sie hatte den ganzen Vormittag gehuſtet und ſich unwohl gefühlt; das Phantaſie-Koſtüm hatte bei den Freunden ihres Kapitäns allerdings Glück gemacht, aber luſtig war es geweſen: Olivia hatte ſich eine gehörige Erkältung auf den Hals geladen!

Ohne die geringste Achtung vor dem Briefgeheimnis riß Olivia den Brief hastig auf. Er war in „Drei Hirsche“ geschrieben und füllte einen ganzen Foliobogen. Der verliebte Kunstdrechsler sprach zuerst ein Langes und Breites über „den schönsten Traum seines Lebens“, dann ging er dazu über, ein ebenso Langes und Breites von „seinen alten Eltern“ zu erzählen und daß er's nicht übers Herz brächte, sie „zu betrüben“. Dann folgte die Bemerkung, daß es ihm geradezu unmöglich sei, „an die schreckliche Botschaft zu glauben, die er vernommen habe“, daß er ihr aber doch wohl Glauben schenken müsse! Dann sprach er noch einmal von der Rücksichtnahme, die er seinen „alten Eltern“ schulde und meinte, daß es ihr Tod sein würde; anstatt sie aber in die „Gruft zu betten“, ziehe er es vor, sein Lebenlang unglücklich zu werden, es wäre nun einmal „der schönste Traum und die schönste Hoffnung seines Lebens gewesen, die in so schmerzlicher Weise“ u. s. w. u. s. w. — Auf allen vier Folioseiten wurde das Thema variiert, und dann hatte er noch die Ränder der beiden letzten mit einer langen Nachschrift bekritzelt.

Kaltblütig zündete Olivia das Licht an, das sie stets auf ihrem Nachttische stehen hatte, um sich, während sie im Bette lag, mit Bequemlichkeit eine Zigarrette anstecken zu können. Mit der gleichen Kaltblütigkeit faltete sie das Schreiben zu einem wahren Ungeheuer von Fidibus zusammen, den sie so lange in die Flamme hineinhielt, bis er bis auf den letzten Rest verkohlt war.

„So, und nun besorge mir 'ne Droschke!“ sagte sie und war mit einem Sprunge aus dem Bette.

„Aber, Olivia, du bist ja —“ wandte die Mutter ein.

„Schnickschnack!“ versetzte Olivia.

Unter den gewohnten Verhältnissen dauerte es eine geraume Weile, bevor Olivia in die Kleider kam; als die Droschke unten hielt, war sie indes vollständig fertig. Zu allem Glück war Mathilde ausgegangen und konnte also keine Fragen stellen.

„Nach den ‚Drei Hirschen‘!“ rief Olivia dem Kutscher zu.

Sie traf unsern jungen Kunstdrechsler mit roten, verweinten Augen auf seinem Zimmer an. Er schwamm in Thränen. Als er Olivia gewahrte, schrak er zusammen.

„Man nicht ängstlich!“ sagte sie. „Ich werde Sie nicht auffressen. Was man Ihnen von mir und Mutter erzählt hat, ist richtig; Mathilde steht aber außenvor und hat keine blasse Ahnung von allem. Es kommt also nur auf Sie an und sie kriegt nix zu wissen.“

Der Kunstdrechsler atmete tief auf. Er hatte sich in die jüngere

Schweſter unheilbar verliebt, und ſelbſt die tief geſunkene Ausgabe der breiten, runden Züge und kaffeebraunen Augen, die er vor ſich ſah, war nicht im ſtande, die Liebe aus ſeinem Herzen zu verdrängen.

Er brummte etwas in den Bart von ſeinen alten Eltern — eine Wiederholung deſſen, was im Briefe geſtanden hatte.

„Wenn Sie man ſelber reinen Mund halten, ſo brauchen Ihre Eltern keine Silbe zu erfahren," antwortete Olivia. „Mutter und ich werden Kjöge mit unſerm Beſuch verſchonen, und Mathilde kann in ihrer Stellung bleiben, bis die Hochzeit ſein ſoll. — Wir werden uns auch von der Hochzeit fern halten."

„Sie ſind der edelſte Menſch unter der Sonne!" rief der Kunſtdrechsler begeiſtert aus.

„Nu, mit dem Edelſein iſt's nicht weit her!" verſetzte Olivia. „Aber Mathilde ſteht außenvor, und das iſt die Hauptſache."

Ein entſetzlicher Huſten befiel ſie.

„Ich muß nach Haus und zu Bett!" ſagte ſie. „Alſo heute Abend, und reinen Mund gehalten!"

Die Droſchke brachte Olivia ſchnell nach Hauſe. Sie war aber kaum in die Wohnſtube getreten, als ein Fieberfroſt ſie ſchüttelte. Nachdem ſie ſich ins Bett gelegt, überfiel ſie ein neuer Huſten, der ſie zu erſticken drohte.

Man ſchickte nach dem Arzte, er erklärte die Krankheit für eine heftige Lungen-Entzündung und verhehlte nicht, daß ihr Zuſtand ein bedenklicher ſei.

Spät am Nachmittag kam ich in Amtsgeſchäften. Olivia war jahrelang ihr eigener Kaſſenmeiſter geweſen. Dazu kam noch, daß die Mutter in der letzten Zeit angefangen hatte, Ratafia zu trinken, nur das Geld für den Krämer ging durch ihre Hände.

„Laſſe Herrn N. 'reinkommen!" hörte ich drinnen Olivia ſagen.

Man ließ mich hinein. Sie ſaß aufrecht im Bette, in weißer Nachtjacke, den Kopf in die Hand geſtützt. Auf jeder Wange glühte ein roter Fleck. Ihre weißen, durchſichtigen Finger ſammelten den kleinen Betrag aus der Börſe zuſammen. Sie war aus Perlmutter und eleganter, als die alte geweſen.

„Ich glaube kaum, daß ich das Pflaſter nach dem noch öfters treten werde," ſagte ſie und auf ihrem Geſicht zeigte ſich das gewohnte unverzagte Grinſen.

Obgleich der Tod ihr ſeinen Stempel aufgedrückt hatte, waren Humor und Verwegenheit dieſelben geblieben.

„Was meinen Sie, Herr N., ſollte es wohl einen Gott geben?“ ſetzte ſie hinzu.

„Das iſt eine Glaubensſache!“ verſetzte ich.

„Wir wollen aber 'mal annehmen, daß es einen gibt,“ fuhr ſie in dem alten gemütlichen Tone fort. „Nicht wahr, dann muß er auch am beſten wiſſen, wie es uns Menſchen hier auf Erden beſtimmt worden iſt, und dann kann er unmöglich ſtrenge ſein — was meinen Sie?“

„Wollen Sie nicht lieber einen Paſtor fragen, Fräulein Terkelſen?“ fragte ich.

„Damit er mir die Hölle recht heiß mache? — Na, ich danke! — Fräulein, ſagen Sie? 'n nettes Fräulein! Aber Mathilde weiß von nichts was ab! Und heute Nachmittag kam von ſeinem Alten ein Brief, daß er ebenſo gut gleich Hochzeit machen könnte. Das iſt man gut, beſonders, wenn ich abmarſchieren ſollte. Denn, im Vertrauen geſagt, im Grunde iſt das Ding nicht viel beſſer als ich. Aber wir haben ſie doch davor bewahrt. Ob er das nicht aufgeſchrieben haben ſollte, der da oben?“

Ich erwiderte nichts.

Meine Verlegenheit ſchien Olivia in die beſte Stimmung zu verſetzen.

„Wie's ſcheint, krieg' ich die Sachen eher klein als Sie!“ meinte ſie munter. — „Sie müſſen entſchuldigen, daß ich Sie damals auf der Straße anhielt. — Wollen Sie mir wohl Ihre Hand zum Abſchied geben?“

Ich war auf's tiefſte erſchüttert, ſie war heiter und wohlgemut — bis an ihr Ende verharrte ſie in der Form, in welche das Leben ſie nun einmal gegoſſen hatte.

In der vordern Stube ſtand der junge Kunſtdrechsler neben Mathilde.

„Sie iſt der edelſte Menſch unter der Sonne!“ ſagte er und drückte mir die Hand, unbekümmert darum, daß wir uns zum erſtenmal ſahen.

„Ob das nicht ein bischen übertrieben iſt?“ meinte Mathilde. — Sie faßte die Sache mit Ruhe auf.

„Nein, Herzchen, das iſt es nicht! Nun verſtehſt Du mich nicht,

aber warte nur, bis Du vor Gott und Menschen meine kleine Frau geworden bist, dann wirst Du mir schon recht geben."

— Am folgenden Morgen starb Olivia. Wie Sie aus der Todesanzeige ersehen, nannte die Mutter sie „Fräulein" und „Trödlerin" Zum erstenmal erregte die Bezeichnung keinen Widerspruch; selbst die gehässigsten Zungen des Hinterhauses eiferten um die Wette, die Verstorbene Trödlerin zu nennen.

Nachmittags begegnete ich dem Kunstdrechsler; er kam mit einem wahren Ungeheuer von Kranz angeschleppt, der mindestens seine zwanzig Kronen gekostet hatte. Da er seiner Braut gegenüber durchaus reinen Mund halten mußte, so drängte es ihn, sein Herz mir gegenüber zu erleichtern, ich kam ja so gelegen. Zuerst lieferte er einen ausführlichen Bericht über die Begegnung auf dem Königs-Neumarkt, dann sprach er von Olivias Besuch in den „Drei Hirschen" und mit dem Drange eines wenig entwickelten Menschen, sich beständig derselben Wendung zu bedienen, schloß er, indem er mir krampfhaft die Hand drückte, mit den Worten:

„Sie war der edelste Mensch unter der Sonne!"

Mathilde mochte recht haben: vielleicht war's ein bischen übertrieben. Und doch steckte in diesem sonderbaren Mädchen verschiedentliches. Mir war sie ein Rätsel; aber wie ich sie geschildert habe, so war sie: wer Lust hat, mag sich also aufs Raten legen!

Bisweilen, wenn ich an den immerwährenden Kampf zurückdenke, den Olivia und ihre Mutter kämpften, um die jüngere Schwester vom Verderben fernzuhalten, fallen mir die Worte des Dichters ein

„ — — vom weißen Fleck
auf der Brust eines schwarzen Kamels."

Das Gleichnis hinkt allerdings: Olivia und die Mutter mit, gehörten keineswegs zu den eigentlichen schwarzen Kamelen des menschlichen Lebens.

Auf die Mutter paßt das Bild jedoch insofern, als jener weiße Fleck wahrscheinlich ihr einziger war. Offenbar ließ sie sich ihrer Zeit von Olivia nur ins Schlepptau nehmen; als aber Mathilde versorgt war, da glaubte sie, jeder weiteren Verpflichtung überhoben zu sein.

Wenige Tage, nachdem der Kunstdrechsler mit seiner Verlobten abgereist war, kam der Vater nach Kopenhagen und hatte eine lange, ernste Unterredung mit der Mutter. Der weiche Mensch hat natürlich nicht dicht halten können, er hat mit der ganzen Geschichte herausmüssen.

Das Reſultat war, daß ſie, gerade, wie die verſtorbene Tochter es gewollt hatte, irgend etwas vorſchützte, um von der Hochzeit fern zu bleiben, zu welcher man ſie der Form wegen eingeladen hatte.

Am Hochzeitstage ſchickte der Schwiegerſohn einen mächtigen Palmzweig, der für Oliviens Grab beſtimmt war. In ſeiner Begleitung fand ſich ein langes Schreiben, in welchem er über den Platz loslegte, den ſie jetzt im Chorus der Seligen einnähme.

Die Mutter las jedem, der's hören mochte, das Schriftſtück vor. Im übrigen ſetzte ſie den ſtarken Verbrauch von Ratafia, ſowie den Trödelhandel im alten Stile fort. Sie hat ein vollbuſiges und pralles Mädchen als Gehilfin angeſtellt. Der Etatsrat kommt, gebückt und abgelebt, in ihr Haus wie ehedem, und wahrſcheinlich hat er mit Oliviens Nachfolgerin „geplaudert".

Triſtan und Iſolde-Studien.

Von Karl von Reichert.
(München)

„Doch auf des Parnaſſes Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten,
Wandern unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die — Interpreten."

Zu unterſuchen: wie zwei zeitlich von einander weit entlegene Poeten denſelben Stoff verſchieden oder einheitlich empfunden, wie ſie ſchließlich, jeder nach ſeiner Art, nach Zweck und Bedürfnis, vor allem als Kind ſeiner Zeit, ihn zurecht gemodelt und techniſch verarbeitet haben, hat einen ganz eigenartigen, immer neuen Reiz für jeden kritiſch und kulturhiſtoriſch veranlagten Beobachter.

Indeſſen iſt unſere deutſche ſchöne Litteratur nicht gerade allzu reich an ſolchen Beiſpielen, als deren bekannteſtes wohl aber die Bearbeitung der Cardenio- und Celinde-Fabel durch A. Gryphius, Achim von Arnim und Immermann hier erwähnt werden darf.

Die vorliegende Unterſuchung beſchäftigt ſich aber mit zwei durch nicht weniger als volle ſechs Jahrhunderte von einander getrennten Poeten.

Sie zielt auf eine zumeiſt kulturhiſtoriſche Analyſe keiner Geringeren, als Gottfried von Straßburgs und Richard Wagners Triſtan

und Isoldedichtungen, — Schöpfungen, die so recht dazu angethan sind, die ganze unendliche Differenz modernen und mittelalterlichen Kultur-Lebens an einem höchst drastischen Beispiele zu erweisen, eine Aufgabe, die wir uns heute als hauptsächlichstes Ziel zu setzen verstattet haben.

Dabei hoffen wir allerdings den beiden großen, viel verkannten und viel geschmähten Poeten noch eine Seite abzugewinnen, die manchem neu, vielen höchst unglaubwürdig, einigen wenigen aber doch vielleicht überzeugend scheinen wird.

Im übrigen sind wir hierbei sogleich auf den begründeten Einwurf gefaßt: Daß eine solche kulturhistorische und psychologische Untersuchung an sich ein Unding sei, da ja ein mittelalterliches episches Gedicht und ein moderner R. Wagnerscher Opern-Text schon von vornherein ganz unmöglich mit einander verglichen, folglich auch ebenso wenig kritisch analysiert werden könnten. An sich ungleichartige Größen, lehrt die Mathematik, Cornelius und Makart, Joseph Haydn und R. Wagner, können ganz unmöglich zu einander in Relation gesetzt werden.

Ganz abgesehen davon, daß auch ursprünglich ins Auge gefaßter Zweck, erste Anlage und äußere Form der beregten Dichtungen jedem derartigen kritisch-analytischen Versuche sich aufs allerentschiedenste widersetzen müßten.

Erstens aber haben wir es bei der R. Wagnerschen Dichtung ja nicht mit einem „Opern-Texte" im gewöhnlichen traditionellen Sinne und Charakter dieses Wortes, sondern vielmehr mit einer künstlerischen Schöpfung zu thun, deren ganze äußerliche und inhaltliche Eigenart schon vollen Anspruch darauf erheben kann, ernstlich gewürdigt, ernsthaft kritisiert, d. h. also auch mit ähnlichen zeitgenössischen oder älteren Werken verglichen zu werden.

Zweitens sodann kann es sich bei der von uns geplanten Untersuchung natürlich nicht um eine Vergleichung des Epos und des Wagnerschen Musik-Drama-Textes, sondern einzig nur um eine Analyse ihres inneren kultur-historischen Kernes, um die Eruierung ihrer inneren geistigen Familienverwandtschaft handeln. Eine Prozedur, die aber bekanntlich auf alle Kunstprodukte Anwendung findet und schlechterdings unerläßlich genannt werden muß, wenn Kunstkritik überhaupt denn notwendig einmal geübt werden soll.

Wenn ein derartiger Versuch nun stofflich schon manches Interessante gewährleistet, so dürfte er gerade dem eifrigen und überzeugungstreuen Wagnerianer noch in dem Grade erwünscht und willkommen sein, als zumeist diese Schöpfung seines Meisters und Herrn viel öfters mehr

nur einer dunkeln ſympathiſchen Ahnung, als einem wirklichen tieferen klareren Verſtändniſſe ihrer eifrigen Leſer begegnet.

Stellen und Allegorieen nämlich, wie die folgende, in welcher „der Tag“ — der überhaupt Iſoldens tiefſtes Liebesleben, zugleich wieder alles dem Liebesbunde Triſtans und Iſoldens Feindliche und Störende bedeutet — z. B. auch noch mit der Vaſallentreue Triſtans gegen Marke (conf. S. 45) ſymboliſiert wird, können nur bei genauerem Studium des Gottfriedſchen Vorbildes verſtanden und in ihrer künſtleriſchen Berechtigung überhaupt noch gewürdigt werden.

Dies gilt natürlich noch in vermehrtem Grade von den blinden und unehrlichen Gegnern Wagners, die ſich bei genauerer Prüfung meiſtens gar nicht Zeit und Mühe genug nehmen, mit ihm „in Dichters Lande“ zu gehen und nun einmal zuzuſehen, was er denn überhaupt wollte.

Solchen Fanatikern war freilich gerade der Triſtan-Text des Meiſters die wohlfeile und ſtets ſo bequeme Gelegenheit, dieſe gewiß ganz eigenartige Dichtung mit allem nur möglichen Spott und Hohn zu überſchütten, reſp. ihn kurzweg für eine „Ausgeburt höheren Blödſinns und damit — Baſta“ zu erklären. Genau ſo wie auch in der Medizin immer noch von „larvierten“ Krankheiten die Rede iſt: aber wo ſind die Larven?

Schwierige Stellen, wie die folgenden:

„Des Schweigens Herrin
Heißt mich ſchweigen:
Faſſ' ich, was ſie verſchwieg,
Verſchweig' ich, was ſie nicht faßt,“

ferner das bekannte, ſo unendlich viel belachte und geſchmähte: „Nie-Wieder-Erwachens wahnlos hold bewußter Wunſch“, mochten allerdings dazu angethan ſein, ſolche extremſte Urteile zu zeitigen, die alles andere freilich, aber nur keine Urteile waren.

Alle dieſe beklagenswerten Unzulänglichkeiten und Mißverſtändniſſe ſcheinen ſich uns, wie bemerkt, vorwaltend nur aus der Unbekanntſchaft mit dem mittelalterlichen Triſtan zu erklären, für deſſen ſeltene Kenntnis und Verbreitung im Publikum nun wieder die folgenden Gründe und Veranlaſſungen namhaft zu machen ſind.

Erſtlich: die nicht geringen Schwierigkeiten der mittelalterlichen Sprache, Empfindung und Denkweiſe, die durch den Gebrauch einer guten Text-Überſetzung zwar unſchwer behoben werden, den ganzen Hochgenuß der Originaldichtung dagegen auch wieder in Frage ſtellen.

Dann aber vor allem: die ganz unendlich ermüdende, echt epische Breit- und Weitschweifigkeit Gottfrieds, mit welcher erst die ganze Vorgeschichte der Eltern des Helden, wenn immer möglich, ab ovo berichtet, endlich und endlich erst zur Biographie und weiteren Entwickelung des wirklichen Helden gelangt wird.

So wären z. B. in der ganz ausgezeichneten H. Kurtzschen „Übertragung und Beschließung" neben einer 96 Seiten langen sehr bedeutenden „Einleitung" nur pränumerando schon volle 215 Druckseiten in Groß-Oktav zu erledigen, ehe Tristan nach Isolden entsandt, ehe die in R. Wagners Musik-Drama behandelte Fabel überhaupt nur in Szene gesetzt wird. Anforderungen an die Geduld und Ausdauer des Lesers, die eben doch nicht jedermanns Sache und Geschmack sein möchten!

Sei es uns darum gestattet, zunächst das Gottfriedsche Gedicht von einer bestimmten kulturhistorischen Seite aus etwas näher zu betrachten, womit sich noch einige andere Gesichtspunkte und die praktischen Nutzanwendungen auf den Wagnerschen Tristan dann notwendig von selber ergeben. Haben wir hierbei aber erst einmal gezeigt, daß das Epos des Straßburger Meisters nicht ganz und gar der immoralische gott- und sittenlästernde Popanz sei, den man von mancher Seite aus ihm zu machen versucht hat, so dürfte sich auch unsere jetzt schon vorgetragene Thesis: „daß der Wagnersche Tristan in jeder Beziehung unserem modernen Sittlichkeitsbedürfnisse ganz unendlich mehr entspreche, unserem modernen poetischen Gerechtigkeitsgefühle ganz außerordentlich mehr Genüge leiste", unschwer bestätigt finden.

Es scheint sich das freilich von selber zu verstehen und wenig verdienstlich zu sein. „Jeder Poet ist ja doch immer mehr weniger das Kind seiner Zeit und vermag selbst bei aller noch so großen Originalität niemals gänzlich die Schranken zu überspringen, den zwingenden Bann abzustreifen, den Kultur und andere Einflüsse seiner Zeit auf ihn ausüben."

Das ist nun unzweifelhaft richtig, das ist ein Argument von ganz schwerwiegender Bedeutung!

Die wenigsten Kunstfreunde haben indessen eine klare Vorstellung davon: in wie hohem Grade und wie vielfältig der Gottfriedsche „Tristan" diese unsere modernen sogenannten moralischen Gefühle und Traditionen beleidigt, was noch dazu merkwürdigerweise viel weniger von den sexuellen Vergehungen, als von der rein charakterologischen Seite seiner Helden Geltung und Richtigkeit hat.

Natürlich erklärt sich diese Thatsache zunächst aus der ganz großartigen Verschiebung, welche besonders unsere sexuellen und moralischen

Begriffe ſeit Gottfried bis heute in ſtetiger Metamorphoſe erlitten haben. Die Naivität, mit welcher frühere Jahrhunderte dieſe Dinge betrachtet und z. B. ſelbſt den Gefangenen die Wohlthat eines wöchentlichen „Frauengeldes“ zuzuweiſen für richtig erachteten, iſt uns ja vollkommen abhanden gekommen. Dafür ſind wir denn auch glücklich auf einer „Höhe des ſittlichen Standpunktes“, reſp. auf einem Prüderie- und Scheinheiligkeitsgipfel angelangt, der gar nichts zu wünſchen mehr übrig ließe, wenn er nicht durch die bekannten Londoner Entjungferungs-Skandalgeſchichten eine freilich recht — eigentümliche Beleuchtung erfahren hätte.

Außerdem muß dann ſicherlich die franzöſiſche oder engliſche Originalquelle, aus welcher Herr Gottfried ſchöpfte, für ſo manchen lüderlichen, allzu ungeſchminkten Naivitätsexzeß ſeiner Darſtellung verantwortlich gemacht werden. Verirrungen, die uns indeſſen immer noch geſünder und damit auch entſchuldbarer anmuten, als z. B. die raffinierte Ehebruchs-Litteratur des modernen Seine-Babels, als der angequälte, outrierte und blaſierte Peſſimismus, das ganze hyſteriſch-problematiſche Gebahren gewiſſer moderner deutſcher Poeten.

Deshalb ſkandaliſiert uns denn perſönlich auch die Unterſchiebung der gutmütigen Brangäne in der Hochzeitsnacht Iſoldens nicht im mindeſten. Dagegen wird ſofort unſere ganze moderne äſthetiſche Hyperäſthefie durch die ſtörende Ausführlichkeit und göttliche Naivität Gottfrieds affiziert, mit welcher er unmittelbar nach Brangänen nun auch noch die wirkliche Frau Iſolde von Herrn Marke „ſtark geminnet und geſichert“ werden läßt. Eine Szene, die nach allen ſexuellen Antecedentien etwas wirklich recht Peinliches für unſer perſönliches Zartgefühl hat.

Noch ſchmerzhafter werden dann namentlich unſere hochgeſchraubten Begriffe und Träumereien von „ritterlichem Mittelalter“ ernüchtert, ja mit Füßen getreten, wenn wir durch das ganze Epos einen Zug ränkevoller Schlauheit gewahren, einen Zug berechnetſter, ſtets nur egoiſtiſchſten Zwecken bewußt dienender Verſtellungskunſt immer ſich durchflechten ſehen. Und dieſe Erſcheinungen würden ſich für uns mit Schopenhauerſchem „Mitleide“ groß geſäugte Menſchenkinder noch beträchtlich verletzender und abſtoßender geſtalten, wenn ſie uns nicht von dem großen Herzenskenner Gottfried als ſo echt menſchlich bedingt und begründet dargeſtellt würden, daß ſie ſchon damit allein uns entſchuldbarer werden und an Herbe verlieren.

Davon ein Beiſpiel!

Triſtan und Iſolde ſind endlich einmal von König Marke, dem armen, immer wieder betrogenen Gatten und Oheim, vom Hofe verbannt

und des Landes verwiesen worden. Nur „mit mäßiger Not und kühlem Herzeleide“ nehmen sie Abschied und ziehen sich dann, einzig von dem getreuen Kurwenal begleitet, in die von Tristan entdeckte „possure à la gent amant“, d. h. in eine früher von verliebten Riesen bewohnt gewesene prächtige Grotte zurück, die als solche übrigens — wie auch der weiße Hirsch, der Marke später zu dieser Höhle führt — für das hohe Alter der Tristans-Sage sehr beweisend genannt werden muß.

Dann entsenden die beiden Liebenden den treuen Kurwenal wieder nach Markes Hofburg mit der Angabe, daß sie nach Irland geflohen seien. Eigentlich aber soll sich Kurwenal nur vergewissern, ob König Marke nicht doch irgend einen argen Rat oder irgend eine arge That „auf ihr Leben richtete, daß er das gleich berichtete“.

Dies alles würdigen, begreifen und billigen wir.

Daß beide aber später dann, durch Markes Jagdlärm sehr unliebsam nach ihrer Grotte zurückgescheucht, nun wieder das gemeinsame Lager besteigen, aber „wohl manche Spanne“ jetzt von einander entfernt sich lagern; daß Tristan sogar ein bloßes Schwert zwischen beide legt, nur um à tout prix für ihre fortgesetzte Unschuld und Sittenreinheit Propaganda zu machen; solches unwürdiges, dazu einfach abgeschmacktes Gebahren verstößt ganz entschieden gegen unser ganzes modernes besseres Empfinden.

Auch ist diese ganze Farçe so plump und durchaus unwahrscheinlich angelegt, daß Herr Marke wirklich nach allen Antecedentien ein König „Menelaus der Gute“ gewesen sein müßte, wenn er sich für die Glaubwürdigkeit dieser kindischen Schwert-Komödie hätte erwärmen können.

An den Offenbachschen Operetten-König gemahnende Züge hat Gottfried Herrn Marke — wohl aus Schuld der wälschen Quelle — ohnehin schon zu viele verliehen. Herr Marke ist alles, nur kein beleidigter Gemahl, Ritter und Fürst. Er ist einer der gutmütigsten, leichtgläubigsten Hahnreis, welche die ganze ältere schöne Litteratur kennt, und entfaltet dabei eine „schwachmattige“ Versöhnlichkeit, Seelengröße, ein Taubenherz und einen Edelmut, der uns heutigen Tages einfach unmöglich, der uns fast schon — borniert erscheint.

„Nun will ich euch das Ende sagen,“ spricht er sehr zornig, „ich will die Schande und das Leid, das ihr mir nun so lange Zeit zu meiner Not habt angethan, nicht länger treiben mit euch fortan. Ich will die Schmach von euch beiden von Stund an nicht mehr leiden. Auch will ich dies Verbrechen an euch so sehr nicht rächen, als ich mit Rechte sollte, so ich mich rächen wollte. Neffe Tristan, meine Frau

Iſot, daß ich euch beiden dafür den Tod oder ein Herzeleid anthu', da ſeid ihr mir zu lieb dazu!"

Welch ein Edelmut! Aber auch welche unmännliche Schwäche, die Herrn Marke denn auch nicht einmal zu einem einzigen tapferen Dolchſtoße ſich ermannen läßt, als er bald darauf Herrn Triſtan und Frau Iſolden im Baumgarten ſchlafend, in flagranti ertappt: „Mit Armen in einander geſtrickt, wie Schlaug und Schlange, ihre Wange an ſeiner Wange, ihr Mund an ſeinem Munde, Arme und Hände, Bruſt und Schultern beide ſo nahe zu ſeinem Leibe gedränget und geſchloſſen und wäre ein Werk gegoſſen von feſtem Erz, von Golde ſchwer, man fände nie und nimmermehr einen feſteren Fug und Schluß darinne."

Wir haben uns lange gemüht, für dieſe doch ganz auffällige Unmännlichkeit Markes noch irgend eine andere plauſible Erklärung zu finden, wenn ſie nicht, wie erwähnt, zumeiſt in dem engliſchen Vorbilde Gottfrieds bedingt und begründet liegt oder aber noch ganz anders zu erklären ſein dürfte. Und zwar damit, daß der Herzens-Minnezauber, welcher die beiden Liebenden ſo feſt aneinander kettet; daß der Abglanz der alles verſöhnenden, innigen, treuen und wahren Liebe dieſes Heldenpaares endlich auch auf ſeine ganze Umgebung von Einfluß und Wirkung iſt, ſo zwar, daß ſelbſt Markes berechtigter Zorn vor ſolchem Wunder entwaffnet und zu dieſer unmännlichen Schwäche entnervt würde.

Ob dieſe unſere mit aller Reſerve vorgetragene Vermutung übrigens nicht zu viel zwiſchen den Zeilen geleſen hat, zu viel „hinein geheimniſſen" will, wagen wir natürlich nicht zu entſcheiden, um uns dagegen für jede beſſere, mit Wohlwollen und in parlamentariſcher Form vorgetragene Belehrung im voraus ſchon dankbar zu nennen.

Noch weniger „ritterlich" als Herr Marke benimmt ſich — nach unſeren heutigen Begriffen — und zwar gerade bei dieſer bedenklichen Affäre der „Held Triſtan".

Als er nämlich erwachend — „weiß nicht nach welchen Mühen" — Herrn Marke eben „vom Bette" gehen ſah, da ſprach Triſtan:

„Ach Gute, was habt ihr gethan, getreuliche Brangäne? Weiß Gott, Brangäne, ich wähne, dies Schlafen geht uns an den Leib!" Dies iſt ſein erſter Gedanke.

Darum rüſtet er ſich denn auch allſogleich zum Abſchiede. Keineswegs aber, wie man doch glauben ſollte, nun zugleich auch zu einem letzten heldiſchen Verzweiflungskampfe, in welchem er zu Iſoldens und Markes Füßen ſein Verbrechen ſühnen will, worauf dann ſeine ſchöne Complice ihrerſeits ſofort aus gebrochenem Herzen noch ſtirbt. Nein,

ganz und gar nicht. So unpraktisch dachte das dreizehnte Jahrhundert nicht. Solche romanhafte theatralische Schluß- und Knall-Effekte, solche moderne sentimentale Rührmittel widerstreiten vielmehr direkt der ganzen gesunden, ja derbgesunden naiven Realistik dieses Säkulums.

Darum läuft denn auch „der Held" Tristan — so schmerzlich uns diese seine vollendete Unritterlichkeit zu konstatieren fällt — einfach nur eilends davon nach seiner Herberge, zieht im vollen Trab mit seinem Ingesinde wohl gegen den Hafen hinab und entflieht mit dem ersten Schiffe, das er fand, mit seiner ganzen Maffenie hinüber zur Normandie!!

Wie anders bei R. Wagners Tristan, dem vielgeschmähten, wo mit des schuldbedeckten Helden schwerer Verwundung durch Melot unser modernes poetisches und ethisches Gerechtigkeitsgefühl aufs ausgiebigste befriedigt, der öffentlichen Moral das dringend geforderte blutige Sühnopfer bereitwilligst geschlachtet wird.

Von ganz anderer Energie als Marke und Tristan, aber von noch unadeligerer, von geradezu empörender, niederträchtiger Gesinnung und Denkweise erweist sich Isolde, die Süße, die Holde.

Die Unterschiebung Brangänens in der Hochzeitsnacht nämlich macht ihr ständige, nicht unbegründete Sorge. „Sie fürchtete sehr zu aller Zeit, Brangäne möchte zu Marken seit etliche Liebe tragen und ihm am Ende sagen die Schmach und die ganze Märe klar, alles wie es ergangen war."

Sie zittert für ihre Existenz, für ihre Ehre und königliche Reputation und beschließt darum die schlimme Zeugin ihrer Schuld trotz aller höchsten ihr von Brangäne damals doch bewiesenen Treue und Aufopferung aus dem Wege zu räumen, ein echtes Weib, eine echte grausame, niedrig gesinnte Tyrannin!

Zu diesem Zwecke dingt Isolde selber zwei englische „unbekannte" Knechte, denen Gold und die Ritterspuren verheißen werden, wenn sie den Befehl der Königin ausführen.

Und selber dann lockt sie das ahnungslose Opfer ihrer Tücke und Arglist unter dem Vorwand, ihr gewisse Kräuter und Wurzeln gegen ihre — Migräne, wie man heute sagen würde, zu holen, in den Wald hinein, weil es ihr, Isolden, „sonst ans Leben ginge!"

Da nun bethätigt Brangäne das non plus ultra von blindster, rührendster, heutigen Tages aber uns vollkommen unverständlich gewordener Vasallen-Treue.

Sie stirbt lieber, als daß sie auch nur mit einem Worte ihre

heimtückiſche, arge Herrin und Gebieterin verriete, ſie erduldet alles eher, als daß ſie auch nur mit einer einzigen unedlen Anſpielung den Ruf, das Geheimnis Iſoldens bloß ſtellte.

Sie behauptet vielmehr, ſich auch nicht der kleinſten Schuld gegen ihre Fraue bewußt zu ſein. Es wäre denn: „nur allſoviel, was ich doch nicht verhoffen will", daß ihr die Königin um eines „Gewandes" wegen zürnte.

Da beide nämlich von Irland fortfuhren, hätten ſie beide „zwei Gewand" beſeſſen. Die „hatten wir uns beiden erwählt und ausgeſchieden von anderem Gewand; die führten wir vom Lande: zwei Hemden, weiß wie lauter Schnee".

Auf der Überfahrt ſei nun aber Iſolden von der Sonne ſo heiß geworden, ſo „daß ſie in den Tagen kaum etwas mochte tragen als nur ihr Hemd alleine, daß weiße und das reine. Alſo war ihr das Hemde lieb, daß ſie es trug und ſo lange trieb, bis daß es übertragen gar und ſeine Weiße getrübet war".

Brangäne aber hatte das ihrige klüger und bedachter heimlich in ihrem Schreine „in reinen weißen Falten verborgen und gehalten", ſo daß ſie es bei Iſoldens Vermählung dieſer, wenn auch „vielleicht nicht willig" leihen konnte. Das ſei die einzige Schuld, deren ſie ſich gegen ihre Herrin bewußt wäre. „Und iſt's nicht das, ſo weiß Gott, daß ich nimmermehr noch ihr Gebot noch ihr Begehr gering geachtet habe . . . auch ſei ihr mein Tod vergeben! Die Seele befehl ich in Gottes Wacht, den Leib in eure Haud und Macht."

Solche rührende Treue und offenkundige Unſchuld rührt denn auch die beiden Mörder, ſo daß ſie Brangänen das Leben laſſen und ſie zunächſt auf einem hohen Baume im Walde feſt binden: „Daß ſie die Wölfe nicht nähmen, bis daß ſie wieder kämen."

Sie weiſen Iſolden dann die Zunge eines „Vogelhundes", ſtatt, wie bedungen, jene Brangänens, zum Zeichen der vollführten That und berichten ihr ahnungslos die ganze durchſichtige Hemden-Allegorie vom Anfang bis zum Ende fort und verſchweigen auch nicht ein Wort.

„Mehr nicht?" ſprach da Frau Iſolde und ward wie Schnee — „nein Fraue!" Iſolde rief: „Weh und Waffen über dieſes Leid! Unſelige Mörder die ihr ſeid, was habt ihr angefangen? Ihr müſſet beide hangen! . . . Ich hab euch befohlen meine Magd in eure Hut und Pflege, ſie zu hüten auf dem Wege . . . . die müßt ihr mir wieder geben, oder es geht euch an das Leben!", eine Ausflucht, ein Raiſonnement, welches ſelbſt den beiden Mördern ein bischen zu ſtark iſt.

„In Treuen sprachen sie zur Hand, Fraue, euer Herz und euer Mut, die sind nicht lauter und sind nicht gut; eure Zunge die ist sehr mannigfalt!", Züge, die in der That so sehr an merowingische blutige Zeiten und Vorbilder gemahnen, daß wir ihnen sicherlich einen auf sehr hohes Alter der Tristan-Sage hinweisenden Charakter beimessen dürfen!

Psychologisch scheint uns aber selbst dieser Egoismus der „grimmen, mörderischen" Isot immer noch verständlicher und menschlich näher gerückt, als die sofort dann stattfindende Versöhnung zwischen Brangäne und ihrer Herrin. Gottfried schildert sie indessen als mit großer Selbstverständlichkeit sich vollziehend wie folgt:

„Und da sie zur Isolden kam, Isolde sie in die Arme nahm und küßte sie auf Wang und Mund zu einer und derselben Stund ..... seit waren Brangäne und Isold im Herzen und im Sinne so voll Treue und Minne, daß sie nicht mehr auf Erden konnten geschieden werden .... Brangäne stand da am Hofe wohl, der Hof war ihres Lobes voll, sie war da wert bei allen und trug niemanden Gallen im Herzen nicht noch mit der That."

Eine selbstlose Treue und ein Edelmut, den wir für ein komplettes psychologisches Unding halten müßten, wenn wir nicht an Herrn Hagen von Tronje ein ähnliches höchst charakteristisches Beispiel überkommen hätten!

Mit den eben geschilderten charakteristischen Zügen haben wir aber noch bei weitem nicht die noch übrigen ethischen und ästhetischen Unschönheiten und Verirrungen unserer Helden, in specie Tristans und Isoldens, berührt.

So z. B. das berühmte Gottesgericht, welches Gottfrieds Sarkasmus mit dem: „Vertrauen auf Gottes höf'sche Zucht" und mit dem „viel tugendhaften Christ, der hantierlich wie ein Eremit ist", zu einem recht pikanten Ausfalle gegen die heilige und alleinseligmachende katholische Kirche reizt. So auch nicht die geradezu cynische Keckheit und Unverfrorenheit, mit welcher das minnetrunkene Liebespaar Herrn Marke-Menelaus immer neu wieder zu betrügen und seiner verbotenen Liebe kühn sich zu erfreuen weiß.

Wir glauben gerade hier oftmals auf ganz moderne, auf echt Wieland-Heinesche Züge zu treffen und einem so üppigen, genial liederlichen Kolorite zu begegnen, daß wir recht wohl begreifen, wie dieses farbensatte Gemälde des triumphierenden Ehebruches von mehr sitten-

ſtrengen, als künſtleriſch und objektiv denkenden Beurteilern mit Acht und Bann belegt werden konnte.

Eine Lektüre alſo für höhere Töchterſchulen, ein Litteratur-Genre, wie es z. B. von Dr. M. G. Conrad in ſeinen Werken ſo energiſch bekämpft wird, iſt dieſe Dichtung nun allerdings nicht.

Aber man hat doch auch wieder vielfach in ihrer Verurteilung des Guten zu viel gethan. Man hat vollſtändig überſehen, daß unſere deutſche Litteratur eine noch viel ſchlimmere Ehebruchsgeſchichte an ihrem treuen mütterlichen Buſen hegt: Goethes „Wahlverwandtſchaften", in welchen in der bekannten Liebesſzene zwiſchen Eduard und Charlotte ein Gipfel der Kühnheit, ein Raffinement des pſychiſchen Ehebruches mitten im Vollgenuſſe des legitimen ehelichen Liebesglückes erreicht wird, gegen welches die ſämtlichen ſexuellen Exzeſſe des Gottfriedſchen Liebespaares kindlich, gegen welches der naive Realismus des mittelalterlichen Autors nahezu — harmlos wirkt. Dies nebenbei.

Alle Tadler ſind dagegen auch wieder über die großartigen Vorzüge und Schönheiten, über die geradezu ſtaunenswerte pſychologiſche Tiefe, die wunderbare poetiſche und beſonders auch ſprachliche Geſtaltungskraft des Gottfriedſchen Werkes einig, daß wir gerne darauf verzichten wollen, ſelbe auch für unſere Perſon noch des näheren hier zu beleuchten. Doch ſind wir von ihnen ſo ſehr durchdrungen, daß wir das Gottfriedſche Epos, als Dichtung, auch von R. Wagner für in keiner Weiſe erreicht erachten.

Dies ſcheint uns ſprachlich ſowohl, wie beſonders nach Seite der waldfriſchen, urwüchſigen, ganz wunderbar anmutenden Naivität Gottfrieds zu gelten, von der wir im Wagnerſchen Triſtan nur ſeltene und da nicht ſehr bedeutende Anklänge entdecken können.

Wagners ganze ſcharf ausgeprägte dichteriſche Individualität mochte wohl auch gerade dieſer heiteren lyriſchen Seite Gottfrieds in dem Maße widerſtreben, als ſeine hauptſächlichſte poetiſche Komplexion doch vorwaltend grader, pathetiſcher, dramatiſcher Natur genannt werden muß.

Deshalb mochte der Meiſter ſich denn auch viel mehr von dem tragiſchen, als von dem naiv-lyriſchen Kerne des Gottfriedſchen Werkes angezogen fühlen, womit natürlich — abgeſehen von dem Kompoſitionszwecke — eine total andere Ausgeſtaltung und Verarbeitung des Stoffes bedingt und gegeben war.

Zumeiſt dürfte aber Wagners Einflechtung modern-philoſophiſcher, d. h. Schopenhauerſcher Elemente, jene unmittelbare herzwarme und herzen-

gewinnende Wirkung seiner Dichtung geschmälert und vielfach geschädigt haben, die wir so wonnesam von der göttlichen Ursprünglichkeit und lebenswarmen Plastik seines Straßburger Vorgängers zu verspüren glauben.

Der nämlich kennt keine Sentimentalität (conf. S. 65—76 des Wagnerschen Textbuches!), der entwickelt auch nicht eine Spur der Nirwana-trunkenen, göttlich ew'gen Urvergessens-Anwandlungen (conf. S. 71), sondern ist vielmehr von alle dem das direkte, lachende, das realste irdischste Gegenteil!

Alles das hindert jedoch nicht im mindesten, daß nicht R. Wagner trotzdem von dem großen Real-Idealisten des dreizehnten Jahrhunderts aufs intensivste affiziert und von ihm zumeist zu einer der großartigsten seiner grandiosen Schöpfungen inspiriert worden ist.

Überall läßt sich im Tristan denn auch erkennen, wie tief und verständnisinnig Wagner in den Geist und das innerste Wesen seines großen Vorbildes einzudringen, sich ihm, soweit es seine dichterische Individualität überhaupt zuließ, zu assimilieren bereit war.

Am meisten scheint er sich Gottfriedscher Art und Empfindung übrigens in der 1. Szene des II. Aufzuges zu nähern, wenn Isolde dringend Brangänen anliegt, die „warnende Zünde" zu löschen: „Das Zeichen, Brangäne! O gib das Zeichen! Lösche des Lichts letzten Schein! Daß ganz sie sich neige, winke der Nacht! Schon goß sie ihr Schweigen durch Hain und Haus; schon füllt sie das Herz mit wonnigem Graus: o lösche das Licht nun aus! Lösche den scheuchenden Schein, laß meinen Liebsten ein!"

Ebenso in der prächtigen Stelle:

„Dein — Werk? O thör'ge Magd! Frau Minne kennest du nicht?
Nicht ihrer Wunder Macht?
Des kühnsten Mutes Königin, des Welten-Werdens Walterin,
Leben und Tod sind ihr unterthan, die sie webt aus Lust und Leid,
In Liebe wandelnd den Neid.
Des Todes Werk, nahm ich's vermessen zur Hand,
Frau Minne hat meiner Macht es entwandt"
u. s. w.,

Verse, welche die Wärme, Ursprünglichkeit und natürliche leidenschaftliche Kraft des mittelalterlichen Originals gewahren lassen, im III. Akte erst wieder — nach unserem Empfinden — bei der Stelle: „Das Schiff, siehst du es nicht?" ꝛc. noch einmal erreicht werden.

Wir sagten: „nach unserem Empfinden!" Denn nach unserem

heutigen beſtimmten Dafürhalten gibt es in aestheticis ganz ſicherlich keinen Kunſtkanon, gibt es gar keine anderen greifbaren Geſetze und Regeln, als einzig nur unſer perſönliches Empfinden, unſer ganz ſubjektives Miß- oder Wohlgefallen!

So allein nur iſt es auch erklärlich, möglich und denkbar, wie ein Homer und Gottfried von Straßburg, ein Aeſchylos, Gryphius, Shakeſpeare und Friedrich Schiller, ein Joſ. Haydn, Beethoven und Richard Wagner ſich entwickeln und trotz aller koloſſaliſchen perſönlichen, kulturellen und äſthetiſchen Verſchiedenheiten dennoch ſo Schönes und Großes zu ſchaffen im ſtande waren (conf. E. Kulke).

In ſolcher, wie wir glauben, ruhiger und möglichſt objektiver Auffaſſung und Betrachtung der Dinge müſſen wir denn auch verzichten, die weitere ſubjektive Umgeſtaltung der Triſtan-Fabel durch R. Wagner ſo weit zu verfolgen, als dieſes hochintereſſante Thema ſich eigentlich thatſächlich verfolgen und beſonders pſychologiſch zergliedern ließe. Wir beſchränken uns vielmehr darauf, die Wagnerſche Dichtung noch einmal und zwar mit allem Nachdrucke als in hohem Grade unſerem modernen Schönheits- und Sittlichkeitsgefühle entſprechender und zuſagender zu bezeichnen, als das Gottfriedſche Werk, was beſonders von der viel maßvolleren Zeichnung Markes, Iſoldens und Triſtans geſagt ſein ſoll.

Unſere modernen Sitten- und Splitterrichter werden dieſe unſere Behauptung vielleicht paradox finden. Sie werden ſich möglicherweiſe ſogar unwillig von uns abwenden und an dem „überflüſſigen Mohren-Weißwaſchungsverſuche“ nicht teilnehmen wollen, weil man die Mohren Gottfried und R. Wagner einfach eben „nicht weiß kriegen kann!“

Gleichwohl denken wir unbeirrt zunächſt den Nachweis zu liefern: daß Gottfried ſchon beſſer als ſein Ruf iſt, womit uns die praktiſche Nutzanwendung nach allem von uns bisher Beigebrachten für den Wagnerſchen Triſtan ganz von ſelbſt ſich ergeben muß.

Man iſt eben unſeres Erachtens bisher viel zu ſehr darauf pikiert geweſen, in Gottfrieds unſterblichem Epos nichts, als einzig nur eine genial-lüderliche Apotheoſe der bloß ſinnlichen und dazu noch ehebrecheriſchen Liebe erkennen zu wollen.

In dieſer Voreingenommenheit und tendenziöſen Einſeitigkeit hat man aber eine ganze Summe von Geſichtspunkten und Thatſachen überſehen, die ſo recht dazu angethan ſind, unſere kühnen, ja vielleicht extrem ſcheinenden Theſen zu beſtätigen.

Wir nennen als ſolche vor allem die ſo wichtige, ja höchſt wichtige Einleitung zu Triſtan und Iſolde, das äſthetiſche und ethiſche Glaubens-

bekenntnis Gottfrieds, welches gerade nach dieſer Seite hin unſere volle ruhige kritiſche Würdigung verdient.

In der That hat denn auch ſelbſt der ſittenſtrenge und parteiliche Wolfgang Menzel recht wohl herausgefühlt, daß es ſich bei dem Gottfriedſchen Werke um ein ganz eigenartiges, ethiſches und äſthetiſches Problem handle. „Es liegt in der menſchlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu verteidigen gegen den Zwang der Ehe," ſagt Menzel, „die Vorrechte der Schönheit gegen die Anmaßungen des Häßlichen oder Gemeinen, den genialen Raub gegen das philiſterhafte Monopol." („Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die neueſte Zeit", Teil I, S. 354.)

Aber bei genauerer Prüfung brauchen wir nicht einmal nach einem ſolchen willkommenen Strohhalme, nach einem ſolchen kraftgenialiſchen Rettungs- und Entſchuldigungsmittel zu greifen. Das „Verbrechen" der beiden Liebenden muß nämlich zumeiſt auf die langen Beziehungen derſelben ſchon vor Triſtans Brautfahrt nach Irland zurückgeführt werden. Es iſt ſchon auf den Zeitpunkt zurück zu datieren, wo Triſtan noch von Morolds „getupptem" Schwerte wund, die Hilfe der heilkundigen Mutter Iſoldens liſtig aufſuchte, als „Tantris" die Gunſt der erſteren in ſo hohem Grade ſich zu gewinnen weiß, daß er längere Zeit als Iſoldens Lehr- und Hofmeiſter verwendet wird.

Damals hatte er ſeine ſchöne und begabte Schülerin übrigens auch in der „neuen" Kunſt, die „wir nennen Moralitas (!), die Kunſt, die lehret ſchöne Sitte", neben anderen Fertigkeiten unterwieſen, ſo daß ſie zumeiſt durch Triſtans Verdienſte: „ſüßgemut" geworden war, von „Sitten und Geberden gut, konnte manch ſchönes Saitenſpiel, ſchöner Geſchicklichkeiten viel, Briefe und Schanzunen dichten, ihre Dichtung ſichten und ſchlichten, ſie konnte ſchreiben und leſen!"

Können wir uns da noch wundern, daß ſie dieſen höfiſchen und vortrefflichen Lehrmeiſter und Helden bei der berühmten Splitter-Entdeckungsſzene nicht erſchlug?

Können wir glauben, daß auch Triſtan völlig ungerührt von der Schönheit und den anderen vielfachen Reizen der blonden Iſolde während dieſes ganzen Zeitraumes geblieben ſei?

Bedarf es noch lange eines „Minne ſchaffenden" Liebetrankes, um es begreiflich zu machen, daß dieſes edle, mit allen Vorzügen des Körpers und der Seele gleichmäßig geſchmückte Menſchenpaar von der Natur ſelber für einander geſchaffen war, ganz notwendig von ſelber ſich finden und lieben mußte?

Dazu noch die Seereiſe! Dazu noch der Umſtand, daß Herr Triſtan

ſchon ſeiner hofmänniſchen Pflicht gemäß: „ſich wohl verſah, daß er der Schönen wäre ein Troſt zu ihrer Schwere“ und aber: „ſo oft, als es erging, daß er mit Armen ſie umfing gar ſüße und gar leiſe und aber nur in der Weiſe wie ein Mann ſeine Herrin ſoll“.

Nehmen wir zu alle dem noch den ganzen weiteren Liebes-Entwickelungsprozeß hinzu, wie er in feinſtpſychologiſcher Weiſe von Gottfried vor unſeren Augen genetiſch entfaltet wird, ſo glauben wir ein Recht zu der Annahme zu beſitzen, daß die beiderſeitigen Beziehungen des vielgeſchmähten Liebespaares viel tiefere, innigere, mit einem Worte auch durchweg edlere geweſen ſeien, als man gewöhnlich zu glauben und anzunehmen geneigt iſt.

Der ganzen von Gottfried gelieferten Zeichnung und Schilderung nach war es eben keineswegs nur der flüchtige, im Augenblicke des vollbefriedigten Liebesgenuſſes auch ſchon wieder verrauſchte Reiz der bloß ſinnlichen, bloß nur geſchlechtlichen Liebe.

Es war vielmehr der Zaubertrank der echten, rechten und wahrhaftigen Minne, von dem ſie gekoſtet hatten! Es war das Myſterium jener denkbar innigſten und vollkommenſten Seelen- und Körperharmonie, die in der vollſtändigſten Sichſelbſtentäußerung, in dem gegenſeitigen gänzlichen Ineinander-Aufgehen gipfelnd, eben darum auch die denkbar edelſte, idealſte Liebesverbindung zwiſchen Mann und Weib bedeutet.

Daß Meiſter Gottfried nun ſelber auch den Begriff eines ſolchen idealen Liebesverhältniſſes ſeines Paares beſeſſen, daß er vollauf das tiefſte Weſen und die ganze Bedeutung dieſer wahren und einzigen echten Minne gekannt habe, das ſcheint uns ſchon aus dem einen ſehr bedeutſamen Umſtande hervorzugehen, daß er ſeiner „immoraliſchen“ Liebesgeſchichte ſelber ſittlich erziehende Kraft und Wirkung beimißt, wenn er ſagt: „Uns iſt noch heute gern vernommen und immer ſüß aufs neue ihr innigliche Treue, ihr Lieb und Leid, ihr Wonn' und Not; und ſind ſie auch ſchon lange tot, ihr ſüßer Name der lebet doch; es ſoll der Welt zu gute noch lange ihr Tod und immer leben, den Treubegehrenden Treue geben, den Ehrbegehrenden Ehre tragen, ihr Tod muß ſich zu allen Tagen uns Lebenden lebend und neu erweiſen; denn wo man je noch höret preiſen ihre Treue, ihrer Treue Lauterkeit, ihr Herzelieb und Herzeleid, iſt's aller edlen Herzen Brot: hiermit ſo lebt ihr beider Tod!“

Auch ſind wohl ſehr beweiſend für unſere idealere Auffaſſung der

„unsittlichen" Liebeswelt Gottfrieds seine folgenden so außerordentlich bedeutsamen Einleitungsworte:

„Ich wende an eine Unmüßigkeit, der Welt zu liebe meine Zeit und edlen Herzen zu einer Labe, den Herzen, die ich im Herz habe, der Welt, zu der mein Herze hält. Nicht mein' ich ihrer aller Welt, nicht die, von der ich höre sagen, sie könne nicht Not noch Schwere tragen und wolle nur in Freuden schweben; die laß' auch Gott mit Freuden leben! Doch dieser Welt und ihrer Art bleibt meine Rede gern gespart. Ihr Leben und meines scheiden sich!"

Diese herrlichen Zeilen gewinnen aber noch dadurch ganz bedeutend an Gewicht und an Tiefe, daß sie von Gottfried höchst wahrscheinlich gegen seinen großen Gegner Herrn Wolfram von Eschenbach und damit überhaupt gegen den ganzen höfischen, minnesingerlichen Frauendienst seiner Zeit gerichtet sind.

Man empfindet geradezu den lebhaften Eindruck, als ob er mit jener Stelle diesem ganzen geschraubten, schließlich auch in bloßen äußerlichen Formalismus erstarrten, höfisch-exklusiven Minne-Dienste mit allem Bewußtsein begegnen wollte. Wir glauben den ganzen Nachdruck zu verspüren, mit welchem er dieser ungesunden Empfindungs-Erotik die ganze kernhafte Realität der echten kosmopolitischen Minne, mit welchem er der bloßen ritterlichen Liebes-Tändelei das tiefste Wesen jenes urdeutschen idealsten Liebes-Bündnisses entgegensetzte, dessen Basis und Schlußstein die „Treue" ist, das einzig der Tod nur zu scheiden und trennen vermag.

Dieses für unsere „Rettungs-Zwecke" hochwichtige, weil ja unzweifelhaft sittliche Moment der Treue glauben wir in dem Wagnerschen Tristan viel weniger kraftvoll und nachdrücklich verwertet zu finden. Eine Thatsache, die sich übrigens allein schon aus der großartigen Formverschiedenheit der beiden Werke genügend erklären ließe. Dort nämlich: behaglichste Breite und gemächlichste Weitschweifigkeit, penibelste Ausführlichkeit und feinste psychologische Miniaturmalerei. Hier dagegen: im großen derbe tüchtige Züge, dramatische Prägnanz, scharf umrissene, in letzter Linie immer auf den musikalischen Zweck Bedacht nehmende bloße Typen und herbe Konturen.

Aber noch zweier Thatsachen möchten wir zum Schlusse unserer Studien hier Erwähnung gethan haben, welche für das vollausgeprägte Sittlichkeitsbewußtsein Gottfrieds ein sehr gewichtiges Wort reden dürften:

„Brangäne sprach: das reue Gott, daß so der Teufel seinen

Spott mit uns dreien gemachet hat!" und: „laßt dieſe Schande unter uns drei'n verſchwiegen und verblieben ſein!"

Zwei Stellen, die jedenfalls für die klare Sittlichkeitskenntnis des vielgeſchmähten Autors zu zeugen geeigenſchaftet ſind.

Welche verſöhnende und veredelnde Kraft ſolche Liebe und Treue wie die Triſtans und Iſoldens ſchließlich zu entfalten, auf die ſo außerordentlich feinfühlige und zarte Seele des Volks-Bewußtſeins auszuüben vermag, das kann am beſten aus der reizenden Sage erſchloſſen werden, der zufolge eine Roſe und Rebe auf den Gräbern der beiden Liebenden wuchſen, die ſich zärtlich, untrennbar zuſammenneigten.

Damit wären wir denn endlich am Ende unſerer Studie angelangt, die nur hoffentlich nicht eine ſehr unfreiwillige Beſtätigung des prächtigen Gottfriedſchen Spruches geweſen ſein ſoll:

„Klar leuchten, wie auf goldnem Grund,
Das Urteil und die Kunſt im Bund.
Doch tritt der Neid in ihren Bund,
Da geht Urteil und Kunſt zu Grund!"

Eine moslemitiſche Kef-Nacht.

Raucher-Arabesken von Alexander von Muſchlitz.

(München.)

An der Straße zwiſchen Kairo und Alexandrien liegt Tantah, berühmt durch ſeine Moſchee el Bedaui, ein kunſtvoller Tempel im graziös-duftigen arabiſch-mauriſchen Stile. Von einem frommen Süd-Araber-Scheik geſtiftet, reich dotiert und deſſen Namen tragend.

Im gebenedeiten Schatten der Moſchee-Mauern ſollen bedrängte kinderloſe Haremsfrauen und allzu üppige Odalisken durch die Fürbitte ihres Schutzpatrons el Bedaui, des nun im Paradieſe Mahomeds fromm ſchwelgenden Süd-Araber-Scheiks — nicht umſonſt zu Allah flehen.

Süße Ahnungen ſtrahlen aus ihren ſchönen dunkeln Augen mit den ſtolzen Brauen und den langen tiefſchwarzen Atlaswimpern, geheimnisvoll überſchattet von frommer Kontemplation. Liebesluſt und junges Mutterglück verklären die Züge.

Den Blick ſehnſüchtig, wie traumverloren nach Tantah gewendet, murmeln ihre von Maſtix duftenden roten Lippen, an die hölzernen

Stäbe der Harems-Gitter liebesbrünstig gepreßt: „Allah Akbar, Gott ist groß!“

* * *

Doch wie in den böhmischen Heil-Quellorten zu Marien- und Franzensbad, weht auch über Tantah stets ein leiser Föhn von schwülen Ziscleleien, angefacht von den Visiten-Basilios, den Marabuts, Eunuchen, den russisch-asiatischen sage-femmes, — den gefürchteten Rivalen der Hakim-Auguren.

* * *

Da entsteht in den Gemächern einer gähnenden luxuriösen Harems-Langeweile ein intimes Raunzen und müdes Lachen einer vornehmen Odalisken-Welt.

Und mancher ehrwürdige Familien-Name wird durch den Hauch der Vipern — so nennt der mekkanische Mahomedaner seine Frauen Schwiegermütter — vergiftet und zu Grunde gerichtet, namentlich nach dem strengen Fastenmonate des Ramadan und den darauf folgenden pompös verrauschenden Festlichkeiten.

* * *

„Said jachawaya!“

„O guten Tag, Herr!“ — so tönte bei 29 Grad Celsius im Morgenschatten der monotone Gruß des Barbarino, eines Thürhüters zu Tantah mir unterwürfig entgegen, als ich die Schwelle einer vornehm gelegenen Okela reisemüde überschritt und endlich in ihre kühle Flur gelangte.

Das Landhaus stand in einem großen Stücke kultivierten Gartenlandes, das mit einer hohen Mauer sorgfältig umgeben war.

Daraus ragten, erhaben schön, turmhohe Cypressen, Cedern und schlanke Dattelpalmen in den duftig blauen Äther; ihre tiefschwarzen Schatten fielen, gigantisch verlaufend, auf den bereits im heißen Sonnenbrande glühenden Straßenstaub.

* * *

Der Eigentümer dieses klosterstillen Heims war auch der Besitzer von den berühmten Tabakpflanzungen zu „Genidze“, in der türkischen Provinz Kavala gelegen. Doch thöricht, wer glaubt, im Orient derartige feine Tabake und Zigarretten als Fremder leicht zu erwerben.

Nirgends wird ja mehr Unfug mit türkischen Tabaken und Zigar-

retten getrieben, als gerade im Orient selbst. Wie man die feinen Kabinetsweine bequemer und relativ echt in jenen Ländern und ihren Metropolen erhält, wo sie nicht gebaut werden — ähnlich verhält es sich mit den nikotinfreien edlen türkischen Genidze-Tabaken, dessen feinste Sorte „Mursal" genannt wird: man erhält sie in zweifelloser Qualität eher von einem Griechen in München, bei dem bayerischen Hoflieferanten Pan C. Papastathis, als im Reiche des Halbmondes.

* * *

Nach einem erquickenden Bade saß ich, behaglich eine köstliche Mursal-Zigarrette rauchend, auf der schattenkühlen und lauschig stillen Okela-Galerie in einem fashionablen Wolseley-Chair. Wie ehrlich schlug da wieder einmal ein zerfetztes Menschenherz!

Zu meinen Füßen lagen die Teppichbeete mit glühenden Rosen und Agaven, wie in roten Flammen zwischen unschuldigen weißen Blütenkelchen züngelnd.

Nervös brummende Hummelbären, bunte Schmetterlinge, graziöse Libellen gaukelten und liebelten darüber hin.

Es war eine verwirrende Farbenpracht in der zitternden Sonnenluft, durchflutet von dem süßen Dufte der Orangen und Limonen, der blühenden Pfirsiche und Mandeln, deren Stämme von Myrten reich umbuscht. Märchenhaft wölbten sich im Hintergrunde des Gartens die Pinien-Kronen wie dunkle Wolken über einem Harmes-Kiosk.

Ein zaubrischer Frieden lag über dieser verborgenen Welt. Süße Vogelstimmen lockten aus den Jasminbüschen.

In einer Grotte, beschattet von einem harzduftenden Haine von Mastix-Bäumen, Therebinten-Pistazien und gelbblühendem Lorbeer, plätscherten die Wasser kleiner Quellen, in tiefschmalen Rinnsalen den Garten lebhaft durchfurchend, um die herrlichen Fruchtstämme seiner Oliven und Feigen, mit edlem Weingehänge üppig umschlungen, zu laben.

Welch' bizarre und doch so wohlthuende Kontraste von Sonnenlicht, Blätterschatten, und düsteschwerer Luft vereinigten sich in dieser übersatten Orient-Natur!

Dumpfes Brausen zirpender Manna-Cikaden, — das Summen der von den Blüten trunken heimkehrenden Bienen vereinte sich zu einem betäubenden Akkord.

Es war wie ein Hochzeits-Adagio selig schwärmender Insektenwelt in einem Stückchen Paradies mahomedanischer Gartenkultur; eine Traum-

Arabeske zu dem genoſſenen „Kef", von arabiſcher Gaſtfreundſchaft moslemitiſcher high-life dem fremden Wanderer geboten.

* * *

Allmählich begann die kurze Abenddämmerung des Orients ſich über Tantah und ſeiner großen Waarenmeſſe herabzuſenken.

Obgleich der Sklavenhandel, wie der Haſchiſch-Schmuggel, von der Regierung zu Kairo ſtrengſtens verboten iſt — ſo blüht er doch im Schatten des Pantoffels ſeines Scheik-ul-Islam, der nicht weniger mächtig, als ſein römiſcher Pendant, an dem ſchon ſo viele papierene Kulturkampfunſterblichkeiten geſcheitert ſind.

* * *

Tauſend Zelte mit ungezählten Kamelen und Eſeln aller Arten lagerten gleich einer müd gehetzten und im Erſterben noch aufſeufzenden Parlamentarier-Horde, die ihre Leithammel verloren, vor Tantah.

Es war ein kaleidoſkopiſch zuſammengerüttelter Rieſen-Komplex aller möglichen moslemitiſchen Völkerſchaften, durchſetzt von gewinnſüchtigen Händlern europäiſch-chriſtlich-jüdiſcher Miſchlingsraſſen.

* * *

Aus den Zeltgaſſen ſchalten, zu den Klängen der rauſchenden Tampurzias rezitiert, alte mahomedaniſche Volkslieder in melancholiſcher Monotonie. Mild verklärend ſchien der Vollmond über die geiſterhaft leuchtende Moſchee el Bedaui, von Geſtalten in Burnuſſen und Haïks irrwiſchartig umhuſcht.

Auf einmal zuckte blitzartig ein farbenprächtiger Strahlenbüſchel über den nächtlich dämmernden wolkenfreien Horizont — und feierlich erhaben ſank der purpurglühende Sonnenkoloß in das ferne Meer.

Da zitterte durch die ſeidenweiche Nachtluft der langgezogene Abendſegen, der näſelnde Gebetsruf des Muezzin von der Galerie ſeines Minarets: „Der Friede ſei mit euch — und Allahs Gnade ſpende ſeine Segnungen."

Es war Nacht.

Es triumphierten die Sterne.

In den Zeltgaſſen verlöſchten die Öllampen der großen Bazare.

Die Gluten der Heerdfeuer ergrauten zu Aſche.

Grabesſtille umpfing die Welt von Tantah, dem arg verliebten.

* * *

Da lief noch eine drollige Gestalt an dem Minarete vorüber, laut hinaufkichernd und den näselnden Gebetsruf des Muezzin noch einmal nachäffend: „Der Friede sei mit euch — und Allahs Gnade spende seine Segnungen — und wenn du alter Lump von einem Muezzin etwas bei dir hast, — dann herunter damit!“

Es war ein mekkanischer, stark von Mastixextrakt angesäuselter Marabut, in einem gestreiften halbseidenen Damenhaik phantastisch vermummt.

Nun war es wieder still. Doch meine ganze fromme Illusion ging verloren, als dieser trunkene Faun wie ein Zirkus-Clown an mir vorüber wankte und zickzackartig längs dem Schatten einer Gartenmauer dahinstäubte und auf einmal hinter dem Gerölle eines alt verfallenen Backofens spurlos verschwand.

* * *

„Pst!“ zischte eine Stimme aus einem stillen Gauklerzelte.

„Salem aleikum! Herr, willst du nicht die schwarzen Lilien vom Ganges, mit Aischa, ihrer Königin sehen?“

Ich wurde mit dem alten Indier handelseinig, nachdem die Verständigung durch ein englisch-französisches Kauderwelsch endlich gelungen war.

Nun führte er mich in ein besonderes kleineres Zelt, das in dem größeren mit einem besonderen Ausgange raffiniert versteckt war.

Gedämpft fiel das Vollmond- und Sternenlicht durch eine ausgeschnittene, kreisrunde Zeltöffnung, die mit einem verblichenen roten Seidenlappen zugedeckt war.

An einer Querstange hingen, leise schwingend an Kettchen, kleine aus Silber getriebene, brennende Öl-Lämpchen, mit Ambra parfümiert.

Nackte indische Mädchen lagen auf kostbaren Teppichen und kauerten auf zusammengehäuften üppigen Schiamseiden-Polstern.

Schön waren ihre dunklen Gesichtchen; die Augen von samtartigen schwarzen Wimpern schlummerstill halb geschlossen; die Hände zart gefärbt; rund und glatt die zarten Gelenke der Beine.

Verborgen rauschten im Takte die gedämpften Tampurzias und Triangeln zu den kurzen Rythmen verklingender Mandolinenweisen.

Jetzt erhoben sich die dunklen Gangesblumen von ihrem Lager, umhüllten sich mit Silbermuslin-Schleiern und umschwebten gleich Elfen ihre Königin: Aischa.

Wie die tanzende Salome vor dem alten Könige Herodias, so

ſtand Aiſcha in dem wogenden Elfenkreiſe, bald ſich rhythmiſch wiegend, bald feierlich ſchreitend. Auf einmal entfaltete ſich die ganze Mädchenſchar zu einem die Sinne berückenden Bilde einer verführungsvollen Fantaſia.

„Heiliger Scheik el Bedaui!“ War das ein altteſtamentariſcher frommer Opfertanz?

Mir ſchwand die Unterſcheidungskraft kritiſcher Vernunft. Ein Stärkerer hätte vielleicht die Definition gefunden: ein graziöſes Gemiſch von lüſternem Bajaderen-Kankan und zukunftsmuſikaliſchem Sylphiden-Idyll!“

* * *

Der Tanz war zu Ende. Die Öllämpchen flackerten in den letzten Zügen. Die Mädchen waren wie in einer Verſenkung verſchwunden. Auch der alte Indier hatte mich verlaſſen. Mutterſeelenallein ſaß ich noch lange in der Polſterecke einer breiten niedrigen Bank, deren Sitz von Schalmeienrohr geflochten, und rauchte die neunundneunzigſte Zigarrette in dieſer denkwürdigen Nacht.

Die kleine Mouche.

Von Bernhard Hoff.

Deutſch von Emil Jonas.

Der Zug hält mit einem Stoß durch alle Koupees, und die „kleine Mouche“ hört trotz ihres Fieberſchlummers den Lärm der Wagenthüren, die auf- und zugeſchlagen werden, und die Rufe der Schaffner.

„Mama, iſt das jetzt Paris?“ ſagt ſie mit müder Stimme, indem ſie den Kopf von ihren Kiſſen emporhebt.

„Noch nicht, kleine Mouche,“ ſagt die Mutter, indem ſie ſich über ſie hinabbeugt und ängſtlich ihr Geſicht — dieſes ſchmale, magere Geſicht betrachtet, das der Mutter ſtündlich kleiner und magerer erſcheint, und ſie ſammelt die Kiſſen wieder um ſie: „Noch nicht, kleine Mouche, aber jetzt ſind wir bald dort . . .“

„Du ſagſt ſtets: bald,“ erwidert die kleine Mouche und ſchließt dann ihre müden Augen, die ihr brennen.

Und der Zug beginnt wieder zu laufen, ſchüttelnd und ſtoßend, ſo daß die kleine Mouche in ihren Kiſſen ſeufzt.

„Wie viele Stunden ſind es jetzt?“ ſagt ſie.

„Siebzig . . .“

„Siebzig . . . nicht mehr . . . es wird niemals mehr . . .“ Die kleine Mouche zählt an den dünnen Fingern . . . Dann ſind es noch ſieben Stunden bis Paris,“ ſagt ſie.

„Ja, nur ſieben Stunden bis Paris . . .“

„Wie es doch fern iſt . . . Bukareſt . . .“ Die kleine Mouche beginnt zu rechnen und zählt Stadt auf Stadt; aber dann wird ſie müde von all den fremden Namen, die ſie kaum auszuſprechen vermag, ſie ſeufzt matt und liegt wieder ſtill zwiſchen ihren Kiſſen.

Die Mutter ſitzt ihr gegenüber, bleich, mit gefalteten Händen im Schoße und lauſcht dem Atemzuge der kleinen Mouche.

„Mama!“

„Ja, Mouche — mein Kind.“

„In dieſem Jahr können wir wieder zum Wettrennen gehen.“

„Ja, mein Kind, in dieſem Jahr können wir zum Wettrennen gehen.“

„Erinnerſt du dich des Jahres? Wir ſangen ‚meine‘ Operette — wir konnten während des ganzen Sommers nicht ſchließen — da war ich zum Wettrennen — mit dem kleinen Prinzen — in einem Wagen voll Roſen — und wir tranken Champagner im Wagen — und der kleine Prinz ſtand auf dem Tiſch und hielt ſchreiend eine lange Rede — — und dann plötzlich“ — die kleine Mouche lacht; ihr Lachen ertönt faſt wie ein trockener Huſten — „fiel er in alle Roſen hinein, mit den Beinen in die Höhe . . . der dumme kleine Prinz . . .

Und Benning, erinnerſt du dich ſeiner — der lange engliſche Kutſcher — mit den roten Kotelettes — er, den wir vom Herzog von Gramont bekamen — er hatte einen Kranz von Roſen um ſeinen Hut — er wurde ganz betrunken und fluchte gar ſehr oben auf ſeinem Bock, und wir ſchrieen im Wagen vor Angſt, als wir heimkehrten . . .

Alle Lichter waren längs der Boulevards angezündet, als wir heimfuhren . . .“ Die kleine Mouche ſchweigt und liegt lächelnd da. „Ob der kleine Prinz jetzt in Paris ſein mag?“ ſagt ſie nach kurzer Pauſe.

„Er iſt vielleicht in Dieppe.“

„Dann ſchreiben wir ihm . . . o“ — und die kleine Mouche reicht der Mutter die brennende Hand — „es wird alles wieder gut . . . wenn wir nach Paris heimkommen.“

„Ja — dann wird es wieder gut werden . . .“

„Ich war es, die heimzukommen verlangte, liebe Mama,“ ſagt die

kleine Mouche. „Was kümmen mich die Ärzte? Ich wußte wohl, daß es gut werden wird . . .“

. . . Ja, es war die kleine Mouche gewesen, die heim nach Paris wollte, fern von dem häßlichen Lande Rumänien, wo sie krank geworden war, indem sie vor „lauter Räubern“ singen mußte, heim nach Paris, wo die kleine Mouche in „ihrer Operette“ gesungen hatte . . .

Der berühmte Libretto-Verfasser hatte sie eines Abends in der ersten Reihe im Chor gesehen, wo sie stand und lächelte, ihre weißen Zähne zeigte und viele komische Grimassen machte, durch die sie stets die anderen jungen Mädchen in der Werkstatt der Madame Laplanche, wo sie Blumen machten, zum Lächeln brachte . . . und als der Akt vorüber war, ging er hinter die Koulissen zur kleinen Mouche, die in einer Ecke eine Apelsine verzehrte.

„Wie heißen Sie, Fräulein?“ fragte er.

„Kleine Mouche,“ erwiderte sie, sah von ihrer Apfelsine zu ihm empor und lachte.

„Kleine Mouche? Ach so! . . .“ er blickte sie an, sah die kleine, runde Figur und dieses neckische Koboldsgesicht und sagte: „Können Sie singen?“

„Hm!“ erwiderte die kleine Mouche mit dem Munde voll von einem Stück Apfelsine; „ich singe für . . .“

Am nächsten Vormittag wurde die kleine Mouche aufgefordert, zum Direktor zu kommen, und sie mußte ihm und zwei oder drei anderen alten „Nußknackern“ unten im Parket zwei Lieder vorsingen; sie klatschten in die Hände und riefen Bravo, und der Herr vom vorigen Abend sagte, daß er eine Rolle für sie schreiben würde . . .

Und dann sang die kleine Mouche in „ihrer Operette“ — während eines ganzen Jahres — dreihundertmal — ein ganzes Jahr.

„Wir wollen wieder in der Rue Rochefoucauld wohnen,“ sagt die kleine Mouche von ihren Kissen, „vielleicht können wir das alte Haus bekommen, . . nicht wahr, Mama? Es war so schön heimisch in Nr. 7.“

Die kleine Mouche denkt an das schöne Puppenhotel in der feinen, stillen Straße mit dem Speisesalon und der Spiegeldecke, wo man gelärmt, gelacht und getanzt hat — während vieler Nächte, so daß es die ganze Straße erweckte — und an den kleinen Salon, der schwarz tapeziert war, wo sie so steif wie eine Herzogin in dem großen Stuhl in der Ecke saß und „chers messieurs“ zu den Reportern und den Herren der verschiedenen Wohlthätigkeitskomitees sagte . . .

„Wie sie uns doch die Thür einliefen, Mama!“ sagt die kleine

Mouche; „kannſt du dich deſſen erinnern? ... Ach Gott, Herr Taupaſin, der ſtets atemlos davonſtürzte und immer falſchen Beſcheid gab, und der Kirchenvorſteher!“ — und die kleine Mouche verſucht ſich in den Kiſſen aufzurichten, ſo belebt wird ſie bei dem Gedanken an den „Kirchenvorſteher“ — „der kleine, kugelrunde Kurzbein, der ſtets in Schweiß gebadet ſchien und der mich ſchließlich dahin brachte, daß ich für die neue Kapelle der Nonnen ſang ...“

Die kleine Mouche lacht laut bei dem Gedanken, daß ſie zu Gunſten der Kapelle der Nonnen geſungen habe ... dann bekommt ſie einen Huſtenanfall und ſie preßt die Hände gegen ihre Bruſt und ſinkt zurück in die Kiſſen ...

„Das war während der letzten Zeit,“ ſagt ſie matt, „bevor das andere Stück ...“

„Ja, das war während der letzten Zeit,“ ſagte die Mutter ſeufzend.

Das „andere Stück“ — die kleine Mouche nennt ſie nie anders, die zweite Operette, die nach „der ihrigen“ kam — und die nur dreimal ging ...

„Die drei Male!“ ...

Und ohne mehr zu ſprechen, denken ſie beide, Mutter und Tochter, an das „andere Stück“ und an deſſen drei Abende ... als die kleine Mouche verzweifelnd unter Ziſchen und Pfeifen ſang, bis ihr vor Schreck die Töne im Hals erſtickten und ſie ganz verſteinert mit ſteif ausgeſtreckten Armen daſtand, als wollte ſie das Geſchrei des raſenden Publikums abwehren ...

Der Vorhang ging auf und er fiel und wie im Schlaf ſah die kleine Mouche den Saal mit den vielen Köpfen, hörte den Lärm wie ein dumpfes Gemurmel, ſie ſah ihre Mutter hinter den Couliſſen ſtehen, erſtarrt, mit ausgebreiteten Armen, als wollte ſie ſie umfangen, wenn ſie fiel ...

Und der Lärm fuhr immer fort — das ewige Ziſchen und Pfeifen, welches ſich über den ganzen Saal zerſtreute ... Paris war der kleinen Mouche überdrüſſig geworden.

... Die kleine Mouche fühlt es wie einen Stachel in ihrer Bruſt: „Erhebe mich,“ ſagt ſie, „erhebe mich ein wenig, Mama.“

Die Mutter erhebt ſie ein wenig mit ihren Armen, und während ſie ſie im Sitzen aufrecht hält, küßt ſie ſie auf die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt iſt ...

„Weshalb weinſt du?“ ſagt die kleine Mouche.

„Ich weine nicht . . . jetzt wird es ja wieder gut — alles . . ."

„Ja," ſagt Mouche, „wenn wir heimkommen."

Und matt legt die kleine Mouche ihr Haupt auf die Kiſſen. Sie iſt ſo müde.

Wie lange ſie auch gereiſt ſind — wie weit umher ſie doch gekommen ſind — während vier Jahre — in allen Ländern — gegen Süden und gegen Norden — wo ſie in „ihrer" Operette geſungen hat!

Ja, die kleine Mouche kann wohl müde ſein . . . Und dann die Schmerzen, die immer ſchlimmer wurden, und die Sehnſucht — die Sehnſucht draußen in den fremden Landen . . . und der Huſten jedesmal, wenn ſie ſang!

Die Stunden vergehen. Die kleine Mouche liegt ſtill und ſchlummert, die Mutter kniet nieder und lauſcht ihrem Atemzuge — er iſt ſo ſchwer und ſchwach, und es pfeift in ihrer Bruſt . . .

Der Zug ſtößt und ſtöhnt. Draußen über die Gegend wird es finſter . . . Die Mutter der kleinen Mouche kniet fortwährend vor ihrem Kinde.

„Mama!"

„Ja, liebe Mouche."

„Wo ſind wir jetzt?"

„Jetzt ſind wir bald dort . . ."

„Bald!" . . . Die kleine Mouche ſeufzt und ſie beginnt die Decke, die die Mutter um ſie geſchlagen hat, bis ans Kinn hinaufzuziehen mit zitternden, unruhigen Fingern.

Sie ſchlummert wieder.

Hin und wieder ſchüttelt ſie die Kälte, und die Mutter, die vor ihr kniet, fühlt angſterfüllt ihre Hände, die kalt ſind, und die Füße unter den Decken, die wie Eis ſind . . .

Und ſie liegt und murmelt einige alte, halbvergeſſene Gebete und ringt die gefalteten Hände.

Der Zug hält wieder, und der Kondukteur ſchlägt die Wagenthüre auf, ſo daß die kleine Mouche erwacht beim Ruf der Zeitungsverkäufer: „Le Figaro! Gil Blas! Le Figaro!" — und ſie fährt empor.

„Mama . . . ſind wir da?"

„Ja, das iſt die letzte Station . . ."

„Mama" . . . die kleine Mouche hält ſich aufrecht und ſtützt ſich auf die Arme — „dann müſſen wir uns ankleiden . . . wir können doch nicht ſo nach Paris kommen."

„Aber . . . Mouche . . . du . . . biſt viel zu angegriffen . . ."

„Gewiß nicht, Mama“ . . . Mouche ſetzt die Füße auf den Boden, während ſie die Hände gegen die Bruſt preßt — „Wo ſind die Stiefel, Mama? . . . Zieh mir die Stiefel an“ . . . Die Mutter kniet nieder, nimmt die Stiefel und knöpft ſie voller Angſt um die todeskalten Füße der kleinen Mouche . , . „und den Mantel, Mama . . . es iſt am beſten, den Mantel zu nehmen“ . . . die kleine Mouche verſucht zu lächeln . . . „im Mantel ſieht man nicht, wie mager ich geworden bin . . .

Und Mama — den roten Schleier . . . willſt du ihn binden?“ . . . Mouche hält das müde Haupt empor, während die Mutter den Schleier um den Hut bindet — „Dank! es iſt gut . . . gib mir den Spiegel — den kleinen Spiegel . . .“

Mouche bekommt den Spiegel, und ſie hält ihn einen Augenblick in ihren kraftloſen Händen. Sie ſieht ihr Geſicht, das ſteif und unkenntlich iſt, und die Augen, die in tiefen Höhlen brennen.

„Nein,“ ſagt ſie, und der Spiegel gleitet auf den Boden hinab, „der kleine Prinz wird mich nicht erkennen.“

Sie ſitzt ein wenig zuſammengebeugt, ſich an den Sitz klammernd:

„Sieht man Paris?“ ſagt ſie und zittert vor Kälte in ihrem Pelz.

Die Mutter ſteht am Fenſter; heimlich trocknet ſie ihre Thränen mit der Gardine des Waggons.

„Noch nicht, Mouche.“ . . .

„Sieht man es jetzt?“

„Noch nicht.“ . . .

„Sieht man auch keine Lichter?“ ſagt ſie, und plötzlich erhebt ſie ſich, umfaßt die Mutter und hält ſich aufrecht.

„Laß das Fenſter herunter,“ ſagt ſie, „ich will ſehen.“ . . .

Und aus dem Koupeefenſter gebeugt — während der rote Schleier weithin flattert — ſieht die kleine Mouche am Horizont eine lichte Wolke. Es ſind die Lichter von Paris.

Und mit einem Seufzer fällt ſie zurück — ſie ſtreckt die Arme aus: „Mama — wo biſt du? . . . Mama . . . die Lichter . . . Mama!“

Und ſchlaff fallen die Arme herab, und der Mund öffnet ſich weit . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Paris — Paris — Paris! Ein Strom vom Licht des Bahnhofs fällt in die Koupees. Die Thüren werden geöffnet, und die Gepäckträger ſchreien. —

Die Mutter der kleinen Mouche hört es nicht. Still jammernd liegt ſie gebeugt über der Leiche ihrer Tochter.

„Unter flatternden Fahnen.“*)

Von Heinrich von Reder.
(München.)

Da „preſcht“ er daher auf dem knochigen Holſten-Gaul, mit eingeſetzten Zinken, ventre á terre, mitten in den Feind, in der Linken die flatternde Fahne, in der Rechten das blitzende Schwert, der ſpitzbehelmte preußiſche Hauptmann Detlev von Lilienkron auf dem — deutſchen Pegaſus. Hinein in die Schlacht! Vor ſeinen Berſerkerſtreichen ſtieben die roten und blauen Hoſen wie Spreu im Nordwind. Für Gott, König und Vaterland, hinein in die Schlacht! Rauch und Flammen „zornen“ zum Himmel, Blut, Blut, Mordgeheul, herunterſtürzende Dächer, Einzelkampf in Thüren, Fenſtern und Zimmern. — Was gilt dem Genius der Tod?

Mitten im Kampfgewühl bringt Leutnant Kühne ein Tellerchen mit zwei Gläſern Madeira und zwei Kaviar-Semmeln: „Ich kann den Wein wirklich empfehlen von Schneekloth aus Kiel.“ Ein prächtiger Leutnant. Unſere Leutnants machen uns die Franzoſen nicht nach, ein Flügelwort des deutſchen eiſernen Kanzlers.

„An einem einzelſtehenden Haus ſitzt im Vorgarten ein Greis. Er ſtiert uns mit haßerfüllten Augen an. Ihm zur Seite ſteht ein junges Mädchen. Ihr ſchönes, blaſſes, von ſchwarzen Haaren umrahmtes Geſicht blickt uns finſter in die Augen. Keiner von uns wagt ein Wort ihr zuzurufen.“

Im Gegenſatz liegt die Kunſt, ſagt Victor Hugo.

Die Blutarbeit iſt gethan. Der Hauptmann ſitzt ab. In einem Erlenhorſt wird bivakiert. Am ſelben Birkenſtamm ſchnarcht ein General. Leutnant Behrens weckt ihn, ohne ſeinen Rang zu kennen: Aber das geht wirklich nicht mehr an, Herr Kamerad. Der General erwidert unwirſch: Legen Sie ſich nur wieder aufs Ohr. Ich bitte Sie, Ihr Schnarchen von vorhin einzudämmen.

Köſtlich! Wenn die Generäle geſchnarcht haben, wird die Schuld auf die Leutnants geſchoben. Einer muß immer die Verantwortung tragen. —

In des Hauptmanns Armen ſtirbt ein Jäger: Mutter, Mutter, daß du bei mir biſt. Ein Pintſcher, mit Staub und Blut am lahmen

*) Militäriſche und andere Erzählungen von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, W. Friedrich.

Hinterbeinchen, sucht seinen Herrn, einen jungen Jägeroffizier. Er findet ihn tot. Der Hund ersetzte die Mutter. Das ist zu Thränen rührend.

Herr Leutnant Kühne präsentiert wieder ein Theebrettchen mit Hamburger Rinderzunge und einem Gläschen Cantenac: Euer Exzellenz gefällig? „Nun denn, wir sind alle Menschen," sagte der General und ließ sich's schmecken.

Ja wohl, wir sind alle Menschen, nur unter verschiedenen Bedingnissen, der eine mit doppelt breiten Hosenstreifen, der andere mit dünnem Passe-poil.

Jahre liegen dazwischen. Vom Schlachtfeld in eine Hamburger Matrosen-Kneipe. Über die Bassermannschen Gestalten und den Dunst der Punsch-Bowle hat Liliencron den Duft der Poesie gebreitet, herzergreifend: „Innigst geliebter Fritz! Lebe ich denn noch? Daß du von mich gegangen bist was That ich dir und hast deine Hanne nun zu todt gemacht —"

Das ist leibhaftiger Realismus, der nur nachgeschrieben, aber nicht erfunden werden kann. Wen er nicht mitten ins Herz trifft, der hat keins. Was sind dagegen alle parfümierten Salonsalbadereien!

Ein „Töpfer" geht in die keramische Ausstellung. Er hat gleiche Gebilde der Kunst geschaffen und bietet seine Zeichnungen einem Kunstjuden. Zehntausend Mark. Der Jude: Tausend Mark. Der Künstler ging, aber er kam wieder. Ihn zwang die Not. Liebes Weib, von diesem Gelde wollen wir eine kurze Zeit leben und dann sterben. Die weißen Pülverchen schmecken wie Zucker. Die wilde Jagd rauscht vorüber, es ist auch eine Wäscherin darunter. Halali!

Die lieben Menschen sprachen drei Tage von dem schauervollen Ereignis. (Familien-Drama.) Merkst du was, mein deutsches Branntweinsteuerlandsturm-Volk von dem Lose deiner Künstler und Dichter? Ja, Bunzlauer Kaffeekannen. Die Mensch sein ein Plebs, sagte der ganz verrückte Kierl, de ol däniſche Oberst. —

Und wieder hinein in die Schlacht. Katzen auf dem Raubzug. Der Hof la Grenouille soll angezündet werden. Die drastische Schilderung ist eine Momentphotographie, erlebt und geschildert, wie nur die Feder Liliencrons es vermochte, „Das Schwein soll lautlos erwürgt werden. Zu Befehl." Armes Schwein, du Opfer auf dem Altare des Mars! Es wurde aber noch ein Opfer gebracht. Den besten Freund Helmsdorff traf ein Granatsplitter. Barmherzige Schwestern — küssen wir ihnen den Saum ihrer Gewänder — pflegen ihn. Auf dem Lampen-

ſchirm tanzt ein Narr mit der Schellenkappe, ho und heidi! Aus einem großen Grab ſtarren viele tauſend Arme (in hechtgrauer Farbe —) mit ineinander gekrampften Fingern mir entgegen — und der Narr lacht.

Wir lachen nicht.

Der „Portepeefähnrich Schadius“ iſt eine ebenſo humoriſtiſche als tragiſche Feldzugs-Epiſode. Die märchenhafte Phantaſie des Dichters zaubert ein Eidechſen-Schloß aus dem Boden, wie es fabelhafter Scheherazade nicht hätte erfinden können, wenn ſie dem alten Sultan den Bart kraute, um ihn am Einſchlafen zu verhindern. In dem Tragantkaſtell mit der Petrefakten-Mumien-Beſatzung von ſechs zopfigen Menuett-Soldaten wird uns wunderſam zu Mute. Die ſehen uns mit klugen Eidechſenaugen an und ſchlagen ſie auf wie die Blendungen ihrer Rokoko-Kanonen, die dann lächerlich furchtbar aus den Scharten hervorgucken, quaerens quemque devorent. Auf dem Wege zu dem ſpitzmausartigen, komiſch gutmütigen, aber dabei doch ſehr füſſiſanten Operetten-Gouverneur geraten wir von einer Feerie putziger Soldateska-Kleinkrämerei in die andere, ohne aus dem Irrgarten des Verblüfftſeins herauszukommen. Wir reiten mit dem flotten Huſarengeneral und ſeinem Trompeter unter dem Parlamentär-Laken auf ſchwindelhohen ſchmalen Brücken über Abgründe, wo unten in unſichtbarer Tiefe der Fluß Dampfwolken kocht und ſich wie eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, um den Fuß der Eidechſenburg ſchlingt, wir zwängen uns mit ihm durch lange, enge, dunkle Felſengänge, bis wir zuletzt von dem Gouverneur in voller Uniform, mit Orden behangen und einem Stelzfuß, im Salon ſeinem Ehegemahl, einer uralten Dame, vorgeſtellt werden. Das begibt ſich alles mit Reifrock-Courtoiſie und Stöckelſchuh-Eleganz zwiſchen Todfeinden, dem Pruſſien und dem Franzoſen. Die Verſtellungskunſt der Menſchen iſt wunderbar.

Im tragiſchen Schluß der Novelette wird die „blaue Blume“ geſucht. Beim Kampfe mit den Frauktireurs werden der wackere Portepeefähnrich und der Huſarengeneral getötet. Die blaue Blume war eine ſchöne junge Franzöſin. Fanchette, ich liebe dich! Merkwürdige, menſchlich rührende Übereinſtimmung zwiſchen den Gefühlen eines Generals und eines Fähnrichs für das Ewig-Weibliche. Das flammende Herz iſt durch Flammen ausgelöſcht. Dann kam der Friede und verſchenkte auf den zerſtampften Äckern Spaten und Pflüge. —

Es war einmal — das iſt der Anfang und das Ende von allem Lieben und Haſſen. Wer will behaupten, ob nicht auch einmal die Deutſchen und Franzoſen die halbvermoderten Gebeine der Gefallenen

ausgraben, in einem gemeinsamen Beinhause zum ewigen Gedächtnis sammeln, die Schädel und Schenkelknochen arabeskenartig verbunden, bei welcher Gelegenheit sodann die Verbrüderung der beiden Völker vom Knochen-Komitee mit einem solennen Diner und strömendem Sekt gefeiert wird? Die Toten werden nicht mehr lebendig, sonst würden sie fragen: Wo hängt die Wurst?

Der Raum gestattet nicht, das ganze köstliche Buch weiter zu analysieren. Es sind die ergreifendsten, dem Leben abgelauschten Geschichten in einer Diktion, wie sie lebendig, glänzend, farbig und kurzgedrängt nur wenigen, von Gott begnadeten, zu Gebote steht. Die „Übungsblätter" sind ein Perlenkranz der prächtigsten Skizzen. Da reitet Liliencron wieder in die Schlacht. Diesmal mit schmetternden Streichen gegen das wilde Heer. Hetz, hetz! Hinter dem Glück das Unglück. Gefolge: Krankheit, Kummer, Elend und Not, die Armut auf dem dürren Klepper, der Haß, die Rache, der Neid, die Eifersucht, der germanische Gott des Suffs, das Gewissen, die Trägheit auf dem Esel, der Satan mit seinen beiden Buhlen, der Lüge nnd der Gemeinheit (O wenn sie doch verreckte, mein edler Dichter Hermann Lingg) drauf und nochmal drauf! Und Gott segne deine Klinge, wackerer Detlev. Da bekommt er einen Stich mitten durchs Herz. Er breitet die Arme aus und seufzt: Julianka, Julian — ka. Wilde Gänse fliegen vorüber und: Du bist — der bes — te Bru — der a — auch nicht, spielte plötzlich die alte Rokoko-Uhr.

Im Gegensatz liegt die Kunst, sagte der Franzose, in Herz, Hirn und Hand, sagt Amyntor, der Deutsche. Wer's kann. Lilieneron kann's, dessen mag sich jeder überzeugen, der das Buch kauft oder nach alter teutonischer Gewohnheit — sich leiht. Diese „Flatternden Fahnen" sind mit dem Herzblut des Dichters getränkt.

„Aber hären Se, sähen Se! Da hab ich doch einen Flecken entdeckt, der aussieht wie Dinte;" so wird wohl auch dieses Buch beschnüffeln ein Kritikus in Berka an der Ilm, dessen Name jedoch in Kürschners Litteratur-Kalender unter 12 000 Schriftstellern nicht zu finden.

„Hären Se, sähen Se. Die Nachahmung der Naturlaute auf Seite 13: Klapklapklapklapklap! Das ist, nach meinem Ohr gemessen, mindestens um drei Klappen zu lang — —"

O du blutiger Heiland von Berka an der Ilm. Vergleichen Sie doch, mein Bester, damit den prächtigen Naturlaut des alten Fritz in der Schlacht von Zorndorf. Mit dem können Sie sich sicher zufrieden stellen.

Es lebe Fridericus Rex!
— — — — — —
„Die Scheißkerls — — —“ (conf. S. 213)
Und der Dintenkleks! —

Ein Hurrah für Detlev von Liliencron!

Aus dem Kunſtleben.

„Die geringe Phantaſie und Pietät der Schweizer iſt bekannt. Jetzt hat der Beſitzer der architektoniſchen Reſte von Geßlers Burg bei Küßnacht, wie die „N. Zür. Ztg.“ meldet, dieſe Mauern abzubrechen begonnen, um Stallungen aus den hiſtoriſchen Steinen zu bauen.“ Alſo läßt ſich die „Sächſiſche Landeszeitung“ (Dresdener Tageblatt) vernehmen.

Geringe Phantaſie der Schweizer! Aber liebſte „Sächſiſche“, mit einem Novelliſten wie Gottfried Keller und einem Maler wie Arnold Böcklin — um nur dieſe beiden Unvergleichlichen zu nennen — können ſich die Schweizer einſtweilen ſchon über ihre „geringe Phantaſie“ tröſten. Und die geringe Pietät — einige lumpige Mauerreſte einer elenden Raubburg nicht verehrungsvoll unter einem Glasſturz bis zum jüngſten Tage aufzubewahren und zur Überwachung nicht noch einen gut beſoldeten Konſervator mit akademiſcher Bildung anzuſtellen! Geliebte „Sächſiſche“, uns Deutſchen wäre vielleicht auch wohler, wenn wir etwas weniger Phantaſie für alte Steinhaufen und mehr Pietät für lebendige Künſtler und Dichter hätten. Siehe die Statiſtik der verhungerten oder vor Elend wahnſinnig gewordenen deutſchen Phantaſie- und Pietäts-Heroen! Der Berliner Dichter Albert Lindner ſchmachtet heute noch in einer miſerablen Zelle des Irrenhauſes zu Dalldorf, und die Nachkommen des Berliner Tondichters Lortzing treiben ſich hungernd in der Welt herum! Der Berliner General-Intendant Graf Hochberg kann natürlich vor lauter Kleiderordnungen und anderen phantaſie- und pietätvollen Unternehmungen nicht an ſolche Lappalien denken, aus ſeiner Kunſtwirtſchaft etwas zur Unterſtützung jener armen Teufel zu erübrigen.

— Fritz v. Uhdes neueſte Farbendichtung „Komm' Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt“ hat alle Vorzüge der realiſtiſchen Technik des berühmten Münchener Meiſters. Sicher wird das ergreifend ſchöne Bild bald einen Käufer aus jenen Geſellſchaftskreiſen finden, denen das Eſſen auch ohne evangeliſches Tiſchgebet ſchmeckt. Armut und Frömmigkeit — dürfen ſich geſchmeichelt fühlen, wenigſtens in Meiſterbildern in den ſtilvollen Salons unſerer als Kunſtfreunde gefeierten Schwelger und Praſſer ein angenehmes Plätzchen zu erhalten. Notre art, comme nous l'entendons, est un art de millionaire!

— Felix Draeſeke hat eine neue Symphonie vollendet, die am 13. Januar zum erſtenmal von der königlichen Hofkapelle in Dresden ausgeführt worden iſt. Ludwig Hartmann charakteriſiert das neue Werk des genialen Komponiſten folgendermaßen: „Die Symphonie iſt das vierzigſte Werk Felix Draeſekes, und ſteht in C-dur und A-moll. Sie iſt enorm ſchwer zu ſpielen, ſtark, indes höchſt kenntnisvoll

inſtrumentiert und vom ſtrengſten Ernſt durchweht. Wie der Autor, ſo hat auch das Werk gar nichts Verbindliches, aber wohl feſſelt ſeine Kühnheit und Spannkraft. Wir haben ſo mancher Symphonie der Jetztzeit die eigentlich ſymphoniſchen Gedanken abgeſprochen. Hier iſt thatſächlich alles ſymphoniſch, groß, weit, kühn und darüber hinaus keck und trotzend. Denn das Finale iſt wirklich in ſeiner ſtürmiſchen Wildheit des Streichorcheſters (Tarantelle), in das hinein nun alle in den erſten Sätzen vorgekommenen Themen hineingeblaſen werden, ein Monſtrum von Trotz, ein Pläſier am Diſſonieren, das dem Komponiſten nur neue Gegner ſchaffen kann. Uns ſtört es nicht. Logiſch, ſtreng geordnet und quantitativ wie qualitativ machtvoll ſteigernd iſt dieſer Satz, der alſo die Schwächen der Symphonien von Brahms, Raff und Rubinſtein — ſchwachausgehende Finales — nicht hat. Nach dem babyloniſchen Turmbau dieſes Satzes ſchweigt plötzlich der Sturm — und mit dem Thema der Einleitung ſchließt die Symphonie ab, als wenn ſie der friedlichſten Stunde Vater Haydns entſproſſen wäre. Wir ſind verblüfft, dann aber gerührt, und man muß es ſein, obzwar der Gegenſatz hier übertrieben ſcharf wirkt, es iſt, als ſähe man durch die zerreißenden Gewitterwolken in den blauen Himmel und weiter, bis da, wo die Engel von ewigem Frieden ſingen .... Der erſte Satz iſt nichts, als in Töne umgeſetzte Energie. Er iſt maßvoll und ſein zweites Thema beſonders ſchön. Unerbittlich wirkt das Adagio, eine Trauermuſik ohne Verſöhnung, hoffnungslos abſchneidend, obgleich voller plaſtiſcher Melodik. Bis zu kauſtiſchem Humor ſteigt das Scherzo an, in ſeinem Coda ſogar bis zu erquickender Liebenswürdigkeit. Des Finale gedachten wir zuerſt. Über die Konſtruktion der Themen wird erſt die Druckbeendung ein allgemein faßliches Bild geben."

— Der Prinz-Regent von Bayern, bekannt als großer Freund und Förderer der bildenden Künſte, iſt bereits von einer großen Zahl von mehr oder weniger hervorragenden Malern und Bildhauern porträtiert worden. Das künſtleriſch wertvollſte Ölbild Sr. Kgl. Hoheit hat bis jetzt der Profeſſor Holmberg geliefert, das nächſtbeſte der Direktor F. A. v. Kaulbach. Unter den Bildhauern hat neuerdings der Prof. Wilhem Rümann mit ſeiner Prinz-Regenten-Statuette in ganzer Figur und in ſpaniſcher Tracht den Vogel abgeſchoſſen. Sr. Kgl. Hoheit Prinz Luitpold iſt übrigens ein außerordentlich dankbarer Vorwurf für ſkulpturale Nachbildung: ſeine hohe Geſtalt von edelſtem Ebenmaß, ſein prachtvolles Bein inſonderheit, geſtählt durch Gemsjagdſport, ſein durchgearbeitetes, wetterhartes Haupt mit dem voll herabwallenden Bart — bieten dem Künſtler verlockenden Anreiz zu naturwahrer Wiedergabe.

— Des Grafen Adolf Friedrich v. Schack, unſeres berühmten deutſchen Edelmann-Schriftſtellers im vornehmſten Sinne des Wortes, ſeit faſt zwölf Jahren ruhende große Tragödie „Die Piſaner" wurde vom Kgl. Hoftheater in München neu eingeübt und mit vielem Beifalle aufgeführt. Max Bernſtein, der ſtändige Theaterreferent der „Münchener Neueſten Nachrichten", ſchreibt darüber:

„So Vieles und Bedeutendes der verehrungswürdige Autor dieſer Tragödie, kunſtübend und kunſtfördernd, geleiſtet und gewirkt hat: niemals iſt er herabgeſtiegen, einem unedlen Geſchmack zu huldigen, mit unedlen Mitteln Erfolge gewinnen zu wollen. Stets hat er dem nachgeſtrebt, was ihm würdig und groß erſchien, unnachgiebig gegen die Laune des Tages — wie er im Nachwort zu den Piſanern es ausſpricht: „Ich bin der Meinung, man dürfe grundloſen Einwürfen keine Konzeſſionen machen". Und er ſelbſt hat an verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften einige der Urſachen dargelegt, welche tragiſchen Stoffen den Weg des modernen Theaters erſchweren. Geſtern wären dieſe trüben Betrachtungen allerdings nicht am Orte geweſen, denn „Die Piſaner" wurden

mit vielem Beifall aufgenommen. Oft wiederholte, lebhafte Hervorrufe gaben Zeugnis, daß das Publikum auch von der geſamten Darſtellung, insbeſondere von den Herren Wohlmuth und Fuchs als „Ruggieri“ und „Ugolino“, höchlich befriedigt war. Bei näherer Betrachtung wird man dieſes günſtige Urteil über die Darſtellung mehr freundlich als richtig finden. Wenn man nicht Lärm für Pathos, ein betäubendes Durcheinander für tragiſches Spiel nehmen will: ſo wird man ſagen müſſen, daß dieſe Vorſtellung, von gelungenen Einzelheiten abgeſehen, zu den mindeſt guten gehört, welche das Hoftheater in den letzten Monaten geboten hat. Herr Fuchs hat den Kampf mit ſeiner widerſtrebenden Stimme ſchon oft viel beſſer beſtanden, als geſtern. Herr Wohlmuth hat eine ſchwache Stimme, welche noch dadurch verliert, daß er das R nur mit kraftloſem Kehllaut auszuſprechen vermag. Wenn er, wie in der zweiten Hälfte der Rolle des „Ruggieri“, ſehr laut ſein will, ſo erhält man die unangenehme Empfindung, daß er ſich überſchreit. Man vergleiche damit, wie etwa Herr Häuſer oder Herr Schneider laut ſprechen — da merkt man ruhige, ſichere Kraft; bei Herrn Wohlmuth fühlt man unruhig ringende Anſtrengung. Schon oft iſt darauf hingewieſen worden, daß manchmal an der Hofbühne die Expoſition großer tragiſcher Werke undeutlich gegeben zu werden pflegt, daß die Mitſpielenden zu viel lärmen, daß durch die Bevorzugung der Deklamation vor der Charakteriſtik aller künſtleriſche Stil verloren geht. Dieſe Fehler haben die Vorſtellung der „Piſaner“ zu einer ſehr minderwertigen ſchauſpieleriſchen Leiſtung gemacht — die überdies faſt eine halbe Stunde länger dauerte, als der Theaterzettel verſprach.“

Die Berechtigung dieſer kritiſchen Ausſtellungen im vollen Umfange zugegeben, dürfen wir doch nicht verhehlen, daß die Darſtellung der „Piſaner“ ſehr viel mehr hervorragende Momente ſchauſpieleriſcher Kunſt bot, als das Bernſteinſche Referat vermuten läßt, und daß beſonders Herr Wohlmuth durch ſeine, geiſtreiche Charakteriſierung ſeines „Ruggieri“ den Mangel an Stimmſchönheit wettzumachen wußte. Freilich, im Schreien wurde bei dieſer Aufführung des Guten zu viel gethan — von allen, ohne Ausnahme, und wenn wir nach dem „Geſchrei“ die „Wolle“ wägen, könnte der Befund nur lauten: zu wenig. Gott beſſer's! Fritz Hammer.

Vom Büchertiſch.

P. T. Hanslick und der Briefwechſel zwiſchen Wagner und Liszt.

Man muß Häckels Schöpfungsgeſchichte einem pietiſtiſchen Bauernpfarrer, Schopenhauers Philoſophie einem akademiſchen Profeſſor-Eulenſpiegel, die Offenbarung Sankt Johannis einem feuilletoniſtiſchen Kommis-Voyageur — und den Briefwechſel zwiſchen Wagner und Liszt einem Eduard Hanslick zum Rezenſieren geben: und die blaſierte Welt, des Staunens entwöhnt, wird ſich doch ein Veilchen erſtaunen müſſen ob dem Maße von Dummheit, Gemeinheit und Arroganz, das ſich die ſogenannte gebildete Geſellſchaft von den ſogenannten Rezenſenten als ſogenanntes kritiſches Urteil in den höchſten und intimſten Geiſtesangelegenheiten genialer Individualitäten bieten läßt. Der Übermenſch vom Untermenſchen beurteilt, der Schöpfungsmächtige vom Impotenten in Zucht genommen, der Genius im Äther mit dem weltweiten Adlerblick

von dem Kurzauge eines kritikaſternden grünen Grashupfers gemaßregelt, der Offenbarungsgeiſt, der in ſich Weltuntergänge und Weltſchöpfungen, die höchſten Wonnen und tiefſten Schmerzen durchlebt, angegröhlt von dem kleinen, fetten Praſſer an der Ehrentafel der herrſchenden Mittelmäßigkeit, von dem Nachtiſch-Spaßmacher, der nichts in ſich erlebt hat als die Beſchwerden ſeiner eigenen Unverdaulichkeit!

Und nach dem erſten Erſtaunen beſchleicht uns eine milde humoriſtiſche Stimmung, in der ſich alle menſchliche Dummheit und Gemeinheit und Arroganz in Dunſt auflöſt. Es iſt und war ja doch nichts! Ein dreckiges Wölkchen, das frech an der Sonne vorüberfliegt. An der Sonne! Was kümmert ſie das bischen Dreck und Wolkendunſt!

Nun mache ruhig dein Späßchen, Herr Geheimrat Profeſſor Doktor Eduard von Hanslick über den Briefwechſel der erhabenen Kunſt-Dioskuren Wagner und Liszt. — Dein Parterre lauſcht:

Hanslick ſetzt ſich auf ſein Gackerſtühlchen unter dem Strich der Wiener neuen (!) freien (!!) Preſſe und — preßt:

„Was er an Liszt ſchreibt, lieſt ſich wie ſiedendes Waſſer!“

Bravo! Braviſſimo! Eiſen! Ein gottvoller Vergleich! Bitte, bitte, Herr Geheimrat, noch einen ſolchen!

(Für ſich: „Ja, meine teuern Verehrer, das geht nicht ſo leicht. Wartet nur a Bisl — — So, jetzt.“ Laut:) „Was er an Liszt ſchreibt, lieſt ſich wie flammendes Pech.“

(Während Hanslick verſchnauft, das Parterre:) „Bra—viſſi—mooo! Ach, Gott, wie unſagbar geiſtreich. Welch' eine Bildkraft, man ſieht's, man hört's, man fühlt's, man riecht's. Höher kann man's nimmer treiben — — (Einige kugeln ſich vor Bewunderung, andere ſchluchzen, ſtöhnen u. ſ. w. vor Entzücken.)

(Hanslick für ſich: „Probier'n mer's, ob mer noch was Stärker's 'rausbring'n, noch an höhern Spinat.“ Dann, als die Ordnung im Parterre wieder hergeſtellt, laut, mit rhetoriſchem Pathos:) „Faſt in jedem ſeiner Briefe ſehen wir nebeneinander zwei rauchende Feuerſäulen aufſteigen.“

(Das Parterre in unbeſchreiblichem Begeiſterungstaumel verfällt in epileptiſche Krämpfe — wirre Stimmen ringen ſich aus dem Chaos, man ſieht flehentlich erhobene Hände:) „Hör'n's auf, Exzellenz, mer könna nimmer, hör'n's auf!“ (Die Stärkeren raffen ſich auf und rekapitulieren in dumpfen Schauern vor ſich hin: „Siedendes Waſſer . . . flammendes Pech . . . rauchende Feuerſäulen . . .“ und im inſtinktiven Nachahmungstrieb die Bilderreihe fortſetzend und verwirrend: „flammendes Waſſer . . . ſäuliges Pech . . . ſiedende Raucher . . . wäſſ'riges Feuer . . .“).

(Hanslick, ſich feierlich erhebend, ſein Zeitungspapier majeſtätiſch ſchwingend:) „Dieſe beiden — ſtolzen — Feuergarben — praſſeln ſchließlich — immer zu . . .“ (Totenſtille im Parterre; der Sprecher ſinkt ruckweiſe auf ſein Gackerſtühlchen nieder) „. . . immer zu — dem — kläglichen — Aſchenhäuflein zuſammen:“ (klanglos auf dem Sitz) „Schick mir Geld!“

Und klanglos echot's aus dem Parterre: „Schick mir Geld! Schick mir Geld!“

Der Vorhang fällt.

Die Adminiſtration der „Neuen freien Preſſe“ an Eduard Hanslick: „Auf Anregung der Redaktion und infolge des koloſſalen Erfolges Ihrer eminenten Briefwechſel-Kritik werden wir Ihnen hinfort das übliche hohe Honorar noch verdoppeln. Erlaubten es die Mittel, würden wir jedes Ihrer Worte mit Gold aufwiegen. Allein auch das

genügte auf die Dauer nicht, denn die Beiträge Ew. Exzellenz sind einfach unbezahlbar. Mit der Versicherung grenzenloser Bewunderung verbinden wir die Bitte, Ew. Exzellenz möge sich an die Kasse bemühen, das Geld liegt bereit." Fritz Hammer.

Nachschrift. Der „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt" ist in zwei sehr schön ausgestatteten Lexikon-Oktavbänden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen. Der erste Band umfaßt die Jahre 1841—53, der zweite von 1854—61. Eine Dokument-Sammlung einzig in ihrer Art — und in ihrer Art nicht weniger wichtig und bedeutungsvoll als der berühmte Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Wir werden Veranlassung haben, an anderer Stelle auf das Werk zurückzukommen.

Dramatische Litteratur.

Wer nicht aus Absicht oder Gewöhnung das wirkliche Leben falsch sieht und falsch deutet, wird sich nicht zur Verteidigung der noch vielfach umhergetragenen Behauptung herbeilassen, daß im heutigen Deutschland Litteratur und Kunst eine hervorragende Stelle im öffentlichen Interesse innehätten und im geistigen Gesamtleben eine führende Rolle spielten. Deutschland ist kein Litteratur- und Kunstland. Ganz andere Strömungen als schöngeistige haben die Obergewalt. Der machtvollste Dichter und Künstler kann sich nicht mehr mit dem Gedanken schmeicheln, daß er die Spuren seines Geistes dieser seiner vielbewunderten deutschen Nation aufpräge oder auch nur im Mittelpunkte der geistigen Bewegung stehe.

Unser Drama kann sich nicht rühmen im Shakespeareschen Sinne eine Spiegelung unseres Jahrhunders und unserer Gesellschaft zu sein — schon aus Polizeirücksichten nicht, da ganze Gebiete unseres psychologischen und sozialen Lebens der Schaubühne polizeilich entzogen sind. Es ist darum auch Aufschneiderei, unser Drama immer noch als die sublimste Dichtungsgattung preisen zu wollen — eine Dichtungsgattung, in welcher Lindau, Lubliner, Philippi und tutti quanti Lorbeeren pflücken, von der Tantièmen-Seuche-Litteratur der bei uns eingebürgerten französischen Erfolgsritter wie des Pariser Birchpfeifferiaden-Machers Ohnet, des dramatischen Taschenspielers Sardou und des Charadisten Dumas gar nicht zu reden! Nein, eine Dichtungsgattung, in welcher solche Federn das Höchste und Erfolgreichste leisten, hat überhaupt aufgehört, eine dichterische Gattung zu sein. Nicht einmal Schillers pädagogischen Anspruch, daß die Schaubühne eine moralisch erziehende, durchs Thor des Schönen ins Land der Freiheit führende Anstalt sei, dürfen wir heute erheben, ohne uns lächerlich zu machen. Die Wirkung des Theaters auf die Charakterbildung des modernen Publikums ist gleich Null. So wollen wir denn auch in der Kritik die Kirche beim Dorf lassen und nicht mit Maßstäben hantieren, für die es nichts zu messen gibt.

Nur wenn sich uns wirkliche Dichter wie Lingg, Greif, von Schack, Grosse, Bleibtreu u. s. w. mit ihren Bühnendichtungen wunderbarerweise zu einer wirklichen Bühnenaufführung auf einem nennenswerten Theater durchgearbeitet haben, soll es uns eine doppelt angenehme Pflicht sein, unsern kritischen Mitarbeitern den Platz für ausführlichere Besprechungen an dieser Stelle einzuräumen. Für die — andere dramatische Produktion ist auf unserm Büchertisch kein Raum. Wir werden für sie vielleicht gelegentlich einen besonderen Ort aussparen mit der Aufschrift: „Moderne Spaßtheaterlitteratur" oder „Dramatische Industrie-Berufsschmieranten" oder so ähnlich.

Redaktion der „Gesellschaft".

Martin Greifs neue fünfaktige Schauspiele „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz im Rhein". (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl.) „Heinrich der Löwe, Barbarossa," hör' ich die Leser ungeduldig ausrufen, „historische Vorlesung in fünf Akten, sollen denn die Hohenstaufen niemals davor sicher sein, dramatisch verarbeitet zu werden?!" Ja, meine Herren, vielleicht wären auch die Dichter gerne geneigt, moderne soziale oder politische oder philosophische Probleme auf die Bühne zu bringen, wenn nur das sehr verehrte Publikum zuerst anfangen wollte, sich im Schauspielhause noch für andere Fragen zu begeistern, als z. B. für die, wie ein Leutnant, dessen Kasse an der Schwindsucht leidet, durch den glücklichen Fang eines Goldfischchens wieder zu Geld kommt. Es ist unbillig, in erster Linie die Theaterleitungen für den Niedergang der modernen Bühne — der unleugbar ist — verantwortlich zu machen. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage gilt auch in der Kunst und Litteratur. Die Schuld trifft in erster Linie das Publikum, dem an Ausstattung und Augenweide nicht genug geboten werden kann, und das in geradezu grauenhafter Blasiertheit alle Monate neue Stücke verlangt, die dann, selbst wenn es Meisterwerke sind, nach wenig Wochen zurückgelegt werden. Glücklicher Aristophanes! du durftest noch hineingreifen ins volle Menschenleben; denn du kanntest noch keine Polizei, keine Kommerzienräte und — es ist ketzerisch, aber wahr! — keine weibliche Prüderie. Man nannte dich den ungezogenen Liebling der Grazieen — heute wärst du wohl nur ein konfiszierlicher Possenschreiber geworden. In einer Zeit, da die reifsten Werke eines anerkannt hochbedeutenden Dichters, der weder ein unpraktischer Buchdramatiker noch ein durch Parteischranken beengter Tendenzschriftsteller ist, mit einem Worte, wo Ibsens Dramen auf der Bühne verpönt sind, da hört die Diskussion überhaupt auf. „Der Rest ist Schweigen."

Indessen — „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen" und so greifen sie eben zu entlegenen historischen Stoffen. Unseres Erachtens ist es überhaupt eine sekundäre Frage, in welche Zeit der Poet seine Gestalten versetzt. Das Zeitalter ist nur das wechselnde Kostüm des Menschen; der Mensch ist im wesentlichen immer derselbe, eine wahre „Spottgeburt aus Dreck und Feuer".

Das schöne Vorrecht des Dichters aber ist's, die Vergangenheit zu enthüllen, und den längst entschwundenen Schatten längst vermoderter Generationen Leben einzuhauchen. Soll er nun seine Stoffe dem Altertum oder dem Mittelalter oder der Neuzeit entlehnen? Wahrlich, eine Frage, fast so absurd, als wenn wir dem Maler vorschreiben wollten, was er malen soll.

Er malt das, wozu er Lust und Talent hat. Allerdings ist es richtig, daß gerade die Hohenstaufengeschichte nicht zu den dankbarsten Vorwürfen eines modernen Dramatikers gehört. Erstens sind uns Sprache und Denkweise des Mittelalters fremder als die des Altertums, dann handelt es sich bei dieser Geschichte nicht um Fragen, die uns heute noch aufregen — es sind einfach Kämpfe und Leidenschaften trotziger, kriegerischer Fürsten, hinter denen ebenso trotzige und kriegerische Völker stehen — dazwischen ein wenig Minne. Aber ist das nicht genug für den Dichter? Und ist es nicht gerade dem Dichter zu verzeihen, wenn er gerne aus dem Tumult und rauchigen Qualm der Tageskämpfe in ferne Zeiten entflieht, in Zeiten, wo der Mann noch etwas galt und die Persönlichkeit noch nicht überkrustet war von Schulkram und konventioneller Phrase, in eine Zeit, die barbarisch und roh war und sich zum neunzehnten Jahrhundert verhielt wie das Kind zum Mann, die aber vielleicht doch den einen kleinen Vorzug hatte, daß sie jugendkräftig und naiv war? So wird vielleicht selbst der modernste Leser es

begreifen, daß man auch heute noch einen Heinrich den Löwen schreiben kann. Greifs Drama stellt den Konflikt dar zwischen Welfen und Waiblingern. Heinrichs des Löwen Oheim, Herzog Welf, vermacht nach dem Tode seines einzigen Sohnes seinen ganzen Territorialbesitz dem Barbarossa, wofür ihm dieser eine reichliche Jahresrente garantiert. Diese Erbschleicherei des Kaisers empört Heinrich derart, daß er dem in Italien in schwere Bedrängnis geratenen Kaiser, der ihn zu Partenkirchen kniefällig um Heerfolge bittet, seine Hilfe versagt. Der Kaiser erleidet die Niederlage zu Legnano, aber es gelingt ihm, mit Papst Alexander Frieden zu schließen. Die sächsischen Fürsten, die dem Löwen längst schon gram sind, belagern das feste Lüneburg, das von Heinrichs Gemalin Mechtilde und Bernhard von Ratzeburg gehalten wird. Schon will der verräterische Bernhard die Veste übergeben; da naht der Löwe zum Entsatz. Die Fürsten werden geschlagen; allein im Lager Heinrichs meutern die Vasallen. So gibt „Heinrich der Löwe" keine endgültige Lösung des Konflikts. Diese erfolgt erst im zweiten historisch eng mit „Heinrich dem Löwen" verbundenen Drama in der „Pfalz im Rhein". Selbst unter den Eisentritten der gepanzerten Ritter und beim Schlachtruf der Parteien: Hie Welf, hie Waiblingen, blüht sie auf, die blaue Wunderblume der Romantik. Denn als ein romantisches Liebesdrama muß die „Pfalz im Rhein" gelesen und genossen werden. Heinrich von Braunschweig, des Löwen ältester Sohn, liebt Agnes, die Tochter des Staufen Konrad, Pfalzgrafen bei Rhein. Der Rotbart ist tot; sein tyrannischer Sohn Heinrich VI., der den Richard Löwenherz gefangen hält, haßt Heinrich und will ihn zu Worms als Hochverräter verhaften lassen — da stürzt Agnes vor, ihn zu retten, ihre Liebe verratend. Widerwillig läßt der Kaiser den Welfen frei. Die schöne Agnes ist für ihn nur eine wertvolle Schachfigur, die er nicht wegzuschenken geneigt ist. Sie ist bestimmt für die Hand des Königs von Frankreich. Aber nachdem die Liebenden des Unglücks ganze Kraft erprobt, Agnes sich heimlich dem Geliebten unter Vermittelung des Bischofs Burkhard vermählt und dafür in der Pfalz am Rhein in strenger Haft gebüßt, gelingt es Heinrich von Braunschweig durch wunderbare Fügung des Geschicks Konrads Zorn zu versöhnen. Auch der Kaiser reicht den Welfen die Hand. Heinrich der Löwe selbst entbietet seinen Sohn zur Heerfahrt nach Sizilien.

In beiden Stücken ist die Handlung dramatisch bewegt und konzentriert. Die Situationen sind neu und bühnenwirksam. Allerdings tritt unseres Erachtens die Charakteristik etwas hinter dem Aufbau der Fabel zurück. Am besten gelangen dem Dichter die Gestalten der ebenso anmutigen als entschlossenen Hohenstaufin Agnes und des Tyrannen Heinrich. Nur ist der Umschwung in der Gesinnung des letztern — aus Gefühlsmotiven — nicht recht glaublich — da bei dem Kaiser, wie ihn auch Greif, der historischen Überlieferung folgend, konsequent geschildert hat, nur politische Erwägungen verfangen. Die Sprache ist in beiden Dramen poetisch und kräftig, was umsomehr anzuerkennen ist, als beide Dramen in Jamben geschrieben sind. Beiläufig: wie wäre es, wenn sich die Dichter, da sie diesem Versmaß doch schwer entsagen zu können scheinen, zur Shakespearischen Mischung von Poesie und Prosa entschließen könnten? Durch diese Scheidung der Form erreicht Shakespeare oft hochbedeutende Wirkung; er gibt uns durch sie zu erkennen, welch einen Abstand er zwischen seinen Heroen und deren im Leben wie im Drama unvermeidlichen Staffage markiert wissen will. Wir können nicht darüber hinaus: es wirkt künstlich, nicht künstlerisch, wenn Köhler im Harze oder bayerische Oberländer in Jamben sprechen oder wenn ein langer Brief, wie in „der Pfalz im Rhein", in untadelhafter Metrik verfaßt, vorgelesen wird. Ich gebe zu, daß auf der Bühne bei wirklich charakterisierenden Schauspielern der kleine Übel-

stand verdeckt wird — aber gibt es überall charakterisierende Schauspieler? Gehört nicht die Mehrzahl zur Kategorie der deklamierenden?

Auf eines müssen wir noch hinweisen, auf Greifs wunderbare Stimmungsmalerei. Wo es gilt, die feinsten Saiten der seelischen Stimmung in musikalische Schwingung zu versetzen, da ist Greif Meister. Unter vielen solchen Stellen hebe ich hervor Heinrich des Löwen Erzählung von seiner Errettung Barbarossas im ersten Drama (III. Akt, 2. Szene. „Gedenkt dir's noch, wie uns nach Friedrichs Krönung die Römer hart am Tiber überfallen"), dann im zweiten Dramo Heinrichs von Braunschweig und Agnes Liebeswonne: „Wie herrlich strahlt die Welt dem Aug der Liebe" (III. Akt, 1. Szene u. s. w.). Julius Hillebrand.

Glossen zu Dr. Leon Kellners Essay „Zum Andenken Lord Byrons". (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 22.) Wieder ein Jubiläum! Ein Byronjubiläum! Infolge dessen sieht sich die deutsche Presse veranlaßt, dem Publiko wieder in Erinnerung zu bringen, daß vor hundert Jahren in England ein Lord geboren wurde mit Namen Noël Byron und daß selbiger Lord nebenbei ein großer Dichter gewesen ist. „Der Philister kümmert sich so wenig um das, wos unsere Vorfahren vor fünfzig Jahren bewegt hat, dem thätigen, groben matter of fact-Menschen unseres Säkulums ist Byron und der Weltschmerz sehr gleichgültig geworden. Aber er wird zur Erinnerung gezwungen, das Morgenblatt, das er zur Hand nimmt, wird ihm, dem Widerstrebenden, von Byron erzählen, der Theaterzettel wird ihm den halbverklungenen Namen ins Gedächtnis rufen. Der Deutsche von heute wird, ob er will oder nicht fragen müssen: „Was ist Byron gewesen, was ist er uns." Natürlich wenn er am Byrontag irgendwo eingeladen ist, muß er doch eine halbe Stunde über Byron geistreicheln. In der That, unschätzbar für den Genius vom Rang eines Byron, die Wertschätzung des Philisters einem zum Morgenkaffee gelesenen, mehr oder minder tiefsinnigen Feuilleton verdanken zu müssen. Und sehr anerkennenswert, sehr huldvoll von unsern „ernsten" Litterorhistorikern, bei dieser Gelegenheit den „halbverklungenen" Nomen Byrons wieder zu Ehren bringen zu wollen.

„Die deutsche Jugend weiß nicht mehr viel von ihm, sie hot sich on ihm nicht erbaut, nichts von ihm gelernt." Das Faktum ist richtig, es fragt sich nur, ob Byron oder die deutsche Jugend dasselbe verschuldet hat. Übrigens wäre zuvor die Frage zu erörtern, ob sich die deutsche Jugend (versteht sich in der ausschlaggebenden Gesamtheit) allzusehr an Shakespeare, ja überhaupt on der deutschen Litterotur „erbaut" hat. Die männliche deutsche Jugend kennt jedenfalls Scheffels Kneiplieder (die weibliche Paul Heyse, Ebers und Konsorten) und hört sogar gelegentlich eine Vorlesung über Goethes Faust — und dos genügt. In dem genannten Essay wird ausgeführt, Byron habe zuerst den Weltschmerz, den nur der Glückliche kenne (unglaublich, aber wörtlich zu lesen) ausgesprochen, sich mit ihm identifiziert, und die „Leere der Byronschen Verse" (!) gebe einem jeden einzelnen die Möglichkeit, nach Stimmung und Verhältnis das Wort mit einem ureignen Inhalt zu füllen. Gleichzeitig aber leitet der Wiener Herr Doktor Keller die Verbreitung des Byronismus (dieses Weltschmerzes der Glücklichen) von der Not und dem Elend des damaligen politischen und sozialen Daseins ab. „Erkläret mir Herr Örindur" u. s. w. — Weltschmerz! Wie erhaben dünkt sich der Philister, wenn er dies Wort in den breiten Mund nimmt und weiblich drauflos drischt, wobei er mit der göttlichen Sorglosigkeit der Ignoranz die Zuckerbäckerware irgend eines Nachtreters mit den Granitwerken des Genies vermengt: Weltschmerz — überwundener Standpunkt. „Glorreich herrliches Jahrhundert!" du hast höhere Aufgaben, wie z. B. die

Einführung des kleinkaliberigen Repetiergewehres! Philoſophie, Poeſie — kann man ein Patent drauf nehmen? der Artikel geht ſchlecht, ſteht nicht mal im Kurszettel — ergo ſind's Dummheiten — das iſt die ſtupende Logik des money makers.

„Byron iſt in ſeinen Dichtungen durch und durch Egoiſt." Welch grobe Verwechſelung von Egoismus, einem Begriff, der ſich doch nur auf Objekte des Willens beziehen kann und Subjektivität! Oder iſt es Egoismus, wenn Byron die Welt durch den Spiegel des ſouveränen Ichs ſchaut? Ihm daraus einen Vorwurf zu machen, iſt abſurd. „Die Inhaltsloſigkeit des Byronſchen Weltſchmerzes!" Der furchtbare Groll Arnolds über ſeine Mißgeſtalt, Kains glühender Durſt nach Wahrheit und Gerechtigkeit, Luzifers ſataniſcher Hochmut und Gotthaß — „inhaltsloſer Weltſchmerz"! Freilich — hat ſich der Wiener Doktor ſeine Jubiläumsgabe etwas leicht gemacht. Weder den Sardanapel, noch den Kain, noch den Juan, noch den Manfred würdigt er eines einzigen Wortes!

In der That — dieſes Gedenkblatt Byrons iſt für den Morgenkaffee des Philiſters geſchrieben. Schließlich wird folgendes gnädige Diktum über den Dichterlord abgegeben: „Nur eines iſt es, das Byron eine erſte Stelle unter den Dichtern aller Zeiten ſichert, das iſt ſeine Sehnſucht nach der Natur." In ihr entdeckt Herr Doktor Kellner das einzig Poſitive der Byronſchen Dichtung. Ferner wird die Entdeckung gemacht, Byron ſei eine Art Pantheiſt geweſen. (Wenn er denn durchaus unter eine Schablonenkritik gebracht werden ſoll, konnte man ihn eher einen Panſatauiſten nennen!) — Alſo nicht der Lebens- und Gedankeninhalt des Dichters, allein ſeine ſchönen Naturbeſchreibungen machen ihn zum großen Dichter! Das iſt der Standpunkt eines höhern Töchterſchullehrers in der engliſchen Stunde, wenn er die auch von Kellner angeführte Stelle aus Childe Harold citiert, um ſeinen Schülerinnen eine ſchöne Sprachprobe zu geben. Ein Dichter wie Byron hat das Recht, vom Leſer zu fordern, daß er in die Myſterien ſeiner Gedankenwelt eindringe und ſich nicht mit einer Blumenleſe von ſogenannten dichteriſchen Schönheiten begnüge. „Erſt die letzten zwei Jahre des Dichters, welche der Sache der Griechen geweiht waren, ſowie ſein Tod gaben ſeinem Leben den verſöhnenden Abſchluß." Wie rührend! — der Tod eines Säkularmenſchen im blühendſten Mannesalter, der unerſetzliche Verluſt, den die Menſchheit durch die jähe Vernichtung der ſchöpferiſchen Kraft Byrons erlitten — iſt ein verſöhnender Abſchluß? Das Leben des Genius legitimiert ſich durch ſeine Werke — auch ohne den Tod zu Miſſolunghi, auch ohne ſein hochherziges Eintreten für die Sache der Griechen wäre dem Schöpfer des Kain die liebende Bewunderung und Verehrung aller wahrhaft Gebildeten gewiß. Goethe, ſonſt der Monopoldichter der Allgemeinen Zeitung, war etwas anderer Meinung über die Bedeutung Byrons als Herr Doktor Kellner. Er hat derſelben herrlichen Ausdruck verliehen in den Worten des Chors über Byron-Euphorion (Fauſt II. Teil, 3. Aufzug):

Ach, wenn du dem Tag enteileſt,
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Los!

Julius Hillebrand.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

I.

Heyses Heinedenkmal-Aufruf.

„Daß jetzt die Frage zu einer lebhaften Zeitungsfehde veranlaßt hat, ersehe ich aus manchen Zusendungen. Meine persönliche Neigung ist anderen Dichtern in höherem Maße zugewandt. Hölderlin, Mörike, manches von Uhland u. s. w. stehen meinem Herzen näher. Über die Stellung Heines in der Weltlitteratur, in der er alle die Genannten und noch viel notable Namen an Einfluß und Ruhm weitaus überragt, werden jedoch alle Kundigen einverstanden sein. Wer übersetzt in Italien, England und Frankreich Uhland oder Mörike? Und unser Aufruf hatte ausdrücklich jede Solidarität mit seinen nicht-lyrischen Schriften und seinen Gesinnungen abgelehnt. In Düsseldorf aber wird von den hochkirchlichen Biedermännern eifrig gegen das Denkmal gearbeitet, daher ihnen auch unsere ganz unwichtige itio in partes gelegen kommt."

Paul Heyse in der „Frankf. Zeitung".

Das klingt ja sehr bescheiden: „Unsere ganz unwichtige itio in partes!" Leider ist dieser Abschwächungsversuch nur eine neue Grube, die sich die Heysesche Feder selbst gegraben.

Es dürfte sich wohl kaum jemals ein litterarischer Chorführer und Denkmal-Aufruser eine solche Blöße gegeben haben wie Herr Paul Heyse durch die Art seiner Beweisführung, daß Heinrich Heine der größte Lyriker der Nachgoethezeit sei, denn sein Beweis ist ja ein Beweis gegen seine Behauptung, wie wir im folgenden zeigen werden. Wohl erkennend, welch erhebliches Moment bei der Wertschätzung eines lyrischen Dichters der Umstand sei, daß seine Lieder am meisten in das eigene Volk gedrungen seien, behauptet Herr Heyse letzteres von Heine. Um die Unrichtigkeit dieser Behauptung zu erkennen, braucht man nur zählen zu können, und nicht einmal bis fünf, denn nur drei Heinesche Lieder werden im Volke allenfalls gesungen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Du hast Diamanten und Perlen" und „Leise zieht durch mein Gemüt". Alle anderen sind doch lediglich Konzertstücke — dank der den Dichter weit überragenden Komponisten, insonderheit Mendelsohns und Schumanns. Wie viele Lieder Uhlands dagegen singt man im Volk! Wir nennen:

„Ich hatt' einen Kameraden", „Bei einem Wirte wundermild", „Es zogen drei Jäger", „Droben stehet die Kapelle", „Es zogen drei Bursche", „Ich bin vom Berg der Hirtenknab", „Die linden Lüfte sind erwacht", „Singe wem Gesang gegeben", „Noch ahnt man kaum der Sonne Licht", „Wir sind nicht mehr beim ersten Glas", „Graf Eberstein", „Das Schloß am Meer" u. s. w. u. s. w.

So müßte denn Herr Heyse seinem Beweisgrunde gemäß ja Uhland als den größten Lyriker bezeichnen; er spricht also gegen seine eigene Behauptung, und dies macht sich — sehr gelinde gesagt — lächerlich. Übrigens scheint aber Herr Heyse selbst seinen Widerspruch einzusehen und — flüchtet sich in den Nebel der Weltlitteratur! Er weist nämlich darauf hin, daß Heine am meisten übersetzt worden sei. Wie achselzuckend und geringschätzend frägt er: „Wer übersetzt in Italien, England und Frankreich Uhland oder Mörike?" Gerade diese Frage verrät so recht den lyrischen und ästhetisch-kritischen Dilettanten, der nicht fühlt, daß diese Dichter eben ihrer außerordentlichen Heimatskraft und Eigenart wegen gar nicht übersetzbar sind, wie überhaupt alle

echte Lyrik nicht übersetzbar ist, was der Übersetzer Heyse annähernd aus Erfahrung wissen sollte. Ein echter Lyriker wurzelt so tief im eignen Volke, seine Poesie ist so eng mit dem heimlichsten Sprachgeiste des Mutterbodens verwachsen, daß eine gleichwertige Übersetzung gar nicht denkbar ist. Denn der unaussprechliche lyrische Zauber wird bei derselben ganz zerstört. Oft liegt ja der Reiz eines Gedichtes in der Wortfolge, oft im musikalischen Element der Sprache, welches mit der Stimmung so innig verwoben ist, daß eine leidliche Übertragung in ein anderes Idiom nur dem allerbegabtesten Nachdichter, niemals dem Wortübersetzer gelingen kann.

„Sausewind, Brausewind dort und hier,
Deine Heimat sage mir!" —

wie will man das übersetzen?

„Röslein auf der Haiden"

sagt Goethe, nicht „auf der Haide" — wie kann man ein solches Charakteristikon in einer fremden Sprache wiedergeben? Und wie feierlich klingt Uhlands Lied: „Das ist der Tag des Herrn" — wie lächerlich banal aber wäre „Voilà, le jour du seigneur — oder de dieu!"

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit" — „im gleichen Schritt und Tritt" — wo nehmen wir in der fremden Sprache diese für diese Volksliedweise eigentümliche Tonmalerei her?

Und so stellen sich denn der Übersetzung von Lyrik umsomehr Schwierigkeiten entgegen, je echter, je eigenartiger dieselbe ist.

Nur ein Lyriker, der so wenig aus der Empfindung des eigenen Volkes schöpft, wie Heinrich Heine, ist leicht zu übersetzen.

„Du bist so hold und schön und rein" und „so rein und schön und hold" — Worte von gar keiner Prägnanz der Bedeutung kann man leicht in einer anderen Sprache wiedergeben, ja solche Verse gewinnen sogar oft in einer anderen Sprache. Kurz, von der Übersetzung in eine fremde Sprache hängt die Bedeutung eines Lyrikers absolut nicht ab, und eine Übersetzung ist im Grunde auch nicht notwendig, da ja die deutsche Sprache selbst eine Weltsprache ist und jeder große Lyriker eben dazu beiträgt, daß sie eine solche in immer höherem Grade wird und infolge dessen die deutschen Meisterwerke in der Ursprache gelesen werden. Und so ist denn Herrn Heyses zweite Behauptung eine Verkennung des Wesens der Lyrik überhaupt. Aber nicht nur falsch, sondern auch unmoralisch ist der Hinweis auf die Übersetzung eines Dichters in dem aus parteiischen Gründen oft geradezu blinden Auslande, wenn es sich darum handelt, ihm in seinem Vaterlande ein Denkmal zu setzen.

Denn die Düsseldorfer wollen gewiß nicht darum unsere Geld-Beiträge zu ihrem Heine-Denkmal haben, weil Heine in Frankreich, Italien und England mehr übersetzt wird, als irgend ein anderer moderner Dichter, sondern weil sie ihn als deutschen Originaldichter schätzen und der Ortszufall seiner Geburt ihrem Düsseldorfer Lokalpatriotismus schmeichelt; denn daß Heine sonst etwas spezifisch Düsseldorfisches oder Rheinländisches in seinem Wesen und seiner Dichtung gehabt habe, das werden die verliebtesten Düsseldorfer Heine-Schwärmer selbst nicht glauben. Also nicht dem Dichter der Weltlitteratur im Übersetzungs-Sinne und nicht dem rassemäßig stammverwandten Dichter kann das Düsseldorfer Denkmal gelten, sondern dem berühmten, in deutscher Zunge dichtenden Heine schlechtweg. Was will also der kluge Heyse gerade bei dieser Gelegenheit mit seiner Übersetzungsstatistik beweisen? Höchstens das eine, daß er sich

mit ſeinem geſchraubten, hochtrabenden Aufruf wieder einmal vergaloppiert hat und nun keinen Grund fadenſcheinig genug findet, um Leichtgläubigen zu erweiſen: ich, Heyſe, bin auf dem rechten Wege und weiß alles beſſer, als andere Leute.

Wir lächeln über dieſe Rechthaberei — und ſteuern trotz dem Heyſe-Aufruf unſer Scherflein zu dem Heine-Denkmal bei. Die guten Düſſeldorfer ſollen ihr Monument haben — vielleicht ſchickt ihnen der ewige Spötter vom Olymp herab eine paſſende Inſchrift dazu. J. Fr. Koiſtei.

II.

„Die Lüge in der Dichtung."

Emil Mauerhof iſt ſehr geiſtreich und ein begeiſterter Freund der Wahrheit. Gar manchem, was er in ſeiner vortrefflichen Analyſe Heines über den Dichter des Buches der Lieder ſagt, kann man rückhaltlos beiſtimmen. Doch irrt Herr Mauerhof, wenn er den Geiſt Heines mit dem „weltbekannten Judenwitz" identifiziert. Heines Witz ſcheint mir weit mehr Verwandtſchaft mit dem Eſprit Voltaires, überhaupt mit dem präziſen Witz der Franzoſen zu haben. — Nicht das „jüdiſche" Deutſchland hat Heine ſo erhoben, als er auftauchte. Varnhagen von Enſe, Immermann, Laube u. ſ. w. waren meines Wiſſens weder am Körper noch am Talent beſchnitten, als ſie das Genie Heines prieſen. Auch Friedrich von Gentz, deſſen verknöcherte Seele ſich nur den Reizen der Fanny Elsler und dem Wohllaut der Heineſchen Verſe erſchloß, war ſo wenig ein Jude wie Klemens Metternich. Als Heine auftauchte, mußten Deutſchlands Juden noch Erlaubnisſcheine für das Übernachten in den freien und unfreien deutſchen Reichsſtädten um die Viehtaxe löſen und hatten andere Schmerzen, als ſich um den Schriftſteller Heine zu kümmern. Die einzigen Juden, die damals litterariſch thätig waren, hießen Moritz Gottlieb Saphir (Konvertit), Michael Beer (Konvertit), Ludwig Börne (Konvertit), Schiff, Romanſchriftſteller, und Gans, Profeſſor in Berlin (ditto). — Die „Wallfahrt nach Kevlaar" und das wunderbare Gedicht „Friede" ſind unſtreitig die ſchönſten lyriſchen Verherrlichungen des Chriſtentums und ſeines erhabenen Stifters, die wir in deutſcher Sprache beſitzen. Über das Gedicht „Du biſt wie eine Blume" habe ich eine eigene und ganz andere Anſicht als Herr Mauerhof. Ich kenne aus Erfahrung die ergreifende Wirkung, die dieſes Gedicht ſelbſt auf poeſieverſchloſſene, harte Naturen hervorbringt. — Der unglückliche, hochgeſinnte Kaiſer Maximilian von Mexiko las in ſeiner Gefangenſchaft noch Heines Romanzero. Es war ſein letztes Buch und vielleicht ſein letzter Troſt. In Maximilians Gedichten — er war bekanntlich ein gläubiger Katholik — finden ſich begeiſterte Verſe, dem Andenken Heines gewidmet. Ich denke, und darin wird gewiß auch Emil Mauerhof mit mir übereinſtimmen, daß Genie und Bewunderung des Genies an kein Bekenntnis, an keine Raſſe gebunden ſind. Den weiteren Studien Mauerhofs über „Die Lüge in der Dichtung" ſehe ich mit Spannung und dem innigen Wunſche entgegen, daß ſie nicht von übel beeinflußten Geiſtern als Beiträge zur Einführung des Antiſemitismus in die litterariſche Bewegung mißdeutet werden mögen. Sigmund Herzl.

Redaktions-Post.

R. G. in Berlin. Wer der größte Lyriker nach Goethe? Bei Lebzeiten Paul Heyses wurde diese Frage beantwortet: Heine — und zwar von Heyse selbst. Kenner versichern zwar, Heyse habe sich damit nur den eigentlich ihm gebührenden Platz warm halten wollen, allein wir trauen diesen Kennern doch nicht, weil wir von Heyses Bescheidenheit in lyrischer Selbstschätzung von anderer Seite viel zu kräftige Berichte erhalten haben. Heyse soll sich wirklich auf Zureden gelehrter ästhetischer Freunde zu dem Glauben bekehrt haben, daß er der geborne — Dramatiker sei. Seitdem hat er auf den Lorbeer des auserwählten Liedersängers verzichtet. Er macht zwar noch ab und zu ein Liedchen, aber ohne rechte Überzeugung. Um dann sein künstlerisches Gewissen zu erleichtern, geht er um so forscher für die lyrische Unsterblichkeit dritter ins Zeug. Da verfaßt er monumentale Aufrufe für irgend einen zu Bedenkmalenden, ladet drei oder vier gutmütige Kameraden, die sich seine erleuchteten Gedanken aufoktroyieren lassen, kurzer Hand zur gefälligen Mitunterzeichnung ein — und die große That steht morgen in allen Blättern. Das liest sich wunderschön. Heyse der stramme Anführer, jubeln die Angeführten und die andern . . . Die „Augsb. Abendzeitung" hat die Meldung gebracht, daß obige Frage in Münchener litterarischen Kreisen einen Zwist verursacht habe und die Geschichte so erzählt: Paul Heyse hat wieder einmal einen Aufruf verfaßt, um in Münchener Kreisen Beiträge für das Düsseldorfer Heine-Denkmal zu sammeln. Neben Andreas May, Ludwig Schneegans, Otto Braun und einigen anderen bekannteren Schriftstellern waren auch Graf von Schack und Martin Greif dem Aufruf beigetreten, aber mit dem Vorbehalt, daß an Stelle der Worte: „als den größten Lyriker der nachgoetheschen Epoche" — als „einen der größten Lyriker der u. s. w." gesagt werde, um die anderen großen deutschen Lyriker, insonderheit Ludwig Uhland, nicht dadurch herabzusetzen, daß Heine ihnen allen vorgezogen wird. Da (bei Heyses überlegenem Wissen und seiner Beharrung auf seinem unfehlbaren Text — natürlich!) eine Einigung nicht stattfand, zogen sich Schack und Greif zurück und das Komitee trat nun ohne diese Namen an die Öffentlichkeit. — Die verschiedenen Aufrufe, Rundschreiben u. s. w., die wir Heyses prompter Feder bereits verdanken, werden dereinst in des Dichters gesammelten Werken gewiß eine Stelle finden, so daß es späteren Heyse-Kommentatoren nicht an willkommenem Anlasse fehlen wird, ihr Licht über das Dunkel, das noch manchen ähnlichen „Zwist in Münchener litterarischen Kreisen" umgibt, anmutig leuchten zu lassen. Künftige Denkmal-Aufrufschreiber werden daraus vielleicht auch so viel Schicklichkeit lernen, daß es sich in solchen Fällen, die doch mehr eine allgemeine nationale Repräsentierung und nicht bloß die Liebhaberei einer litterarischen Klique bedeuten, gezieme', auf die Vertreter anderer Bildungs- und Volksinteressen-Kreise, z. B. Künstler, Parlamentarier, Verlagsbuchhändler, Musiker u. s. w., zur Mitunterzeichnung solcher Aufrufe einzuladen. Hätte Heyse bei seinem Heine-Aufruf dieses Gebot der guten nationalen Sitte beachtet, statt seine Privatmeinung allein in Szene zu setzen, sein Schriftstück hätte gewiß ein ganz anderes Gewicht — und vermutlich auch ein ganz anderes Gesicht erhalten.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.

Baron Georg Derbzen.

UNIV. OF CA

Die Familie,

metaphyſiſch und dialektiſch betrachtet.

Von J. G. Stubenvoll.

Lord Beaconsfield-Disraeli ſchrieb 1845 den ſozialpolitiſchen Roman: „Sybil“. Im Schlußworte desſelben findet ſich folgende merkwürdige Stelle: „Die geſchriebene Geſchichte der letzten zehn Regierungen unſeres Landes iſt ein reines Phantaſiegebilde, das dem Urſprunge und den Wirkungen der politiſchen Handlungen eine von der Wahrheit durchaus verſchiedene Färbung gibt. In dieſer mythiſchen Dichtung haben alle Gedanken und Dinge einen der Wirklichkeit widerſprechenden Charakter und Namen angenommen.“ Was hier der berühmte Staatsmann über die geſchriebene Geſchichte eines gewiſſen Zeitraumes ſagt, gilt leider auch in Bezug auf unſere geprieſenſten Geſchichtswerke.

Ja, man darf füglich behaupten, daß gar manche ſogenannten Wiſſenſchaften, wie Theologie, Staatswirtſchaftslehre, Rechtsphiloſophie u. ſ. w. ebenfalls als „mythiſche Dichtungen“ bezeichnet werden können, in denen „alle Gedanken und Dinge einen der Wirklichkeit widerſprechenden Charakter und Namen angenommen haben“. Der proteſtantiſche Theolog wird dies bereitwilligſt zugeben bezüglich der katholiſchen Theologie und umgekehrt der katholiſche Theolog bezüglich der proteſtantiſchen Theologie. Die Staatswirtſchaftslehre der Agrarier weicht durchweg ab von jener der Freihändler, wie von der der Sozialiſten. In der Rechtsphiloſophie hat die Phantaſie einen großen Tummelplatz.

Die ſoziale Stellung und die geiſtige Atmoſphäre, in welcher der Menſch lebt, beſtimmen ſeine Denkweiſe. Erſt dadurch, daß der Menſch aus ſeiner ſozialen Stellung gleichſam heraustritt, indem er die geiſtigen

Bestrebungen, die ganze Weltauffassung anderer — höherer oder niederer — Klassen sich anzueignen sucht, erwirbt er eine freiere, humanere Denkweise. Er lernt dialektisch denken und überwindet allgemach die metaphysische Weltauffassung.

Der Metaphysiker ist einseitig, betrachtet alle menschlichen Dinge unbewußt von seinem Klassenstandpunkte aus; seine Geschichtsdarstellung muß daher naturnotwendig so sein, wie Disraeli sie charakterisiert. Der Metaphysiker wird beispielsweise als Nationalökonom die Thatsache, daß die deutschen Sparkassen dermalen bereits 2500 Millionen zinsenbringendes Kapital aufweisen, mit hoher Freude als ein Zeichen hochgradigen Wohlstandes begrüßen. Natürlich, denn der Metaphysikus betrachtet Kapital lediglich als Kapital, d. h. Vermögen und somit bedeutet ihm Zunahme des Kapitals nur Zunahme des Vermögens. Der Dialektiker dagegen, welcher gewohnt ist, alles als veränderlich, als relativ zu betrachten, wird ganz anders urteilen. Ihm gelten nämlich diese 2500 Millionen zinsentragendes Kapital nicht bloß als Kapital, sondern auch als — das Gegenteil, nämlich als 2500 Millionen zinspflichtiger Schuld; denn was für die einen zinsenbringendes Kapital ist, muß für andere zinspflichtige Schuld sein: woher kämen sonst die Zinsen? Für den Dialektiker ist also die Thatsache von der Zunahme des Kapitals kein erfreuliches Ereignis, da sie ihm zugleich die zunehmende Verschuldung der minder gut situierten Bevölkerung aufweist. Der Metaphysiker wird die Zunahme der Zinsen als Zunahme des Nationaleinkommens betrachten; der Dialektiker muß darin auch eine ungünstige Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit erblicken.

Dem Geiste der Dialektik entspricht es ferner, alles Existierende als Gewordenes und zugleich als Werdendes aufzufassen, in dem Fertigen und Entstandenen den Hergang des Werdens und zugleich die Keime künftiger Gestaltungen zu erkennen, während die Metaphysik als „Wissenschaft von dem letzten Grunde, dem Wesen und Zwecke aller Dinge" alles Bestehende, alle Dinge und Erscheinungen aus dem Wesen des „letzten Grundes" aller Dinge zu erklären sucht. Die Metaphysik geht also von unbewiesenen, unbeweisbaren allgemeinen Sätzen aus, verfährt somit willkürlich.

Wo der Metaphysiker zu forschen aufhört, da fängt der Dialektiker eigentlich erst an. Ein Beispiel zur Erklärung. Die Petrefakten wurden von den Metaphysikern früher als Naturspiele (lusus naturae) betrachtet der Dialektiker dagegen erblickte in denselben wertvolle Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte der organischen Welt und so bildete sich die ver-

hältnismäßig noch sehr junge Wissenschaft: Paläontologie aus. Aber noch fortwährend entstehen durch die dialektische Auffassung der Natur, der Geschichte, der Sprache, der Gesellschaft, der Familie u. s. w. neue Zweige der Wissenschaft.

Als ein solcher, durch die moderne dialektische Denkweise entstandener neuer Zweig der Sozialwissenschaft muß die Entwickelungsgeschichte der Familie betrachtet werden, zu welcher der verdienstvolle, aber trotzdem wenig bekannte Bachofen in seinem vorzüglichen Werke: „Das Mutterrecht", Stuttgart, 1861, den Grund legte.

„Geschichte der Familie", „Ursprung, Entstehung der Familie" — diese Worte reichen allein schon hin, einen echten Metaphysikus rabiat zu machen. Ist er doch gewohnt, die Familie als etwas Gegebenes, von jeher Existierendes zu betrachten, dessen Ursprung einfach mit dem Ursprung der Menschheit zeitlich zusammenfällt, dessen Geschichte sich einzig darauf beschränkt, daß die gottlosen Heiden Vielweiberei trieben, bis die guten Christen die Monogamie einführten. So gibt uns Herr Professor Riehl folgende Versicherung: „Die Familie ist die ursprünglichste, urälteste menschlich-sittliche Genossenschaft, zugleich eine allgemein-menschliche; denn mit der Sprache und dem religiösen Glauben finden wir die Familie bei allen Völkern der Erde wieder."

Der berühmte Herr Staatswirtschaftslehrer hat hier offenbar seinem Talente für die Rhetorik zu viel nachgegeben, als er diesen Satz aussprach, den er als Kulturhistoriker bei einigem Nachdenken sofort als total irrig erkennen muß. Riehls Ausspruch klingt schön und imponiert durch die apodiktische Gewißheit, die er zum Ausdrucke bringt; nichtsdestoweniger ist er Wort für Wort falsch.

Herodot, Diodor und Strabo einerseits, die Afrikareisenden und andere Ethnographen der Neuzeit andererseits lassen uns viele Völker kennen lernen, denen die Familie etwas ganz Fremdes war, bezw. ist. Übrigens hätte Herr Riehl von seinen Gymnasialjahren her in Erinnerung behalten sollen, daß Cäsar (De bello Gallico V, 14) folgendes über die Britannier schreibt: „Uxores habent deni duodenique inter se communes et maxime fratres cum fratribus parentesque cum liberis."*) Will Herr Riehl eine solche Genossenschaft etwa Familie nennen? Vielleicht ist Herrn Riehl noch gar nicht aufgefallen, daß die Sprachen der alten und neuen Kulturvölker für die angeblich „urälteste,

*) „Sie haben je zehn oder zwölf die Frauen gemeinsam und zwar Brüder mit Brüdern und Väter mit Söhnen."

urſprünglichſte“ Gemeinſchaft von Vater, Mutter und Kindern gar kein eigenes Wort haben, ſondern ihr den Namen: Familie geben, welcher Ausdruck, von famulus herſtammend, urſprünglich bei den Römern lediglich die Geſamtheit der einem Herrn gehörigen Hausſklaven bedeutete?

Ein anderer ſonſt als Gelehrter hervorragender Forſcher metaphyſiſcher Denkrichtung, Rodbertus, bringt folgenden ſehr hübſchen Vergleich:

„Die Natur ſtellt uns in der Stufenreihe von der Zelle bis zum Menſchen eine Entwickelungsreihe immer vollkommenerer phyſiſcher Lebensbildungen dar. Durch die ganze aufſteigende Stufenreihe der phyſiſchen Lebensbildungen wiederholt ſich die Zellenbildung als deren bleibender Elementarorganismus. — Die Geſchichte ſtellt uns in der Stufenreihe von der Familie bis zur einen organiſierten menſchlichen Geſellſchaft eine Entwickelungsreihe immer vollkommenerer ſozialer Lebensbildungen dar. Durch die ganze aufſteigende Stufenreihe der ſozialen Lebensbildungen wiederholt ſich die Familie als deren bleibender Elementarorganismus.“

Dieſes Bild wirkt beſtechend; ſcheint es doch ſehr natürlich und vernünftig angeſichts des Umſtandes, daß ein Staat aus vielen Gemeinden, eine Gemeinde aus vielen Familien beſteht, die Familie als einfachſtes ſoziales Gebilde und ſomit als Ausgangspunkt für die Entwickelung höherer ſozialer Organismen zu betrachten. Allein dieſe Auffaſſung iſt vollſtändig falſch. Die Familie iſt, wie im Nachſtehenden ausführlicher dargethan wird, durchaus nicht der Ausgaugspunkt der ſozialen Entwickelung der Menſchheit, durchaus nicht der Keim, aus dem Gemeinde, Staat u. ſ. f. ſich entwickelten, ſondern vielmehr Reſultat einer ſozialen Entwickelung, hat ſich erſt allmählich aus größeren ſozialen Gebilden losgelöſt.

Unſere moderne Familie, weit entfernt, die „urälteſte, urſprünglichſte“ ſoziale Inſtitution zu ſein, hat ſich erſt ſpät zu ihrer heutigen Form entwickelt; was wir jetzt Familie nennen, beſtand früher gar nicht, ja beſteht ſogar heutzutage noch nicht überall. Die Entſtehung des Wortes Familie klärt uns darüber ſchon etwas auf.

Hören wir noch einen dritten Metaphyſiker, Königswarter, der ſogar eine Histoire de l'organisation de la famille en France ſchrieb und darin S. 6 folgende Tirade leiſtete:

„L'humanité entière, dans son long et pénible travail de civilisation, n'a jamais cherché à changer les bases de la famille.

Toutes les races, tous les peuples ont consacré par leurs lois les mêmes règles constitutives de l'organisation de la famille; les différences dues aux divers degrés de développement, au climat, à la constitution politique ou économique ne présentent aucune deviation absolue de ces règles universelles."

Die Herren Metaphyſici thun ſich leicht; aus dem Weſen des letzten Grundes aller Dinge erklären ſie alles, brauchen nicht zu forſchen, ſondern nur zu behaupten; ſie gehen von Unbewieſenem, Unbeweisbarem aus und beweiſen wieder durch Unbewieſenes. So ſchaffen ſie natürlich, wie Disraeli ſagt: „Phantaſiegebilde", „mythiſche Dichtungen".

Der Dialektiker, welcher alles Beſtehende als Gewordenes auffaßt und ſomit auch die Familie als Reſultat eines Werdeprozeſſes betrachtet, muß ſich die Frage vorlegen: „Wie iſt die Familie entſtanden?" Daher forſcht er über den Zuſtand der Familie, über die Stellung der Frauen u. ſ. f. bei den auf niederſter Kulturſtufe ſtehenden Völkerſchaften der Gegenwart, wie bei den Völkern des Altertums und ſiehe da, er findet bei Herodot, Strabo, Diodor und Plutarch in dieſer Hinſicht über die afrikaniſchen und aſiatiſchen Völker viele Berichte, welche durch die Afrikaerforſcher, wie durch andere Reiſende der Gegenwart zum Teile auch als für jetzt noch zutreffend erklärt werden, während ihnen die Gelehrten bislang keinen Glauben ſchenkten.

Dieſe Berichte nun beweiſen unwiderleglich, daß in früheren Zeiten die heutige Familie, nämlich die patriarchaliſche, bei welcher der Vater Haupt, Namengeber und Vermögensverwalter iſt, nicht beſtand. Ja, man kann nicht länger mehr bezweifeln, daß die Menſchheit, bevor ſie zur gegenwärtigen Familienform gelangte, faſt nur die ſozuſagen matriarchaliſche Familie kannte, in welcher die Mutter den Kindern Namen, Rang und Vermögen vererbte, der Vater dagegen eine wo nicht unbekannte, ſo doch untergeordnete Perſönlichkeit war.

Über die in Kleinaſien lebenden Lykier berichtet Herodot: „Wenn jemand einen Lykier fragt, wer er ſei, ſo wird er ſein Geſchlecht von der mütterlichen Seite angeben und die Mütter ſeiner Mutter herzählen" ... „Wenn eine Bürgerin mit einem Sklaven ſich verbindet, ſo gelten die Kinder für edelgeboren; iſt aber der Mann ein Bürger und wäre er der erſte unter ihnen, ſo gelten ſeine Kinder, wenn er ein fremdes Weib oder eine Sklavin nimmt, für unehrlich." Nikolaus Damascenus erzählt ferner, daß bei den Lykiern auch der Beſitz von der Mutter auf die Töchter übergehe, nicht auf die Söhne; das Gleiche erfahren wir aus

Strabo über die Kantabrer. Tacitus ſpricht in der „Germania“ ebenfalls von einem deutſchen Volksſtamme, bei dem die Frauen herrſchten.

Von den Lybiern erzählt Herodot, daß ſie die Frauen gemeinſam hatten, aber nicht mit ihnen zuſammenwohnten und daß die Kinder nur von den Müttern aufgezogen wurden. Heutzutage noch nimmt bei den von dieſen Lybiern abſtammenden Tuareg in Afrika die Frau eine viel höhere Stellung ein als bei uns. Die Genealogie der Tuareg iſt eine weibliche, das Kind gehört der Gattin, nicht dem Gatten: ihr Blut iſt es, das ihm ſeinen Rang im Stamme zuweiſt.

Auf mehreren Inſeln Mikroneſiens richtet ſich heute noch die Verwandtſchaft bloß nach der Mutter. Einige Indianerſtämme in Nordamerika rechnen ebenſo nur nach der weiblichen Linie; bei den Huronen, Tſchirokis und anderen Stämmen konnte ehedem die Häuptlingswürde nicht vom Vater auf den Sohn, ſondern nur von der Mutter auf die Tochter übergehen.

So lehren uns dieſe Berichte, daß merkwürdigerweiſe die Mutterfamilie faſt überall früher beſtand; ſie exiſtiert ſogar bei allen Kulturvölkern noch — aber nur als Ausnahme, nämlich als vaterloſe Familie bei den unverheirateten Müttern und deren Kindern. Das uneheliche Kind erhält Namen, Rang und Beſitz von der Mutter, nicht vom Vater. Was einſt Regel geweſen, iſt jetzt nur mehr Ausnahme, Rudiment. (Ausführlicheres über die Mutterfamilie bietet außer Bachofens „Mutterrecht“ auch das vortreffliche Werk: „Geſchichte der Familie“ von Julius Lippert, Berlin 1884.)

Weiter darf man als unzweifelhaft annehmen, daß der jetzigen Einzelehe die Gruppenehe voranging, die eigentliche Polygamie, welche ſowohl polyandriſch, als polygyniſch war. Was wir jetzt gemeiniglich Polygamie nennen, iſt eigentlich nur Polygynie d. h. Vielweiberei. Polygamie (d. h. Vielehe) aber beſteht da, wo mehrere Weiber und mehrere Männer zuſammen eine Ehegruppe bilden, in welcher ſomit die Weiber polyandriſch, die Männer polygyniſch leben. Zur Zeit Cäſars gab es, wie die weiter oben citierte Stelle aus De bello Gallico beweiſt, bei den Britanniern ſolche Gruppenehen.

Alſo gerade in demjenigen Lande war es ſittlich, daß Brüder ihre Frauen gemeinſam hatten, wo es dermalen als Unſittlichkeit, ja als ſtrafwürdiges Verbrechen gilt, die verwitwete Schwägerin, bezw. den verwitweten Schwager zu heiraten, was bei uns mit Rückſicht auf die Kindererziehung ſogar als ſehr wünſchenswert und moraliſch gilt.

Von den Nairen, einem indiſchen Volksſtamme auf Malabar, wird

uns durch verschiedene Reisende übereinstimmend berichtet, daß sie viele große „Familien" bilden, deren jede mehrere hundert Mitglieder umfaßt, die alle einen gemeinsamen Namen führen „entsprechend dem keltischen Clan, der römischen Gens, dem griechischen Genos". „Die Nairenfrau besitzt mehrere Männer, zehn, zwölf, auch mehr; sie folgen einander in bestimmter Reihenfolge, jeder hat seinen ehelichen Tag, während dessen er zu den Kosten des Haushalts beisteuern muß. Um zu bezeichnen, daß sein Platz besetzt sei, hängt er seinen Schild am Hausthor auf." Die Frau wird umsomehr geachtet und bewundert, je mehr Gatten sie zählt. Der Mann schließt sich auch anderen Ehegemeinschaften an. Die Nairenfrau lebt also in Polyandrie, der Naire in Polygynie.

So unwahrscheinlich diese Berichte lauten, ebenso auffallend ist ihre Übereinstimmung mit dem, was Strabo vor 1800 Jahren über die Massageten, ein Steppenvolk im Osten des kaspischen Meeres, berichtete. Auch „sie bedienten sich der Frauen gemeinschaftlich, obwohl jeder gemeiniglich nur ein Weib freite. Wenn ein Massagete zu einer Frau Lust trägt, so hängt er seinen Köcher an ihrem Wagen auf und wohnt ihr bei ohne Scham."

Auf Hawai waren noch vor kurzer Zeit stets eine Anzahl Schwestern, leibliche und entferntere (d. h. Kousinen) die gemeinsamen Frauen ihrer gemeinsamen Männer, wovon aber ihre Brüder ausgeschlossen waren; diese Männer nannten sich untereinander Punalua d. h. intimer Genosse, gleichsam Associé. Ebenso hatte eine Reihe von leiblichen und entfernteren Brüdern eine Anzahl Frauen, worunter nicht ihre Schwestern, gemeinsam und auch diese Frauen nannten sich untereinander Punalua. So berichtet Engels nach den Forschungen des Amerikaners Ellis Morgan.

Man kann diese Eheform, diese Gruppenehe als einen sittlichen Fortschritt bezeichnen, daß aus derselben bereits die leiblichen Geschwister des anderen Geschlechts ausgeschlossen waren, während früher die Ehe zwischen leiblichen Geschwistern, wie bei den Britanniern, allgemeine Sitte gewesen sein mag. Wenigstens bestätigt dies die biblische Erzählung von der Entstehung des Menschengeschlechts. Kain, Seth u. s. f. waren die Ehemänner ihrer leiblichen Schwestern. Die Lateinschüler lernen bereits aus Cornelius Nepos, daß bei den Griechen es durchaus nicht unsittlich war, die eigene Schwester zu heiraten. Ja, der Kirchenschriftsteller Tatian schreibt sogar, daß es bei den Persern als Zeichen großer Tugend galt, wenn man die eigene Mutter heiratete.

Was jetzt Blutschande ist, war früher Gesetz, Pflicht, Sitte, Tugend. So ändert sich die Moral. Wir können einem französischen

Schriftſteller beiſtimmen, wenn er ſagt: „die Familie ſei ‚une conquête de l'ordre moral'.“

So zeigt uns denn ein Blick in die Vergangenheit, daß die Familie durchaus nicht eine ewige Inſtitution iſt, ſondern vielmehr mannigfache Phaſen durchmachte, für welche die Bezeichnung Familie nicht zutrifft, wie andererſeits unſere heutige Familie grundverſchieden iſt von der familia. Außerdem deckt der Rückblick in die Vergangenheit die ganze Hohlheit der mit ſo imponierender Sicherheit ausgeſprochenen Sätze unſerer Metaphyſiker auf.

Louis Bridel in ſeinem zu Paris 1884 erſchienenen Buche: „La femme et le ſdroit“ zeigt durch Vergleichung der Ehegeſetzgebung in Rom, Deutſchland, Frankreich und Nordamerika, wie ſich allmählich in der hiſtoriſchen Zeit und noch gegenwärtig beſtändig die Familie transformiert, ſo daß die Worte von Girard-Teulon: „La famille se développe à travers les âges; elle se transforme d'une manière continue; elle n'est pas, elle devient“*) als vollſtändig zutreffend erachtet werden müſſen.

Da die Geſchichte der Familie ein noch ſehr junger Zweig der Soziologie iſt, ſo iſt es leicht erklärlich, daß wir von der Entwickelung der Familie noch kein detailliertes Bild haben können; nur in ſchwachen Umriſſen läßt ſich der allgemeine Entwickelungsgang erkennen, den Engels mit folgenden Worten ſchildert: „Die Entwickelung der Familie in der Urgeſchichte beſteht . . in der fortwährenden Verengerung des urſprünglich den ganzen Stamm umfaſſenden Kreiſes, innerhalb deſſen eheliche Gemeinſchaft zwiſchen den beiden Geſchlechtern herrſcht. Durch fortgeſetzte Ausſchließung erſt näherer, dann immer entfernterer Verwandten, zuletzt ſelbſt bloß angeheirateter, wird endlich jede Art von Gruppenehe praktiſch unmöglich, und es bleibt ſchließlich das eine, einſtweilen noch loſe verbundene Paar übrig, das Molekül, mit deſſen Auflöſung die Ehe überhaupt aufhört.“**)

Dieſe Erkenntnis deckt uns den Irrtum des Rodbertus auf, der die Familie mit der Zelle vergleicht und dadurch die Familie als die Baſis für die Konſtruktion des Staates erkennen laſſen will.

Über die Art und Weiſe, wie der Übergang von der matriarchaliſchen zur patriarchaliſchen Familie ſich vollzog, ſind wir noch ganz im Unklaren; doch dürfen wir hoffen, daß durch weitere Erforſchung der

*) Girard-Teulon: Origines de la famille S. 283. Zitiert bei Louis Bridel.
**) Engels: Der Urſprung der Familie u. ſ. w. Zürich 1884. S. 25.

Urzeit auch hierüber Klarheit gewonnen werden kann. Ist doch schon das bisher Erforschte hinreichend, den Mythenbau der Metaphysiker zu zerstören und auch hinsichtlich der Entstehung und Entwickelung der Familie eine mit der modernen genetischen monistischen Weltauffassung harmonierende Erkenntnis zu erlangen.

Leute von Welt.

Plauderei von Georg von Oertzen.

Dein Herz muß heller, weiter,
Dein Blick muß klarer sein,
Sonst kommst du in die Ferne,
Nicht in die Welt hinein;
Denn, die du willst gewinnen,
Ist draußen und — doch drinnen.

Die „große Welt“ ist ein beliebter Ausdruck, mit dem allerlei Mißbrauch getrieben wird, sowohl seitens derer, die eine unüberwindliche Scheu vor dem Begriffe haben, den sie mit ihm verbinden, wie von jenen anderen, die das Wort: „ein Weltmann“ mit Stolz sich selber beilegen zur Bezeichnung einer sie schmückenden Eigenschaft; denn der echte und wirkliche Mann von Welt ist noch nirgendwo oft anzutreffen gewesen.

Die Welt! Wie schwer zu überschauen in seiner vielgestaltigen Gesammtheit ist der Inhalt dieser einen Silbe; um wieviel schwieriger aber, sei es auch nur in Bruchstücken, wäre er zu fassen oder gar zu bemeistern. Und nun: Männer! Lassen diese heute so mühelos wie etwa Degen oder Sporen, wie Bärte und Beinkleider auf der Straße sich finden?

Freilich: Nichtweltleuten, die eben deshalb als solche sich täglich vor ihrem Spiegel beglückwünschen, wirst du, der anspruchsvolle junge Lebensrekrut, ohne viel Schwierigkeiten begegnen. Sie gewähren dir Zutritt, sobald dein Namenszug einigen Eindruck auf sie macht und dein Rock, dein Hut und Stiefel, deine Denkweise oder deine Gedankenarmut von dem zur Zeit gültigen Lieferer ihres Gleichschnittes auch dir ins Haus gebracht worden sind. Dann bist du so zu sagen durch Geburtsrecht einer der Ihren, weißt ebenso nachlässig sicher, wie sie, daß man zu bestimmten Tagesstunden nur hier, doch beileibe nicht dort müßig gehn darf, daß Frau von X., mit der du zwar vor kurzem herzlich gelacht und nur durch dein Behagen an ihrer reizenden Plauderfrische die

Unerfreulichkeit eines öden Abends überwunden haſt, dennoch im Grunde langweilig, ja, offen geſtanden, unmöglich iſt. Du kommſt ſpät, kommſt viel zu ſpät in ein Trauerſpiel, das du — deine Zerſtreutheit hat dies nicht genug verhehlen können — gern vom Anfang bis zum Schluß aufmerkſam ſehen würdeſt. Trotzdem verzichteſt du darauf; denn deine Freunde um dich her, wenn ſie nicht gähnen, unterhalten ſich gerade heute allzu beredt über Z.'s jüngſten Spielverluſt oder die Blumen, welche Y. geſtern der kleinen Springfort-Wadenflink während des Zwiſchenaktes in ihr Ankleidezimmer geſchickt hat. Laß es dich nicht verdrießen, erquicke dich vielmehr an dem Bewußtſein, daß du binnen kurzer Friſt der belebende Mittelpunkt einer Gruppe geworden, die an dem Orte ihrer Unthätigkeit den Ton angiebt. Dieſer Ton ſingt vielleicht den Menſchen in dir eine Weile hindurch in Schlaf und deßhalb kommt es für dich darauf an, ob dieſe Weile dir ſchnell oder langſam vorübergehn oder ob ſie gar bis an dein Ende ſich ausdehnen wird. Im letzteren Falle darfſt du dermaleinſt deine letztere Zigarette mit dem Vollgefühle rauchen, daß du alle die Zeit deines Erdendaſeins nur in anſtändigen Kreiſen verkehrt, gewohnt, gegeſſen haſt, daß du den Kellnern gute Trinkgelder gegeben und dafür nach Tiſch aus ihren Händen nur gutgeſinnte Zeitungen entnommen, daß dieſe Serviettenjünglinge die Flügel ihres Spitzrockes mit zur Schau getragener Sorgfalt nach den deinen und die Art, ihr vielfarbenes Halstuch zu knüpfen, nach der deines jungen Freundes wählten, natürlich jenes, den du, wie bekannt, zu einem Erben deiner innerſten Gedanken über Menſchen, Dinge und Vornehmheit dir zu erziehn bedacht wareſt.

Ganz anders jedoch wird dein Los ſich geſtalten, falls ein Ungefähr es fügt, daß du aus ſolchem Zuſtande, den man vielleicht den Nachmittagsſchlaf der Jugend nennen dürfte, — wer weiß, wodurch dich wach gerüttelt fühlſt. Du hatteſt eine Reiſe zu machen, eine Vergnügungsreiſe, und gelangteſt, nicht ohne zuvor tadellos durch deinen Gewandbildhauer neu geformt zu ſein, in den Blitzzug, als ein nach Vorſchrift verpacktes Beförderungsobjekt, du träumteſt ungeſtört wohlerzogen dich vorwärts durch das bekannte Her und Wieder neben deinem Wagen und konnteſt ſicher ſein, ebenſo ruhig und mit dir zufrieden bis zur Endſtation weiter zu nicken. Aber unter der Fahrt muß dann etwas, das du nicht bemerkt, mit dir vorgegangen ſein; denn ſchon anderen Abends, nachdem du den Wagenkiſſen kaum entſtiegen, empfandeſt du dich wie verändert, deine Augen waren genötigt, ſich aufzuthun und faſt gegen ihren Willen zu ſehn. Alles um ſie her war fremd und dich ſtreifte

der Gedanke, wie seltsam es sei, daß dein umfangreicher, bisheriger Gesichtskreis unter den Rädern der Lokomotive in noch nicht vierundzwanzig Stunden wie die Nebel, wie der Dampf und der Staub dir völlig entschwinden konnte.

„Bei uns" — in das, was diese zwei Silben ungesagt und dir kaum nur bewußt enthalten, verliert sich während der nächsten Tage dein aufgestörtes Innenleben. „Bei uns" — so würdest du auch jedes deiner Worte beginnen, falls nicht vor Jahren deine Lehrer oder Erziehungsbeflissenen und später die Legationssekretäre im Klub daheim sieglos an der vaterländischen Unzugänglichkeit deiner Zunge geblieben wären. „Bei uns" ist um deswillen ein stummer Bisyllabus, den nur die Geister deines Selbstgespräches vernehmen; aber er öffnet dir den Nothafen, in welchen du jetzt um so banger mit deinem Heimweh dich flüchtest nach jener deiner fernen, kleinen großen Welt. O sie . . . wie ist ihre Größe vor den verwirrten Blicken dir unvermutet zusammengeschrumpft!

Es war darum ein nicht wolkenfreies Seelenwetter, unter dem du, den Hals gleich der Taube auf dem Futterplatz nach allen Seiten hin wendend, an der eilfertig umdienten Wirtstafel dich wiederfandest. Dort aber fiel es von dir wie ein Alp; denn plötzlich hörtest du dein Gegenüber ein Hammelsrippchen in den Lauten deiner so unvorsichtig verlassenen Weltstadt verlangen. Ob das Alphorn, das der Schweizer zu Straßburg auf der Schanz drüben wohl anstimmen hörte, ihm so verführerisch, wie dir dieses deutsche Kotelett verklungen sein mag? Es ist zu bezweifeln. Schnell vermittelte Salz oder Senf die Bekanntschaft mit dem Landsmanne und du Glücklicher durftest endlich für dein „Bei uns" auch den Mund wieder öffnen. Aber du kamest übel an. Dies würde dich kaum befremdet haben und du hättest die Ursache dir selbst gesagt, wärest du einmal schon darauf verfallen, zu beobachten, wie weit es jemand bringen kann, dem sein an den Heimatsboden sich klammerndes „Bei uns" nicht dauerhaft wie dir selber im Gemüte wurzelt. Der von dir Angeredete war eben auch ein Weltmann und zwar was für einer! Ein Wandelbild war er der internationalen Unsitte von einem Pol zum andern, ein Erprobter, welchem die in Sonnenbrand und Sturm beider Hemisphären ihm angeflogene Hotellebenskenntnis überzeugend aus jeder Bewegung sprach, wie hervor aus jedem Laute seines gurgelnden Speisesaal-Volapüks. Das Hirn aber dieses Dampfpilgers erinnerte an jene Kaufläden in den Hafenstädten, vor welchen die vom Lande, der Schulmeister und der Edelmann, versunken in staunende Be-

wunderung, Auſtern oder Seekrankheit träumen, — jene üblichen, in deren Schaufenſter die Bruſſaſeide durchſichtige Falten über ſchnörkelhafte Muſcheln wirft oder die Lackware aus Tokio ſich mit den vergifteten Waffen der Südſeeinſulaner verbrüdert zu einem Stillleben der Ethnographie. Wertlos war es, aber für den Unkundigen überraſchend. Armer Weltkadett, dies Vorbild vermochte dich kaum zu feſſeln. Du wirſt deinen Rückfahrtſchein ohne Zweifel bald benutzt haben und biſt dann der Reihe nach eingetreten in noch manche andere große Welt, deren Größe ebenſo als die der Seifenblaſe ſich erwies. Aber keine — nicht wahr? — unter ihnen allen ſtand in einem bedeutſameren Gegenſatze zu der eben von dir verlaſſenen, denn die, auf deren Gebiet der Beglückte nicht durch Einladung, wohl aber durch „Anſage“, und wäre es eine in Duodez, geführt werden kann. Ein Ring iſt ſie, den der Sonnenſtrahl des Herrſcherblickes auf dem Boden irgend welchen Ländchens umſchreibt, iſt der ſpielende Lichtfleck, durch deſſen veränderliche Geſtaltungen infuſorienhaft die geſamte Hoffähigkeit dieſer Welt her und wieder haſtet.

. . . In ihr nun, was biſt du geworden, mein neugieriger Ungeduldiger? Ein Mann des Lebens oder nur ein Lebemann?

Die Beantwortung auch dieſer Frage hängt davon ab, wie lange es hier dich litt. Der Schmetterling fliegt in den Schimmer hinein und folgt unſtet in neue Lockung ſeiner Natur. Den Polonius bringen ſie nur als einen Toten wieder heraus. Im Falle, daß du minder ſchattenhaft wareſt, denn der eine, und doch nicht ſo luſtig, wie der andere, wirſt du eines ſchönen Tages freilich keinen Staub von deinen Füßen geſchüttelt haben — denn der Staub in jenen Regionen fällt nur unſichtbar —, aber vielleicht badeteſt du die Schwere des Dunſtes, der dort in Wohlgerüchen wallt, dir hinweg aus der noch unverweichlichten Seele und trugeſt deinen Stab in Wege fürbaß ohne Glanz, doch nicht ohne Glück . . . und dann haſt du begonnen zu leben.

Es war zur guten Stunde; denn in der engen aber feinen Schule, aus welcher du jetzt entwichen, konnteſt du meiſterlich zwar das Alphabet der Kunſt lernen, wie man ehrt und überſieht, redet und doch nichts ſagt, ſchweigt und trotzdem lügt, wirkt, indem man unthätig bleibt, — aber, wie unentbehrlich ſolche Kunſt in der Rüſtung des Weltmannes auch ſein mag, ſie ſtattet ihn keineswegs hinreichend aus und zudem iſt das Schwert, welches ſie führt, ein zweiſchneidiges. Es ſchädigt bei dauernder Handhabung nur allzuoft ſeinen Träger ſelbſt. Darum wohl dem, der die neue Fahrt antrat. Blieb ihm der goldene Tiſch fürder nicht gedeckt, ſo darf er nun frei wieder, was Gott geben will, atmen.

Und, wer leugnet es? Für solch ein Leben ist die weite, groß-offene Welt kaum groß und weit genug. Atmen, was Gott gibt! Derselbe Geist, sein ewiger Geist ist es, welcher dir im Herzen laut wird und rings um dich her sich offenbart. Er in dir umspannt deßhalb, je mutiger du schreitest, desto helleren Blickes auch alle die tausendfachen Verkörperungen seiner selbst dort draußen unter diesen Augen, die des Schauens darum und des Suchens und Lernens nicht müde werden. Die Welt, deine große Welt — dir sagt es eine ahnungsvoll untrügliche Stimme — ist Alles, was dort sich her vor deine Seele breitet, vorausgesetzt, daß zwischen solcher Fülle des Daseins und ihr auch die letzte Schranke der Abwendung oder Unkenntnis hinwegfiel. Ja, in der That, Alles, aber vor Allem dasjenige Gebiet, das am häufigsten und leider auch durch die hartnäckigsten Umgrenzungen sich nach außen hin abscheidet, die Wohnstatt hier ganz nahe bei dir: die Seele deines Nebenmenschen.

Es ergibt sich hieraus, daß die Welt öde und eng überall werden muß, wo in ihr vor die Wirklichkeit des Lebens hin — hüben der Hochmut mit dem Ordensbewußtsein oder dem Zopfe stelzt, drüben eine unbeholfene Scheu über sich selbst hinstolpert. Von woher jedoch entnehmen die anderen Hindernisse, jene, die minder selbstverständlich und gerade deßhalb mühevoller zu überwinden sind, woher entnehmen sie ihr festes Gefüge? Sie schöpfen es aus den Umgangsformen und den Lebensgewohnheiten der Leute, wie solche in mannigfachem Werden auf dem Unterbau der Nationen, der verschiedenen Gesellschaftsklassen oder Berufsarten sich entwickelt haben. Gestaltungen sind dies, ungewollt hervorgegangen aus den Reichtümern der Menschennatur, das heißt also geschichtlich gewordene. Und diese Entstehung ist es, die beides ihnen leiht, ihre Dauer und ihr Recht, alle sich ohne Einschränkung und in gegenseitiger Grundsätzlichkeit als von gleichem Werte anerkannt zu sehn.

Diese ungezählten geistigen Vermauerungen nun von solcher Herkunft werden stets eine schroffe Abwehr wider das zutappende Vorurteil haben, dagegen wie Wachs an der Morgensonne hinwegschmelzen bei der Berührung durch die erfahrene und dennoch frische Nächstenliebe derjenigen Personen, die bedacht sind, ihre Verbindung mit anderen immer nur in demjenigen Thun oder Lassen zu pflegen, wie es leichtlebig dem für jede Eigenart Hergebrachten sich bequemt.

Es ist wahr: Um dies zu vermögen, muß der Inhaber solch einer Gesinnung zuvor viel empfangen und viel gegeben haben, mußte Weiten ergehn und zu Höhen aufsteigen, welche den Tiefblick jetzt in Hunderte von

Seelen ihm gewähren. Der Eigenſinn fehlt im Gepäck des Weltwanderers. Er hat ihn trotz der feſteſten abgeſchloſſenen Treue für ſein Erworbenes dennoch unmerklich gegen jenes Feingefühl des Beobachters eingetauſcht, der ſich anempfindet, aber nicht aufgiebt; denn einzig der Zauber dieſer Gabe ſichert dem Nahenden die Verfügung über die Gebräuche und die Sitten der viel wechſelnden Lande ſeines Aufenthaltes, macht ihn zu einem Teilnehmer jeder Sonderheit und zum Zeichendeuter und Freunde, wohin er kommt. Das äußere Kleid ſeiner eigenen Erſcheinung wird dabei allerdings mehr Glätte als Farbe, mehr Faltenwurf denn Stil, mehr Gefälligkeit als ſcharfes Gepräge aufzuweiſen haben.

Leute von Welt, die entſprechend dieſem Bilde ſich darſtellen, vermag nur die weite Gotteswelt ſich groß zu ziehn, draußen im All und und zugleich drinnen in der Herzenskammer. Die Schickſale ſchreiben ihnen den Lehrplan .... und die Wanderluſt und die Liebe und das Gottvertrauen und die Lebensfreude ſind dieſen dazu vom Anbeginne her wohlbeſtallt als ihre Doctores mundi utriusque geweſen.

In der Sahara.

Phantaſtiſches Nachtſtück mit Arabesken.

Von Paul Andow.
(Graz.)

Nacht ſinkt über die Wüſte.

Vor einigen Augenblicken noch war der Horizont eine flammende Maſſe. Ferne und nahe wütete das ſchrecklich hörbare Zürnen der Natur grauſig durch die Luftſchichten. Wie Staub und Aſche flog der heiße Quarz über die orkangepeitſchten Sandfluten der Sahara hin, und die Sphinx mit dem ſtarr himmelanſtrebenden Antlitz, den ſteinernen Brüſten, dem löwengemähnten Schwanze, den beklauten Pfoten begrub es zur Hälfte, und als die Nacht herabfiel und die Abendglut der Sandſphären verloht war, da hob ſich nur mehr ihr Kopf geſpenſtig heraus aus dem Sandmeer und das Mondlicht floß blaugraugrünweiß über ſie hin und machte aus ihr, in gigantiſcher Hyperbel, die Jean Paulſche Neujahrsnachtslarve.

Und aufgeſcheucht vom brüllenden Panter, der ihre flüchtige Spur

verfolgt, eilt pfeilschnell die Gazelle über die Fläche des Wüstenmeeres und dennoch ereilt sie die Riesenkatze und grimmen Sprunges und Griffes stürzt sie an sie hinan und begräbt ihren schlanken Leib in dem blutgefärbten Sande — zum Fraße — zum Tode. O Sphinx — und Du?

Du starrst gespenstig ins Weite, aus deinen leeren, granitenen Augen und bittest stumm selbst um die Lösung . . . . .

Und ferne klingelt metallenes Getöne und dunkel beginnt es am Kreisrande des Horizontes aufzudämmern. Eine Karawane wird sichtbar. Gläubige, die zum Grabe Mohammeds pilgern. Sie tragen die edlen, bronzefarbenen Gestalten in weißes Linnen gehüllt und schweigen und beten, und die Kameele tragen sie bis zu dem alten Götterbilde hin, an dessen Fuße sie ihre Lagerrast beginnen. Ein Paria, verirrt wohl im Laufe der Zeiten bis in sein eigen volkstümliches Geschlecht zurück, ein Zigeuner, irrenden Fußes, verfolgt den Weg der Karawane. Er wird stillschweigend geduldet in seinem abgerissenen Hemde, das kaum die Blöße seines klassisch geformten Leibes deckt, im Verein mit einem in den buntesten Farben geflickten Beinkleid aus weiß gewesenem Baumwollstoffe. Er ist geduldet von der ernsten Gesellschaft, denn er giebt dem stummen Wesen aller Ausdruck im Liede. Ein Cymbal ist der Begleiter seines Sanges, der in fremden unverständlichen Lauten seinen rotblühenden Lippen entquillt. Seine Augen, nächtig und sternhell, blitzen in wildaufjauchzender Lebenslust, wenn die Töne seines Instruments aufjubelnd der kreisenden Stimme folgen, aber sie versinken wieder thränenmatt unter den langen, schwarzen Wimpern der Lider. Seine Wange erblaßt und wieder vermählt sich das stumme, klagende, fahle Licht des Mondes mit seiner wehmütigen, weinenden Melodie.

Feuer und die Fackeln, frischentzündet, lodern und brennen. Phantastisch schleudert die Lohe ihr Rot an die Wände des steinernen Sphinxleibes, deren Antlitz dem Feuerkreise entstrebt und unverwandt, und unbekümmert um das Gewimmel unter ihr, in der ewigen Frage nach Oben verharrt.

* * *

Sphinx, du alte, scheußliche, grauenvolle, ewige, wohin wanderst du überall? Überall, allüberall bist du. Dein Wüstenhauch dringt bis in die Regionen des reinsten Friedens, bis in die Kulturstätten der Gegenwart, in die Herzen der edelsten Menschen . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Im trauten, kleinen Salonstübchen Allwinas, da bist du auch. Deine unheimliche Atmosphäre erfüllt alles darin, sie selbst, die schöne

Frau, sie hat dich eingeatmet, denn ihr edles Antlitz brennt im Fieber, aus ihren Augen flirrt es unstät und ihre Brust hebt sich ungleich über dem stürmenden Herzschlag. Sie schreibt: „Gilford!“ — „Nein!“ ruft sie schrill und streicht das Wort aus und setzt dafür auf ihren Brief: „Lieber Doktor!“ Und weiter: „Ich habe so viel geträumt, geschrieben und mit mir selbst gekämpft, daß ich vergehe. Mein Herz stürmt und hämmert, mein Atem stockt, der Kopf brennt mir. Ich erkenne mit Entsetzen, daß Sie nur der Lehrling waren, der die Besen meines Witzes, die Stromflut meiner Phantasie, das Meer meines Empfindens heraufbeschworen hat. Da rasen sie nun in mir, die furchtbar entfesselten Elemente und zertrümmern mich und Sie den Mitverlorenen.

O Meister, Meister, wo bist du? Wirst du kommen? Und von wannen? Eile, o eile, geträumtes Ideal vom Manne, komm, rette mich! — — —

In dieser Stimmung kann und muß ich Sie bitten, daß Sie mich meiden, verlassen, fliehen für immer — wenn Sie sich nicht ändern wollen. Denn ich bin keine Madame Gabrieli, von welcher Sie gestern, auf Ihr Pariser Jugendleben lüstern zurückblickend, zu schwärmen die Roheit hatten.

Ich sehe mich zum erstenmal als schmachbedeckte Buhlerin vor einem Manne stehen. Und ich bin's ja, fürchterlich wahr, ich bin's, so lange Sie gewissenlos in Ihrer korrupten Starrheit verharren, so lang Sie die morsche, faule Kette einer unlöslichen, lügedurchgifteten Ehe tragen. Lassen Sie uns scheiden. Allwina.“

Kaum mit ihrem Briefe fertig, lief Allwina ruhelos in ihren Zimmern auf und ab. Ihre Ohren flammten, ihre Hände zitterten, die Thränen standen ihr in den Augen.

Ihre kleine Dienerin Nera, ein Findelkind, welches Allwina, im Süden reisend, von der Straße aufgelesen und mit sich genommen hatte als sie von ihrem Gatten schied, in die Einsamkeit eines freiwilligen Wittwenfluches ziehend, Nera, halb Kind, halb erblüht, von Allwinas Geiste beseelt, stand bebend am offenen Waschkästchen, das sie soeben mit frischem Wasser zum Händewaschen für die geliebte Herrin versehen hatte. „Herrin,“ sagte die Kleine verlegen, „warum bist du auf Doktor Gilford Mann böse? Denn das bist du doch, ich fühl's und es thut mir wehe.“

Allwina nahte ihr hastig, legte ihre Hände rasch auf ihre Schulter und sprach: „Du bist noch immer in ihn verliebt? Armes Kind!“

„Ach, Herrin, dann bist du noch ärmer, denn du bist es noch mehr . . . . .“

„Im Augenblicke, jetzt, nicht, Nera; da haß' ich ihn."

„Herrin, die Leute haben recht, wenn sie dich überspannt nennen, ich begreife dich selbst nicht. Einmal rufst du mich und sagst verklärt: ‚Nera, er ist die Ergänzung meiner elenden Halbheit, meine Vollendung', ein anderes Mal schimpfst du über ihn, so daß ich sterben könnte vor Angst und Weh um ihn."

„Liebes Herzchen, deine Gefühle sind hier eitel Überfluß. Nichts wird deshalb um ein Haar besser oder schlimmer, denn du bist noch grün. Aber was mich rührt, Kind, ist — daß du gar keine Eifersucht hast. Du gönnst mir ihn, mich ihm, nicht?"

„O ja," sagte die Kleine fest, „weil ich ihn nicht besitze und er mich auch gar nicht bemerkt und mag. Doch wäre er für mich da, dann dürfte er aber auch nur für mich da sein."

„Recht so!" rief Allwina und küßte die braune Menschenknospe mit leidenschaftlichem Beifall. „Siehst du, Nera, da verstehst du dann auch meinen Zorn. Gilford ist ein geistig großer Mann, aber er ist ein echtes Kind der Gegenwart, verfallen den Dogmen des niederen Instinkts und der Konvenienz. Die allgemeine Korruption, sie deckt sich vortrefflich durch Aufrechthaltung alter Formen und Gesetze, und Gilford, so viel er schon gethan hat im Reiche der Gedanken, die Wirklichkeit, die läßt er schmutzig stehen. Als ob Geist, Wissen, Talent und große Fähigkeiten nur dazu da wären, um in unerreichbaren Regionen zu verduften, oder in Folianten versteckt, den Motten zum Fraße zu werden! Ich wähne, daß sie Stab und Leuchte zu sein haben dem einzelnen und der Masse, welche sinkt! Handeln muß der Dichter wie er schreibt, wenn sein hochgethrontes Leben nicht nutzloser verlaufen soll, wie das Sandkorn einer Uhr!" rief Allwina hocherregt. „Ein Beispiel für alle und ein Segen für sich selbst hat der Dichter zu sein; nur durch das Leben im Ideale wirkt sein Wort erst auf die anderen, für die er schreibt. Aber so ist Gilford nicht. Verfallen ist er der schleppenden Gewohnheitskette, zu matt, um ein edles junges Wollen aus sich herauszuringen. Er scheut sich kräftig mutiger That, um das würdig zu vollenden, was er frevelhaft begonnen hat mit mir — die freie Ehe."

Allwina sank in sich zusammen. Träumend flüsterte sie vor sich hin: „Und ich liebe ihn! . . ." Dann fuhr sie auf: „Ich möchte kommen, herabgeschossen wie ein Adler von der Höhe, die Windsbraut kühnen Fortflugs, ich möchte ihn auf meinen Fittich heben und fahren mit ihm in wilder todesmutiger Eile über Länder und Meere, von Landstrich zu Weltteil, durch die Sahara unserer Gesellschaft, suchend die Oase. Die

See tobt und wetterleuchtet, ſie ſchäumt, und ſendet ihre peitſchende Giſcht an mich, die Kämpferin für edle Freiheit und des Menſchenherzens Frieden. — Ach, Eiland reinen Erdenglückes, wo biſt du, daß mein Fuß deine geſegnete Scholle betritt! Meer der erlöſten Natur, wo biſt du, daß ich ſie für immerdar darin löſche, die wütende Schmerzflut der Leidenſchaft, die freſſende Schmach entehrter Weiblichkeit!"

„Herrin, faſſe dich, du wankſt!" rief das erſchreckte Mädchen, das nicht den Wortlaut von Allwinas Reden begriff, nur ihre Leiden ſah.

„Laß mich!" rief Allwina ſich aufraffend. „Ja, und man hat recht, es iſt ein Schandmal, wenn eine geſchiedene Frau und ein Ehemann eine freie Ehe eingehen . . . ." Wild, im halben Wahnſinn ſchrie ſie auf: „Nein, ein Schandmal iſt es nicht, daß eine geſchiedene Frau einen zweiten Gatten nahm, aber daß dies für eine Schande gilt, das iſt ein Schandmal für die Geſellſchaft!" — Bebend fuhr ſie fort: „Und Gilford fügt noch ein Schändendes hinzu, ein Verbrechen gegen die Menſchenwürde, daß er das ekle, ſchmutzige Joch ſeiner liebesöden Ehe weiter trägt. Ein Weib, das aus Furcht vor Selbſtverſorgung, aus Faulheit und Nichtachtung ſeines Selbſt, wie eine Straßenklette an einem Manne hängt, der ſie nicht liebt, nicht achtet, der ihr täglich Beweiſe ſeiner Abneigung bietet, ſolch' ein Weib iſt der Hyäne gleich, die ihre Freßbegier am faulen Aaſe ſtillt . . . O Hauch der Wüſte, erſticke ſolche Thaten. Sandmeer, ſtürze deine verſengenden Fluten über ſolches Gebahren, daß es vernichtet werde für immer . . . . Ja, ſo lang, wo eines Mannes Auge im Verlangen hinblickt, die unbewußten Weiber blöde ihm verfallen, wie gemähte Halme, ſo lang die geiſtig niedere Frau den Gatten, der ſich ihr am Heiligſten der Ehe verbrach, ſchmutzbedeckt wie er iſt, wieder in ihre Arme nimmt und er fortſündigen darf an ihrer Seite wie er will, ſo lang beſſert ſich dieſes elende Geſchlecht nicht, dem nur Heil kommen kann durch das Weib."

„Ach, Herrin," jammerte Nera, „ich fühle nur eins: Gilford iſt deiner nicht wert. Ziehe ihn empor zu dir, mache ihn rein und groß wie du es biſt."

„Süßes Kind, was wäre denn ſonſt mein raſendes Wollen? Gelingt es nicht, dann ſchleudere ich dieſe gleißende Meſſiaslarve aus meinen Armen, daß ſie zu Splitter zerſchellt und mich mag ſie dann begraben, die heiße Sandflut meiner Sahara."

* * *

Die Morgenröte beginnt ihre blendenden Strahlenwellen über den Himmel zu werfen. Der Horizont flammt auf in hellem Goldrot, die Sandwellen verschwimmen in gleichen Farbentönen mit der goldflimmernden Luft, durch welche das Blau des Äthers nicht durchzudringen vermag und die Sphinx ist im eigenen matten Dunkel erstarrt und ihr rötlich beschimmertes Fragerantlitz ist so larvenhaft leer, so dumm verlegen, so boshaft glotzend — das Auge wie ausgebrannt vom antwortversagenden Lichte.

O Licht, Licht, warum giebst du die Antwort nicht auf die grauenvollen Fragezeichen in der Wüste unseres Lebens? Licht, Licht, komm' über uns, auf daß wir die Bande unserer Zungen lösen! Laß es flammend auffahren und thronen über den Menschenhäuptern, zur ewigen Feier des Geistfestes auf Erden!

Schweigen, Tragen, Schleppen und Entsagen ist unser Los. Wir Armen, Dummen, Stummen, wir Verlassenen, wir Verfluchten! „Entsagung ist der ewige Gesang," das Geheul, das lebelang in unseren Ohren gellt . . . . . Wo ist des gesunden Menschen voller Pulsschlag, der sich hier nicht empört? Wo ist die Welle jungen frischen Herzbluts, die nicht aufhüpft bei dem Anblick der duftigen Blumen, welche die Hände des geliebten Wesens in unseren Schoß legen? Götter Hellas, ihr seid tot! In halbvermoderten Mönchskutten, die ihres zerfallenden Körpers verstümmelte Glieder kaum decken, laufen sie herum als irrende, fluchbringende Gespenster, suchend ihre Wiedergeburt durch die natürliche Freiheit einer höheren Weltanschauung. — Geneckt von schmierigen Gassenjungen, in die Lachen und Gossen der Gesellschaft hineingestoßen, kotbesudelt, angegiftet, taumelt ihr häßlichtrunken einher: Aphrodite, Eros — o ihr hehren Götter! . . . .

* * *

Die Gruppe um das angewitterte, sturmangebröckelte Götterbild wird rege. Die Moslims streichen ihre Bärte, hüllen ihre Glieder ein und satteln ihre großbuckligen, lasttragenden Freunde. Alles eilt vorwärts, den munteren, zähne- und augenblitzenden Zigeuner an der Spitze. Der tanzt und bläst sein Pfeifchen mit gellendem Nachdruck, wo ihm in der Heftigkeit seines Empfindens, der Cymbal, der einem Markttischchen gleich an seinem Halse hängt, nicht genug ausgiebt.

Er wirft nur herum mit den Metallstäbchen, die er leicht in den klassischgeformten Fingern hält. Sie fliegen wie die Klöppel einer Spitzenmaschine, aber harmonisch ordnend, klangfigurenbildend herum, das Reich

seiner tönevollen Phantasie ausbeutend. — Und wie die Pilger so gehen und schreiten, vorangleiten und eilen, da hebt sich der dünenwellige glatte Bau der unabsehbaren Sandfläche. Luft und Sandsphären verflimmern ineinander.

Es hebt sich und ringt und wirbelt empor und fällt. Die Wogen des Sandes fluten wie Wasser in der Ferne, sie laden die Pilger zu beflügeltem Laufe ein, zu erquickendem Ziele; gleißend spiegeln sie den Hort der Kühlung, der Rettung .... Sie eilen und eilen, die Pilger; aber ach, du falsches Spiegelbild der Wüste, warum enteilst auch du? Du boshafte Zauberwelle eines trügenden Nichts! Anstatt den Weg zum ersehnten Ziele zu weisen, führst du die glutmatt Lechzenden in dein eintöniges Irrsal so tief hinein, daß sie der Tod nur erwarten kann, das sichere Verderben, ein entsetzliches Sterben.

Die glühende Luft des Wüstenmittags ist kaum atembar. Des braunen Jünglings Auge bricht matt. Durstgequält schließt und öffnet sich die schwachtönende Lippe. Dem Auge entringt sich die Thräne der Sehnsucht, der Qual, der Verzweiflung, des Verlangens nach Rettung.

Und alle senken verschmachtend die Häupter und ziehen voran und halten erschöpft, atemlos wieder still. Und alle raffen sich wieder auf und seufzen und keuchen und ziehen .....

* * *

„Herrin," sagte am nächsten Tage die kleine braune frischwangige Nera, „darf ich heute die reifen Pfirsiche im Garten vom Bäumchen pflücken und sie schön fein in dickem Zucker einkochen? Für dich, teuere Herrin, um dir das Leben ein wenig zu versüßen?" setzte sie schalkhaft hinzu.

„Gutes, glückliches Kind," sagte Allwina, „vor dir liegt goldig nüchtern der Alltag. Was aber ist mein Los?" Sie legte ihre schöngeformte weiße Hand über die feuchten Augen.

„Ei Herrin," sagte Nera naiv und lächelte mit ernst gezogenen Mundwinkeln, „ich sah gestern, daß du trotz deines Hasses und deiner Entrüstung gegen Doktor Gilford Mann, doch wieder gut gegen ihn warst. Das thut so wohl, wenn man Liebe sieht! Du sahst ihn so leuchtend an mit deinen unergründlichen Augen und er setzte sich neben dich aufs Sofa und schob seine linke Fußspitze unter deinen Fuß. Ach, Herrin, wie schön war diese feine zarte Fußschaukelei! Ich sah's genau, es war als ob zwei schwarze Täubchen sich auf einem unsichtbaren Blütenzweige wiegten.

Allwina küßte Nera lächelnd auf die Stirne und sagte: „Geh."

„Ach nein, noch nicht, ich möchte etwas fragen," sagte Nera bittend. „Belehre mich über diesen Widerspruch. Wie konntest du gestern, nach allen Flüchen der Verzweiflung, die du über ihn gethan hast, wie konntest du wieder so gut, so sanft, so lieb mit Doktor Mann sein?"

„Ach, du kleines, wachsames, wachsendes Herz! Das ist die Liebe, die moderne Liebe, wie sie im Kampfe mit unmöglich gewordenen Pflichten, ein grauenvolles Gespenst dasteht, halb Tier, halb Mensch, der Götze unserer armen Ichheit, der mit ihr in Blitz und Wetter steht — getroffen stürzt und zu Grunde gehen muß."

„Ach, Herrin, ich wage es gar nicht auszusprechen, solche Liebe ist — ist —"

„Sphinx im Menschenherzen! Wo sie wohnt, in welcher Brust sie thront, da ist die Wüste —" Allwina fuhr empor. „Gehe hin," rief sie, „und liebe. Liebe als gottmenschliches Weib einen kleinen schlechten Mann, und du wirst hinstürzen, ein gräßliches Ungeheuer, steinern und tierisch geformt, du wirst mit deinen Tierklauen und mit deinem Löwenschweif den giftscharfen Sand um dich aufscharren und aufpeitschen und wenn du die Augen davon voll hast und blind bist in rasendem Schmerze, dann erstarrst du gänzlich und blickst leeren Auges in die Lüfte und fragst dumm, stumm in das Unendliche hinein ..... trostlos — ewig — —"

„O Herrin, das ist entsetzlich, so möchte ich nicht werden. Mich schaudert! . . . Laß mich fort, Herrin, das Schreckliche im Anblick der rosenwangigen, duftigschönen Früchte zu vergessen, die ich dir zubereiten will." Nera eilte davon.

Allwina aber sitzt wieder an ihrem Schreibtisch und schreibt an Doktor Gilford Mann. „Teuerster! Eine Sklavin stehe ich vor dir. Im Momente sind wieder einmal alle Waffen an dich ausgeliefert, mein Geist, mein Wille, ja, auch die Königin dieser beiden ihrer Unterthanen, die Fantasie, schmachtet in Fesseln .... Und wer hat den Verrat an meiner Welt, an meinem grundsteinbefestigten Reiche begangen? Wer — wer? . . . Die Sklaven, die mir jahrelang schon willenlos gehorchten, sie waren es, die mich endlich in schrecklicher Empörung von dem Thron hehrer Tugend stürzten, die mich in meinem eigenen Reiche heimatlos machten: Die Sinne. Sie sind es, welche die Wüstenbrände in meine Seele schleuderten.

Gilford, Gilford, was hast du aus mir gemacht? Rettungslos bin ich dir verfallen, bin willenlos, kraftlos ohne dich. Nimm mich, töte mich. Wirf mich fort, ich sterbe gern. O Gilford, Panter, der du erbarmenlos die fliehende Gazelle in den erstickenden Staub der Wüste

gedrückt haſt, ſie zerfleiſchend, und ſatt an ihrem Blute gehen willſt, um ihr Schickſal unbekümmert — ſie der Verweſung überlaſſend. So bin ich dein.

Wo iſt Rückkehr, Rettung? Fiebernd ſehne ich, da ich nun ſchon verloren bin, die Nacht herbei wie Hero, um dich, Leander, zu umfaſſen. Grauſam zu faſſen mit eherner Katzenklaue, dich zu umfluten mit der Lockenmähne meines brennenden Kopfes, dich zu erſticken in der ſengenden Wüſtenglut meines Atems. Gilford, Gilford!

Die Wellen der Gefühle gehen wie die fata morgana vor mir auf und nieder. Die Flut der Leidenſchaft fällt in die Ebbewelle der Grundſätze, der Ideale. Sandgiſcht ſtäubt auf über beiden.

Einehe, Einehe, du Morgenrot der Kultur, lösliche Einehe, du Mittagspunkt frei gewordener Menſchenwürde, Altar du, auf welchem Gottes Wille thront, zerfalle nicht vor dem giftaushauchenden Samum von Gilfords Moral!

Wenn, Gilford, dein Weib ein großes Weib wäre und ſie liebte dich wie ich, müßte ſie nicht die Harmonie finden in unſerer entſetzlichen Dreifaltigkeit? Müßte ſie nicht auf ihren Knieen mich bitten: „O Schweſter, du liebſt ihn gleich mir, du ſtirbſt ohne ihn, ſo wie ich ſterbe, wenn ich ihn laſſen muß. Lieben wir ihn beide in edelſter Verleugnung unſeres Selbſt. Machen wir des Geliebten Glück aus, ſeien, bleiben wir ſeine Stütze, auf daß er nicht gleitet und fällt, der ſchwache, heißgeliebte Mann.“

Bigamie, ſchreckliches Zerrbild des Allerheiligſten des Menſchen, der Ehe! . . . O, wohin treibſt du, Samum der Verzweiflung, im Kampf und in der Raſerei des Kampfes um die zertretene Wahrheit, um die entehrte Liebe, deine Opfer! Du treibſt ſie zu dem entſetzlichen Wunſche nach Verkrüppelung der Natur und der Menſchenwürde! . . . .

Im Dunkel längſt entſchwundener Erinnerungen ſehe ich es emporauchen. Wie im Nebel ſehe ich eine Prozeſſion einherziehen, finſter, ſchreckenbringend, den zerfleiſchten Menſchen auf dem Marterholze . . . . Und ich höre die entſetzlichen Melodieen einer verklungenen Litanei: „Entſage! Nimm das Kreuz auf dich und entſage!“ . . . . Dieſes fürchterliche Wort „Entſage!“, es tönt im rieſigen Völkerchore wie die grauenvolltoſende Brandung eines erdſturzdurchtobten Meeres in meine Ohren — ich könnte wahnſinnig werden . . . . Es muß anders, beſſer werden zwiſchen uns, Gilford, hörſt du? . . . . Und vor mir, da tänzeln und hüpfen der Ibis, die kleine Bubaſtis und Anubis, mit der Paradieſesſchlange ſpielend, im Kreiſe herum und ſcherzen und balgen ſich und lachen und heulen und zwitſchern und ziſchen und kläffen und miauen im Chore:

Und wie, wenn Gilfords Weib ihn nicht laſſen, nicht laſſen will, was dann, was dann, wem ſoll dann der liebe Himmel recht thun?!

Vor mir iſt die Wüſte.

Die Sphinx lacht diesmal auf im ſtarren Hohne. Wie Blitze zuckt es aus dem nachtdunkeln Himmel, und Blitze des Spottes umzucken ihr den lüſtigen Mund. Plötzlich wirft der Mond ſein ſanftes, friedenbringendes Licht auf ihre freie, menſchlich göttliche Stirne. Ein Geiſterwehen durchrauſcht die Sphären, ein Lichtſtrahl, ſonnenweiß aus den Wolken brechend, erhellt die Luft, der auf der Stirne der Sphinx die Worte aufflammen und leuchten läßt: „Menſch, nimm das Herz des bewußten Weibes und lege es auf den Altar der Natur. Dort wird es zum heiligen Buche werden, in welchem du leſen kannſt und löſen die Rätſel der Welt. Willſt du, o Menſch?“

Gilford, ich höre deine Stimme, wie ſie ruft: „Ich will!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Splitter, Feuer und Sand und Steinbrocken, flammende und ſtürzende Felstrümmer umſpringen, umberſten mich. — Gilford, ich zittere, denn es iſt wie der jüngſte Tag. Dein Wort, es hat die Pforten der Hölle geſprengt, die Sphinx iſt zerſtoben zu Staub und Aſche, ihr unſterbliches Weſen „an die Grenzen der Erdwelt“ gebannt. Der jüngſte Tag iſt herangebrochen. Noch toſt und kracht und ſtürzt es in wirrem Durcheinander, die Erde bebt unter meinen Füßen — mir vergehen die Sinne . . . .

Wo, ach, wo erwache ich? Eden, biſt du es? . . . . Kein Sand, keine troſtloſe unwirtbare Ebene, keine todbringende Wüſte iſt es, darauf ich ſtehe — es iſt das Land der Seligkeit, des ewigen Lebens. Der Boden iſt wie ein grüner Teppich unter meinen Füßen; der Himmel wie eine ſanftblaue, lammwölkchen durchzogene Decke eines unendlichen goldhellen Tempels. Gras, Strauch und Blumen wuchern zu meinen Füßen. Blütenfall von den hohen Fruchtbäumen und Akazien umflattert, umduftet mich. Herden von Lämmern graſen da und läuten aus ſilbernen Glöckchen, die an roſenroten Bändern an dem Halſe der weichwolligen, lieblichweißen Tiere hangen. Der Hirt iſt hinreißend ſchön in ſeiner reingewaſchenen, braunglänzenden Menſchenhaut, es iſt der arme Paria, der alſo weinte und klagte im Geſang der Wüſtenlieder und der ſo in den Cymbal ſchlug und dazu pfiff aus Verzweiflung. Nun tönt ſein Geſang wie Harfentöne, fröhlich, heilig . . . .

Pfauen eilen argusäugig geſchwänzt, ſtolz ihre Krönlein tragend, durch die Reihen der Lämmer. Löwen ſpielen mit ihnen, Panter, Leo-

parden ſchleichen zum Hirten hin und lecken demütig ſeine Hände. Ein Schakal liebkoſt ſcherzend eine ſilberhaarige Angora. — Sind die Geſetze des Kampfes ums Daſein aufgehoben? . . . .

Vor mir aber hebt ſich, wie aus der Erde, eine wunderherrliche Landſchaft empor. Fichtenwälder und Eisberge begrenzen die Wolken. Palmen und tropiſche Gewächſe ſchließen ſich gartenhaft daran. Die Gazelle, der Jaguar, das Pferd, der ſanfttrabende Elefant, ſpielen ſich im Kreiſe friſchweidender Kühe. Hühner und Marder necken einander, Krokodile und Wale ſchnellen ſich in den Wellen und ſchwimmen in den Gewäſſern der lachenden Au. Reizende Kinder ſpielen am Ufer mit Krebſen und Skorpionen und der Hai ſchaut ſtill zu.

Von ferne aber da kommen Eiſenbahnzüge geflogen, mit Menſchen aller Art. Des Griechen Fez neben dem Turban des Muſelmanns. Der Älpler im grünen Hute neben dem Eskimo, der ſchlanke Ungar neben der ſtolzen Römerin, der Mulatte neben dem Tſcherkeſſen, der Moskowite neben der Amerikanerin, alles, alles Erdenvolk iſt da. Und dieſes wunderbar vereinte Volk eilt her im eiſernen Flug der Züge und füllt die rieſigen Ebenen, welche ſich dehnen und immer beſſer dehnen, je mehr Zuwachs kommt. Die Sonne ſtrahlt hell und immer heller und aus ihr kommt die Taube geflogen. Sie trägt nicht den Ölzweig des Friedens, denn dieſer wäre nur ein Zeichen, wir aber ſind in der Zeit der That durch die Schrift. Sie trägt ein Körbchen im Schnabel, gefüllt mit unzähligen Blättern, ſie ſtreut ſie herab auf die Völker der Erde und jeder hebt ſo ein Blatt auf und lieſt und ſtaunt und fragt und ſpricht: „Licht!“

Und: „Licht, Licht, Licht,“ tönt es einzeln und öfter, es klingelt im Chor, und Chor an Chöre reihen ſich und es ruft ein jeder und ſinget und betet und fordert: „Licht!“

Und im Millionenecho der Erde hallt es melodiſch: „Licht!“ Und alle Sphären erklingen: „Licht, Licht, Licht!“

Eine herrliche, nie dageweſene Stadt erſcheint und ſendet ihre Zinnen bis an die Himmelsdecke: Das neue Zion. Feſt fußt ſie in dem Felſen der Erde und Sonnengold umſpielt ihre Tempelſpitzen. Hohe gotiſche Türme mit dem leuchtenden Kreuze darauf, ragen bis ins Äterblau hinein, plattbauchige, rote Kuppeln mit dem Doppelkreuze daneben; Moſcheen ſtoßen daran mit ihren glänzenden Dächern und zierlichen Minarettürmchen. Dazwiſchen zerſtreut Pagoden und proteſtantiſche Bethäuſer in ihrer edlen Einfachheit. Ein ſtolzes, herrliches Grabmal blitzt in ſeinen goldenen Lettern auf ſchwarzem Marmor. Sie heißen: Orthodoxie.

Und die Glocken, die Musik und die Gesänge all' der Gläubigen, aus all' den Tempeln, tönen im niegehörten Einklange, tief, fein, voll und schneller und langsam und schwungsam, taktvoll und mächtig, erhaben und prächtig: „Licht, Licht, Licht, Licht!"

O, wunderbar sind meine Träume, Gilford, sie sind allein mein Glück, mein Leben, sie, nicht du, Entsetzlicher!

Ich fühle es in meinem eigenen Lose, wie furchtbar es um alle Menschen steht. Ich sehe nachtentbundenen Auges das Babel der Gesellschaft, ich höre die nach Hilfe schreiende Schaar der sinkenden Frauen, ich höre euer Hohngelächter, euer Halloh der wilden Sinnenjagd, ihr pferdebehuften Herren der Schöpfung. Das Edle, das ich träumte, ist das Bild einer Religion, der einzig echten, die über allen Religionen steht und doch nicht existiert, die alle Völker der Erde erlösend umschließen könnte und sie nicht umschließt, die der Wahrheit und der Liebe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich erblicke, daß ihr schlecht geherrscht habt seit Jahrtausenden, ihr Entsetzlichen; ich erblicke, daß ihr nur um Erdenruhm und Lust euere Kraft vergeudet habt und wie unendlich wenige von euch um das innere Licht, um das Ideal von Menschentum sich mühen. Nie war noch das Herz des Weibes der Altar, auf welchem ihr dem echten Gott geopfert habt. Ich sehe Betrug und Haß, Neid, Millionendiebstahl, Brudermord im Krieg, starre Selbstsucht, steinsäuligen Rückschritt und jene bestialische Weisheit, die das Schlechte als unabwendbar anerkennt, kühl lächelnd darüber hinweggeht und deren Priester du bist, Gilford. Ich sehe jene verfluchte Handhabung euerer Gewalt, ihr Paradiesesboas, mit der ihr die Hälfte von Gottes edelsten Geschöpfen, die halbe Frauenwelt knechtet. Ich sehe, wie ihr sie hinschlachtet und ausgeweidet hangen laßt, wie an der Thür des Fleischers die Kälber und Hammeltiere — wer vorübergeht und zahlt, der kann ja die noch immer genießbaren Äser — kaufen! Ich sehe, Gilford, wie du dein armes dummes Weib als Knechtin in dein Tagesjoch spannst, sie nebenbei als Decke deiner Frivolität benutzend. Ich sehe, wie du mich erfaßt hast, teuflisch gewaltig, erbarmenlos, wie du mir Leib und Seele von einander reißen willst — ich fühle das in wütender Pein. Du willst den zuckenden Leib zum Spielzeug haben, Samum der Hölle du, nach dem Geiste fragst du nicht. Fluch dir, der du das Himmelreich meiner Seele verpestet hast! . . . .

Nein, Gilford, nein! So bleibt es nicht . . . . ich sehe den Erretter vor mir, die Erlösung: Den Tod.

Gilford, Erbarmen! Vollende, was du so unbedacht der fürchterlichen Folgen begonnen hast, vollende es als Mann. Laß kommen über dich was kommt, ich fühle es, ich bin jedes Opfers wert. Laß uns fliehen, Geliebter, laß uns fliehen, denn du siehst, ich trage die Qualen dieses Zwiespalts nicht länger. Ich muß mich selbst verachten, verfluchen. Unser Bündnis ist schmachbedeckt, so lange du als Mann des öffentlichen Wortes, als Priester der Wahrheit, es nicht frei vor aller Welt zu bekennen wagst, daß du mir gehörst. Es sei endlich geknüpft, das Band, das uns umschlingt. Es sei der Bund geschlossen vor allen, die davon zu wissen wert sind, unsere Ehe sei geweiht und befestigt vor Gott und den Menschen! Reine Gattenliebe ist ja höchstes Wunder, aller Segen auf Erden. Nicht edle Mutterliebe allein vermag ein besseres Geschlecht für kommende Zeiten hervorzubringen; ebenso das bewußte Einssein zweier reifer Menschen im Lichte des Fortschrittes schafft an der Veredlung des Menschentumes.

Gilford, Gilford, wirf sie weg, die Vorurteile, die Angst vor dem Zusammensturze alter Formen. Komm, Einziger, ins Land der Blüte, des ewigen Frühlings, dorthin, wo die seligheiteren Geister der Vorzeit an den prachtvollen Werken unerreichter Kunst haften, dorthin laß uns, o Wonne meines Herzens, ziehen! Dort laß uns die Knospen eines neuen Daseins sprengen, in voller Blütenpracht entfaltet sich die Fülle jener Schätze, die ich so furchtbar schwer in meinem totwunden Innern trage. Dort heben wir den Schleier von dem Saïsbilde meines Herzens, dort erblickst du das Allerheiligste — das nimm und wirf es als Samenkorn der Welterlösung in den lechzenden Boden der Gesellschaft!

Antworte, Gilford! Mein Leben hängt an deiner Antwort. Ohne dich zu leben fehlt mir die Kraft, ebenso wie ein Leben ohne Pflicht und Ehre mich tötet. Antwort, Antwort deiner Allwina!

Der Brief ging ab, die Antwort kam, und Allwina rief, nachdem sie gelesen hatte: „Nera, Nera! Du öffnest heute abends nicht, wenn Doktor Gilford Mann kommt — mag er stürmen. Hörst du, Kleine, du öffnest nicht.“ Ehe noch das Mädchen etwas entgegnen konnte, fiel die Thür von Allwina's Schlafgemach ins Schloß.

Es war erst Mittag. Nera mußte allein zu Tisch gehen, Allwina kam nicht zum Essen .....

„Ich sterbe vor Angst um dich —“ wimmerte die gute, kleine Nera als es dämmerte, an Allwinas Thür. Sie hing, das Ohr platt ans Schlüsselloch gepreßt, mit beiden Händen krampfhaft an der Klinke.

Sie hörte wie Allwinas Feder raſch über das Papier hinflog. Jetzt ſtand ſie vom Schreibtiſch auf und Nera entfloh vom Schlüſſelloch.

Allwina öffnete und ſtand, die Lampe in der Hand, deren Licht ſie überfloß, vor ihr.

„Wie verklärt du ausſiehſt, Herrin, wie ſchön!“ rief Nera und faltete, wie zum Gebet, die Hände: „Ich fürchte mich,“ flüſterte ſie dann. „Weswegen?“ fragte Allwina ſcheinbar leichthin, dann ſagte ſie ruhig: „Das Elend des Daſeins muß gehoben oder abgeworfen werden. Wecke mich nicht zu früh, du armes, kleines Herz. Und ſchlafe gut. Ich habe viel zu ſchreiben, bin müde, werde morgen lange ſchlafen.“

„Haſt du nicht Hunger, wirſt du nichts eſſen?“ fragte Nera beſorgt. Allwina ſchüttelte verneinend das Haupt und küßte Neras Stirne, ſo wie eine Mutter ihr Kind küßt.

Nera hing an ihrem Halſe und ſchluchzte: „Mir thut etwas tiefinnerlich ſo wehe!“

Allwina wehrte ſie ſanft ab und machte ſich von ihr los. „Geh' ſchlafen,“ ſagte ſie und ging auf ihr Zimmer.

Nera gehorchte betäubt, überwältigt von unerklärlichem Bangen. Endlich ſchlief ſie ein und lächelte im Traume, die thränennaſſen Haarſträhne über den dunkelrötlichen Wangen.

* * *

Die Frühſonne leuchtete in das erhabenruhige Antlitz der toten Allwina. Ihre marmorſchöne Hand hielt noch den Ätherſchlauch, den ſie für den Notfall ſtets bereit gehalten hatte. Ihre linke Hand lag auf dem herrlichen Buſen und hielt den kleinen Zettel feſt, darauf ſtand: „Nera gehört meine Habe. Sie ſoll ohne Mann bleiben, wenn ſie es vermag. Gilford erbt meine Schriften. Verzeiht!“

. . . . . .

Draußen, an der Thür, ertönt leiſes Pochen . . . . . .
Gilford pocht ſtärker, er ſtürmt . . . . . .

Wie die Franzosen das Reich der Venus entdeckten.

Kulturhistorische Skizze von Herman Semmig.
(Leipzig.)
(Schluß.)

II.

Was die Franzosen in Italien entdeckten, war das Reich der Venus, und in dieser Beziehung war allerdings die Renaissance auch für sie das Wiedererwachen der Antike, sie war der wiedererstandene Kultus der schönen seelenlosen sinnlichen Form. Das Altertum war in seinem reizenden Märchen von Amor und Psyche über diesen Venusdienst schon hinausgegangen, letzterer hatte die Gemüter nicht mehr zu befriedigen vermocht, die tonangebende höfische und adlige Gesellschaft Frankreichs ging wieder zu ihm zurück. Aber diese Franzosen waren doch eifrige Katholiken, Christen? Gewiß, aber sie lebten wie die Heiden; an die Stelle der Religion trat bei Katharina von Medici der reine heidnische Aberglaube. Wenn die vornehmen Damen am Hofe der Valois aus Eifersucht, Haß oder sonstigem Antrieb einen früheren Verehrer oder Gegner los sein wollten, so machten sie eine Wachspuppe, die seiner Gestalt ähnlich war, durchstachen sie dann mit einem Dolche oder ließen sie langsam am Feuer zergehen; dann kam der also Bezauberte gewiß um. Die Priester traten nur dann auf, wenn es „Ketzer" zu verbrennen galt.

Was Michelets Meinung anlangt, daß die Deutschen Italien nicht begriffen hätten, so erinnern wir hier wieder an die mittelalterliche Sage vom Tannhäuser, die doch gewiß beweist, daß der Germane nicht unempfindlich für das Reich der Venus war. Der deutsche Ritter ließ sich gern in den Venusberg verlocken; aber zuletzt erwachte er wieder, von Sehnsucht nach dem Himmel ergriffen, in bitterer Reue, es bangte ihm um sein Seelenheil. Von der „Seele" ist aber weder bei Brantôme, noch in der Kameliendame, noch in Zolas Nana auch nur einmal die Rede!

Auffallend ist es allerdings, daß Luther von der sinnlichen und künstlerischen Schönheit Italiens auch gar nicht ergriffen worden ist, daß dieselbe auf ihn gar keinen Eindruck gemacht hat. Und doch war er ein ganzer Mensch mit starken Sinnen, und dazu eine künstlerische Natur; freilich pflegte er die mehr innerliche, die vorzugsweise deutsche Kunst, die Musik; für plastische Kunst und Schönheit zeigt er sich nur hier und da erwärmt. Auch für das Weib, das nach Michelet „der Inbegriff von

allem, die ganze Natur ist und das sechzehnte Jahrhundert beherrscht", ist Luther nicht unempfindlich; aber mit Luther rettet das Weib die in Laster versunkene Welt durch seine Ehe mit Katharinen. Er war der Gründer der Reformation und in seinen „Tischgesprächen", von denen Michelet herzlich entzückt war, der Verherrlicher des Familienlebens. Was aber hat damals die so gepriesene Renaissance in Frankreich gezeitigt? Die leichtsinnigste Maitressenwirtschaft, bis das Haus Valois in einem Heliogabal, in Heinrich III., erlosch.

Allerdings sieht Michelet das Ideal der Renaissance nicht in dem Venusdienste des französischen Hofes; für ihn war dieses Sinnenschwelgen nur ein Auswuchs, wobei er freilich irrigerweise übersieht, daß diese Auffassung der Renaissance die offizielle, die praktisch herrschende war. Der idealistische Verfasser der „Bibel der Menschheit" kennzeichnet diese Epoche so: „Die Versöhnung der Kunst mit der Vernunft, das ist die Renaissance, die Vermählung des Schönen mit dem Wahren. Tiefe Religionen der Seele!" Und der Tempel dieser Religion war für ihn der Dom zu Florenz mit (d. h. wegen) der Kuppel von Brunelleschi*), der starke Bau, der sich selbst und ohne fremde Hilfe trägt, sich auf sich selbst, auf die Berechnung und die Autorität der Vernunft stützt, während die gotischen Kirchen ohne ihre Strebepfeiler, Widerlagen und eisernen Klammern zusammenstürzen würden. „Sogar die Peterskirche, das erhabene Werk von Brunelleschis größtem Schüler, gibt wohl die Formen des Meisters wieder, aber nicht sein kräftiges Genie. Dieser wunderbare Dom wird von außen gestützt; er hält sich nicht durch sich selbst."

Der französische Vertreter dieser Anschauung von der Renaissance, der Brunelleschi der moralischen Welt, ist für Michelet jener wunderbare Rabelais**), jener kühne Zweifler, der, als er in seinem Romane die Abtei Thélème gründete, ausrief: „Entrez, qu'on fonde ici la foi profonde! Tretet ein, laßt uns hier den tiefen Glauben gründen!" Diese Gründung, die genialste Schöpfung von allem, was der französische Genius im sechzehnten Jahrhundert wie in dem klassischen Zeitalter Ludwigs XIV. geschaffen hat (die Abtei ist nach dem griechischen Worte Thelema = der Wille benannt), erinnert an „das Ideal und das Leben" von Schiller:

*) Berühmt vorzüglich als Baukünstler, geb. 1377 zu Florenz, gest. 1444.

**) Rabelais, geb. um 1483 bei Chinon auf einem Gute seines Vaters, der in der Stadt die Wirtschaft „zur Lamprete" besaß, Mönch, Priester, Arzt, gest. 1553 in Paris.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron . . .
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.

Folgendermaßen war die Lebensweise der Thelemiten geregelt: „Ihr ganzes Leben brachten sie nicht nach Gesetzen, Statuten oder Regeln zu, sondern nach ihrem freien Willen und Belieben. Ihre Klosterregel hatte nur diese einzige Klausel: ‚Foy ce que vouldras; Thu' was du willst.' Weil freie, edle, unterrichtete Menschen, die in gesitteter Gesellschaft verkehren, von Natur einen Trieb und Instinkt haben, der sie immer zu tugendhaften Handlungen antreibt und vom Laster zurückhält, welchen Trieb sie Ehre nennen." (Gargantua. Kap. 57.) Tretet hier ein, ruft er,

Ci entrez, vous, dames de haut parage,
En franc courage. Entrez y en bon heur,
Fleurs de beauté, à céleste visage,
A droit corsage, à maintien prude et sage.
En ce passage est le séjour d'honneur.

Dieses Reich des Willens, wo die unumschränkte Freiheit, die Freude, der Wissensdrang und alle anständigen edlen Erholungen herrschen, ist der schöne Traum eines Freundes der Menschheit, ist, auf die gesellschaftliche Ordnung übergetragen, das Seitenstück zu dem sich selbst durch eigene Kraft tragenden Dom Brunelleschis.

Hatte denn nun auch Rabelais in der französischen Gesellschaft Frauen gefunden, die würdig waren in diese Abtei einzutreten, wo „die Guten die goldene Zeit zurückbrachten, in der alles erlaubt war, was gefiel, weil nur das gefiel, was sich ziemte"?*) Fand sich auch in der Weiblichkeit eine Parallele zu Brunelleschis Bau? eine edle ideale Tugend, die sich auf sich selbst stützt, keiner Regel, Leitung, Stütze von außen bedarf? Seltsam! Gerade in diese Epoche und zwar nach Frankreich verpflanzt Schiller in seinem Don Carlos

jenes Ideal,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hilfe
Verschwenderische Blüten treibt!

Nur entsprach die historische Elisabeth von Valois nicht diesem Ideale, und wie es unter den „dames de haut parage" zur Zeit des Rabelais

*) S. Tasso von Goethe, II., 1.

herging, nun, das ſagt uns eben Brantôme, das ſagt uns die Geſchichte, wenn ſie von den „Ehrenfräulein“ erzählt, die der Katharina von Medici Geſellſchaft leiſteten. Und Katharina brachte ihre gewiſſenloſe Leichtfertigkeit gerade aus dem Laude mit, wo die Prinzeſſin Leonore dem Schwärmer Taſſo die Moral las. Rabelais, trotz dieſes kühnen, genialen Aufſchwungs zum Ideale, war nur der einſeitige Vertreter der Renaiſſance, der Reformation konnte er keinen Geſchmack abgewinnen; er war darin der Vorläufer Voltaires, den ja auch Michelet neben ihn ſtellt; die Dogmenſtreitigkeiten und Calvins ſittlicher Rigorismus waren ihm zuwider. Auf keinen Fall aber hat die Renaiſſance die Sittlichkeit der höheren Geſellſchaftsklaſſen veredelt; letztere waren ja faſt allein die Vertreter der Renaiſſance, das Volk blieb dem Pfaffentum ergeben oder es ging zur Reformation über. Nun hatte Rabelais allerdings auch reformatoriſche Abſichten, und um ſie durchzuſetzen, ſuchte er eben die offizielle franzöſiſche Welt für ſich zu gewinnen, die, außer ihrem Kunſtraffinement und einem gewiſſen unklaren Wiſſensdrang, obſcön in Sitten und Sprache war und deren Leben in ſinnlichen Genüſſen und im Prunken mit Luxus aufging. Calvin ſtieß dieſelbe durch ſeine Sittenſtrenge vor den Kopf, Rabelais dagegen ſuchte ſich bei ihr dadurch einzuſchmeicheln, daß er ihre Frivolität affektierte; es war eine Kriegsliſt ſeinerſeits, ein Schleier, durch den er den Ernſt ſeiner Gedanken hindurchblicken ließ; er wollte dieſe Geſellſchaft durch ſeine Übertreibungen wieder zu Verſtande bringen, ſelbſt ſeine maßloſe Obſcönität ſollte als abſchreckendes Beiſpiel wirken, er wollte die Rolle des betrunkenen Sklaven in Sparta ſpielen. Rabelais hat damit ſo wenig erreicht wie ſein Zeitgenoſſe, der witzige Weltmann Erasmus, den man auch den Voltaire ſeiner Zeit genannt hat. Die große Menge aber ſah und ſieht in dieſem gelehrten Satiriker von unerſchöpflichem Humor nur einen Poſſenreißer; den tiefen Sinn und die Abſicht ſeines Romans „Gargantua und Pantagruel“ hat man erſt in neuerer Zeit erkannt. Rabelais hat ſeinem Werke durch die gegebene Faſſung die Wirkung ſelbſt abgeſchnitten, nur der ſchon Gebildete oder vielmehr der Gelehrte ſchaut auf den Grund.

Wie Rabelais den Hofſitten ſchmeichelte, wie er die Unſittlichkeit dieſer „Sitten“ noch förderte, zeigt folgender Vorfall. Das franzöſiſche Pfaffentum hatte wohl — ein Fuchs riecht den andern — den Freidenker in Rabelais erkannt; als Franz I. geſtorben war, deſſen Gönnerſchaft der geiſtreiche übermütige Verfaſſer des „Gargantua und Pantagruel“ beſaß, und die Stimmung am Hofe infolge der prieſterlichen Aufhetzung für alle Neuerer gefährlich wurde, floh Rabelais nach Rom

zu seinem Freund und ehemaligen Mitschüler, dem Kardinal du Bellay. Da wurde dem König Heinrich II. 1550 ein Sohn geboren, dies gab dem Verfolgten die Gelegenheit, die königliche Gunst wieder zu erlangen. Der Kardinal hatte mit dem französischen Gesandten, Herrn von Urfé, beschlossen, zur Feier dieser Geburt des Prinzen Festlichkeiten zu veranstalten und beide beauftragten Rabelais, das Programm zu einer Sciomachie (Nachahmung eines Gefechts) zu verfertigen; in diesem Programm wurden Schmeicheleien an die schöne Diana von Poitiers gerichtet, die, nachdem sie die Maitresse des Königs Franz (Heinrichs Vater) gewesen, nun und obgleich sie schon achtundvierzig Jahre zählte, bei ihrer unverwüstlichen Schönheit auch die Maitresse des Sohnes geworden war: zur Feier des ehelichen Kindes, des Kindes der Gemahlin Heinrichs, schmeichelte also Rabelais der Buhlerin Heinrichs! Hofsitten! Mit dieser Kriecherei erwarb sich Rabelais straflose Rückkehr und die Pfarre von Meudon bei Paris. Das sind die Sitten der Renaissance, des Hofes, der vornehmen Gesellschaft von Frankreich.

Erhebend dagegen ist das Familienleben, das man damals bei den französischen Protestanten findet; die Französinnen der Reformation sind den edelsten Frauengestalten aller Zeiten beizuordnen, und man beachte wohl, die überwiegende Mehrheit des Mittelstandes war damals reformiert. Zu ihnen war die vom Hofe verhöhnte Sittenreinheit geflohen und mit ihr die innige Frömmigkeit, während am Hofe und unter den Hofleuten neben dem ärgsten Aberglauben der wütendste Fanatismus herrschte. Welchen Verfolgungen diese edlen Frauen in dem Zeitalter der Renaissance und später unter Ludwig XIV. ausgesetzt waren, wie man in ihnen die Gattin, die Mutter, die Tochter quälte, welchen religiösen Heldenmut diese Frauen zeigten, das haben wir in unserem Buche „Französisches Frauenleben" (Leipzig, Alfred Krüger) erzählt. Nur daran wollen wir hier noch einmal erinnern, daß es eben Französinnen waren! Spricht man aber von jenen Zeiten, so übergeht sie der Schlendrian der Geschichtschreibung; man zeigt immer nur auf die ins Auge fallenden vornehmen Damen am Königshofe und ruft dann aus: „So waren die Französinnen." Die Unterdrückung der Reformation und die fortdauernde Herrschaft des Beichtvaters, des Jesuitenordens besonders, hat viel zur Schwächung der Sittlichkeit und des Familienlebens in Frankreich beigetragen; eine erschütternde Schilderung dieses pfäffischen Einflusses hat Michelet in seinem Buche „Vom Priester und der Familie" entworfen und es befremdet darum umsomehr, daß er alles Schwergewicht auf die Renaissance legt, daß er den Apostel der Ver-

jüngung der Menſchheit in Rabelais geſehen hat. Rabelais, der eheloſe Prieſter, neben Luther, dem Familienvater!

Und doch erfindet der Dichter nichts; was er ſchildert, iſt immer ein Abglanz des Lebens. Sollte nicht auch Rabelais Damen begegnet ſein, bei deren Anblick er jenes Ideal in Geiſt und Herzen empfangen hat? Wenn auch nur wenigen? Dieſe wenigen genügten ſchon, um die Hoffnung einer beſſeren, reineren Zeit in ihm zu wecken. Rabelais iſt aus der Touraine, dem Loirethal gebürtig (die Vienne, an welcher Chinon liegt, fließt unweit davon in die Loire), und Adolar ſang ja in der Oper „Euryanthe"

Heil'ge Treue, ſchönſte Roſe
An der Loire Blumenrand,
Ob auch Wind und Welle toſe,
Blüheſt du, des Lenzes Pfand!

Nun, Mandelbäume, von denen das Textbuch ſpricht, blühen zwar noch nicht an der Loire grünem Strande; den einzigen, den ich dort geſehen, entdeckte ich im Sommer 1871 oberhalb Tours am rechten Loireufer in einer Felſenſpalte bei den Burgruinen von Roche-Corbon, aber die Blume der edlen Weiblichkeit blüht dort. Es iſt ein mildes, anmutiges Land, von dem ſchon Taſſo ſang, daß die Bewohner desſelben, anmutig in Sitten, ihrer Heimat glichen; der Einfluß des Prieſters auf das Familienleben iſt hier ſchwach, aus ihrer eigenen weiblichen Natur ſchöpfen hier die Frauen den Sinn für gute Sitte, für das was ſich ziemt. Ich habe das Land lange Jahre durchwandert, kenne Dörfer und Städte, kenne Hoch und Niedrig; ich bin ſtolzen Dianen, junoniſchen Schönheiten, hübſchen fleißigen Arbeiterinnen, bei aller Grazie arbeitſamen Bürgersfrauen, geſitteten Mädchen vom Dorfe begegnet: es wohnte allen eine edle, natürliche Sicherheit in ihrer Bewegung, ihrem Thun und Laſſen bei, ſo daß ich mich ihnen unwillkürlich mit aller Achtung nahte, es gibt hier Vertreterinnen jener edlen Weiblichkeit, wie ſie der Dichter des Don Carlos uns ſchildert:

In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beifall nie geträumt.

Ich bitte die Leſerin, den Leſer, dieſe Schilderung wohl zu beachten; es liegt darin der Schlüſſel zur richtigen Beurteilung der franzöſiſchen Weiblichkeit in den meiſten Fällen, wenigſtens in den Grundzügen. In der Zeit vor der Renaiſſance iſt das franzöſiſche Frauenleben in nichts oder wenig von dem deutſchen unterſchieden; die Renaiſſance bezeichnet einen Wendepunkt; manches Gute, aber auch vieles Böſe dringt aus Italien ein, der Hof und die vornehme Geſellſchaft brüten das Böſe aus. Der Bürgerſtand, das Volk behält ſeine einfachen Sitten; einen verderbenden Einfluß auf dieſelben übt der vom Hofe genährte religiöſe Fanatismus; edel und rein ſteht die proteſtantiſche Geſellſchaft da, nur daß ſie ſich leider zuweilen auch vom Glaubenseifer zu Maßloſigkeiten fortreißen läßt. Hof wie Geiſtlichkeit verſündigen ſich an dem Volke durch Vernachläſſigung ſeiner Erziehung; daher die Schwächen, die Verirrungen, die Schwankungen in ſeiner Bildung und Geſchichte. Die Halbheit in Geſittung und Zuſtänden erklärt ſich aus der Halbheit der geſellſchaftlichen Umwandlung im ſechzehnten Jahrhundert: Frankreich hat ſich mit der einen Hälfte, mit der Renaiſſance begnügt; in ſittlich religiöſer Beziehung hat aber das Mittelalter noch fernerhin ſeinen Einfluß ausgeübt, ja es hat ihn durch den Jeſuitismus verſchärft. Aber nach und nach ſchwächt ſich dieſer Einfluß ab, edle Naturen finden in ſich ſelbſt die ſittliche Sicherheit, und ſo blüht auch hier die reine Weiblichkeit, reift auch hier die Frucht der geſitteten Häuslichkeit. Nur die Pariſer Schöngeiſter, die Romanſchreiber vorzüglich, zuweilen auch Maler und Bildhauer, verirren ſich noch in „das Reich der Venus“, befangen von der falſchen Auffaſſung der Renaiſſance, und nähren dieſe Auffaſſung im Publikum. Aber alles treibt der ſittlichen und ſozialen Wiedergeburt des franzöſiſchen Volkes zu, die Ergänzung ſeiner bisher einſeitigen Bildung wird früher oder ſpäter erfolgen.

Deutſchland hat ſich im ſechzehnten Jahrhundert ebenfalls mit einer Hälfte der Verjüngung begnügt, mit der Reformation, die freilich den feſten Grund zum Fortſchritt legt. Die Renaiſſance, die das Leben anmutig geſtaltet und verfeinert, die zum Guten das Schöne bringt, wurde vernachläſſigt; erſt unſere klaſſiſche Dichtung öffnet uns wieder die Bahn zur äußeren Schönheit; zimperliche Prüderie hat uns bisher den Genuß derſelben verdorben, in Frankreich führte der Kultus der Renaiſſance *ohne* die Reformation zur entgegengeſetzten Ausartung. In der Verſöhnung dieſer beiden Hälften liegt das Ideal. Dieſe Verſöhnung iſt möglich; das Weib, das ſich auch noch als Frau die jungfräuliche Herzensunſchuld, die Kindlichkeit, bewahrt hat, verwirklicht dieſe Verſöhnung; „das

Weib aber iſt der Inbegriff von allem, iſt die ganze Natur.“ Künſtleriſch iſt dieſes Ideal von Raphael dargeſtellt worden: in der Sixtiniſchen Madonna; es iſt die Mutter mit dem unſchuldsvollen, jungfräulichen Blick, die Verſöhnung von Antike und Chriſtentum. Sie ſteht am Eingang in die neue Zeit.

* * *

Kehren wir zum Schluß noch einmal zu dem zurück, der Frankreichs Geſchichte dieſe verhängnisvolle Wendung gegeben hat. In Karls VIII. letztem Schickſal liegt eine tragiſche Symbolik, der Entdecker des Reichs der Venus hat ein trauriges Ende genommen: „on dit que les dames furent cause de sa mort,“ hat Brantôme geſagt. Die Damen hatten ihn aller Energie beraubt; einen zweiten Feldzug nach Italien, den er vorbereitet hatte, gab er in Lyon um einer plötzlichen Liebſchaft willen auf; er war erſchlafft, entnervt. Am Tage vor dem Palmſonntage 1498 war in den Gräben des Schloſſes Amboiſe ein großes Ballſpiel veranſtaltet worden; der König, infolge ſeiner Ausſchweifungen zu geſchwächt, um ſelbſt daran teilzunehmen, begnügte ſich, dem Spiele von einem Pavillon aus zuzuſehen; beim Eintreten ſtieß er ſich an die Oberſchwelle der Thüre, weder er noch ſeine Umgebung achteten darauf, Karl unterhielt ſich während des Spieles mit den Umſtehenden, er war in frommer Stimmung und ſagte unter anderem, daß er ſich feſt vorgenommen habe, keine ſchwere Sünde mehr zu begehen, als ihm plötzlich die Zunge verſagte; der Schlag hatte ihn getroffen.

Er war achtundzwanzig Jahr alt, als er ſtarb, und hinterließ eine einundzwanzigjährige Witwe, Anna die Bretagnerin, die ſeinen Nachfolger heiratete und mit dieſem die denkbar bürgerlich ehrbarſte Ehe führte. Es war die letzte glückliche Ehe auf dem franzöſiſchen Königsthrone; in dem Reiche der Venus, das bald darauf Franz I. feſt begründete, herrſchten fortan nicht mehr die Königinnen, ſondern die Maitreſſen.

Unſer Dichter-Album.

Im Lager der Zigeuner.

1.

Ich hab' kein Tuch zu einem Schurz,
Mein Kittel iſt ſchon viel zu kurz
Und kürzer noch, den Knieen fremd,
Mein dünnes, aufgeſchlitztes Hemd.
Ich wuſch es geſtern früh am Bach,
Der Kiebitz war im Ried ſchon wach,
Er hielt ſich im Gebüſch verſteckt
Und hat mich hinterher geneckt:
„Ich ſah am Bach 'nen dürren Baum,
Ob Apfel- oder Birnenbaum?
Kein Auge konnt's erkennen.
Er hat nicht Blatt noch Blüt' am Aſt,
Er lockt die Vögel nicht zur Raſt
Und taugt nur zum Verbrennen."
Wart' Schelm, wenn länger wird der Rock
Wenn kräuſelt ſich mein Schwarzgelock
Und hügelt ſich mein Buſen rund,
So zahl' ich dir den Spöttermund.
Ich koche Birn- und Apfelbrei
Und geh' damit an dir vorbei
Zum Schwarzſpecht mit dem roten Schopf,
Der iſt kein ſolch' gemeiner Tropf.

2.

Verhülle nicht die Bruſt, mein Lieb,
Es färbt mein Blick ſie bräuner.
Du weißt, ein jeder gilt als Dieb
Vom Blute der Zigeuner.
Zwei Roſenknoſpen ſtehl' ich dir,
Die noch die Sonne ſcheuen
Und wenn dein Dolch beſtraft die Gier,
Es ſollt' mich nicht gereuen.
„Sobald die Knoſpen voll erblüht,
Soll ſcheinen drauf die Sonne,
Je heißer ſie vom Strahl durchglüht,
So größer iſt die Wonne.
An wen die Blüte wird verſchenkt?
Noch weiß ich's nicht zu ſagen.
Wenn du zuvor nicht wirſt gehenkt,
So kannſt du manchmal fragen."

3.

Geh' und guck' durch Thür und Thor,
Steh' nicht ſtill bei Tag davor,
Schleich' und ſchlüpf' geſchwind umher,
Räum' und raff' die Kaſten leer.
Lauf' mit Liſt und flieh' die Flur,
Denn es trägt der Tau die Spur,
Schlag' dich ſchlau hinein zum Wald,
Wo im Wind dein Tritt verhallt.
Hörſt du heut' der Eule Schrei
Tief im Tann, geh' nicht vorbei,
Feuer flammt am Lagerplatz,
Dorten denkt an dich dein Schatz.

4.

Flieh', mein Mädchen, aus dem Zelt,
Denn die Alten munkeln.
Deiner harr' ich ſchon im Wald,
Wenn die Pfade dunkeln.
Komme aber nicht allein,
Denn die Alten munkeln,
Bring' dein ſchwarzes Kätzchen mit,
Kätzchen ſieht im Dunkeln.

5.

Hetſche-betſche, Holderbeer
Gibt 'nen guten Brei.
Brennt das Feuer auf dem Herd,
Steht ein Topf dabei.
Mauſt den Brei mitſamt dem Topf,
Richtet nach der Thür den Kopf:
Schnipp, ſchnapp!

Gockel, Gackel, Gickeler,
Gackert's, gibt's ein Ei.
Wo die Henne, ſcharrt der Hahn,
Merkt auf ſein Geſchrei.
Langt das Ei, den Hahn, das Huhn,
Laßt nicht Händ' noch Füße ruhn:
Schnipp, ſchnapp, ſchnorr!

Barbesbärbel, Ankenbrand,
Ganſet ſtets zu zwei.
Wie der Brandfuchs aus dem Bau,
Schleicht euch ſacht herbei.

Holt den Schinken aus dem Schlot,
Achtet auf das elft' Gebot:
Schnipp, ſchnapp, ſchnorr,
Schnepepr!

6.

Singend ſteigt herauf vom Dorfe
Die Zigeunerin zum Wald,
Wo der Janos müd' im Schatten
Mit dem Wagen machte Halt.

Heute war's zum drittenmale,
Daß ſie taufen ließ ihr Kind,
Denn ſie weiß, daß klug nur wenig,
Aber dumm ſehr viele ſind.

Immer wieder läßt ſie's taufen,
Rechnend auf das Patengeld,
Und ſo lebt das Pärchen luſtig
Von der Erbſünd' auf der Welt.

7.

Ein Trupp Zigeuner war im Wald,
Gelagert zwiſchen Farren.
Ein wildſchön Mädchen ſaß gelehnt
Ans Deichſelbrett des Karren.
Sobald die Kleine mich erblickt,
So lief ſie mir entgegen.
Nun komm geſchwind und laſſe dir
Von mir die Karten legen:
Du biſt ein Glückskind, denn dir ſteht
Die Herzdam' links zur Seite
Und rechts die Schellenſau, die hat
Den Reichtum zum Geleite.
Dann ſtreckte ſie die linke Hand,
So dunkelrot wie Kupfer
Und machte mit der rechten drauf
Geſchwind ein Dutzend Tupfer.
Ich wußte wohl, ſie will nur Geld
Und Haare ſollt' ich laſſen.
Ich gab ihr eine Doppelmark,
Da ſchnitt ſie mir Grimaſſen.
Die andern alle ſprangen auf
Und fingen an zu kreiſchen.
Ringsum nur Pratzen in der Luft
Um Geld und Geld zu heiſchen.

Da trollt' ich ſchleunig mich des Wegs,
Als brännten mir die Sohlen,
Und ſpöttiſch hört' ich hinter mir
Noch das Geſindel johlen.
Der Dirnen Schwarzbraun konnt' der Zeit
Mich lange nicht verführen,
Ein unbekanntes Schelmenlied
Bei Streunern aufzuſpüren.

München. Heinrich von Reder.

Ahnung.

Über den verfallnen Zaun
An des Dorfes Weiher
Hängt ein blühender Weißdornſtrauch
Wie ein lichter Schleier.

Täglich geh' ich dort vorbei,
Mich daran zu freuen,
Hätt' ich ſeinen Lenz verſäumt,
Würd' es mich gereuen.

Denn wer weiß, ob noch einmal
Ich ihn blühen ſehe, —
Ahn' ich doch in tiefſter Bruſt
Schon des Herbſtes Nähe.

Sehnſucht.

Aus den Felſenadern
In der Berge Schoß
Ringen ſich die Quellen
Unaufhaltſam los.

Feſſelfrei ſie rauſchen
Ew'ger Sehnſucht Lied,
Die ſie aus dem Dunkel
An die Sonne zieht.

Stolz als Flüſſe, Ströme
Wogen ſie daher,
Bis ſie alle wieder
Untergeh'n im Meer.

Die Perle.

Ich ging den Haidepfad entlang
Im heißen Mittagsſtrahle
Und fand zertreten auf dem Sand
Dort eine Muſchelſchale.

Als ſie noch barg der Erlenbach
Im Schilf und grünen Mooſe,
Trug ſie wohl eine Perle auch
In ihrem Silberſchoße.

Da dacht' ich, wie ſo manches Herz
Geopfert ſich vergebens,
Und dann zertreten ward im Sand,
Im harten Kampf des Lebens.

München. Heinz Oſſer.

Lieder im Volkston.

Nelken.

Die ich ſo treu begehrt,
Heißet mich wandern,
Hat mir ihr Herz verwehrt,
Lächelt dem andern.

Draußen im Garten ſteh'n
Knoſpende Nelken,
Werd' ſie nicht blühen ſeh'n,
Seh' ſie nicht welken.

Wißt ihr noch, Sonn' und Wind,
Wie ſie ſich bückte?
Rot, wie die Nelken ſind,
Die ſie mir pflückte?

Hüte, o hüte dich
Nelken zu tragen!
Müßten doch Nelken dich
Bitter verklagen.

Haidekraut.

O blicke nicht ſo vorwurfsvoll.
Ich weiß, was dein Begehr,
Das Herz, das ich dir geben ſoll,
Iſt nicht das meine mehr.

Ich ging ſchon einmal frohgemut
Mit einem Wandersmann,
Der trug ein Kraut an ſeinem Hut,
Fern aus dem grünen Tann.

Was ſtreift es heute meinen Schuh,
Wo wir des Weges zieh'n?
Ich ſeh' es blüh'n und hör' dir zu
Und denke nur an ihn,

Der kaum, daß ich ihn angeſchaut,
Mein Herz in Banden ſchlug
Und wie am Hut das Haidekraut
Sorglos von dannen trug.

Braunſchweig. Anna Klie.

Der Kloſterſchüler.

1548.

„Preis Gott, daß wir entronnen hie
Den Heiden und Lyceiſten
Zum Kloſter Sancti Blaſii,
Zur Lehre frumber Chriſten.“
Die Bürgerfrau in ſtillem Mut
Erwog's mit ihrem Knaben
Und hieß ihn gern zum runden Hut
Das Kleid der Schüler haben.

Am Buſen der Gelehrſamkeit
Nun galt es ſich erfriſchen,
Durchs Fenſter nur von Zeit zu Zeit
Sprach Waldmuſik dazwiſchen.
Und wie man Werktags faſtenbleich
Studiert die Kirchenväter,
Wie Sonntags dient dem Himmelreich
Beim Hochamt, das verſteht er.

Natur und Gott und Chronika
Ernähren ihn nach Kräften,
. . . Die Sonne treibt Allotria
Auf ſeinen weißen Heften.
Auch winkte ſie von ungefähr
Ein Mägdulein zum Brunnen, —
Da hat auf was, das lange her,
Der Träumer ſich beſunnen.

Und was er ſann, war ſein Geſpiel
Und Heimweh, was er fühlte;
Manch Bächlein, das vom Auge fiel,
Ward trocken, eh's ihn kühlte.
Die muntre Sonne ſelber muß
Mit ſeiner Trübſal ſtreiten:
Nach Tagesqual und Angelus
Beſtellt ſie Ferienzeiten.

Jetzt ſchreibt man's nicht, ob er es war
Von welchem uns berichtet,
Es hab' ein fahrender Scholar
Ein Minnelied gedichtet.
Derweil er's trällert durch den Tann,
Vom Aſte ſah die Meiſe
Den Wandelnden vertraulich an
Und wünſcht ihm gute Reiſe.

Jetzt meint man, daß es dieſer war,
Von welchem wir vernommen,
Es ſei ein fahrender Scholar
Zur Sternenwirtin kommen.
— Die Sternenaugen grüßten ſtumm
Den Kloſterſohn in Ehren
Und wollten das Viatikum
Der Lippen ihm nicht wehren.

Das iſt ein wunderſam Getränk,
Heißt Kuß der Jugendliebe;
Sein' ſüßen Thaues blieb gedenk
Auch, wen es weiter triebe.
Ein Tröpflein iſt es aus dem Meer,
Das Keiner je gemeſſen,
Der Knabe trank's von ungefähr,
— Sankt-Blaſien ſtand vergeſſen.

Sankt-Blaſien, du Tannenkind,
Faſt wird um dich mir bange.
Sag an, wo deine Schüler ſind?
Die Ferien währen lange . . .
Wohl ſollteſt du vor Morgenhauch,
Drin Sonnenfunken zittern,
Die Fenſter und die Herzen auch
Viel enger noch vergittern.

Viſion.

In der Waldſchlucht auf die Matten,
Auf die ſchlummerſtille Welle
Fällt's durch regungsloſe Schatten
Dann und wann wie Sonnenhelle.

Der dort hingeſtreckt im Nachen,
Der verſunkene Geſelle —
Folgt ſein blinzelnd Aug' im Wachen
Oder Träumen der Libelle?

Wolkenbilder hoch dort oben,
Wolkenbilder, die zur Seiten,
Wie im Äther ſie gewoben,
Durch den Waſſerſpiegel gleiten . . .

Und ihm graut. Was hier vergangen
Oder künft'ge Wirklichkeiten
Graben eines Zaubers Bangen
Ihm ins Herz für alle Zeiten.

Und nie wieder.

Wir kamen durch die Nacht daher zu Drein,
Durch dieſe Nacht voll ſommerlicher Milde,
Hoch in den Wipfeln war der Mondenſchein,
War Silberduft ob ihrem ſchlanken Bilde.
Wir ſprachen ſelten; denn was hatten wir
Im Augenblick beredtſamer, als Schweigen?
Ein Fühlen nur war zwiſchen ihr und mir
Und manchmal gurrt und brach es in den Zweigen.
. . . Es iſt noch jetzt — und iſt doch lange her.
Es kommt nur einmal ſo, — nicht mehr.

Dann lehnten wir vom Felsvorſprung hinab,
Im vollen Lichte ruhend am Geländer.
Der Juni ſchwang, ſo ſchien's, den Zauberſtab
Um Berg und Thal. Ihr blühten die Gewänder
Wie Lilien weiß, in ihren Augen ſtand
Um Lieb, um Ruh, um Vorſicht eine Bitte.
Der mit uns war, blieb ſeitwärts fortgewandt,
Zu wohl ach, merkend, daß er nur der Dritte.
. . . Ja, damals noch. Es iſt ſchon lange her,
Es kommt nur einmal ſo, — nicht mehr.

Wär er's geblieben, wäre . . . Still, was ſoll's,
Dies grübelnde „Wenn, dann" und „o, ich glaube"?
Die Zeit iſt hin des Glückes, wie des Grolls,
Nur Nachts im Sommer atmet ſie im Laube.
Wie Furchen tief im Herzen ſehn mich an
Im Walde hier die flimmernden Geleiſe.
Vor Jahren ſchritt ich dieſen Pfad hinan,
Der Weg derſelbe, anders nur die Weiſe.
. . . Kam es von draußen, kam von drinnen her?
Es kommt nur einmal ſo, — nicht mehr.

Georg von Oertzen.

In Vino Veritas.

Novelle von Domenico Ciàmpoli.

Deutſch von Hulda Meiſter.

Als man in der Schenke zur goldenen Flaſche erfuhr, daß Don Michele di Nunzio zum drittenmale wegen Trunkſucht ſuspendiert worden war, brachen alle in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß Thüren und

Fenſter erzitterten. Oh! diesmal verlor Sr. Hochwürden der Herr Biſchof ganz ſicher ein armes Schäflein! Armer Don Michele! So mußte er ſeine Prieſterſtola alſo wirklich an den Nagel hängen und ſeine Sutane den Gärtnern ſchenken, um Vogelſcheuchen für die Feigenſchnepfen daraus zu verfertigen? Aber, was lag denn daran, wenn der heilige Mann jetzt, da er den Holzſammlerinnen nicht mehr nachſtellte, zwiſchen Vernaccia und Malvaſier ſchwamm? Würde es nicht ein viel größerer Skandal ſein, wenn er ſich eines Tages auf Tonſur und Kinn das Haar wachſen ließe, und, einen ſpitzen Hut ſchief auf das Ohr gedrückt, zum biſchöflichen Palaſte ginge und dort Mora ſpielte? Don Michele war ganz der Mann dazu, einen ſolchen Schelmenſtreich auszuführen, trotzdem er ſchon alt war; ſchließlich verdiente er auch bei der Kirche nicht einmal ſo viel, um einen Beſen zu kaufen, um das bei den ewigen Lampen verſchüttete Öl und den übergegoſſenen Wein und das Brot bei der Meſſe wegzukehren. Es iſt etwas ſehr Schönes um das Heiligſein, aber zum Heiligen wird man geboren, und Don Michele war zum Verſchwender geboren.

Es fehlte nicht viel, ſo wären alle zuſammen zu Sr. Ehrwürden gegangen und hätten ihn, dem Biſchof zum Trotz, mit Gewalt geholt; aber allmählich, als ſie die Magd ausfragten, wurde es ihnen klar, daß Don Michele diesmal wirklich gehorchen wollte; die Furcht war ſtärker als das Laſter, und bei furchtſamen Leuten ſind alle Ratſchläge in den Wind geſprochen. So ergaben ſie ſich nach und nach darein, ihn nicht mehr in ſeiner gewohnten Ecke zu ſehen mit ſeinem dicken, ſeliglächelnden Geſicht und ſeiner fettglänzenden Sutane .... Nur eines Abends, als ſie ſein Fenſter erleuchtet ſahen, brachten ſie ihm ein Ständchen und ſangen ſolche Ritornelle, daß ſie erwarteten, er würde wie ein Gewitterſturm über ihnen wegbrauſen. Don Michele aber rührte ſich nicht, und als die Bande ſah, daß ſie ihren Atem umſonſt vergeudete, ging ſie trällernd und als ob ſie ein Weinfaß im Kopfe hätte, von dannen.

Innen aber, im Hauſe, hörte Don Michele ſie ſehr wohl, aber er dachte an ganz andere Dinge. Jetzt, da er alt geworden war, wollte er vernünftig werden, und die letzte Strafe hatte ihm die Augen geöffnet. Sr. Hochwürden, der Herr Biſchof, hatte ja über und über Grund genug dazu und konnte ihn ſogar noch nach dem Tode verfolgen, indem er nicht geſtattete, daß man den Exkommunizierten in geweihter Erde begrübe. Darum, keine Schenke mehr, keine Mora, keinen .... Wein, ganz gewiß, keinen Wein mehr in der Öffentlichkeit. Das verurſachte Ärgernis iſt immer ſchlimmer als die ſchlechte Handlung ſelbſt. Warum ſollte er ihn nicht ganz ruhig und friedlich in ſeinem Hauſe trinken und den böſen

Zungen dadurch jeden Anlaß zum Tadel nehmen? Er dachte und sann, und endlich hatte er einen Entschluß gefaßt. Unter seinen Zimmern besaß er ein ganz weißes Kämmerchen, dicht neben seinem Schlafzimmer, dort ließ er einen schönen, sauberen Tisch mit einem frischen, weißen Tischtuch bedeckt aufstellen, trug dann selbst den Lehnstuhl hinein, und als er mit allem fertig war, sagte er befriedigt:

„So ist es gut, sehr gut!"

Jeden Abend nun, wenn das ganze Dorf bereits in Schlummer lag und Don Michele zur Nacht gegessen hatte, trat die Magd in das Kämmerchen, zündete zwei Armleuchter mit je vier Armen an und stellte sie auf den Tisch. Dann nahm sie ein halbes Dutzend Gläser und drei Krüge mit funkelndem, frischem Wein, ordnete sie auf dem schneeigen Linnen, schloß die Fensterladen und zog sich dann leise und geräuschlos zurück.

Kurz darauf erschien auf der Thürschwelle Don Michele mit seinen lebhaften, zufriedenen Äugelchen, der sich mit beiden Händen die kurze Kniehose hielt. Einen Augenblick blieb er dort stehen und schaute befriedigt lächelnd auf den von Kristall blitzenden Tisch; dann schritt er langsam vorwärts.

„Ah! guten Abend, meine lieben Freunde! Guten Abend! Bravo, bravo! auch nicht einer fehlt," fing er an zu sprechen, „wir sind zu sechsen wie alte Genossen ..." Und als ob jedes Glas ein alter Genosse wäre, so drückte er es mit beiden Händen und hatte für jeden einzelnen einige freundliche Worte.

„Also, mein lieber Matthäus, Wölfe gibt es in unseren Wäldern nicht mehr? Das war auch eine wahre Plage und Geißel! Du hast uns Menschen und auch den Herden Ruhe und Sicherheit zurückgegeben, darum wollen wir aus Dankbarkeit heute Abend einen Toast auf dich ausbringen. Was sagst du dazu, Gevatter Tanu? Du sitzt da in deiner Ecke zusammengekauert wie ein geschlagener Hund auf seinem Strohlager. Du denkst wohl wieder darüber nach, wie du einen Junggesellen in deinen Schlingen fangen kannst. Das ist ein schönes Handwerk, Heiratsvermittler zu sein! Das bringt dir ja mehr ein als alle meine Güter! Aber augenblicklich scheinen die Geschäfte nicht recht zu blühen, und das Dorf füllt sich mit Bankerten ... Was sagst du? daß auch meine darunter seien? Nein, auf Ehre! meine Nachkommenschaft erlischt mit mir. Der Syndikus hier kann es bestätigen, ob ich ihm jemals ein Kind empfohlen habe, das auf Kosten der Gemeinde verpflegt werden sollte, während ich, im Grunde genommen, ein Recht dazu gehabt hätte. Ich bezahle mehr Abgaben, als

ich Haare auf dem Kopfe habe . . . Ha! ha! mein lieber Syndikus, dafür werden ſie dich zum Ritter machen, ganz gewiß, denn du haſt dich um das Vaterland wahrhaft verdient gemacht. Paß aber auf; das Pfarrhaus iſt dem Einſturz nahe, und wenn es in die Kirche hineinregnet, dann iſt es wirklich ein Jammer zu ſehen, was für dicke Thränen alle Heiligen weinen. Der arme Rochus, der dir zur Seite ſitzt, mag Löcher und Riſſe noch ſo gut verſtopfen, der nächſte Windſtoß macht ſeine Arbeit zu nichte und verwandelt ſie in ein Sieb . . . Nun, Rochus, haben ſie denn die Totengebühren bezahlt? . . . Nein? Gut, morgen drohſt du allen Säumigen, daß wir ihnen das Kreuz vom Grabe wegnehmen wollen; jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert, und wenn ich auf den Kirchhof gehen muß, ſo bekomme ich furchtbares Seitenſtechen und bin nachher wie in Schweiß gebadet. Ich bin eben nicht ſo dürr und trocken, wie Meiſter Andrea . . . Armer Meiſter Andrea! wißt ihr, daß ich euch ſehr lieb habe? Ihr ſeid der tüchtigſte Schneider in der ganzen Gegend und beſonders für die Frauen. Es heißt, ihr ſeid bloß ſo mager, weil ihr den Mädchen ſo viele Leibchen anprobieren müßt . . . Ich glaube nicht daran, aber wie wollen wir uns vor Gedankenſünden hüten? Warum verheiratet ihr euch nicht wieder? Fürchtet ihr euch, daß ſie euch dieſelben Streiche ſpielt wie die andere? Geht doch! Schließlich ſeid ihr ja noch nicht alt. Wenn ich nicht Prieſter wäre . . . Na, laſſen wir's gehen . . . ja . . . ja . . . Was ſagt ihr alle ſo einſtimmig? Trinken wollen wir? Trinken? Gut, ſo wollen wir denn trinken . . . Seht ihr, es iſt Aleatico, wie flüſſiges Gold leuchtet er im Glaſe. Ich wünſchte, Sr. Hochwürden, der Herr Biſchof wäre hier, ich bin ſicher, daß er ſeine Gebete nicht mehr ſagen würde, wenn er zu Bett ginge . . . Trinken wir alſo ſo: jeder hat ſein Glas und nun hübſch langſam."

Von neuem ſchickte er ſich an, die Becher langſam, mit einem gewiſſen lüſternen Wohlgefallen zu füllen, welches ſich in den tiefen Atemzügen, den weitgeöffneten Naſenflügeln, den feſt aufeinandergepreßten Lippen kund gab. Dann machte er es ſich in ſeinem Stuhle bequem, als ob er die Abſicht hätte, lange darin zu verweilen, und indem er mit der Zunge über die Lippen fuhr, ergriff er zwei Gläſer, hielt ſie gegen das Licht der Armleuchter, ſah ſchmunzelnd auf die goldene Durchſichtigkeit ſeines Lieblingsgetränkes, ließ ſie dann aneinander klingen und ſagte:

„Auf unſere Geſundheit!"

Als er den erſten und zweiten Kelch mit der haſtigen Gier des Durſtigen geleert hatte, runzelte er die Stirn, faſt als ob er jemandem Vorwürfe machen wollte.

„Was? ihr trinkt nicht? Vorwärts! Folgt meinem Beiſpiel!“ ſprach er, und von neuem ſchlürfte er mit einer gewiſſen jovialen Koketterie das feurige Naß, indem er wiederholt als Zeichen eines unausſprechlichen Genuſſes mit dem Kopfe nickte.

„Köſtlich, nicht wahr? Köſtlich! Ach! da mögen ſie ſagen was ſie wollen, aber unſer Boden erzeugt den beſten Wein der Welt, einen Wein, der einen zu Todſünden verlocken kann. Laßt uns alſo trinken ſo lange wir welchen haben: Vinum Dei opus est.“

Und als ob er den letzteren Ausſpruch beſtätigen wollte, leerte er die noch übrigen beiden Gläſer. Dann wurde er nachdenklich und verfolgte vielleicht einen Ideengang, der von einem Becher zum andern weitergeſponnen wurde, bis er ſich in einer anderen Flaſche verlor, die er langſam mit einer Art katzenhafter Zärtlichkeit ergriffen hatte und nun behutſam und bedächtig miſchte.

„Endlich ſchöpft man doch wieder Atem,“ begann er von neuem, „man lebt wieder auf, und es kommt einem vor, als ob mit dem Weine eine heitere Zufriedenheit, welche die Lungen erweitert und den Verſtand ſchärft, in das Herz einzöge. Seht! jetzt könnte ich die Exempel, die ich ſonſt kaum auf dem Papier machen kann, ſogar im Kopfe rechnen; das Einmaleins und Latein ſind nie meine ſtarke Seite geweſen . . .“

Bei dieſen Worten blickte er argwöhniſch um ſich; als er ſich ſicher ſah, heftete er ſeine Augen mit einem breiten Grinſen auf die bis an den Rand gefüllten Gläſer.

„Nur ihr ſeid hier, ſonſt niemand, das iſt gut, ſehr gut!“

Dann zog er einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete einen Schrank, dem er verſchiedene Päckchen entnahm, welche er in einer Reihe neben die Gläſer legte.

„So, ſo, die Geſellſchaft vergrößert ſich,“ ſprach er grinſend. „Ihr allein ſeid meine wahren Freunde und werdet meine Angelegenheiten weder verraten, noch über dieſelben etwas verlauten laſſen. Ihr bleibt mir immer gehorſam . . . Ich trinke auf euer Wohl! Möge ich eines Tages von euch ſagen können wie von der Nachkommenſchaft Abrahams: numera, si potes.“

Wie vorhin ſtieß er mit den Gläſern an und trank und trank . . .

„So, nun wollen wir einmal die ſchönen Geſichter der lebenden und verſtorbenen Könige wieder anſchauen. Auch die Könige ſterben, aber das Geld bleibt.“

Er löſte die Schnüre von den Säckchen und ſchüttete deren Inhalt mit ängſtlicher Sorgfalt auf den Tiſch. Auf ſeinem ſchlaffen, fetten

Geſichte zuckte es ſonderbar hin und her, bald ſchien es Lächeln, bald Grinſen zu ſein. Seine Augen öffneten ſich übermäßig, ſeine Hände zitterten in nervöſer Aufregung, und während einiger Minuten verſank er in eine ſo entzückte ſtumme Betrachtung, daß ihm der Atem ſtockte. Dann kam ſeine Zärtlichkeit zum Ausbruch, abgebrochene Worte, Küſſe, Freudenſchauer und Lächeln wechſelten unaufhörlich mit einander ab, er ſchien ganz närriſch geworden zu ſein. Jenes Gold war Fleiſch von ſeinem Fleiſche, Blut von ſeinem Blute; es gewährte ihm einen wollüſtigen Genuß, mit den Fingern darin herumzuwühlen, es händevoll aufzunehmen und wie ein Schlafender die Lippen oder die Schläfe daraufzulegen . . . Plötzlich erklang ein leichtes Geräuſch im Hauſe, draußen . . . Geſpannt lauſchend ſchob er haſtig und wutentbrannt die blitzenden Goldſtücke in die Säckchen zurück und ſchloß ſie wieder in den Schrank.

„Paß auf, lieber Don Michele," murmelte er, „die Räuber haben ihre Ohren in den Fingern, und wann ſie es erfahren ſollten, dann adieu, ihr ruhigen Träume!"

Zufrieden ſetzte er ſich wieder nieder.

„So geht's in der Welt; Wein und Geld, dann gilt man für einen Ehrenmann . . . Es leben die Ehrenmänner!"

Wie gewöhnlich begleitete er dieſes Lebehoch mit dem Leeren ſeiner beiden Gläſer. Nein, geizig war er eigentlich nicht, aber er erinnerte ſich der Tage des Elends und ihm graute . . . Brr! was für Galeerentage waren das! Er ſah ſich wieder als langen hageren Prieſter mit ſeinen beiden großen blaugefrorenen Händen, das wahre Ebenbild des Hungers. Auf einem müden Eſelchen und in geflicktem Prieſtergewande war er in jenes weltverlorene Dorf gekommen, und die Bauern, die verfluchten Bauern lachten und ſpotteten über ihn. Aber er war kein ſolcher Dummkopf, der ihnen das Lachen lange erlaubt hätte; er fing an vom Altar und von der Kanzel Predigten herabzudonnern, Predigten! Gott verzeihe ſie ihm! die wahren Kanonenſchüſſen glichen. Da gab es bald nichts mehr zu lachen! Wie Kinder beim Anblicke des Wärwolfs, ſo zerfloſſen die armen Menſchen in Thränen und verwandelten ſich in eine Herde Lämmer . . . Dann kamen die luſtigen Wochen heran; und ſie wetteiferten mit einander, ſich das Wohlwollen des Herrn Pfarrers durch Geſchenke und Dienſtleiſtungen zu erwerben. Die Religion triumphierte und das arme Prieſterlein nahm langſam an behaglicher Fülle zu in dem reinen Bewußtſein, daß er es verſtanden hatte ſich Geltung und Anſehen zu verſchaffen. Eine fromme Frau — was für Sünden, du guter Gott! hatte er jener Heiligen verziehen! — hatte ihm den Obſtgarten

und das Haus vermacht, eine andere Gläubige hatte ihn mit Wäsche und Bestecken versehen, eine dritte ... Aber wer konnte sich aller entsinnen? So viele Jahre waren seitdem verflossen ... Die Jugend, das Mannesalter waren verrauscht, und das Alter kam ... Ach was! nur keine Trauerlieder! In Gegenwart des Weines heißt es heiter sein. Ist denn der Wein nicht das Blut der Alten?"

Und die Kehle hinunter rollte eben jenes Blut der Alten, während die nach der Decke starrenden Augen in dem blutunterlaufenen Kreise der geschwollenen Lider trüber und trüber wurden ...

Jugend und Mannesalter waren vorbei, vorbei wie das Wasser, das durch die Füllenwiese dahinströmt, und indem er den Kopf auf die Hände stützte, rief er aus: „Schade! schade!"

Der Wein stimmte ihn schwermütig, und doch trank er ihn nur um zu vergessen. Alle hielten ihn für so heiter, so zufrieden, und auch er selbst täuschte sich manchmal ...

Es war aber nicht wahr. Zwar nagte der Wurm langsam, aber er war da, er nagte unaufhaltsam fort ... Eigentlich hatte er auch erst von jenem Tage an zu trinken begonnen ... und er war lüstern und gierig geworden wie die andern, hatte sich eine Maske auf Gesicht und Herz gelegt und nun vorwärts! hinein in Saus und Braus! Die Instinkte waren allmählich zur Gewohnheit geworden und hatten sich schließlich in Laster verwandelt. Das Gewissen wurde durch die Verrohung nach und nach erstickt, das Bedürfnis, sich der Wahrheit nicht allein gegenüber zu befinden, trieb ihn zu jener einsamen, bestialisch lächerlichen Orgie ... Ja, ja! er fühlte es sehr wohl, wie der Wein, nachdem er ein wenig Enthusiasmus in ihm erweckt und die Gier nach Reichtum befriedigt, ihn jetzt in verräterischer Weise in den Sumpf der Erinnerungen, der düsteren Schwermut versenkte. Er fühlte, daß ihm das Blut aus den Wangen wich wie an jenem entsetzlichen Tage ... Gott! Gott! Und sie behaupten, daß es keinen Gott gibt! Aber das was hier in unserem Innern nagt und wühlt, was uns ununterbrochen quält, was selbst vom Rausche nicht ertränkt wird, ist das nicht unendlich schlimmer, unsagbar schrecklicher als der Gott, welcher die Sünder straft? Er hatte heute gelacht und gescherzt, morgen wird er wahrscheinlich dasselbe thun, war das aber vielleicht das Vergessen? War es nicht vielmehr nur ein Mittel, sich vor den andern zu verbergen? Die Nacht flößte ihm Grauen ein, darum suchte er das Bewußtsein zu verlieren, doch verlor er es nie so gänzlich, daß er nicht hätte furchtbare Schreckgespenster vor sich aufsteigen sehen ... Er hatte sich sogar so weit erniedrigt, daß er gemeiner wurde

als die ihn umgebenden Menſchen, daß man ihn für fähig hielt, Schamgefühl und Glauben zu verleugnen und das ganze Dorf durch Vorſchüſſe in der Hand zu haben ... Und dann? ... Da lag er tief im Schlamm verſunken und war nicht im ſtande, ſich wieder zu erheben. Freilich wehrte er ſich dagegen, aber der Wille erwies ſich hier ohnmächtig; war das ſeine Schuld? Da öffnete ſich in ſeinem verdüſterten Gemüt eine Lichtſpirale wie ein blaues Stück Himmel zwiſchen ſchwarzen Gewitterwolken und in jenem Lichte ſah er die Vergangenheit in fernen aber ſcharfen Umriſſen heraufſteigen, ein Gemiſch von Schelmenſtreichen und guten Handlungen, die endlich jene unſelige That hervorriefen, welche ihm den Frieden raubte ... Er entſann ſich. Im Laufe der Zeit war er in jenen bewaldeten Schluchten zum Jäger geworden. Ganze Tage brachte er damit zu, den Wildſchweinen und Haſen nachzuſpüren, manchmal blieb er ſogar wie ein Räuber die ganze Nacht im Walde. In jener jungfräulichen, ſchweigenden Einſamkeit konnte ihn oft der Geſang einer Holzfucherin, die Begegnung mit einer armen Beerenſammlerin in Aufruhr verſetzen, das Blut ſtrömte ihm raſcher vom Herzen in die Schläfe und umnebelte ihm den Verſtand ...

So ſündigte er zum erſtenmale, zum zweiten und dann ... und dann ſo viele andere Male mehr ... Endlich eines Tages brachte man ihm, während er zur Vesper in der Kirche war, um eine Schar kleiner Kinder in der chriſtlichen Lehre zu unterrichten, auf einer Bahre aus grünen Zweigen ein armes, ertrunkenes Mädchen.

Warum hatte ſie ſich ertränkt? warum? Niemand wußte es, auch er erinnerte ſich kaum ... Aber als er die langen, aufgelöſten Flechten, das kleine, abgemagerte Geſicht, die nackten Füße, den zerlumpten Rock wiederſah, da erinnerte er ſich ... Warum ſtarb er nicht auch in jenem Augenblick? Wer hatte ihm den Mut gegeben, jenen bläulichen Leichnam, der ſeelenlos, unbelebt faſt noch zu leiden ſchien, mit Weihwaſſer zu beſprengen? Er wußte es nicht, er wußte es nicht ... Dann mußte er ſie an das Grab geleiten, ſie in die Grube ſenken ſehen, und mit eigenen Händen, wie es die Sitte dort unten erheiſcht, das Kreuz darauf pflanzen ... Armes Geſchöpf! Und Gott ließ ihn am Leben, ihn, der das Elend und die Unſchuld des jungen Mädchens gemißbraucht hatte ...

Er weinte. Heiſeres Schluchzen entrang ſich ſeiner Bruſt und erſchütterte ſeinen ganzen Körper. Und es ſchien ihm plötzlich, als ob ſein Weinen in der Nacht da draußen ein fernes Echo fände. Er erhob den Kopf und lauſchte mit ſeinen violetten, thränendurchfurchten Wangen, emporgeſträubten, grauen Haaren und krampfhaft geballten Fäuſten ...

„Nein, nein, es ist nichts!“ schloß er nach einigen Minuten und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn. „Ich bin ein Narr. Wir wollen wieder trinken . . . trinken . . . Oh! wenn ich vergessen könnte!“

Zola und die Hellmalerei.

Von M. Friedländer.
(München.)

Mit Unwillen las ich die Verunglimpfungen, mit denen Emil Zola überschüttet wurde, weil er in seinem letzten Werke ein Bild von der Verkommenheit des französischen Bauern gegeben und diesmal nicht nur bei „sittlichen“ Deutschen, sondern auch bei „patriotischen“ Galliern Anstoß erregt hat. Mir fiel jenes Buch von Zola wieder in die Hände, das seine Größe vielleicht wie kein anderes offenbart: L'Oeuvre. Wieder packte mich's gewaltig und ließ mich nicht eher, bis ich an der letzten Seite angelangt war.

In Zolas Werken interessiert das Dargestellte mehr als die Darstellung. Mit Unrecht ist dem Dichter daraus ein Vorwurf gemacht worden. Zola studiert seinen Gegenstand mit so unermüdlicher Sorgfalt, beherrscht ihn so vollkommen, bringt ihn mit so sieghafter Sicherheit in die ihm anstehenden Formen, daß die Dichtung uns wie ein Stück Leben entgegentritt, wirklich, lebendig, gegenwärtig. Die Thätigkeit des Poeten ist völlig im Gegenstande aufgegangen, im einzelnen nicht mehr wahrzunehmen. Das ist sein letzter Triumph. Und in der Wirkung des ganzen fühlt man am Ende dennoch sein unsichtbares Walten.

Zola glaubt nicht an spezifisch poetische Gegenstände. Diese Auffassung ist durchaus nicht neu, Goethe hat sich deutlich genug zu ihr bekannt. Zola vertritt sie mit einer Konsequenz sondergleichen, sie durchdringt sein ganzes Schaffen. Jedes seiner Werke ist ein Feldzug, durch den er der dichterischen Gestaltung neue Gebiete unterwirft.

Die Fähigkeit, auch das Materielle, das Technische poetisch aufzufassen, hat Zola zum Dichter der modernen Welt gemacht. Der Mangel an dieser Fähigkeit hält in den meisten Fällen unsere Schriftsteller von der Gestaltung moderner Stoffe ab. Die mannigfaltigen, vielgestaltigen Formen, in denen sich unser Leben bewegt, die im Sinne einer überwundenen Ästhetik „unpoetisch“ sind, durchdringt Zola mit so scharfer

Beobachtungsgabe, mit so tiefem Verständnis, daß er im wirren Machtgewühl des Lebens, im Klappern und Stampfen der Maschinen die geheimen Laute der Zeitseele vernimmt, die hier und nur hier hörbar werden.

In l'oeuvre hat der Dichter der jüngsten Kunstrichtung, der sogenannten Malerei des „plein air" ein Denkmal gesetzt. Die Kunstanschauung der „Hellmaler", die in unseren Tagen ihre Herrschaft gar gewaltig ausbreitet, wird in diesem Roman mit einer staunenswerten Kenntnis entwickelt. Dadurch wird das Werk zu einem hochwichtigen Monument der Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts; das zum mindesten, mag auch Zolas Dichtung künstlerisch so unbedeutend sein, wie seine Gegner behaupten, mag auch das Streben der modernen Malerei so verfehlt sein, wie der Ästhetiker alter Schule will.

Zwischen Zolas Dichtungen und den Erzeugnissen der Malerei des „plein air" besteht eine nahe Verwandtschaft. Der Dichter fand einen kongenialen Zug bei den Malern. Das machte ihm den Gegenstand seines Romans besonders interessant, das macht uns „l'oeuvre" besonders wertvoll unter Zolas Werken.

Der Held des Romans, Claudius, ist ein Vorkämpfer jener Richtung der modernen Malerei, die ihre Gestalten im hellen Licht des Tages darzustellen versucht. Die älteren Maler setzten ihre Figuren in ein beschattendes Dunkel, um die Wesenlosigkeit ihrer Schöpfung zu verhüllen. In eben der Absicht stellten die Dichter Gestalten und Vorgänge in das unkontrollierbare Dunkel vergangener Jahrhunderte, in das künstliche Licht einer Idealwelt, aus dem hellen Licht des Tages

Die Frage der Malerei des plein air, die im Mittelpunkte der Dichtung steht, erscheint gewöhnlich als eine rein technische; es gibt wohl keinen zweiten modernen Schriftsteller, der etwas anderes in ihr gesehen, der es gewagt hätte, sie zum Bewegungsmoment eines tragischen Vorgangs zu machen. Zola weiß aber, daß es für den wahren Künstler keine Technik gibt. Den Gegensatz zwischen geistigem und mehr mechanischem Schaffen in der Kunstübung, der den irreführenden Begriff „Technik" schuf, kennt nur der unwissende Laie, der unkünstlerisch thätige Virtuose, der mangelhaft ausgebildete Dilettant. Der echte Künstler ist in gleicher Weise und in gleichem Grade geistig schaffend thätig an seinem Werke, wann er die erste Vorstellung zu einer neuen Schöpfung sich bildet, wann er sein Modell genau studiert und „mechanisch" nachahmt. Wie der Gedanke sich das Wort, sich den Stil schafft, so bringt die künstlerische Vorstellung und Anschauung eine ihr entsprechende Malweise, Pinselführung

hervor. Jede Frage der „Technik“ ist demnach zugleich eine künstlerische, geistige Frage, wenn man sie so tief erfaßt, wie Zola es vermag, und dann fügt sie sich auch der dichterischen Ausgestaltung.

In der „Technik“ der neuen Malweise sieht Zola die höchsten Absichten des modernen Kunstgeistes, in einer naturalistischen, „jeder Idealität baren“ Kunstübung findet er die Idealität einer heiligen Wahrheitsliebe. Unsere Zeit wie jede andere wird von gewissen allgemeinen Ideen beherrscht, von Idealen, wenn man dieses bis zur Unkenntlichkeit vergriffene Wort noch in Zahlung geben darf. Sie im Gebiete des Alltagslebens zu fühlen und darzustellen, vermag nur ein großer Dichter. Solch ein Gedanke des modernen Lebens, dem mehrere Werke Zolas gewidmet sind, ist die Bedeutung, die Anerkennung der Arbeit.

Unser gesamtes geistiges Leben wird beherrscht von dem Triebe nach Wahrheit. Wahrheit ist dem modernen Menschen, was der Antike die Schönheit, dem Mittelalter der Glaube war. Der Drang nach Wahrheit hat unsere Wissenschaft groß gemacht, er durchdringt unsere Litteratur, unsere Kunst.

Schon die Holländer im siebzehnten Jahrhundert strebten in ihren Gemälden eine treue Wiedergabe der Natur an. Da sie aber dieser unendlich schwierigen Aufgabe noch nicht ganz gewachsen sein konnten, brachten sie ihre Gestalten in dunkle Räume, malten sie bei künstlichem Licht selbst Landschaften und Szenen, die im Freien spielten. Die Holländer stellten die Natur dar, wie sie ist, bis auf die Beleuchtung, bei der sie ganz willkürlich verfahren, künstliches Licht bevorzugen, das freie Sonnenlicht stets meiden. Der warme, braune, tiefe Ton, der nie in der Natur, auf Gemälden so oft zu finden ist, der unter dem Namen „Galerieton“ noch vor kurzem beliebt war, heute mißliebig ist, der alle Lokalfarben verschlingt, alle die zahllosen Feinheiten der Natur vernichtet, die das Sonnenlicht hervorzaubert, er ist die Schöpfung der Malerschule, die zuerst unbedingte Naturwahrheit anstrebte.

Die großartigen Verdienste eines Rembrandt um die moderne Kunst kann dieser Mangel selbstverständlich nicht im geringsten schmälern. Köstlich ist aber, wie die Ästhetik den Mangel in ein Verdienst verwandelt, um den großen Realisten zu retten, besser wohl, um sich vor ihm zu retten. Da heißt es, Rembrandt habe seine an sich freilich allzu banalen Gestalten durch sein Helldunkel, seine originellen Lichtwirkungen idealisiert, in eine poetische Sphäre gehoben, künstlerisch geweiht. Das also heißt idealisieren, die Menschen aus der lichten Gotteswelt in einen Kellerraum mit Lampenbeleuchtung zu versetzen. Rembrandt ist ein großer

Mann, er hat schon vielen Tadel, er wird sogar solches Lob ertragen können.

Seit Rembrandt blieb der „Galerieton" herrschend in der Malerei, selbst Künstler, die im übrigen die Natur scharf beobachteten, verzichteten in diesem Punkte auf das Studium der Wirklichkeit.

Vor ganz kurzer Zeit wurde zuerst in Paris aus jüngeren Künstlerkreisen die Forderung aufgestellt, die Natur im freien, offenen Licht des Tages zu beobachten und wiederzugeben. Einige sehr talentvolle Künstler, deren Zahl von Tag zu Tag wuchs, rissen sich von der akademischen Tradition los und begannen den Kampf mit ihrer schweren Aufgabe. Die Sonne legt nicht jenen warmen, braunen Ton auf die Dinge, den die Künstler aus der Tiefe ihres Gemütes erschaffen hatten, sondern ihr Licht ist kalt, meist weiß und bläulich, sie läßt die Farben der Welt erstrahlen, welche die älteren Maler in einem „schönen" harmonischen Dunkel verhüllt hatten. Die Sonne, selbst wenn sie hinter Wolken steht, hat Kraft genug, die ganze Welt zu durchleuchten; sie dringt überall hin und läßt nicht einen Winkel im undurchsichtigen Dämmer liegen. Die Sonne thut auch dem armen Maler nicht den Gefallen, ihm die Modellierung einer Gestalt zu erleichtern dadurch, daß sie die eine Seite stark beleuchtet, die andere in dunkle Schatten legt, sie löst mit tausend Reflexen die Schattenmassen auf und läßt die Gestalt vom Licht umflossen, vom Licht durchtränkt erscheinen.

Von der Idee, das Leben im Licht gebadet darzustellen, wird das Schaffen des Malers Claudius beherrscht; diese Idee unterjocht nach und nach alle Kräfte des reich beanlagten Mannes, ertötet sein Interesse an allen anderen Forderungen des Lebens, ertötet die Liebe zu seinem Weibe und bringt ihn zum Wahnsinn.

In knappen Zügen ist das Jugendleben des Malers angedeutet. Liebe zur Natur lebt von den Tagen der Kindheit an in seiner Seele. Als Knabe streift er über die Felder weit ins Land hinein, trinkt er in langen Zügen den Atem der ewigen Erde; trunken schweift sein Auge über das sonnenbeglänzte Land. Die Natur in ihren stets wechselnden Formen und Farben zu betrachten, ihr wunderbares Werden und Schaffen zu fühlen, ist ihm Genuß, Leben, Gottesdienst. Er sucht nicht „schöne Gegenden" auf; die Natur an jedem Ort, in allen Gestalten ist ihm einzig und bewundernswert. Dann erwacht allmählich stärker und immer stärker die Lust des Nachschöpfens. Mit heiliger Wahrheitsliebe beobachtet er die Erscheinungen, mit einer an Wahnsinn streifenden Leidenschaft liebt er das Licht, das ihm die Erscheinungen schenkt, sein höchstes Ziel ist

Wiedergabe der geliebten Natur in dem geliebten Licht. Dieser Aufgabe lebt er allein, alles andere wirft er von sich, er schafft mit zähem Eifer und thut sich nie genug.

Höchstes Selbstbewußtsein, ein Gefühl unendlichen Könnens wechseln in seiner Seele mit rasendem Schmerz über seine Unfähigkeit. Immer wieder zerstört er sein Werk und beginnt den Kampf von neuem. Er vergleicht seine Versuche mit der Wirklichkeit und verzweifelt. Die Fachgenossen, die er fast sämmtlich an Darstellungsvermögen übertrifft, fürchten ihn und unterdrücken ihn systematisch. Um ein Publikum kümmert sich Claudius nicht. Die Folge ist, daß die Menge ihn und sein Ringen verlacht, sich vor seinem „brutalen Naturalismus" entsetzt, jene Menge, welche vom Maler verlangt, er solle die gewaltige Natur zahm und nett und niedlich und anmutig machen und ihn dann lobend und zahlend einen ideal veranlagten Künstler nennt. Das freilich ist Claudius nicht und er wird zum Märtyrer der Idee, die ihn nur allzu gewaltig in Banden hält. Claudius wird wahnsinnig und erhängt sich vor seiner großen Leinwand, seinem letzten Versuch, an dem er jahrelang mit immer frischem Ringen, in Qualen gearbeitet hat.

Jeder Zug in dieser erschütternden Tragödie ist modern; die ganze herrliche Künstlergestalt mit ihrer fanatischen Liebe zur Natur, ihrem zehrenden Streben, ihrer unerbittlichen Strenge gegen die eigenen Schöpfungen, ihrem unermüdlichen Arbeitsdrang, ihrer brutalen Wahrheitsliebe, sie gehört unserer Zeit, nur unserer Zeit an. In jedem wahrhaft modernen Künstler steckt ein Stück von dieser Gestalt Zolas.

Die Religion begeistert unsere Künstler nicht mehr, an ihre Stelle trat die Liebe zur Natur; die Maler sind Pantheisten geworden, alle Erscheinungen der Erde sind ihnen groß, göttlich, der Darstellung würdig, sie wurden Sonnenanbeter und verehren im Licht die Macht, die für das menschliche Auge die Dinge erschuf und täglich neu erschafft.

Noch ist die Kunst in diesen Anschauungen nicht zur Vollendung, nicht zur Blüte gelangt, Claudius geht unverstanden unter, ein Vorläufer anderer, die glücklicher sein werden. Die „Hellmalerei" ist die Kunst der Zukunft, ihre ersten Entwickelungsstadien verfolgen wir in unseren Tagen. Schon sieht es in unseren Gemäldeausstellungen heller, klarer, frischer, wahrer aus als vor noch zehn oder zwanzig Jahren.

Ein besonderes Glück, ein frohes Omen wurde der jungen Richtung, als ein Dichter sie schon in ihren ersten Schritten verstand. Hoffentlich trägt Zolas Buch Verständnis in weite Kreise und weckt überall die Überzeugung, daß der moderne, in seinen Mitteln natura-

liſtiſche Künſtler eine ebenſo große, begeiſterte Natur ſein kann, wie nur irgend ein Meiſter der Formenſchönheit im Altertum, ein Künſtler des Glaubens, der Religion im Mittelalter.

Münchener Theaterabende.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Fantaſio ſaß neben mir.

Neben ihm ein kleiner, dicker, bezwickerter Journaliſt, der ſich mit einer brünetten, etwas ältlichen, aber ſehr kokett und jugendlich gekleideten Dame unterhielt.

Der Journaliſt: „Kunſtſinn . . .“

Fantaſio für ſich: „Kunſtmilch . . .“

Der Journaliſt: „Kunſtgeſchmack . . .“

Fantaſio: „Kunſtbutter . . .“

Der Journaliſt: „Kunſtkritik . . .“

Fantaſio: „Kunſtwein . . .“

Der Journaliſt: „Ja, meine Gnädige, die Sache hat ihren Haken.“

Fantaſio: „Die deutſche Sprache hat ihre Bosheiten.“

Der Journaliſt: „Wenn nicht alles echt . . .“

Fantaſio: „Echt nachgemacht, täuſchend geſchwindelt . . “

Der Journaliſt: „Dieſer Verdiſche Othello ſoll ein Meiſterwerk ohnegleichen ſein. Wir werden ja gleich hören. Schon die Bedingungen! Die Wiener Hofoper zahlte allein 8000 Gulden für die Partitur, Pollini in Hamburg 5000 Mark. Dazu noch die Tantièmen. Perfall hat auch ordentlich in die Taſchen greifen müſſen. Die Abnehmer mußten ſich überdies kontraktlich verpflichten, die Partitur wie ein Evangelium zu reſpektieren, keine Note davon und keine dazu zu thun, keine Transpoſition vorzunehmen . . .“

Fantaſio: „Streichungen, Umſtellungen und ähnliche operative Eingriffe darf man ſich in Deutſchland nur mit deutſchen Meiſterwerken erlauben. Übrigens Hochachtung vor dem Italiener, daß er ſich die Partiturſchinderei verbeten hat, der bei uns Mozart, Beethoven und Wagner immer noch zum Opfer fallen.“

Das Zeichen zum Anfang wird gegeben. Das Haus verſinkt in feierliche Andacht. Das Orcheſter beginnt mit einem Höllenſpektakel:

Dissonanzen, chromatische Läufe, Blechgeschmetter, Paukenschläge, Trommelwirbel — Bumbum. Man hat kaum Zeit, sich von dem Schreck der ersten Takte zu erholen, saust der Vorhang in die Höhe. Stürmisches Meer. Ein Schiff in Not. Wild durcheinander singendes, händeringendes Volk am Strande.

Fantasio: Aha! Der gute Maestro schenkt uns die Ouvertüre. Kaum gedacht, ward dem Schreck ein End' gemacht. Auch der Librettist will sich nicht lumpen lassen, er schenkt uns auch etwas: den ganzen ersten Akt der Shakespearischen Tragödie. Er beginnt gleich mit dem zweiten Akt. Seien wir ihm dankbar. Bravo. Othello landet in Cypern. Willkommen, häßlicher Mohr. Herr Vogl hat nichts zu seiner Verschönerung gethan. Jago dagegen ganz famos. Ein sympathischer Schurke. Herr Gura stattet ihn prächtig aus. Musikalisch ist leider noch nichts Bedeutendes los. Ein gezwungenes Trink- und Verführungslied. Die Handlung verläuft à la Shakespeare. Nur opernmäßig vergrößert. Jago spielt sich auf den philosophierenden Mephisto hinaus.

Der erste Akt endigt mit einem örtlich sehr schlecht gewählten Liebesgeflöte am Strande zwischen Othello und Desdemona (Frau Schöller). Trotz sinnlicher Glut werden die Herrschaften mit einem Stockschnupfen zu Bette gehen. Auch das Publikum fröstelt. Kalter, spärlicher Beifall. Die Temperatur steigert sich im zweiten und dritten Akt. Im dritten Akt ist wirklich der Teufel los. Roh, aber effektvoll. Italienische Bumbum-Dramatik. Jedoch ohne melodischen Reiz. Meisterliche Kunststücke im Orchester, ausstudierte, geistreiche Kniffe, aber kein kraftvoll strömendes Blut. Greisenhafte Erfindung. Nicht Fisch, nicht Fleisch. Ein schwaches Seitenstück zu „Aïda". Unser Leben währet siebzig Jahre, wenn's hoch kommt, sind es achtig Jahre, und wenn's noch so köstlich und erfolgreich gewesen, soll man doch zwischen siebzig und achtzig das Eifersüchteln und das Komponieren von Eifersuchtsdramen den Jungen überlassen. Alles hat seine Zeit. Darüber kommt auch ein Verdi nicht hinweg. In der Kunst wie in der Liebe wirkt's peinlich, wenn die Greise sich jünglinghaft geberden. Unnatur. Desdemonas Gebet im letzten vierten Akt zeigt, was ein greisenhafter Komponist noch an echter Empfindung aufzubringen vermag: Abendläuten. Das ist sehr schön, aber für eine vieraktige Oper zu wenig.

Das Werk war vorzüglich eingeübt. Ausstattung prachtvoll. Pompöse Dekorationen, besonders im zweiten und dritten Akt. Makartscher Farben- und Stimmungsrausch. Das alles ändert nichts an der Thatsache, das Verdis Othello-Oper an rein musikalischem Gehalte ein gering-

wertiges Werk ist und sich nicht entfernt mit der überquellenden Musikfülle neuerer deutscher Werke, am wenigsten mit unserer letzten Opern-Novität, dem Zöllnerschen „Faust", messen darf.

Nichtsdestoweniger lag am nächsten Tage die Zeitungskritik vor dem greisen italienischen Maestro bewundernd auf dem Bauche. Zur selben Zeit brachten die Blätter eine sehr spanische Nachricht: in Madrid ist Bizets „Carmen" vollständig durchgefallen. Die Madrilenen sagten dieser Oper nach, daß an ihr nichts spanisch sei, als der Titel und — die Trachten. Ja, diese stolzen spanischen Spanier! Und den guten deutschen Deutschen, die ja alles Fremde viel besser verstehen, gilt diese ihre Lieblingsoper gerade deshalb so viel, weil sie so echt spanischen Geist und spanisches Wesen atme! Ja, wir Deutschen sind eben die besseren Spanier . . . Warum? Darum.

Fantasio: Kunstsinn, Kunstmilch, Kunstgeschmack, Kunstbutter, Kunstkritik, Kunstwein. Ergo: Kunst, wohin man blickt, wohin man greift im blühenden deutschen Reiche. Glückliches Kunstzeitalter!

Nach dem Italiener in der Oper kam der Ungar im Schauspiel mit seiner Novität. Mangelt's wirklich so sehr an gleichwertigen deutschen Werken? Unglaublich zwar, aber wir müssen's doch glauben — schon aus schuldigem Respekt vor der Autorität der deutschen Bühnenleiter. Also munter vorwärts mit dem Lustspiel des Magyaren L. Doczi: „Letzte Liebe", recte: Letzte Liebschaft. Großer Erfolg, wie bei Othello. Das Stück enthält eine dem Sittlichkeitsdeutschen besonders mundende Mischung von Frivolität und Sentimentalität in hübscher poetischer Garnierung, gewürzt mit dem Paprika einer sehr pikanten Hosenrolle. Niemals wurde die Verwechselung der Geschlechter auf der Bühne weiter getrieben, als es von diesem ritterlichen Ungarn geschieht; niemals wurden über Liebe und Ehe stärkere Anzüglichkeiten in Monologen und Zwiegesprächen aufgetischt, als in diesem magyarischen Boccaccio-Stück. Die Fremden dürfen bei uns alles riskieren. Einem Germanen würde schon die Hälfte dieser „letzten Liebe" den Hals brechen. Aber Franzosen, Spanier, Italiener, Ungarn — alle Hochachtung, die dürfen auf unseren Bühnen reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen.

Und nachdem das Münchener Kunststadtpublikum in seine goldigste Erfolgsflamme sich mit den Ausländern theatralisch eingeschwärmt, fiel ein Abglanz davon auch auf die jüngste Novität eines einheimischen Dichters, auf Martin Greifs vaterländisches Schauspiel: „Heinrich der Löwe". Die überaus geschickt gebaute und von ehrlichem patriotischen Geiste beseelte Historie hatte das Wunderbare zu stande gebracht, das Haus nicht

nur zu füllen, sondern auch zu enthusiasmieren. Martin Greif hat sich mit seinem „Heinrich" als vollendeter Bühnendichter und Bühnentechniker bewährt. Die Wirkung war durchschlagend, obgleich, richtiger, weil er seinem „Löwen" am Schluß die Löwentatze in einen zahmen, poetisch fein gestickten und überblümten Handschuh gesteckt. Es wäre undankbar, deshalb mit dem Dichter zu hadern. Er hat im übrigen seine Helden (Heinrich, Barbarossa, Otto von Wittelsbach, Welf V. u. a. m.) so markig aus ihrem historisch echten Charakter herausentwickelt, daß wir ihm das Zugeständnis eines milden, versöhnlichen Abschlusses getrost machen dürfen. Nicht genug anzuerkennen ist die künstlerische Strenge, mit welcher der Dichter all die billigen Mittel verschmäht hat, die Schönfärberei, das Phrasen-Tamtam, die Tendenzklingelei u. s. w., die im Handwerkszeug beliebter Historientheatraliker eine so große Rolle spielen. Greif hat die Klippen glücklich umschifft, an denen die meisten historischen Dramen entweder scheitern — oder unlautere Lärm-Erfolge erzielen. Freuen wir uns, daß sein Heinrich heil im Hafen eines reinen, edlen Erfolgs eingelaufen! Vivat sequens!

Noch ein Wort über die Darstellung. Sie entbehrte des rechten Stils. Es genügt nicht, daß die Regie für annähernd zeitgemäße Requisiten und Kostüme sorgt, sie muß auch darauf bedacht sein, daß das schauspielerische Gebaben sich einigermaßen in den Rahmen der Epoche fügt. In diesem Punkte wird zwar überall gesündigt, aber es ist doppelt zu beklagen, wenn nun auch die Münchener Hofbühne, welcher man immer noch die verhältnismäßig harmonischsten Aufführungen nachrühmen konnte, anfängt, mit geringerer künstlerischer Strenge zu arbeiten. An den jüngeren, neu engagierten Mitgliedern ist dies in erster Linie zu tadeln: sie glauben mit zierlichen Mätzchen und einer gewissen Tanzmeistergrazie sich von der künstlerischen Verpflichtung stilgemäßer Durcharbeitung ihrer Rolle loskaufen zu dürfen. „Letzte Liebe" spielt im vierzehnten, „Heinrich der Löwe" im zwölften Jahrhundert. Da kannte man die Spezies der eleganten Salonlöwen noch nicht; die leichtbeschwingten Bewegungen des im Sechsschrittwalzer geübten Tanzbeins waren damals noch nicht Mode. Im Panzerkleid gibt sich der Körper anders, all im Ballfrack. Für die in allen Fährnissen und Strapazen der Feldschlachten gehärteten Rittersleute jener Zeit geberden sich unsere jungen Darsteller (Herren Bonn und Sturm) viel zu „chic". Jenen derben Heldengestalten lag der Reif-Reiflingen noch nicht im Blute. Auch das ist falsch, wenn man glaubt, uns jene alten Heldengestalten dadurch plausibel zu machen, daß man seinen Ritterstiefel herunterdeklamiert mit gewaltigem Augenrollen und

Stirnrunzeln und weitausholenden Armbewegungen. Das schmeckt nach sehr schlechter Schule, nach geistloser akademischer Dressur. Freilich, wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Und mag der Theatermob die Geschichte noch so fesch finden und sich die Hände wund klatschen, der Beifall der Kenner wird dieser Stillosigkeit und Unnatur versagt bleiben. Davon läßt sich nichts abmarkten: so lange das Theater die erreichbar höchste Kunst der Menschendarstellung üben und darbieten will, fordern wir nicht bloß die Möbel, Trachten und Waffen im Stil der Zeit, sondern auch — und in erster Linie! — den Menschen der Zeit! Hic Rhodus, hic salta.

Zu Schopenhauers hundertstem Geburtstage.

(22. Februar 1888.)

Bemerkungen von Erwin Sturm.

(München.)

Die Erfindung der Gedenktage wäre etwas Gutes, wenn sich die heutigen Menschen entschließen könnten, sie still zu feiern — als Bußtage. Der herrschende Brauch hat sie zu einer der nichtswürdigsten Episoden in der öffentlichen Komödie herabgewürdigt. Nie wird so viel auf der ganzen Linie der Öffentlichkeit in Zeitungen und Vereinen gelogen, als bei Gedenkfeiern. Natürlich! Es ist ja ein rein äußerlicher Anlaß, von dem berühmten Manne zu reden, das gegenwartstolle Herz treibt so wenig dazu als das Hirn, man hat weder ein neues Gefühl, noch einen neuen Gedanken für den alten Herrn — man hat nichts als ein Datum, einen Vorwand, eine konventionelle Gewohnheit. „Schopenhauers Hundertster?" „Gut, legen wir los, so pompös als möglich." Daß es gerade Schopenhauer ist, thut wenig zur Sache. Man begeistert sich ja nicht für den Mann, man begeistert sich für den Namen und das Datum; man feiert nicht den Menschen, man feiert die Berühmtheit. Zufällig heißt die Berühmtheit diesmal Schopenhauer, also ziehen wir auf unserer Festorgel das Register Schopenhauer! Morgen ziehen wir ein anderes Register, vielleicht ein ganz entgegengesetztes, thut nichts; wir sind immer begeistert, so oft's das Datum will. Und zehntausend Festartikel werden zusammengeschmiert und tausend Reden geredet — und das liebe, brave Publikum hat ein Ohr voll Phrasen mit heim

bekommen. Man hat seine Schuldigkeit gethan. Man hat seine Feier- und Begeisterungs-Komödie gespielt. O Menschen der neunzehnten Jahrhundertsneige, was für Schauspieler legt man dereinst mit euch in die Erde! Wie wird die Welt froh sein, wenn sie einmal vor euch und eurem komödiantischen Gethue Ruhe hat! Wie wird der Erde leicht sein, wenn ihr mit eurem unausstehlichen hohlen Schrei- und Schreib- und Klapperwerk unter dem Boden ruht, ihr Phrasen-Virtuosen und Lügen- und Schwindelpropheten!

Schopenhauer! Rrrr — schnarrt die Festregisterwalze: Pessimismus, Entdeckung des Willens als des Dingsda „an sich", Welt, Wille, Vorstellung, Weiber, Pudel, Kant, Hegel, Parerga, Frankfurt, Table d'hôte, Schopenhauer-Monument — — Rrrr! Das ist die Antwort, welche das sogenannte Volk der Dichter und Denker einem seiner größten Schriftsteller, einem seiner erlauchtesten Geistesfürsten am hundertsten Jahrestage seiner Geburt erteilt. Dann wieder Operetten und Tingeltangel und Kolportage-Roman und lärmende Opportunitätspolitik und Pump und fromme Aufschneiderei und so weiter mit vollendeter Grazie.

Wie hat Schopenhauer bis zum heutigen Tag auf sein Volk gewirkt? — — Was hat das gebildete, tonangebende Deutschland von diesem erhabenen philosophischen Genius angenommen? — — Etwa seine außerordentliche Reinlichkeit in Sachen der Kirche und des Dogmengottes? Etwa seinen ehrlichen, granitenen Thatsachensinn, der sich kein X für U weder selbst vormachte, noch von anderen vormachen ließ? Oder etwa die Stärke seines intellektualen Gewissens, seine unanfechtbare Rechtschaffenheit des Denkens, die stracks auf Helligkeit und Vernunft in allen Dingen losgeht und sich jeden Widerspruch, jede Meinungsänderung mannhaft und laut eingesteht? Oder in der Wissenschaft etwa seine Lehren von der Werkzeug-Natur des Intellekts und der Unfreiheit des Willens u. s. w.?

O nein, das alles bezauberte die gebildete und tonangende Gesellschaft an dem gefeierten Philosophen nicht. Was sie bezauberte, das waren die pikanten Schwächen seiner Natur; was sie zur Sache des Glaubens und der Verehrung machte, das waren seine hübschen metaphysischen Liebhabereien und Schwärmereien: seine unbeweisbare Lehre von Einem Willen, seine Leugnung des Individuums und der Entwickelung, seine unsinnige Herausstreichung des Mitleids als der Quelle aller Moralität, seine pessimistischen Übertreibungen, seinen Haß gegen die Juden und die daraus fließende Bemühung, das Christentum nicht als eine Erfindung und Frucht des Judentums, sondern als ein verwehtes Korn des Buddhismus aufzufassen u. s. w.

Was an Schopenhauers Gewissen und Geist so groß und echt, das ist in seinen Hauptgedanken und Nutzanwendungen zugleich so furchtbar, daß wir unser konfuses, weichmütig-brutales, egoistisches Geschlecht von heute nicht damit belasten dürfen.

Und sein Satz von der endlichen Verneinung des Willens zum Leben, wie steht der unseren lebsüchtigen, bis zur Tollheit und Verruchtheit ruhm-, geld- und machtgierigen Zeitgenossen zu Gesicht?

Und sein heldenhaftes Vorbild in der Lauterkeit seiner Gesinnung, in der Unerschrockenheit seiner Überzeugungen und deren Aussprache, in der strengen Selbstachtung seines Eigenwesens — was soll das einer Gesellschaft, die lebensdiplomatisch versendet, ein Rückgrat hat so weich wie Hollundermark, und die für alles zu haben ist, sobald man ihr den rechten Preis dafür zahlt?

Ist es nicht ein Spott auf alle Größe und Reinheit des Geisteslebens, wenn die materialistisch versumpfte, in jedem Blutstropfen vergiftete Welt von heute den Genius Schopenhauers in ihre Affenkomödie der Feier-Mode herabzieht?

Hohngelächter der Hölle . . . Halloh . . .

Aus dem Kunstleben.

Das in der deutschen Reichspolitikhauptstadt — der ehemaligen Hauptstadt der deutschen Intelligenz — vor einiger Zeit erfolgte Verbot der Soltauschen Übersetzung von Giovanni Boccaccios „Dekameron" hat in Italien einen großen Heiterkeitserfolg erzielt. Der jenseits der Alpen sehr geschätzte Litterarhistoriker G. A. Cesareo widmet diesem Verbote in einem vielgelesenen römischen Blatte einen mit Ironie und Sarkasmus scharf gewürzten Artikel, in welchem ausgeführt wird, daß Atta Troll, der „Tendenzbär", in Deutschland anscheinend noch immer öffentliche Meinung machte. Wir erlauben uns, den italienischen Kollegen darauf aufmerksam zu machen, daß Boccaccios Novellen für Berlin ein sehr überflüssiges Buch geworden sind, seit Boccaccios Geist unter dem Auge der Berliner Polizei in zahlreichen eleganten hauptstädtischen Straßen und Cafés plastische Verkörperung gefunden hat. Was braucht Neu-Berlin sein Geld und seine Zeit an die Lektüre von Dingen zu verschwenden, die es täglich und nächtlich sich vorlebt und vorleben läßt? Das Buchverbot ist nicht vom sittlichen, sehr wohl aber vom wirtschaftlichen Standpunkte verständlich. Zugleich sind die zahlreichen Buch- und Zeitungsverbote die schlagendste Widerlegung der pessimistischen Phrase, daß sich unsere hohe Obrigkeit nicht genug um das Schriftwesen kümmere. Uns will es sogar dünken, daß sie sich zu viel darum kümmere! Dabei empfinden wir eine ungeheure Bewunderung vor der moralischen Seuchenfestigkeit unserer litterarischen

und künſtleriſchen Polizeiorgane — die doch auch nur Menſchen ſind, ſozuſagen! — ſo viel ſtaats- und ſittengefährliche Bücher zu leſen, immer die nackteſten Phantaſiewerke in Kopf und vor Augen zu haben, und dabei niemals die leiſeſte Anwandlung von Verführung zu ſpüren! Wenn wir übrigen Deutſchen auch einmal die hohe Bildung und moraliſche Seuchenfeſtigkeit unſerer Litteratur- und Kunſtpolizei erreicht haben werden, dann wird die gegenwärtige Form der obrigkeitlichen Beſchäftigung mit der Litteratur freilich überflüſſig. Da fällt uns eine Anekdote ein. In einem ſehr großen, ſehr reichen und ſehr vornehmen (vornehm iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich, reich iſt heutzutage immer vornehm) Hauſe hatte man ſich einen Vorkoſter angeſtellt: von allen Gerichten bekam er den erſten Biſſen, von allen Getränken den erſten Schluck. Dieſer Vorkoſter entwickelte ſich aber durch die Gewohnheiten ſeines ſchönen Amtes zu einem rechten Schlaumeier und Nimmerſatt. Die leckerſten und beſten Sachen raffte er von der Tafel weg: „Das iſt Gift, das iſt gefährlich, das gehört mir!“ bis ſchließlich nur noch ſchwarzes Brot und Kartoffeln auf dem Tiſche blieben. Heimlich verzehrte er das alles mit luſtigem Appetit und wurde dick und fett davon, während die ängſtliche Familie ganz elend abmagerte. Endlich dachten die guten Leute — Pardon, ich gewahre mit Entſetzen, daß meine Anekdote gar nicht hierher paßt, ich wollte ſie bei einer ganz anderen Gelegenheit erzählen. Nochmals Pardon! Fritz Hammer.

Vom Büchertiſch.

Deutſche und fremde Lyrik, alt und neu!*)

Zu den Büchern, welche durch die ihnen eigene Friſche der Empfindung nie veralten, gehört das Buch von Eduard Paulus: „Lieder und Humoresken“. Bücher haben ihre eigenen Schickſale, und dieſes Buch ſcheint zu gut zu ſein, um es im Lande „der Dichter und Denker“ zu einer zweiten Auflage zu bringen; wenn ich dennoch die Aufmerkſamkeit der Freunde echten Humors darauf lenken will, ſo iſt es vielleicht ein müſſiges Beſtreben, aber für mich eine Herzenspflicht. Zwei Liedchen beſonders haben es mir angethan, trotz geheizter Zimmer und froſtiger Straßen! Ach, es iſt ſo ſchön im Winter vom Frühling, der Zeit der Liebe, und von den Roſen zu träumen, die man der Liebe bricht!

---

*) „Allerlei Bergfahrten.“ Von Gottfried Schwab, 1887; „Lieder und Humoresken.“ Von Eduard Paulus, 1880; „Gedichte.“ Von Stephan Milow, 1882; „Deutſche Elegieen.“ Von Stephan Milow, 1885; Verlag von Adolf Bonz & Komp., Stuttgart. — „Georgiſche Dichter.“ Von Arthur Leiſt, 1887; Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — „Anatoliſche Volkslieder.“ Von Leopold Grünfeld, 1888; Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig. — „Neues Buch der Lieder.“ Von Paul Baehr, 1888; „Perſiſcher Divan.“ Von Julius Hart, 1888; Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. Saale. — „Gedichte.“ 2. Auflage. Von Ferdinand von Saar, 1888; Verlag von Georg Weiß in Heidelberg.

Das eine Lied, noch nicht zum Volkslied geworden, teile ich mit; das andere möge der Leſer unter viel weiterem Schönen im Buche ſelbſt ſich aufſuchen. Das eine lautet:

„Es blüht eine Roſe im tiefen Thal,
Dahin ich geh', viel hundertmal,
Sie blüht ſo blaß und geiſterhehr,
Oft fällt auf ſie der Nachttau ſchwer.

Doch wer empfunden ihren Duft,
Der findet den Weg durch Höllenkluft,
Dem ſchmilzt im Herzen Gram und Zorn,
Dem wird ſein Herz ein Gnadenborn.

Es ziehen die Wetter wohl über das Thal,
Es zuckt herab der Donnerſtrahl,
Die einſame Blume, ſie zittert nicht,
Verhaucht um ſo heller ihr himmliſches Licht.

Längſt wär' ich vergangen in Jammer und Pein,
Da fand ich die Roſe und ſie ward mein,
Nun blüht mir das Leben ſo lauter und ſchön,
Wie die Wolken am Abend auf ſonnigen Höh'n."

Das iſt echte Poeſie! . . .

Und ein gut Stück Poeſie enthalten auch die „Allerlei Bergfahrten", darüber Gottfried Schwab zu berichten weiß. Schade, daß er ſo viel baumbacht; nun braucht man zwar zu „Bergfahrten" den Bergſtock; doch Schwabs Talent bedarf keiner fremden Stütze.

Man höre:

„Am Ziel."

„Du biſt für mich der lichte Tag
Nach bangen nächtigen Stunden,
Der frühlingverkündende Lerchenſchlag,
Das erſte Grün am ſproſſenden Hag,
Nach langem Harren gefunden.

Du biſt mir das Leben, das neu erkeimt,
Des Schönen volles Erkennen,
Und was mir im Herzen gewogt und geſchäumt,
Was ich erſehnt, was ich geträumt,
Dein Name kann es nur nennen.

Komm, Lieb, die dunkeln Locken ſchmück'
Mit duftigen Myrtengewinden.
Sieh nur der Erde blühendes Glück!
Du gibſt mich der ſonnigen Welt zurück
Und läßt ſie mir ſelig entſchwinden."

Und wäre der fahrende Geſelle „Herr Gottfried" wirklich ſchon „Am Ziel"? Wird ihm nicht der Allerwelts-Lehrmeiſter, das Leben es lehren, daß es Höheres, Er-

greifenderes gebe, als flüchtige Liebe, die Bergſchenke, den Sonnenſchein, und, nicht zu vergeſſen! des Weines goldene Flut?

Wird er nie von Freiheit und nie von Schmerzen ſingen müſſen, die veredeln? . . . Wir hoffen es! . . .

Dem träumenden Abendland folgt, nicht bloß geographiſch, das ſinnende Morgenland. „Georgiſche Dichter“ ſind es, Dichter mit für Deutſche unmöglichen Namen ſind es, denen die folgenden Sprüche und Lieder entſtammen:

„An den Stern.“

O Stern, an deinem Zauberglanz
Hängt träumend meine Seele ganz,
O Himmelslicht, du bringſt mir nah'
Ein Erdenlicht, das ich nicht ſah,
Das ſo wie du am Himmelszelt
Geglänzt hat auf der Erdenwelt,
Und das mir nahm ein Mißgeſchick,
Wie dich der Morgen nimmt dem Blick.

Raphael Eriſtawi.

„Mag die Vernunft ſich noch ſo ſehr bemühen
Uns ſtreng zu leiten auf der Wahrheit Bahn,
So lange jugendlich die Herzen glühen,
Iſt alle Lebensweisheit eitler Wahn.

Alexander Tſchawtſchawadſe.

Welche Anmut der Empfindung! . . . Und nun läßt ſich der größte Dichter das Volk, vernehmen:

„O Berg, laß mich vorbei!
Ich muß hinüberwandern,
Denn dort ſchwelgt meine Maid
Am Buſen eines andern.“

„Erſt, wenn das Meer austrocknet
Und ſichtbar wird ſein Sand,
Erſt, wenn der Fiſch zu Fuße
Erreicht den Bergesrand,
Erſt, wenn der Bruder Langohr
Ein Richteramt erhält,
Und 's Maultier ſtatt der Füllen
Nur Kinder bringt zur Welt,
Kehrt vielleicht zurück
Mein verlor'nes Glück.“

„Als mich die Lesgier gefangen nahmen,
Es war im Juni, wenn die Kirſchen reifen,
Da führten ſie mich über hundert Berge
Und ich ließ weit umher die Blicke ſchweifen.

Ich ſchaute hin auf der Tſcherkeſſen Felder,
Auf die vom ſchwarzen Meere Nebel zagen:
Drei Mädchen mähten Gras dort auf der Wieſe,
Es waren Fürſtentöchter, gut erzogen.
Sie hielten in den Händen lange Senſen
Mit Schneiden, blitzend hell wie Diamanten,
Und wetzten ſie auf weißen Marmorſteinen,
Wobei ſie Lieder in die Ferne ſandten.
Mir war's, als klänge aus dem ew'gen Himmel
Der ſel'gen Engel Sang zu mir herüber.
Nie ſah ich bei der Feldarbeit die Frauen,
Und deshalb war ich ſo erſtaunt darüber."

Würde ich nicht den Zorn des Verlegers, des Herrn Wilhelm Friedrich, fürchten, ich ſchriebe aus dem trefflichen Buche einige?, nein! alle Lieder für die Leſer „der Geſellſchaft" ab. So aber heißt es: „Leſer, kauft!"

Wir haben ja Viele, die in Deutſchland unverdientes Lob als „Meiſter der freien edlen Kunſt der Überſetzung" ſich errangen, daß ich Arthur Leiſt zu beleidigen glaube, wenn ich ihn einen Meiſter nenne. Wer ja aus fremder Sprache zu überſetzen vermag, der iſt pur et simple . . . ein Dichter! . . .

„Anatoliſche Volkslieder", ein überaus zierlich Bändchen, bringt Leopold Grünfeld. Die Anatolier haben eine Lyrik, die ungemein ſtark an Goethes „Weſtöſtlichen Divan", an Geibel und Griſebach erinnert. Sie ſind Osmanen und denken und lieben wie Chriſten. Doch ſind die Lieder ja graziös, daß man ſie gerne hört und die unſchuldige Maskerade mit türkiſchen, aber vielmehr anatoliſchen Namen willig mit in den Kauf nimmt.

Wie melodiſch klingen die Verſe:

„Ich lag in der Cypreſſe Schatten,
Und träumte einen tiefen Traum. —
Es ſind der Erde grüne Matten
Ein beſſer Bett, als weißer Flaum

Da ſchlich ſich meines Herzens Wunde,
Hold' Szinem leis zu mir heran,
Und rief mit ſehnſuchtsvollem Munde:
„„Wach auf, Garik, geliebter Mann!

Will deine braunen Augen küſſen,
Aus denen treue Liebe ſpricht;
Hab' lange dich entbehren müſſen!""
Sie ſprach's, doch ich — erwachte nicht.

Ich lag in der Cypreſſe Schatten,
Und träumte einen tiefen Traum. —
Es ſind der Erde grüne Matten
Ein beſſer Bett, als weißer Flaum."

Grünfelds Übertragungen aus der „Kaba Dili“, der „groben Sprache“, wie man die anatolische nennt, sind sehr fein; sie lesen sich fast wie deutsche Original-Dichtungen, für die ich sie auch, trotz der kleinen Vorrede, die das Gegenteil versichert, halte. Sind es Übertragungen, dann sind sie herrlich, vollendet; sind es eigene, deutsche Dichtungen, dann sind sie, wenn auch nicht so bedeutend und packend, doch so originell wie Altmeister Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy“. Jedenfalls wird das Büchlein mit Recht viel gelesen, und mit Unrecht wohl bald vergessen werden.

Nicht so viel lesen, aber sich länger daran erinnern, wird man den „Persischen Divan“, den Julius Hart herausgegeben. Er ist in Wahrheit ein deutscher Hausschatz persischer Poesie. Die bunte Welt des Orientes zeigt darin ihre grellsten, wie ihre zartesten Farben. Indes die Georgier und Anatolier fast nur die gefährlichste und süßeste Leidenschaft, die Liebe besingen, hören wir im „Persischen Divan“ die Stimmen des Ruhmes, des Kampfes, der Entsagung, der Wahrheit hören wir die Stimmen des Lebens erklingen. Firdusi und Sadi, Hafis und Rumi sprechen zu uns und noch andere Dichter, nicht so berühmt, aber gleich an Wert, gleich an Hoheit und Kraft der Gesinnung!

Fast für jedes der von Hart mitgeteilten Lieder gilt der schöne Spruch des Hussein Ali Mirza:

„Das Lied ist eine Steppe,
Durch welche Dschninen*) wanken
Mit zartem Kleid von Kreppe,
Um das sich Rosen ranken;
Versmaße sind die Schleppe
Am Blumenkleid, dem blanken;
Reimpaare sind die Treppe
Zum Duftkelch der Gedanken.“

Vom beschaulichen Osten wenden wir uns dem auch mitunter beschaulichen Occident wieder zu und blättern in dem „Neuen Buch der Lieder von Paul Baehr“. „Der Titel erinnert an Heines Sammlung; aber glücklicherweise nur der Titel.“ So spricht sich Professor Dr. Felix Dahn über das Buch aus, und mit vollem Recht: Weniges erinnert an den frechen, liederlichen Heine, der kritisch ungebildet genug war, wenig Tugendgebräu und gar keine deutsche Alttümelei in seine Poesieen aufzunehmen; und doch ist der lyrische Grundton des Dichters Paul Baehr ein Heinescher! . . . „Du bist wie eine Blume, so schön und rein und hold“. Dieses Wort Heines ist auf die kleinen, frührenden Lieder, die Paul Baehr dem Publikum, hoffentlich nicht erfolglos bietet, mit vollem Rechte anzuwenden. Darin liegt die Stärke und die Schwäche der Baehrschen Lyrik. Diese Klänge zartester Empfindung, reinster Entsagung wirken, selten zwar, aber dann doch, ermüdend. Ich meine, der liebe Gott höre den ewigen Psalmengesang der Engel recht gerne; aber zuweilen hört er ein kräftiges Donnerwetter weit lieber; freitich kann er sich bloß im Sommer diesen Ohrenschmaus vergönnen. Was ich, selbst ein Kranker, dem Dichter als Menschen und Dichter wünsche, ist Kraft. Ich schließe diese Besprechung seiner Lieder mit seinem schönen Worte:

*) Gute Genien.

„Ein Wort.“

„Schwarzdunkel war die Sommernacht,
Jäh zuckte des Blitzes weitleuchtender Strahl;
Er warnte den Wandrer vor'm ſelſigen Schacht
Und wies ihm den Feldſteig ins heimatlich Thal. —

Ein Wort oft weiteſten Einblick gewährt
Blitzſchnell ins tiefſte verſchloſſ'ne Gemüt;
Er zeigt dir ein Herz, das in Haß ſich verzehrt,
Und wieder ein Herz, das in Liebe erglüht.“

Stephan Milows „Deutſche Elegieen“ haben mit den Elegieen Paul Baehrs manches gemein, ſo die Liebe für den häuslichen Herd und für die Natur; aber Milow iſt eine ringende, kräftige Natur, ein Dichter, der über gar viele Dinge in der Welt Neues, und zwar Neues in vollendetſter Form zu ſagen weiß, ein Dichter, an deſſen Gedanken wir nur ſchwer uns gewöhnen, ſchwer gewöhnen, um ſie nie mehr zu vergeſſen. Alle dieſe Vorzüge ſind den früher erſchienenen „Gedichten“ Milows weit mehr zu eigen, als den ſpäter edierten „Deutſchen Elegieen“. Man zählt Milow, ſehr mit Unrecht, zu den peſſimiſtiſchen Dichtern. Er iſt voll Glut und höherer Lebensfreude; deß' Zeugen die nachfolgenden Gedichte, Perlen der Weltlitteratur:

„Nach der Krankheit.“

„Du arme Seele, himmelſtrebend,
Du arme Seele, ſo genügſam;
Noch geſtern ſtolz dich überhebend,
Und heute ſchon ſo ſtill und fügſam.

Das war ein Hadern, Grollen immer,
Im Ringen nach dem höchſten Preiſe,
Und jetzt — o welch ein Gnadenſchimmer,
Daß du nur wieder atmeſt leiſe!“

„Ewig!“

„Aus tauſend Knoſpen bricht die Kunde,
Es iſt nur Täuſchung aller Tod!
So klingt es ſchmetternd in der Runde,
So ſpricht das goldne Morgenrot.

Wir ſtehen unter Blütenbäumen —
Mit Jubel denk' ich's, daß du mein,
Und rufe laut in ſel'gen Träumen:
O dieſes Glück muß ewig ſein!

Da fallen welke Blüten nieder,
Es ſchauert leis der Lenz im Wind:
Ja, ewig! ſagſt du lächelnd wieder
Und blickſt auf unſer ſpielend Kind.“

Glut, die bei Milow, wie dies aus vielen ſeiner Gedichte erſichtlich, mit Gewalt zurückgedrängt iſt, verraten die „Gedichte“ des Ferdinand von Saar. Es

iſt ergreifend das Ringen eines großen Geiſtes zu beobachten, und Saar iſt ein Kämpfer und ein großer Geiſt. Seine Lyrik erhebt ſich durch Innerlichkeit, Weitblick und echte Erkenntnis des Lebens weit über die Lyrik vieler, deren Ruhm verbreiteter iſt, als der ſeinige. Dabei iſt Saar im beſten Sinne des Wortes ein Sohn der Zeit. Er liebt die Kunſt, die Natur, das Hohe, das in der Seele des Menſchen lebt und die Liebe, zuweilen auch dann . . . wenn ſie ſündig iſt. Und er liebt die Armen, die Elenden, die vom Glück Enterbten! Die hohen, die mächtigen Gedanken, die er hegt, er ſpricht ſie in gebundener Sprache, wie in „freien Rhythmen" gleich vollendet, gleich begeiſtert aus . . . . er beklagt es, daß die Gemeinheit in ihre Kreiſe, wenn auch zuweilen nur, die Prediger des Schönen bannt; doch er tröſtet ſich:

„Schelte man doch nicht den Dichter,
Wenn er auch zuweilen ſinkt,
Und wie anderes Gelichter
Aus des Lebens Pfütze trinkt.

Reiner nur in Gegenſätzen,
Heller tönt empor ſein Lied;
Nimmer weiß das Licht zu ſchätzen,
Wer das Dunkel ſtets vermied.

Wie ihn auch ſein Wipfel kröne,
Wurzelt doch in Nacht der Stamm —
Und der Lilie keuſche Schöne
Blühet aus des Teiches Schlamm."

Nicht dem Schlamme des Teiches, ſondern der lichten Höhe des Genies entſtammt Saars

„Sommerlied."

„All deine funkelnden Wonnen verſtreue,
Herrlicher, ſonniger, goldener Tag;
Dehne dich endlos, du ſtrahlende Bläue,
Blühet und leuchtet, ihr Roſen am Hag!

Flutet, ihr Lüfte, ihr zitternden, heißen,
Führet die ſüßeſten Düfte mir zu —
Steiget, o ſteiget, ihr ſchimmernden weißen
Wolken der Ferne in heiliger Ruh'!

Ihr aber, Wipfel, mit leiſeſtem Flüſtern
Weckt mir Erinnerung ſeliger Luſt,
Da ich einſt ſaß unter ſchattenden Rüſtern,
Still ein geliebtes Haupt an der Bruſt."

Iſt es möglich, die Erinnerung genoſſenen Glückes zarter und glühender ſich zurückzuzaubern, als in dieſen wenigen Zeilen?

Ich nannte Ferdinand von Saar einen Sohn der Zeit; ich nenne ihn mit Zola in einem Atem! Wie? . . . Der Gottſeibeiuns der keuſchen Seelen, der Mann der Proſa, der die Welt der Fäulnis ſchildert, wie kein anderer in ſo grellen Farben, der Mann, der in Paris lebt, mitten im Taumel der Stadt und im, vielleicht frivolen,

Genuß des Lebens, Zola ſollte auch nur einen Gedanken hegen, den Ferdinand von Saar, der träumeriſche Einſiedler von Blansko, dieſem kleinen, mähriſchen Dörfchen hegt? Welche Läſterung des Genies!

Nun: Geniale Naturen ſind beide: Emile Zola und Ferdinand von Saar; der bedeutendere Menſch iſt vielleicht der letztere; beide ſchildern nicht nach alten klaſſiſchen Muſtern, ſondern nach der Natur, und beide kommen zu gleichen Schlüſſen.

Und nun zur frappierenden Beweisführung! Beinahe gleichzeitig ward Emile Zolas „La Terre“ und das Buch „Gedichte“ von Ferdinand von Saar ausgegeben. Nun findet ſich in „La Terre“ erzählt, wie Sohn und Schwiegertocher den alten Vater erſticken, nachdem ſie früher die Schweſter ermordet. Das ganze Dorf deutet mit Fingern auf die „Ungeratenen“, auf die Mörder. Der Arzt kommt, unterſucht die Opfer, macht ſich ſeine Gedanken, unterläßt aber jede gerichtliche Anzeige, denn „gern umgeht er Streit und Hader“ ... So Zola! ...

Und Saar? Im Gedicht: „Das letzte Kind“ heißt es:

„Ha, nun iſt es ſchon das achte,
Das ſich meinem Schoß entringt,
Weil der Mann, der unbedachte,
Stets im Rauſch mich niederzwingt.

Hungern müſſen längſt die andern,
Denn dahin ſind Feld und Kuh —
Und wir können bettelnd wandern,
Kommt dies letzte noch hinzu.“

Und das Weib entſchließt ſich das Kind zu töten:

„Mit der Hand, der ſchwielig rauhen,
Faßt ſie hart, was ſie verflucht —
Und ſtumpfſinnig, ohne Grauen
Schaut ſie die entſeelte Frucht.“

und dann:

„Schüttelt auch den Kopf der Bader,
Schreibt er dennoch ſeinen Schein;
Gern umgeht er Streit und Hader —
Und man gräbt das Särglein ein.“

Das iſt Leben, wenn auch trauriges Leben, und Wahrheit und Natur! .. Solcher echt realiſtiſchen Liedesklänge giebt es viele in dem ſo bedeutenden Buche.

Ob Ferdinand von Saar von den Männern der Träume und Ideale, ob er von den „Realiſten“ zu ihren bedeutendſten Poeten gezählt werden wird? Ich weiß es nicht; ich hoffe aber, das ganze deutſche Volk werde erkennen, daß Saar mit zu den edelſten, freieſten Geiſtern der Nation gehört!

Wien. Alfred Teniers.

Zum Deklamieren.

Die Zahl der Deklamierbücher iſt um eins vermehrt worden. Frau Henle, die ſchon drei oder vier ſolche Bücher zuſammengeſtellt hat, mit gutem Geſchmack, wie nicht

zu verkennen ist, hat in Olga Morgenstern, Rezitatorin und dramatische Lehrerin, einst Schülerin der berühmten Minona Frieb-Blumauer, eine glückliche Rivalin gefunden. Morgensterns Auswahl nennt sich „Für gesellige Kreise“ und ist bei Rosenbaum & Hart in Berlin erschienen, ein stattlicher Band von 358 Seiten mit zahlreichen Originalbeiträgen und einem Anhang von hübschen kleinen Festspielen, Polterabendscherzen und Gelegenheitsgedichten (Preis 3 Mark). In der bunten Menge ist nicht alles Gold, was glänzt. Die Auswählerin hat manches Zweifelhafte aufgenommen, natürlich im guten Glauben an die Ursprungsmarke. Berühmte Modenamen bestechen. Eins der kürzesten und nichtigsten Gedichte rührt von Paul Heyse her. Es lohnt sich, daß wir dasselbe etwas näher betrachten, denn es ist typisch für eine ganze Gattung sogenannter „Stimmungsbilder“, wie sie heute die Verskunsthandwerkerei hundertweise liefert. Es ist ein wahres Muster öder Nachdichterei, gedanken- und gefühlsleerer Wort- und Bilderspielerei. Der Dreistropher sieht so aus:

Im Lenz, im Lenz,
Wenn Veilchen blüh'n zuhauf,
Gib Acht, gib Acht,
Da wachen die Thränen auf.

Daß Veilchen „zuhauf“ blühen — also übereinander, aufgestapelt, ist ein Nonsens, weil ganz falsch gesehen. Veilchen stehen wohl oft in dichten Flecken neben-, aber nie in Haufen übereinander. Kakteen meinetwegen — wenn's ja einmal nicht ohne Haufen im Lenz gehen soll — mögen so blühen; Veilchenart ist es nicht. Weiter! Die Thränen wachen auf, wenn die Veilchen zuhauf blühen, versichert Heyse und ermahnt zum Achtgeben. Larifari. Schlafen denn die Thränen überhaupt? Und warum werden sie gerade von der unschuldigen Veilchenblüte aufgeweckt? Können die schlafenden Thränen vielleicht den Veilchenduft nicht vertragen? Oder hat der Dichter, wie oben Veilchen mit Kakteen, so hier Veilchen mit Zwiebeln verwechselt? Zwiebelduft erfreut sich als Thränenwecker allerdings eines gewissen Renommees. Aber der Dichter spricht gar nicht vom Aufwecken, sondern vom Aufwachen: welcher mysteriöse Zeitzusammenhang besteht nun in Wirklichkeit zwischen Veilchenblühen und Thränenerwachen? Rätsel-Worte. Larifari.

Zweite Strophe:

Im Herbst, im Herbst,
Fiel alles Laub vom Baum.
Ach, Lieb' und Glück
Vergangen wie ein Traum.

Die beiden Sätzchen sind von der wässerigsten Klarheit und banalsten Wahrheit — aber was haben sie gedanklich mit einander zu thun, daß sie sich zu einer Strophe zusammenkoppeln lassen müssen? Ist der Herbst die Ursache, daß Lieb und Glück wie ein Traum vergehen? Oder hat nur der Herbst das Privilegium, an einen vergangenen Traum zu erinnern? Die übrigen Jahreszeiten nicht? Oder pflegen Lieb und Glück nur zu vergehen, wenn „alles Laub vom Baume fiel“? Ist hier irgendwo eine innere Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen beiden Vorgängen ersichtlich? Eitel Spiegelfechterei. Außer der Zeitfolge Lenz — Herbst und der botanischen Folge Veilchen — Baum ist auch kein notwendiger innerer Bezug zwischen der ersten und zweiten Strophe vorhanden; man könnte sie ebenso gut umgekehrt nebeneinander stellen. Worte, Worte, Worte.

Dritte und letzte Strophe:

Gib Acht, gib Acht,
So ist der Dinge Lauf:
Blumen und Wunden
Brechen im Frühling auf.

Punktum. Ausgedudelt. Und zwar im schönsten Prosastil: „So ist der Dinge Lauf." Zu dieser Höhe poetischer Naturanschauung erhebt sich ungefähr der Rauheneggersche Privatier Nudelmeier in den „Neuesten Nachrichten" auch. Das nimmt der eingebildeten Thatsache, daß Blumen und Wunden (nur Herzenswunden, oder auch pathologisch zu behandelnde?) im Frühling aufbrechen und wir darum ganz besonders auf der Hut sein müßten („Gib Acht, gib Acht!"), freilich nichts von ihrer Dummheit und Abgeschmacktheit.

Was ist nun die Moral, respektive die Poesie von der Geschicht'? Die unbezweifelbarste, patentierteste Unpoesie. Aber mit volksliedtümelnden Allüren die seichteste Wortmacherei und Reimerei für Poesie zu verkaufen, ist Unpoesie und künstlerische Unmoral zugleich.

Aber der Verfasser nennt sich Paul Heyse — die angesehene Flagge deckt die wertlose Ware — und zum Deklamieren „für gesellige Kreise" ist das dumme Zeug gut genug. Wenn's nur klingt! wird sich Olga Morgenstern gedacht haben.

Madame, Sie haben leichtfertig gedacht — wenn Sie sich bei der Aufnahme dieses Scheingedichts vor lauter Bewunderung des Heyseschen Namens überhaupt noch etwas gedacht haben. Von der Pflicht des Denkens soll aber niemand entbunden sein, der sich mit Kunst und Litteratur zu schaffen macht, auch nicht der Auswähler und Sammler. Wie anders soll der in Deutschland grassierenden litterarischen Geschmacklosigkeit gesteuert werden, wenn nicht gerade durch exemplarische ästhetische Strenge derjenigen, welche sich den „geselligen Kreisen" gegenüber als litterarische und künstlerische Vermittler berufen fühlen?

In gebildeter Gesellschaft soll auch nur das Beste zum Deklamieren (im edlen, künstlerischen Sinne) gerade gut genug sein. Wir empfehlen der Herausgeberin für fernere Auflagen eine genaue Überprüfung der Sammlung! — Ein in der deutschen Litteratur einfach ganz einziges Buch, weil es wie kein anderes das ansprechendste, reichste und künstlerisch wertvollste Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag darbietet, ist die „Psychodramen-Welt" von Richard von Meerheimb.

Daß der hochbegabte Dichter, der sächsische Oberst von Meerheimb, in welchem sich genialer Elementarismus der dichterischen Anschauung mit formenschöpferischer Phantasie und virtuoser Beherrschung der Stiltechnik aufs glücklichste vereint, der gebildeten Gesellschaft Deutschlands kein fremder ist, beweist die vorliegende vierte, starkvermehrte Ausgabe seiner gesamten Monodramen neuer Form. (Berlin, Oskar Parrisius.) Der sehr gut ausgestattete, 400 Seiten starke Band enthält außer den Dichtungen eine äußerst interessante, mit den wertvollsten Betrachtungen und Aperçüs durchsetzte Lebensbeschreibung des Dichters und als Bilderschmuck die Illustration „Tristan und Isolde", sowie zwei Porträts.

Die von Meerheimbschen „Psychodramen" haben mit Recht die begeisterte Anerkennung hervorragender Ästhetiker gefunden (die Urteile sind in dankenswerter Weise an geeigneter Stelle mitgeteilt) und sind von ersten Meistern des dramatischen Vortrags (Frau Marie Seebach, Tuerschmann u. a.) in seingeistigen Gesellschaftskreisen

mit größtem Erfolge zu lebendiger Darbietung gekommen. Dieſe ganz eigenartigen Dichtungen verfehlen zwar auch beim ſtummen Genuſſe ihre tiefe Wirkung nicht, allein erſt die Rezitation iſt im ſtande, den Zauber voll zu entfeſſeln, den der geniale Dichter in dieſe Szenen gebannt hat. So gewaltig iſt die Lebensfülle, die in dieſem Dramen-Extrakt pulſiert, daß man, das Buch in der Hand, ſtumm zu leſen beginnt, unvermerkt aber in lauten Vortrag übergeht und zuletzt dem Dichter und — ſich ſelbſt Beifall klatſcht: wie ſchön, wie ſchön, dieſer Hexenmeiſter von Meerheimb hat ein neues Talent in dir entdeckt und an den Tag gelockt — er hat deine Zunge gelöſt und deine Phantaſie kühn gemacht — Kommt doch einmal her, ihr lieben Leute, und hört! Nichtwahr, ihr hört nicht bloß, ihr ſeht auch alles leibhaftig vor euch? Eine dramatiſche Viſion ohne allen ſzeniſchen Apparat? Und ganz anders als die bekannten vielbeliebten Soloſzenen? — Ja, ja, ein Wunderbuch, dieſe von Meerheimbſche „Pſychodramen-Welt"! Doch wohlgemerkt: nicht für die gedankenleere Kurzweil der Sinnenmenſchen und für die gemütsarme Phantaſterei der Lebensſpieler — für ſie bleibt's tot und verſiegelt mit ſieben Siegeln. Nun macht die Probe!

M. G. Conrad.

Vatikaniſche Litteratur.

Sendſchreiben Leo XIII., durch göttliche Vorſehung Papſt, an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Bayerns. Freiburg i. Br., Herderſche Verlagsbuchhandlung. Preis 50 Pf.

Leo XIII. heißt der derzeitige Stellvertreter Jeſu Chriſti auf Erden. Jeſus Chriſtus hat bekanntlich ſo an die tauſend Jahre ſchon einen geiſtlichen Stellvertreter mit dem Stammſitz in Rom. Jeſus Chriſtus war zeit ſeines Erdenlebens zwar kein approbierter Geiſtlicher — er und die approbierten Geiſtlichen ſeines Landes ſtanden auf dem denkbar geſpannteſten Fuße zu einander, er nannte ſie öffentlich — wie die evangeliſchen Berichte bezeugen — Heuchler und Otterngezücht, ohne daß der Staatsanwalt gegen ihn eingeſchritten wäre, aber zuletzt brachten ſie ihn doch an den Kreuzesgalgen (Guillotine und Strang waren damals noch nicht üblich) wegen Gotteslästerung und Demagogie („Er wiegelt das Volk auf", behaupteten ſie); auch die unmittelbaren Jünger und Apoſtel Chriſti, die nach ſeinem Tode ſein Werk zu dem ihrigen machten, waren keine ſtudierten und approbierten Geiſtlichen, ſogenannte Theologen oder Gottesgelehrte, ſondern ganz einfache Leute aus dem Volke, Handwerker, Fiſcher und dergleichen. Allmählich iſt es Sitte geworden, daß nur regelrecht ſtudierte und approbierte Geiſtliche die Lehre Chriſti fortführen und daraus ein wirkliches Amt machen durften, während Chriſtus bei Lebzeiten niemals ein Amt bekleidet, im Gegenteil als freier, unabhängiger Mann gegen die mit der Ämterwirtſchaft verbundenen Schäden immer aufs heftigſte angekämpft hat.

Leo XIII. iſt ein geborener Italiener. Es iſt ſicher kein Zufall, daß ſeit dem Beſtehen des Papſttums in hundert Fällen wenigſtens neunzigmal ein Italiener zum Stellvertreter Chriſti gewählt wird, obwohl Chriſtus und ſeine erſten Jünger und Apoſtel nichts weniger als geborene Italiener waren, und wie von den Geiſtlichen ſo auch von den Italienern — die damals in Paläſtina als fremde Eroberer herrſchten und die Eingeborenen bedrückten — nichts als die härteſte Anfechtung zu erdulden hatten. Einige der bedeutendſten und kühnſten Apoſtel Chriſti ſind in Rom auf die grauſamſte Weiſe gemordet worden. Nichtsdeſtoweniger hat man ſich daran gewöhnt, Rom als die heilige Stadt zu betrachten, und die Päpſte oder Pontifexe, wie ſich die

Stellvertreter Christi amtlich titulieren, erstreben noch heute neben der geistlichen auch die weltliche Herrschaft über Rom, obschon Christus niemals auch nur ein Atom von weltlicher Herrschaft besessen noch erstrebt, sondern wiederholt versichert hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und obschon Rom von Rechtswegen die Hauptstadt des Königreichs Italien und seit bald zwei Jahrzehnten die Residenz des italienischen Staatsoberhauptes und Königs ist.

Leo XIII. bewohnt als Stellvertreter Christi einen der größten und reichsten Paläste der Welt, den sogenannten Vatikan, während Christus von sich aussagte: „Des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt." Leo XIII. hat vor wenigen Wochen ein Jubiläum gefeiert, das ihm an Geschenken allein über 60 (schreibe sechzig) Millionen Geld und Geldeswert eingebracht hat. Christus besaß nach dem Zeugnis der Evangelien nichts, als was er auf dem Leibe trug — und das war ein schlechtes Gewand, welches die römischen Kriegsknechte bei seinem Ableben auswürfelten und am Fuße des Kreuzes unter sich verteilten. Trotzdem spricht die offizielle römische Geistlichkeit fortwährend von der Armut, dem Leiden und der Gefangenschaft des Papstes Leo XIII., der neulich erst, als sich eine seiner Nichten verheiratete, zweimalhunderttausend Lire zum Brautschatz beisteuerte — er hätte ihr vielleicht auch eine halbe Million und mehr schenken können, ohne sich wehe zu thun.

Auf die Jubiläumsgratulation des Münchener Stadtmagistrates hat der päpstliche Nuntius in München (in französischer Sprache, obwohl weder im deutschen Reiche noch in Bayern Französisch die Landessprache ist und die Münchener Gratulanten nicht als Diplomaten, sondern als einfache Vertreter der Bürgerschaft gekommen waren; die Gesandten des Papstes in Deutschland scheinen die Landessprache, eine der schönsten und großartigsten der Welt und jedenfalls der französischen oder italienischen ebenbürtig, gar nicht zu können, sondern begnügen sich, mit deutschen Bürgern französisch zu parlieren — bis sie vielleicht später sich entschließen, da ihnen Deutsch zu schwer oder nicht vornehm genug zu sein scheint, Volapük zu sprechen, ein Kunstidiom, das ganz einfach und neutral ist;) also der päpstliche Nuntius in München hat u. a. folgende Behauptungen vorgebracht: „Leo XIII. stellte während seines glorreichen Pontifikats seine große Gelehrsamkeit und seinen ganzen Willen einzig und allein in den Dienst der menschlichen Gesellschaft . . . Überall hat er die Gelehrsamkeit erweckt, welche die Gesellschaft erhellt, die Wissenschaft, welche sie veredelt, den Geschmack, welcher sie läutert, die soziale Ordnung, welche sie sichert, den Frieden, welcher sie umschlingt."

Eine großartige Leistung, fürwahr: Leo XIII. hat der modernen Gesellschaft die Gelehrsamkeit, die Wissenschaft, den Geschmack, die soziale Ordnung und den Frieden wieder gebracht! Wenn die Geschichte nur wahr wäre und nicht bloß gemünzte Luft, ein Stück italienischer Rhetorik in französischer Zunge, höflichen Münchener Bürgern serviert!

Doch nehmen wir einmal mit teutonischer Gutmütigkeit die welschen Behauptungen für zutreffend an: Leos Pontifikat bedeutet die Wiedererweckung der Wissenschaft, des Geschmacks, der sozialen Ordnung, des Friedens, ohne Leos Pontifikat wären also all diese schönen Sachen nicht da.

Und nun werfen wir einen prüfenden Blick auf das neueste Stück vatikanischer Litteratur, auf die päpstliche Enzyklika an die bayerischen Bischöfe vom 22. Dezember 1887! Das Werk umfaßt 20 Quartseiten und beginnt, wie mit einem Posaunenstoß, mit den Worten: „Officioso sanctissimo"; es wurde jedenfalls vor seiner Veröffent-

lichung wiederholt durchgearbeitet, verändert, gefeilt, bis es die endgültige Fassung bekam. In Anbetracht der gerühmten „großen Gelehrsamkeit" und des „Geschmackes" des Papstes müßte es wenigstens als litterarisches Produkt hervorragend und fesselnd sein, nicht wahr? Wir lesen und lesen — und sind enttäuscht. Nichts von kühnen Gedanken, Entwürfen und Zielen in vollendeter sprachkünstlerischer Fassung, sondern eine lange und langweilige Wiederholung von allbekannten Behauptungen, Ansichten, Meinungen und Wünschen ohne jeden geistigen Reiz, ohne jede stilistische Originalität, ohne jede elegantere Feinheit des Ausdrucks. Selbst die in großen Strichen ausgeführte Schilderung der religiösen Lage in Bayern seit den ersten Zeiten des Christentums bis zum Erscheinen des Briefes Pius IX. 1851: Nihil nobis gratius — spricht nicht wie ein historisches Gemälde von Meisterhand an, sondern macht den Eindruck eines mechanischen Abklatsches aus einem geschichtlichen Leitfaden. Aber auch gar nichts von der gemütreichen, erwärmenden Einfalt und Schlichtheit der Empfindung, von der genialen Natürlichkeit, welche das unfehlbare Kennzeichen wahrhaft hochbegnadeter, von ihrer ethischen Mission ganz erfüllter Geister ist. Man muß ein sehr wenig anspruchsvoller litterarischer Hinterwäldler sein, wenn man diese dürre, akademische lateinische Prosa genießbar finden will, eine greisenhafte Stilübung von A bis Z.

Und im Punkte des guten Geschmackes, wie unschön macht sich da die ewige Zeterei gegen die Freimaurerei, die auch in dieser Enzyklika wieder ausgiebig bedacht worden ist! Obwohl der römische Verfasser wissen muß, daß der greise Kaiser Deutschlands und sein Kronprinz, daß zahlreiche andere Fürsten an der Spitze der Freimaurerverbände ihrer Länder stehen, unterläßt er doch nicht, von der Freimaurerei als von einer „verbrecherischen Verbindung", von einer „verschmitzten", „verschlagenen", „dunklen Sekte" zu reden u. s. w. Obwohl die erleuchteten Staatsoberhäupter von Deutschland, von Schweden, von England seit langer Zeit als Großmeister und Protektoren der Logen thätig sind, scheut sich der Verfasser der Enzyklika doch nicht, „die Pläne und Ränke dieser dunklen Sekte" als „schlecht und verderblich für den Staat" hinzustellen und damit den freimaurerischen Staatenlenkern den ungereimten und grotesken Vorwurf zu machen, daß sie am Verderben ihrer eigenen Länder mitarbeiten!

Wie kann der Stellvertreter Christi auf Erden erwarten, daß die wahrhaft gelehrte, gebildete und geschmackvolle Gesellschaft ein solches Schriftstück mit dem gebührenden Ernst hinnehme, selbst wenn sie den besten Willen dazu mitbrächte und die Lektüre auf Stunden versparte, die am wenigsten zu unfreiwilliger Heiterkeit disponieren? In welcher Welt muß denn der Enzyklika-Schriftsteller leben, der mit der Unfehlbarkeit geschmückte, wenn er beispielsweise sich mit heftigen Worten über Schulzustände beklagt, wie sie in ganz Bayern und Deutschland niemals bestanden haben?

Wir waren allerdings von dieser neuesten Probe vatikanischer Litteratur nicht überrascht. Die vatikanischen Schriftsteller haben uns immer aufs schmerzlichste an den Ausspruch eines Mannes erinnert, dessen konservative Gesinnung von niemand in Zweifel gezogen werden kann, an den Ausspruch Wolfgang Menzels: „Man kann nicht leichter aus den freien Menschen dumme Schafherden machen, als indem man sie zu Lesern macht —" in diesem Falle zu Lesern einer gewissen wälschen Litteratur.

Wir beneiden wahrhaftig des Papstes „heißgeliebte Bayern" nicht um diese römische Pflichtlektüre. Es ist eine merkwürdige Zumutung des italienischen Stellvertreters Christi auf Erden, daß ein gebildeter, mit allen Fortschritten der kritischen

Philoſophie, der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften, der Sozialpolitik vertrauter Deutſcher, der dazu noch ſein Vaterland und deſſen Freiheit, Würde und Unabhängigkeit über alles liebt, ſich mit einem wälſchen Sendſchreiben befaſſen ſoll, das nach Form und Inhalt nahezu alles zu wünſchen übrig läßt, was ein auf der Höhe der Bildung ſtehender Zeitgenoſſe auch von einem „unfehlbaren" Papſt-Schriftſteller billig fordern kann.

Für den geraden deutſchen Sinn bekommt dieſe Leoniniſche Litteratur noch etwas unſäglich Abſtoßendes dadurch, daß ſie ihre eigentlichen Zwecke und Abſichten nicht feſt herausarbeitet, ſondern mit katzenartiger Geſchmeidigkeit und Zimperlichkeit um den heißen Brei, nach welchem das Gelüſten ſteht, herumſchleicht. Der ehrliche Kerl — vorausgeſetzt, daß er das wälſche Wiſchiwaſchi zu Ende zu leſen vermag, fragt ſich am Schluß: Was will der italieniſche Enzyklika-Schreiber? Warum rückt der Mann, der in ſich die Fülle der Geiſtesgewalt eines göttlichen Stellvertreters verſpürt, nicht mit der Sprache heraus? Was hindert den Vize-Chriſtus von Rom, nach dem Vorbilde ſeines hohen Meiſters und Auftraggebers ſeine Forderungen klar und bündig zu formulieren? Die Diplomatie? Die Weltklugheit? Die politiſche Vorſicht? Ah, der Jeſus Chriſtus unſerer Evangelien war kein Diplomat, kein Weltkluger, kein Politikus! Mehr noch: er haßte das diplomatiſche, weltkluge, politiſche Weſen und trat ihm mit vernichtender Schärfe, mit überlegenem Hohne entgegen, wo er's auf ſeinem Wege fand! Wie aber darf ein rechter Stellvertreter Charaktereigenſchaften entwickeln und pflegen, die ſeinem Auftraggeber fremd, ja verhaßt und verwerflich waren? Iſt nicht jede Korrektur des Geiſtes Chriſti, die ſich ſein Stellvertreter erlaubt, einer Verleugnung, wo nicht einer Fälſchung des Geiſtes Chriſti gleichzuachten?

Aber, wendet man ein, da ſteht ja das Wort Jeſu in der Bibel: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben."

Richtig. Die Schlangenklugheit merken wir wohl, aber von der taubenhaften Falſchloſigkeit ſehen wir keine Spur.

Übrigens — — —

Uns kann die ganze vatikaniſche Bullen- und Enzyklika-Litteratur geſtohlen werden; es iſt nicht ſchade drum. Ethik und Äſthetik des deutſchen Geiſtesvolkes verlieren nichts dabei.

Aber die Herde!

Ja freilich, die Herde — — —

Und die Hirten!

Ja freilich, die Hirten — — —

Und die — — —!

Ja, mein lieber Freund, warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Da hätten wir uns viele Worte erſparen können.

Die — —? Wir ſind ja vollkommen einverſtanden! Ganz unſere Meinung. Erlauben Sie, Sie ſind doch ein rechter Spitzbube. Fantaſio hat das immer geſagt. Nein, uns ſo anzuführen — —! Fritz Hammer.

Miramur.

Sie ſchweigen ſtill und rühr'n ſich nicht —
Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten?
Der Hirte, wenn zur Herde ſpricht,
Die Glocken ſollen läuten.

Ich zog doch ſcharf vom Leder
Und ſprach von dem Katheder,
Die Biſchöf' aber bleiben ſtumm
Und geben's nicht ans Publikum,
Miramur!

Die Schule ſei nicht ſimultan,
Sie ſollen's niemals leiden,
Freimaurer zieh'n wir ſonſt heran,
Die gen die Kirche ſtreiten.
Geſellt den Antichriſten
Schon nah'n die Kommuniſten:
Die Biſchöf' ſchützen nicht die Schul',
Die Stütze für den heil'gen Stuhl —
Miramur!

O Zeitgeiſt, wenn du Rübchen ſchabſt,
So kann ich's nur bedauern,
Als armer, ſchwer gekränkter Papſt,
Gefangen zwiſchen Mauern.
So lang die Biſchöf' träumen,
Die rechte Zeit verſäumen,
Dann frommt nichts die Enzyklika,
Verloren geht Bavaria,
Miramur!

Es weiß doch jeder Dorfkaplan
Von tramontaner Tugend,
Daß Petrus zagt im ſchwanken Kahn,
Bemannt ihn nicht die Jugend.
Es nützt ihm nichts das Alter
Trotz Litanei und Pſalter,
Die Tugend nur iſt Schirm und Schutz.
Die Biſchöf' ſchweigen mit dem Lutz —
Miramur!

Heinrich von Reder.

Freimaureriſche Litteratur.

Wir entnehmen dem in Wien erſcheinenden, von M. Amſter vorzüglich redigierten „Zirkel" folgende intereſſante Beſprechung des Nachlaßwerkes „Schwert und Kelle" von Carlos von Gagern (Leipzig, W. Friedrich):

In X. nahm ich, als geladener Gaſt, an einer Trauerarbeit in der Loge teil. Da ich zu ſpät gekommen war, hörte ich nur die Schlußworte: „Folianten würden nicht ausreichen, um ſeine Thaten zu verzeichnen." Auf eine Erkundigung erfuhr ich, daß der verſtorbene Bruder Photograph geweſen ſei. Ich lächelte damals über die ſtarke Metapher, bedaure dies aber heute, weil auch die grellſte Draperie um das Andenken eines in den ewigen Oſten eingegangenen Bruders wünſchenswerter iſt, als gar

keine. Unsere Rückerinnerung an einen Dahingeschiedenen ist eine Herzenssache; das Herz aber braucht nicht Maß zu halten, und seine Verschwendung ist vielmehr eine herrliche Anwendung des Reichtums. Ich, nach dessen Hingang man „keinen Kadisch sagen, keine Messe lesen" wird, ich bin darin ein verläßlicher Gewährsmann, und ich empfinde heute schon mit Wehmut den Verlust der Grabrede. Und doch welche Fülle von Stoff! Man würde sagen können, daß ich ich bei meiner Beliebtheit Großmeister hätte werden können, daß ich, als korrespondierender Sekretär der „Humanitas", unvergängliche Verdienste mir erworben, daß meine Bücher reißenden Absatz gehabt, und dergl. Gegenüber den Folianten für die unzählbaren Thaten des Photographen wäre eine solche Nachrede wahrhaftig kein Humbug.

Carlos von Gagern, der Freimaurer, war glücklicher als ich. Er, der Atheist, lebte in bester Eintracht ungestört in seiner Loge, welche den Weltbaumeister anruft, und fand dort Achtung und Liebe über das Grab hinaus. Kunwald hat ihm in einer herrlichen Lebensgeschichte ein Denkmal errichtet, welches beiden zur größten Ehre gereicht. Auch Conrad hat in seinem tiefen Schmerze am Grabe des toten Freundes geopfert, und, als Leidtragender, seinen kostbarsten Schatz, seine Arbeit, auf den Altar niedergelegt. Glücklicher Gagern, beneidenswert um solche edle Freunde! Nachdem Conrad seinem geliebten Toten in der „Gesellschaft" einen Katafalk errichtet, bietet er nun der Maurerwelt eine Auslese der vorzüglichsten Gagernschen Arbeiten, die kraftstrotzendsten Kinder seines Genies, Herkulesse, welche in der Wiege Schlangen erwürgen, herrlich glänzende Arbeiten von Erz und Stahl.

Was hätte Gagern erst geleistet, wenn er nicht in Wien, sondern z. B. in Paris gelebt hätte! Hier fehlte ihm die Atmosphäre, fehlten die Massen, welche er benötigte und welche dort vorhanden sind. Er selbst aber empfand diesen Mangel nicht, er merkte nicht, daß das Häuflein vor ihm nur sehr, sehr gering sei, daß es seinem Lieblingsthema mit Achtung und Liebe wohl, jedoch ohne Teilnahme folge, und daß er in Österreich ein Führer ohne Armee sei. Im Geiste stand vor ihm die Million Freimaurer, geeinigt und verbunden, entschlossen, mit ihm zu kämpfen, die Hierarchie zu stürzen und den Felsen Petri in die Luft zu sprengen. Diese Million redete er an, ihr zeigte er den gehaßten Feind, und sie rief er zum Streite und zur schonungslosen Vernichtung auf. In Amerika, wo er wie ein Wanderprediger von Loge zu Loge zog und, wie „die Reform" berichtet, seinem glühenden Hasse gegen den Feind und seiner edelsten Liebe für den Bruder hinreißenden Ausdruck gab, dort war dieser umgekehrte Peter von Amiens am Platze. Auch in Paris hätte er den Chorus gewaltig verstärkt und sich selbst am Feuer der Genossen noch heftiger entzündet. Aber für uns war seine Intensität zu stark. In der edlen Leidenschaft, in der grenzenlosen Begeisterung merkte er gar nicht, daß wir Wiener Freimaurer nicht die geträumten Riesen, sondern kleine bescheidene Anfänger sind, abhängig von tausend Zufällen und Launen, und ohne das primitivste Recht, das des Lebens. Wir brauchen Licht und Luft, Ruhe und Frieden, nur kein Schlachtfeld. Conrad erst war es, welcher durch die Sammlung seiner Reden und Aufsätze den Worten Gagerns Flügel geschaffen und sie zum Gemeingute der ganzen Logenwelt gemacht hat.

Gagern war ein Ruser, gleichsam aus einer anderen Welt. Seine feurige Natur trug ihn empor über alle Berge von Schwierigkeiten, zu den höchsten Problemen und Zielen und zu der Vorstellung eines Freimaurertums, welches nicht existiert. Wir aber sitzen auf unserem Kirchturm, weit, weit weg von der Frage des Atheismus in der Freimaurerei, und kaum einige denken über seinen Satz nach: „Religion und Frei-

maurerei sind kontradiktorische Begriffe." Hinter dem Zeitgeiste mühsam und sorgenvoll schleichend, bewundern wir erst recht seinen Adlerflug und seinen glänzend strahlenden Geist, und in der Stille der Loge vernehmen wir seine sonore Stimme wie rollenden Donner. Wir staunen über den großen Geometer, welcher aus seinem kleinen Mittelpunkte Kreise um die ganze Erde zieht, einen einzigen, gewaltigen Kreis um die Menschheit und die Freimaurerei. Er konnte es thun, denn er trug beide in seinem Herzen. Es gibt keinen Bruder in Wien, welcher diesen großen Künstler vergessen könnte und der nicht gerne erfahren würde, daß die geistigen Reliquien gesammelt worden sind. Denn ihm glaubte man, weil er sein Leben für seine Ideen preisgab, und bis in späte Geschlechter wird „Schwert und Kelle" ein Lebensbalsam gegen Logenerschlaffung bleiben. Julius Goldenberg.

Redaktions-Post.

A. B. in Giebichenstein. A. Br. schreibt in der „Saale-Zeitung" gelegentlich der Besprechung der Grosseschen „Mimosen": „Theaternovellen, welches jedes junge Mädchen lesen darf, sind höchst geeignet, den Zorn der deutschen Zola-Affen zu erregen, und diese Theaternovellen haben es auch gethan." Dieser sinnige Ausspruch hat uns darum besonders interessiert, weil es gerade unsere Zeitschrift war, welche ehrlich und unumwunden ein abfälliges Urteil über die Grosseschen Theaternovellen gebracht und dieses Urteil auch künstlerisch begründet hat. Die Thatsache, daß „jedes junge Mädchen" ein Buch lesen darf, beweist für den Wert des letzteren litterarisch gar nichts. Und darum gleich „Zola-Affen"? Wenn Sie einmal dem geist- und geschmackvollen A. Br. begegnen, melden Sie ihm unsere Bewunderung seines kritischen Talentes, das sich so gewaltig zu entwickeln droht, daß wir künftig kaum mehr wagen dürften, was wir früher so ahnungslos gethan: die unserer „Gesellschaft" unaufgefordert eingesandten Br.'schen Beiträge abzulehnen. Pflegt A. Br. immer gleich so zoologisch per „Affen" zu quittieren? Hat er einen so reichen und ansehnlichen Tiergarten?

Frau M. in Ulm. Ihr Beifall gereicht uns zu großer Befriedigung. Wir werden unsern Weg festen Schrittes vorwärts wandeln, unbekümmert um kleinliche Rücksichten und Nebeninteressen, und wie seither der vaterländischen Litteratur und Kunst um ihrer selbst willen nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen trachten. Herzlichsten Gruß!

R. S. in Berlin. Ja, die Berliner Oper! Das geistvolle gräflich Hochberg'sche Institut macht eben alles auf seine eigene originelle Art: zum Gluck-Jubiläum gab es die „Martha", zu Beethovens Geburtstag den Neßlerschen „Trompeter von Säkkingen", zum Lortzing-Jubiläum den „Troubadour" — nur zu seines Leiters dereinstigen Jubelfeierabend wird es nicht anders können, als dessen eigenes Opernmeisterwerk zu geben — den „Wärwolf". Was den Berlinern recht ist, muß uns anderen im Reich billig sein. Zur Lortzing-Geschichte noch dies: der gemütvollste Komponist der deutschen komischen Oper, ein geborener Berliner, ist in Berlin thatsächlich Hungers gestorben (21. Januar 1851). Er liegt auf dem alten Sophienfriedhofe, und der schlichte Sandstein, der sein Grab schmückt, wurde laut Inschrift errichtet von

Mitgliedern des Hoftheaters in — Braunschweig! So wenig war Lortzing seiner Vaterstadt wert, daß sie sich sogar sein Grabmunument von Fremden — schenken ließ.

F. K. in Riga. Alle diese genannten modischen Größen sind nicht produzierende, sondern bloß reproduzierende Künstler. Unmittelbar nach der Natur zu schaffen, das ist eben die besondere Kraft — und wo sie nicht ist, da hilft kein Zureden, verehrter Herr. Richard Wagner schreibt in einem Briefe an Liszt 1852: „Haben die Menschen denn gar kein Leben? Aus was kann der Künstler schaffen, wenn er nicht aus dem Leben schafft, und ist dies Leben denn nicht nur dann von künstlerisch produktivem Gehalte, wenn es immer zu neuen, dem Leben entsprechenden Gestaltungen treibt? Ist denn dieses Kunstarbeiten an alten Lebensmomenten herum künstlerisches Schaffen? Wie steht es mit dem Quelle aller Kunst, wenn nicht das Neue so unwiderstehlich aus ihm hervorquillt, oder eben in neuen Schöpfungen ganz und gar aufgeht?" — — „Kinder! macht Neues, Neues! und abermals Neues! Hängt Ihr Euch an's Alte, so hat Euch der Teufel der Inproduktivität und Ihr seid die traurigsten Künstler."

J. H. in Berlin. Den Lindauschen Aufsatz „Im Banne des Naturalismus" (Dezemberheft von „Nord und Süd") haben wir mit großem Ergötzen gelesen. Wir werden vielleicht die herrliche Biedermeierei unserem Fantasio zu geneigter Besprechung übergeben. Und Baumbachs Doppelläufer:

„Der Sperling nennt sich Naturalist,
Verwechselt Natur mit Pferdemist."

was sagen Sie dazu? Ja, ja, im Ärger verraten diese Herren Idealisten ihre wahre Natur. Wenn sie mit ihrem Latein zu Ende, kaufen sie bei den Marktweibern ein. Beschimpfen und Beweisen ist zweierlei. Umgekehrt ist auch gefahren, sagte der Michel, da reimte er so:

Der Sperling nennt sich Idealist,
Wenn er statt Mist mal Zucker frißt.

Veritas in Nürnberg. Wir haben an Herrn Ludwig Göring, Jakobsstraße 16, Nürnberg, am 20. Januar folgendes Schreiben gerichtet:

> Sehr geehrter Herr, Sie wurden mir als Urheber des Kurierfeuilletons „Ein geschmackvoller sogenannter Schriftsteller" genannt. Ich erwarte Ihre Entgegnung. Hochachtungsvoll Dr. M. G. Conrad.

Bis zum Redaktionsschluß dieses Heftes hat Herr Göring nicht geantwortet. Unser Brief ist auf der Post eingeschrieben, eine Nichtbestellung desselben mithin nicht anzunehmen.

☞ Die nächsten Hefte werden Porträts bringen von Ernst von Wolzogen, Max Kretzer und August Silberstein.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.

Ernst Thro Wagner

Digitized by Google

Deutschlands Kaiserwechsel.

Von M. G. Conrad.

(München.)

In dem ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches hat das altpatriarchalische Königtum seinen vollendetsten, ruhmreichsten und liebenswürdigsten Vertreter gesehen. Mit seinem Hingang hat eine Epoche der Weltgeschichte geendet. Das patriarchalische Königtum hat sich ausgelebt, seine große geschichtliche Sendung ist erfüllt. Nimmt die monarchische Entwickelung innerhalb der weltbeherrschenden germanischen Rasse einen katastrophenfreien, heilvollen Verlauf, so wird sich an das patriarchalische das soziale Königtum anschließen, welchem die Aufgabe zufällt, durch kühne soziale Reformarbeit an Haupt und Gliedern den organischen Reichsausbau soweit zu fördern, daß Deutschland nicht nur durch die Gewalt seiner Waffen, sondern noch nachdrücklicher durch die Gewalt seines Geistes und seiner Werke die weltweite Bahn eines vorbildgebenden Kulturvolkes erster Größe im vollen Vertrauen auf seinen historischen Beruf beschreiten kann.

Eine ganz andere Aufgabe als sie Deutschlands erstem Kaiser gestellt war, erwartet seinen Nachfolger. Es bleibt das große Verdienst des Kaisers Wilhelm, daß er, begünstigt durch ein wunderbar langes Leben und eine nicht weniger wunderbare geistige Frische bis in sein hohes Alter, durch seine berühmte kaiserliche Botschaft an das deutsche Parlament seinem Nachfolger Kaiser Friedrich noch andeuten durfte, wie die Überleitung aus der alten in die neue Reichsepoche zunächst durch Hebung und Schutz des arbeitenden, notleidenden, vom Kapitalismus und Industrialismus unter-

träglich ausgebeuteten Volkes auf gesetzgeberischem Wege zu bewirken sei. Der mächtige Ausbau unsrer Landesvertheidigung, die höchste Kraftausnutzung des Volkes in Waffen in unserm jetzigen Militärsystem und was damit zusammenhängt, läßt uns auf die Geschäfte unsrer Diplomatie, welche unsre internationalen Beziehungen zu pflegen hat, mit ruhigem Vertrauen blicken.

Allen auswärtigen Gefahren zum Trotz müssen wir, gerüstet, wie wir sind, jetzt alle Kräfte zur Reform und Steigerung unseres inneren Reichslebens entfesseln und auf die höchsten Ziele einer ebenso humanen wie nationalen Kultur lenken. In diesem Sinne soll unser Volk den Kaiserwechsel als eine weltgeschichtliche Mahnung betrachten, im Verein mit seinen Führern in allen Stücken allerwege seine volle Schuldigkeit zu thun.

Die Lüge in der Dichtung.

Von Emil Mauerhof.
(Wiesbaden.)

2. Horaz.

Der Kaltsinn ist zu allen Zeiten der gleiche, denn er ist eben nichts anderes als das unabänderliche Wesen einer leidenschaftslosen, naturentarteten Gesellschaft; nur in seinen Lebensäußerungen wird er gelegentlich verschieden sein, je nach der wechselnden Gesittung, die ihm das allmälige Wirken der Ideale langsam aufnötigt. Heine und Horaz sind wesentlich dieselben: hätten beide mit den Jahrhunderten tauschen können, so würde jeder von ihnen des anderen Platz vollkommen ausgefüllt haben. Wenn der Kaltsinn, von einem großen metrischen Geschicke unterstützt, sich einen Platz in der Poesie zu erringen versucht, so wird der eine mit seiner Empfindsamkeit vornehmlich die Frauen, der andere in der Verständigkeit mehr die Männer suchen, denn die Welt im großen enthält gleich viel von beidem: er wird also darauf bedacht sein müssen, sich für Empfindung oder Lebensweisheit auszugeben; und Gründe der Zweckmäßigkeit werden ihn wählen lassen. Kein innerer Drang wird hierbei bestimmen und entscheiden, lediglich die Eitelkeit und die Nahrungssorge. Eine dichterische Erscheinung wie die Heinrich Heines ist für jede Epoche des hellenischen Altertums völlig undenkbar: denn kein Mensch hätte sich dazumal auch

nur eine halbe Vorstellung von dieser „flennenden Liebespein" eines männlichen Geschöpfes zu machen verstanden; und ebensowenig hätte Horaz mit seinem strammen Egoismus in ein christliches Zeitalter gepaßt. Allerdings liebte man auch in Rom und Athen, aber man that dies ohne Umschweif und so natürlich wie möglich: man hätte Heine ganz allgemein schlechtweg für wahnsinnig gehalten. Und ebenso ist der Deutsche des 19. Jahrhunderts selbstsüchtig wie der Römer unter seinen Cäsaren, nur muß er es weniger offen treiben: eine so unerschrockene Lebensausnutzung wie diejenige des Horaz würde bei einem modernen Menschen für gottlos gelten. Die Zeiten haben sich geändert; mit diesen oder besser vor diesen noch die Ideen, die mit vernehmbarem Flügelschlage unsere Häupter umkreisen: aber jenes alte Geschlecht war naiver, und die Gesellschaft von heute ist durchgehends verlogen. Eine tiefsinnigere Weltanschauung und die völlig veränderte Stellung der Frauen in der nachchristlichen Zeit zeichnen dem Dichterling unserer Tage genau den Weg vor, den er gehen muß, um sich erfolgreich nähern zu können; er muß empfindsam sein, obschon er am liebsten mit dem Lateiner gemeinsame Sache machte und gleich diesem seine Pläne: die kurze Spanne des Erdenlebens recht gründlich im Genusse auszunutzen — in Versen niederlegen möchte. Leider würde aber die Gegenwart ein solches Bekenntnis als höchst unmoralisch verurteilen, und selbst der ärgste Sünder dürfte sich scheuen für „so verständig" gehalten zu werden, obschon beinahe jedermann dies ist. Denn die Gesellschaft ist weit über Mehrzahl kaltsinnig, und wenn so, dann im moralischen Sinne auch nur noch verständig. Wer ohne Leidenschaft ist, regelt ganz natürlich sein Leben lediglich mit dem bloßen Verstande; alles, was er thut, bestimmt daher nicht mehr die Seele, sondern einzig seine Leiblichkeit: so handelt er denn verständig; und dies ist der Egoismus in seiner schamlosesten Gestalt. Kaltsinn, Verständigkeit und Selbstsucht sind drei Ausdrücke für ein und denselben sittlichen Begriff. Der Kaltsinnige, der Verständige sucht nur sich. Das Christentum freilich gebietet das Gegenteil und schilt den Egoismus gottlos. Seitdem thut derselbe heuchlerisch recht bieder und spielt sich selbstgefällig auf die „Verständigkeit" hinaus, die heutzutage in den Augen der Welt bekanntlich die wahre menschliche Vollkommenheit bedeutet.

Ich kann mich dessen enthalten, das Loblied der Verständigkeit zu singen; tönt ihr doch, so lange und so weit die kluge Welt steht und reicht, Ruhm und Preis in allen Zungen. Auch verdient sie es! denn wonniglich gedeiht unter ihrem weisen Szepter alles, was sich aus freier Neigung zu ihrer hochflatternden Fahne sammelt. Wie es das schöne Maß ist, zu dem die Verständigen gelobend ihre Finger erheben, so breitet sich auch

wie von selbst zu ihren Füßen die aurea mediocritas aus, auf deren ebenem Mittelwege sie, die Tasche voll Geld, so selbstzufrieden und lebensfroh zu wandeln verstehen. Da liegt kein Stein, an dem ihr Füßchen straucheln könnte, denn ihr Betragen läßt nie zu wünschen übrig. Wohin auch immer sonst eine offene oder geheime Neigung sie verleiten möchte, stets bleibt zuletzt Führerin eine Nase, die in unglaublicher Entfernung schon den saftigsten Bissen wittert: so giebt es denn kein Kreuz und Quer, keinen Schritt zurück oder beiseite — stets unentwegt vorwärts, bis sie es erreicht haben, und die Made im Specke sitzt. Dann heben wohl die Mütter ihre Säuglinge in die Höhe, um diesen den wackeren Mann mit dem schönen Einkommen zu zeigen und dabei inbrünstig zu beten: das eigene Kindlein möchte es jenem ganz ähnlich machen. Wahrlich, ein frommer Wunsch! Denn sitzt die Made einmal im Speck, hat sie es über kurz oder lang — gewöhnlich über kurz — so weit gebracht, daß die eigene, werte Leiblichkeit weniger durch Tüchtigkeit als Geschicklichkeit sicher und warm versorgt ist — wie genügsam sie dann zu leben versteht! so genügsam, daß es für die andern, außerhalb des Fettes, geradezu beschämend ist. Und ist ihr gar erst wie dem Lateiner Horaz geglückt, den Speck auf einem nährenden Landgütchen in duftigen Wein zu tunken und zu ihrer Mast drei Sklaven in Bewegung zu setzen, so überkommt es sie, als wäre sie leibhaftig Diogenes, strecke ihren Kopf zur Tonne heraus und tränke Sonne. So feinfühlig wird sie mit der Zeit bei solcher Bedürfnislosigkeit, daß sie sich sogar zu entrüsten vermag, wenn ein anderer sich gelegentlich von vier Dienern bei seinen Gelagen stopfen läßt, und ist selbst imstande in den eigenen schäumenden Wein bittere Tränen über den überhandnehmenden Luxus der Sitten zu weinen. Nur keinen Überfluß! immer nur soviel, wie man braucht — ja! so anspruchslos, so weise sind diese Verständigen, daß es in Wahrheit jedes sinnige Herz bewegen muß. Darum tut es auch so wohl, sie Moral predigen zu hören: haben sie es doch an sich selbst erfahren, worin die wahre Weisheit des Lebens besteht, und wohin diese führt. Wenn sie sich am Abend vorher an Falerner ordentlich bene getan und der lieblichen Chloe oder Phillis auf duftigem Rosenlager schäkernd die Zeit vertrieben haben, fühlen sie sich am nächsten Morgen in ihren Lebensgeistern so angenehm geschwächt, daß sie nur noch gerade Kraft genug haben: schmetternd ihr odi profanum! zu rufen, was ihnen manchmal vielleicht nicht ganz leicht wird, dafür aber ihrer Umgebung immer sehr heilsam sein soll. Einmal in solcher Stimmung, anderen Menschen Liebes zu erweisen, geben sie sodann noch eine Lobrede auf die Ehe zum besten, deren Heiligkeit vor ihnen um so gesicherter erscheint, als sie selbst, aus-

gemachte Weiberfeinde die sie sind, ihre Damenbekanntschaften auf der Straße, nichtachtend mit den Augenlidern zu grüßen pflegen. Und wie sie zu raten verstehen: nicht Rätsel! das wäre ihre schwache Seite; aber ihren Nebenmenschen mit einem Rat zu helfen — dies mit der Tat zu thun, sind sie leider zumeist ganz außer stande, da ihnen das leidige Geschick stets nur gerade soviel zugeworfen hat, um ausschließlich an sich denken zu müssen: auch ist ja eine Hülfe, wie jedermann weiß, in ihren Folgen immer so unberechenbar, verschlägt oft nichts, läßt keine Spuren zurück, während ein jeder Ratschlag ein Schatz für das ganze Leben ist, der, wenn auch nicht heute, so doch morgen nützen kann — und wie könnten sie überhaupt auch anders als weise raten? Man möchte manchmal, und dies gerechterweise, aus einem Staunen in das andere fallen, wenn man vor der Weisheit solcher Verständigkeit steht. Sie haben dieserhalb keine Studien gemacht, keine Prüfungen bestanden, und doch reiht sich wohlgeordnet in ihrem Gehirn wie in einer Arzeneibude ein Heilmittelchen neben das andere, um bei darbietender Gelegenheit seine Schuldigkeit zu thun. Da lassen sich denn mit hohem Interesse all' die glückverheißenden Namen lesen: Volksstimme — Gottesstimme; man muß sich nach der Decke strecken; spare in der Zeit, so hast du in der Not; wenn die Not am größten, ist Gottes Hülf' am nächsten; mit den Wölfen muß man heulen; man muß den Mantel nach dem Wind tragen; wie man säet, wird man ernten; wer nicht hören will, muß fühlen; wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um; wem nicht zu raten, dem ist auch nicht zu helfen — und dergleichen schöne Inschriften mehr. Und man darf es sich wohl eingestehen: so sachkundig verstehen diese Verständigen immer den Krankheitsfall zu besprechen, daß ein jedes ihrer Sprüchlein auf den besonderen Fall zumeist wie die Faust aufs Auge paßt. Nicht daß diese Wörtlein, mit Verstand gebraucht, auch ab und zu ihre gute, rechtschaffene Verwendung finden möchten, aber sie sind gleich Giften, die Vorsicht bedingen; ohne diese letztere werden sie zu einem Gebräu von Dummheit, Naseweisheit und Niederträchtigkeit, das die Kaltherzigkeit ihren natürlichen Feinden, den Unverständigen, einrührt. Groß, wie er so als Ratgeber sein mag, noch größer ist er als Beispiel. Man muß ihn sehen, wenn er die Wetterfahne betrachtet, um je nach dem der Wind bläst, den Mantel um seine empfindlichen Glieder zu schlagen. Da die Behaglichkeit vom eigenen Fleisch und Blut sein einziger Glaubensartikel ist, dem er von ganzem Vermögen anhängt, so ist er auch immer ahnungsvoll genug, um sich bei Zeiten vor jedem Unwetter zu bergen. Er wird stets mit dem Strome, niemals gegen diesen schwimmen. Heute kämpft er für den Freistaat, und morgen wird er mit Pauken und Drom-

meten wetteifernd verkünden: daß Auguſtus der leibhaftige Zeus ſei. Alle Überzeugungen ſind ihm feil, die eine ausgenommen:

Freu' dich des Lebens,
So lang das Lämpchen glüht.

In dieſem Glauben, ſein Leben lediglich des Genuſſes halber empfangen zu haben, erſcheinen ihm Menſchen und Dinge nur inſofern von Bedeutung, als ſie einen Beitrag zu ſeiner Selbſtliebe liefern. Zuweilen überraſcht er durch eine Art kameradſchaftlichen Gefühls; aber es bleibt unentſchieden, ob ihn dazu die Wonne, unter Seinesgleichen zu ſein, belebte, oder ob ihn auch hierbei wie zu allem anderen nur die ſchmutzige Berechnung trieb; unverkennbar und unüberwindlich dagegen iſt die Abneigung, mit der er die unverſtändige, weil ſelbſtloſere Menſchenart durchgehends beehrt. Kein Schickſal dieſer iſt gewaltig genug, um auch nur eine Fiber ſeines Herzens in Bewegung zu ſetzen: voller Zufriedenheit ſchweifen ſeine lachenden Augen über das Trümmerfeld des hehrſten Daſeins: und als wäre er von einem quälenden Alp befreit, mit dem ihn die Gegenwart des höheren Weſens bedrückte, ſchlürft er aus den furchtbarſten Leiden und ſelbſt der Vernichtung eines ſolchen die Genugtuung des befriedigten Widerwillens.

Die Empfindſamkeit wirkt komiſch, die Verſtändigkeit tödlich. Nicht, daß dieſe letztere der Menſchlichkeit gegenüber je auch nur zur Hälfte, geſchweige denn ganz im Rechte verbleiben könnte — ſie vermöchte ſolches immer nur in ihrem durchaus beſchränkten Sinne — aber der Atem, den dieſelbe über das blühende Leben der Empfindung haucht, hat etwas von der entſeelenden Luft des Tartaros: ein jedes fühlende Geſchöpf verſtummt, und flieht verzweifelnd vor ihr wie vor der Umarmung des Todes. Nie findet ſich in der Verſtändigkeit ein Wort, das die Seele hebt; ausnahmslos trachtet ein jedes nach dem Staube. Es giebt ein Beiwort, in dem ſich ihr ganzes Weſen vollinhaltlich enthüllt: niedrig!

Die Empfindſamkeit war Gefühlstäuſchung, die Verſtändigkeit iſt Lebenstrug, und der Inhalt der Poeſie iſt die Leidenſchaft als Herzensdrang und Lebensweisheit. Die Empfindſamkeit wie die Verſtändigkeit ſind beide halb dumm und halb verlogen. Die Empfindſamkeit ſpielte mit Gefühlen, die Verſtändigkeit hat ſich auf Maxime verlegt; bei beiden iſt das Dichten eine Spielerei des Verſtandes und eine Kunſtübung in Versmaß und Reimerei: die Seele iſt von allem ausgeſchloſſen. Selbſt dem Stumpfſinn iſt der Beweis dafür zum Greifen erbracht, ſobald derſelbe wahrnehmen kann, wie dieſe angeblichen Dichter das mühſam geſchaffene

Stimmungsbild nachträglich ironiſch wieder auflöſen. Wenn Heinrich Heine im „Seegeſpenſt“ die Geliebte auf der ganzen Erde ſucht, ſie endlich auf dem Grunde des Meeres wiederfindet — ſie, die Immergeliebte, die Längſtverlorene, die Endlichgefundene: ihr beteuert, ſie nie wieder zu verlaſſen und ſich zu dem Zwecke mit ausgebreiteten Armen an ihre Bruſt ſtürzen will — ſo erfaßt ihn noch zur rechten Zeit der Kapitän beim Bein und ruft ärgerlich lachend:

Doktor, ſind Sie des Teufels?

Ähnlich Horaz! Nachdem er in einer ſeiner Epoden:

Beatus ille, qui procul negotiis —

den Zauber des Landlebens und den Frieden der Genügſamkeit in den klangvollſten Verſen beſungen, heißt es zum Schluſſe:

So ſprach der Wucherer Alfius,
In ſeinem Geiſte ſchon der rechte Ackerbauer:
Kaſſierte flugs all' ſeine Gelder ein,
Um ſie demnächſt auf — Wucher auszuleihen.

In beiden Gedichten iſt, wie erſichtlich, die geſchilderte Empfindung nur ein Mittel im Dienſte des Spottes; die Ausdrucksweiſen des Gefühls, deren man ſich dabei bedient, ſind die der Überlieferung, die ein jeder hören, lernen und mit mehr oder minder Geſchmack auch wieder von neuem verbrauchen kann: doch iſt das ſodann nicht Kunſt, ſondern nur Kunſtfertigkeit, und nicht die Seele, ſondern einzig der Verſtand war dabei tätig. Die Satire iſt ohne Zweifel auch in der Poeſie am Platz, aber nur dort, wo die Unnatur der Geſellſchaft verſpottet wird: alſo in den größeren Formen der Poſſe oder der ſatiriſchen Erzählung. Daß die wirkliche Natur ſich ſelbſt ironiſch behandeln könnte, iſt ein Ding der Unmöglichkeit: denn nur darum, weil es ihr bitterernſt iſt mit ihrer Leidenſchaft, und ſie dieſerhalb ſogar leidet, greift ſie zu dem Mittel der dichteriſchen Ausgeſtaltung, um ſo ihrem Drange wenigſtens in dem geſchaffenen Widerſpiele zu genügen. Dem Weſen der Leidenſchaft gleich muß unter allen Umſtänden das Gegenbild geraten, kann alſo jene nur bejahen, niemals aber lächelnd verneinen. Wo der umgekehrte Fall eintritt, hat eben der Witz ſeine Rechte geltend gemacht. Was die Leidenſchaft nicht kann, nämlich ſich ſelbſt auslachen, das erlaubt ſich an ihrer Stelle nur gar zu häufig der „Verſtändige“. Ob nun ſolche Ironiker des Gefühls die Sache ſelbſt, oder vor ihr noch die Perſon in den Vordergrund des Spottes ſtellen, iſt an ſich ganz gleichgültig: denn immer bleibt der Beweis, daß ſie, ſpöttiſch, außerhalb der Empfindung ſtanden und damit auch keine Dichter waren.

Wenn es ſchon der Empfindſamkeit verſagt blieb, es je zu einer völlig geklärten, einheitlichen Stimmung zu bringen, um wie viel mehr wird ſich dieſer noch die Kunſt entfremden müſſen, welche ſich in allem, was ſie unternimmt, vornehmlich auf Gemeinplätze beſchränkt ſieht. Die armſelige Klügelei eines trockenen Verſtandes muß da mit allerlei Erinnerungen aus der Geſchichte, Erdkunde, aus Götter- und Heldenſagen zu reicher Leiblichkeit aufgefüttert werden, ſodaß dem Versmacher in all' den Nöten, die ausreichende Nahrung aufzutreiben, zuletzt ganz evangeliſch wird, und die rechte Hand nicht mehr weiß, was die linke ſoeben noch packte.

Integer vitae scelerisque purus —

wer möchte bei dieſem Anfange wohl auf den Gedanken geraten, daß der Geſang am Ende gleichſam zum Tugendpreiſe eines gefälligen Mädchens wird?

Wer in Unſchuld und rein von Frevel lebt,*)
Der bedarf nicht mauriſcher Speere und Bogen,
Noch eines Köchers voll giftgetränkter
Pfeile, o Fuskus:
Führte ihn auch durch gährende Syrten —

im Waſſer dürften Pfeil und Bogen auch eher hinderlich ſein!

Durch des Kaukaſus unwirtbare Höhen,
Oder wo der ſagenreiche Hydaspes die Fluren
Netzet, ſein Weg.

Beneidenswerte Unſchuld! eine jede Woge trägt ſie, und ſelbſt die hungrige Beſtie frißt ſie nicht! denn:

Als ich meine Lalage in Liedern pries,
Und von Sorgen frei in die Weite ſchweifte,
Floh mich ein Wolf im Sabinerwalde —
Ein ſolches Untier,
Wie es das kriegeriſche Daunien in ſeinen weiten
Forſten, noch das Land des Juba, der Löwen
Sengende Heimat, erzeugt — floh mich
Den Unbewehrten.

*) Die Schönheit des Horaziſchen Verſes wird in der Überſetzung immer beeinträchtigt erſcheinen, und ſie geht ſogar ganz verloren, ſobald man ſich bei der Übertragung an die antiken Maße hält. Dieſen letzteren zeigt ſich die deutſche Sprache ſo wenig gewachſen, daß ein derartig überſetzter Horaz gewöhnlich ein wahres Jammerbild von verrenktem Satz- und Gedankenbau iſt. Um wenigſtens eine erträgliche Vorſtellung von dem Inhalte ſeiner Gedichte zu geben, wird man ſich daher ſtets dazu verſtehen müſſen, den Zwang des originalen Versmaßes zu durchbrechen. Der ſprachliche Reiz ſeiner Oden, der übrigens groß und unbeſtreitbar iſt, würde ſich nur völlig modern im Reime nachſchaffen laſſen.

(dankbar und ſchwärmeriſch)

Sei's, wo es ſei! umſtarrt vom Eiſe,
Dort wo die Sommerluft keine Bäume erquickt,
An dem Weltrande, den nur ſpärlicher Nebel und
Regen beſchwert —
Selbſt mitten im ſengenden Sonnenbrande,
Der noch keinem Menſchen zu weilen erlaubte,
Werde ich immer Lalage, ihr Geplauder, ihr
Lächeln lieben.

Sie hat es auch um ihn verdient! Wäre man aber trotzdem nicht verſucht, dieſe Ode ähnlich jener andern: Beatus ille — für einen gar nicht übelgeratenen Spaß zu halten? Schon das ſinnloſe Durcheinander, das alberne Übermaß der Phraſe ſollte von vornherein jeden Glauben an Ernſt ausſchließen, ſpräche für den letzteren nicht die Inbrunſt, mit welcher vornehmlich unſere gebildete Welt genau dieſes Liedchen zu ſingen pflegt. Aber wie dem auch ſei! daß ſich ein Menſch der antiken Welt im Stande der Unſchuld weiß, wenn er an eine Hetäre denkt, iſt gar nicht ſo wunderlich; daß aber die lernende Jugend einem jeden Lehrer zum Abſchied melodiſch an die Seele legt, ſich ja nur, um ganz fromm und deshalb rachen-, ſpeer-, feuer-, waſſerſicher zu ſein, bei dräuenden Gefahren in Gedanken an eine Lalage zu verlieren — das würde unglaublich ſcheinen, wenn nicht eben dies gerade unſere Jugend täte.

Nur nicht im Unglück den Gleichmut verloren!*)
Und lächeln dir wieder das Glück, ſo mäßige
Den Taumel überſchäumender Freude,
O Dellius: denn du mußt ſterben.

Ein wunderliches memento mori! da hat unſer ſchmuckloſer Gellert einen ganz anderen Vorſchlag zur Hand:

Meine Lebenszeit verſtreicht,
Stündlich eil' ich hin zum Grabe;
Und wie wenig iſt's vielleicht,
Was ich noch zu leben habe?
Denk, o Menſch, an deinen Tod!
Säume nicht, denn Eins iſt not:
Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewiſſen,
Das vor Gott Dir Zeugnis giebt,
Wird Dir deinen Tod verſüßen —

Wer hat das Beſſere getroffen? Ein ewiger Streit! Horaz ſagt: du mußt ſterben, darum erhalte dir immer ein gleichmütiges Weſen — warum?

*) Aequam memento rebus in arduis —

es klingt wie ein Rätsel! Gellert sagt: du mußt sterben, darum sei gut. Jedes für sich bedeutet eine Weltanschauung, und zwischen beiden öffnet sich der Abgrund. Wenn der Lateiner noch wenigstens gesagt hätte: was auch immer geschehen mag, bleibe gefaßt, denn alles geht einmal vorüber — so wäre das, wenn auch eine Weisheit dritter Güte, doch zum wenigstens auf der Stelle verständlich. Aber! da du sterben mußt, so sei darauf bedacht, dir stets eine gleichmäßige Laune zu bewahren — ja warum? Das ist es! nur der Verstand des Verständigen kann hier das Dunkel heben: und unser trefflicher Horaz tut es schon in der dritten Strophe:

Dort wo die hohe Fichte der silbernen Pappel
Die Äste zu gastlichem Schatten reicht,
Wo in gewundenen Ufern der flüchtige Bach
Rauschend die hellen Gewässer treibt,
Dort schaffe Wein und Salben und Rosen hin!

Darum also! um genießen zu können, darfst du niemals den Gleichmut verlieren, sonst ist es nichts damit. Es stimmt, stimmt auffallend. Da hätten wir ja endlich die goldene Lebensregel der Verständigkeit, den Schluß aller ihrer Weisheit: weil du sterben mußt, so sei die Aufgabe deines Lebens der — Genuß. Es lassen sich solche Grundsätze heutzutage nur schwer lehren, aber man befolgt sie um so lieber und tut dies ganz aus eigenem Drange, seiner Eigenart und seiner Lebensauffassung gemäß. Haben die Voraussetzungen des bloßen Verstandes volles Recht, so ist auch eine jede verständige Folgerung fürderhin unanfechtbar, und der Streit um die Wahrheit hat ein Ende. Man vermag sodann nichts mehr als das Bekenntnis zu verzeichnen und dasselbe darauf in Taten und Wirkung zu beleuchten; sobald dies geschieht, wird man finden, daß jener Horazische Satz zugleich den Inhalt aller nur erdenklichen Erbärmlichkeit bedeutet, wogegen sein Gegenteil, das Wort Gellerts: sei gut, denn du mußt sterben — den Aufstieg zur höheren Menschlichkeit vermittelt. Die verständige wie die seelische Welt — eine jede von ihnen hat ihren eigenen Lauf, und es ist vergeblich, sie in fremde Bahnen lenken zu wollen: sie vermischen sich so wenig wie Feuer und Wasser. Beide sind unzerstörbar: das soll man wissen; desgleichen aber auch, welches von beiden das reinere Element ist.

Am besten fährst Du, Licinius, im Leben,*)
Wenn Du weder zu eifrig die hohe See,
Noch, aus Furcht vor Stürmen, das strandige
Ufer erstrebest.

*) Rectius vives, Licini, neque altum —

Wer sich die goldene Mitte erkürt, bleibt vor dem
Schmutze verfallener Hütten ebenso
Sicher bewahrt, wie vor der kränkenden
Pracht der Paläste.
Heftiger schwankt im Winde die hohe Fichte,
Schwerer stürzt der Turm in die Tiefe nieder,
Und des Himmels Feuer spaltet am frühsten den
Gipfel der Berge.
Es hoffet im Unglück, es fürchtet im Glück
Ein weiser Sinn des Geschickes Wandel:
Auch den trotzigsten Winter besiegt das Wehen der
Frühlingslüfte.
Was uns heute ängstigt, kann morgen vergehen.
Nicht immer spannet Apollo die Sehne: häufig
Erwecket er auch die schlummernde Saite zu
Süßem Gesange.
In Trübsal zeige dich voller Mut
Und unerschrockenen Geistes; doch raffe,
Erhebt sich ein gar zu dringender Wind,
Klug die Segel.

Diese Ode gilt als das non plus ultra der Horazischen Kunst! Die Feinschmecker der Verständigkeit zum wenigsten pflegen sich nach einer solchen Mahlzeit noch lange darauf die Lippen zu lecken. Indessen! sie ist wertlos, obschon sie sich von den meisten anderen ihresgleichen darin vorteilhaft unterscheidet, daß der geschichtliche Gedächtniskram fast ganz fern geblieben ist. Einige kleinere, mehr nach anakreontischem Muster gefertigte Frühlings-, Liebes- und Trinkgedichte sind in ihrer graziösen Anspruchslosigkeit die weitaus gelungensten Erzeugnisse des Lateiners — doch eben hier ist er anspruchsvoll: er will nicht mehr bloß täudeln und genießen, sondern lehren, und sobald die aurea mediocritas zur Verhandlung gelangt, ist die klassisch gebildete Gesellschaft eitel Bewunderung und Lächeln. Das sei so recht eine von jenen unvergänglichen Herrlichkeiten, in denen sich eine goldene Lebensmaxime an die andere reihe, so daß sich gleich ein ganzes Dutzend neuer Gedichte auf diesen anfertigen ließe: und die so Verzückten scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, daß dieser angebliche Reichtum der schwerste Vorwurf gegen den Dichter, sein wirkliches Armutszeugnis ist, und daß sich noch dazu hinter den wohllautenden Weisungen zur Mäßigkeit, Weisheit, Unerschrockenheit und Vorsicht nur ein Gemengsel von Dummheit und Nichtswürdigkeit verbirgt. Horaz giebt einem anderen gute Ratschläge mit auf den Weg, und die „Verständigen" sind niemals in einer gehobeneren Stimmung, als wenn sie mitraten dürfen: weil sich dabei zugleich immer Gelegenheit findet, mit einem Pauken-

ſchlag an die eigene Bruſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auch auf ihre ganz beſondere Tüchtigkeit hin zu lenken. Das ſoll ausnehmend wohltuend ſein. Nun alſo! der Inhalt jener Horaziſchen Ode iſt: ſei maßvoll, weiſe, unerſchrocken, vorſichtig — dieſe vier Artikel werden darin verarbeitet. Sei maßvoll! ein ausgezeichnetes Wort, ſo lange man an die Lebensverrichtungen der tieriſchen Ordnung denkt: ſei mäßig beim Eſſen, Trinken, Schlafen und anderen Dingen deiner Leiblichkeit; aber dieſe ſind hier nicht gemeint, wie leicht aus der Bilderjagd, die zur Veranſchaulichung des Gedankens veranſtaltet wird, zu entnehmen iſt, ſondern ausſchließlich die menſchlicheren der Seele und des Geiſtes — und ſofort trübt ſich die Ausſicht, und am ſchlimmſten hapert's, wenn man die Anweiſung auf das rein moraliſche Gebiet verpflanzt. Sei maßvoll in der Ausübung der Tugend! ſei maßvoll in der Hingabe an das Laſter! Nun kennen aber Laſter wie Tugend immer nur ein Maß, ihr Maß: man bleibt bis zur letzten Silbe wahr, oder man hat gelogen; es giebt keine halbe oder dreiviertel, es giebt ſtets nur eine ganze Wahrheit, und ſelbſt die kleinſte Abweichung von dieſer iſt Lüge: und es iſt im moraliſchen Sinne völlig gleichwertig, ob die Unwahrheit einer Krone oder einer Küchenſchürze halber geſprochen wurde. Die Menſchen lügen überhaupt zumeiſt nur aus Rückſicht für ſich; und der Vorſchlag, mäßig ſowohl mit der Lüge wie mit der Wahrheit umzugehen, käme auf die ſittliche Ungeheuerlichkeit heraus: lüge, ſo oft es dir oder den Freunden nützt — und niemandem ſchadet, kann man nicht mehr hinzuſetzen, weil bei den menſchlichen Beziehungen zu einander des einen unrechtmäßiger Nutzen des anderen Schaden ſein muß. Der niedliche Leibſpruch eines ſattelfeſten Egoismus! Du ſollſt gerecht ſein, doch ſiehe dich vor! Wieſo ſich vorſehen? Du wirſt doch nicht gerecht ſein wollen, wenn es dir ſchadet? Das wäre die Mäßigkeit in rein moraliſcher Beziehung! Gönnen wir uns dazu ein paar Gedanken über die lediglich ſchaffende Natur des Menſchen. Im Grunde hat ein jeder von uns, ſeinen natürlichen Kräften gemäß, eine Aufgabe zu erfüllen; dem entſprechend was er innerlich iſt, muß er. Es iſt albern zu verlangen: Julius Cäſar hätte Auguſtus ſein müſſen, und Alkibiades wie Sokrates leben ſollen; das heißt völlig die Kraft der Leidenſchaft und die Unabänderlichkeit des Charakters verkennen; ein jeder tut ſchließlich, was er ſoll; Ratſchläge in dieſer Beziehung ſind überflüſſig, und weil dies, darum auch einfältig. Man vermöchte allenfalls die Wege zum Ziel beraten, aber der Drang der Natur lehnt ſich weſentlich gegen jeden Einfluß auf. Was würde übrigens aus den Errungenſchaften der Menſchlichkeit geworden ſein, wenn es nicht ab und zu ſolche gegeben hätte, die mit ihren Händen auch bis

in die Geſtirne griffen? Und heißt das nicht, in ſeinem Leben gut gefahren ſein — freilich in einem etwas höheren Sinne, als den Horaz je begriff — wenn man Millionen von Menſchen ein unvergängliches Vermächtnis des Troſtes hinterläßt, obwohl man dafür am Kreuze büßen mußte? Für den Lateiner war das allerdings der Gipfel der Narrheit! Die Bewunderer dieſer Horaziſchen aurea mediocritas werden ſich alſo gefallen laſſen müſſen, daß man ſie für ebenſo unmoraliſch, wie einfältig und niedrig halten darf. Sei weiſe! Wie das? Indem du im Unglücke hoffſt und im Glücke fürchteſt! Auch das iſt wiederum ein Rat, den man ſparen kann; denn ein jeder wird es mit der Hoffnung und der Furcht halten, wie es ihm gerade anſteht. Außerdem giebt es ein gutes deutſches Sprichwort, eines der wenigen, die alle Proben aushalten:

Hoffen und harren
Macht manchen zum Narren —

und genarrt zu werden, kann unmöglich Weisheit bedeuten. Sich im Glücke auf einen Wechſel vorzuſehen, möchte ſchon beſſer ſcheinen; aber es paſſiert ſo vieles im Leben, woran jede Vorausſicht, auch mit dem vollen Willen des Vorſichtigen ſelbſt, wofern dieſer nicht eine Beſtie iſt, zu ſchanden werden muß: man würde alſo auch hier zum beſten gehalten werden. Dieſer halben Narrheit gegenüber ſcheint mir doch ein anderes Wort eine ganze Weisheit zu enthalten, und dieſes heißt: „Bereit ſein, iſt alles.“ Das iſt Weisheit! aber auch ſie wäre keinem anzuraten; drei Jahrhunderte beſteht dieſer Spruch, und er hat noch keinen bekehrt; man gelangt dazu einzig aus eigenem Vermögen. Kein Narr der Hoffnung und keiner mehr der Furcht zu ſein, ſondern die Notwendigkeit ſeines Geſchickes zu begreifen und das Kreuz, wenn es ein ſolches iſt, mit ſtolzer Gleichgültigkeit auf die Schulter zu laden, das heißt und nur das: weiſe ſein. Es ſei genug! Zwar lehrt dieſer Geſang einer angeblichen Lebensweisheit noch: ſei unerſchrocken! ſei vorſichtig in jedem Falle! Aber auch dieſer Rat iſt ebenſo abgeſchmackt und überflüſſig wie all' die übrigen. Hätte der römiſche Klugkoſer ſchlechtweg, ohne die Maske des Weltweiſen vorzuſtecken, das „Loblied der Verſtändigkeit“, was dieſe Ode in Wahrheit iſt, geſungen, ſo würde man ihm ohne viel Umſtände in allem Recht geben können. Zwar raten läßt ſich ja auch hierbei nichts, ſchon darum nicht, weil ſich bei einem Verſtändigen alles jenes ganz von ſelbſt verſteht; denn er ſelbſt bedeutet ſchon von vornherein das Mittelmaß in jedwedem Dinge, iſt ſich der Lebenszweck, den er einzig ſucht, den er deshalb auch geraden Weges finden muß; er kann alſo nie in die Lage

kommen, den Kopf zu verlieren. Da ist es denn freilich leicht: maßvoll, weise, unerschrocken und vorsichtig zu sein, und damit auch beinahe das Urbild der Verständigkeit zu erreichen — beinahe! denn wer dieses Ideal in seiner vollen Glorie sehen will, Klugschnaker und Angstmeier zugleich, der muß sich die letzten Züge noch aus der nächsten Ode holen:

Eichholz und dreifach starrendes Erz*)
War jenes Brust, der auf zerbrechlichem Kiel
Das wilde Meer als erster versuchte —
Der die schwimmenden Ungetüme und die
Steigende See trockenen Auges erschaute —
Vergeblich schied durch den weiten Ozean
In kluger Voraussicht Gott die unverträglichen
Völker, wenn die Frevler trotzdem
Im Floß die verbotenen Ufer besuchen —
Frechen Sinnes stahl des Japetus
Sohn den Menschen zulieb vom Olymp das Feuer;
Hoch zum Äther hinauf wagte sich Dädalos
Auf künstlich gefertigtem Flügelpaar —
Und in den Acheron drang Herkules' Heldenwahn!
Nichts erscheint den Sterblichen allzusteil:
Selbst den Himmel erstrebt unsere Torheit —

Nicht wahr? der Bierphilister, wie er leibt und lebt! wie er in seinem fettig glänzenden Felle hinter dem Seidel sitzt, die Völker und Könige zu richten! wie ein jedes Trachten über sein gemeines Maß ihm Grauen verursacht! wie er jeden von ganzer Seele haßt, der mehr ist als er und Höheres anstrebt! wie er endlich triumfiert, wenn es mit solchen „Waghälsen und Frevlern" übel abläuft! Ist es nicht genug, für sich zu sorgen, Falerner zu trinken und Kanidia zu lieben? Welch ein Übermut, auch noch für andere und an anderes zu denken und selbst einen Kampf mit Göttern nicht zu scheuen! Wie dem Klugkoser nur zu Mute geworden wäre, hätte er nach den Schiffen auch noch die Zeit der Dampfrosse, Kanonen und gar der Blitzableiter erlebt? Die Blitzableiter! die in der Tat den grollenden Zeus nötigen, seine Blitze dorthin zu lenken, wohin nicht er, sondern die Menschen es wollen — welche Gottlosigkeit! Einmal hatte der fromme Dichter gescholten:

Unsere Missetat gestaltet es nicht,
Daß der zürnende Gott dem Donner entsage —

und siehe da! jetzt: Zeus unter der Vormundschaft! Das geht doch über alles Maß! Hans Jagefuß würde gewiß alle Lust zum Leben verlieren,

*) Sic te diva potens Cypri —

oder aus Ärger über solche Maßlosigkeit uns das Lied vom „beschränkten Unterthanenverstande" singen. Ja, unser herrlicher Horaz würde seinen Beruf vollauf verstanden haben! In Gedichten wie dieses letztere zeigt der geistige Blick eine solche Stumpfheit, erscheint die Gemütsstimmung von so alberner Dumpfheit, daß man sich allen Ernstes fragen möchte, hat sich der Mann nicht vielleicht einen Spaß gemacht? Aber es wird wohl voller Ernst sein, denn die Poesie des Verstandes ist stets von dieser Art.

Es gehört zu den wunderlichsten Dingen, welche die Erfahrung je geboten hat, daß den Erziehern der Jugend weit und breit gerade dieser Verskünstler mit seiner frivolen Genußsucht und seiner niedrigen Selbstsucht als das geeignetste Mittel gilt, den allen Eindrücken zugänglichsten, jugendlichen Sinn mit den Idealen des Lebens bekannt zu machen; diese Tatsache möchte schier unbegreiflich bleiben, würde man es jemals vergessen können, daß dieselbe auf unserer schönen Erde der Machtsphäre der Verständigkeit angehört, und daß die letztere und die Gesellschaft eines sind.

So wären wir endlich zu der Stelle gelangt, nach der wir von vornherein verlangten. Es würde nach den bisherigen Untersuchungen einfach lächerlich sein, wollten wir uns des längeren bei der Erklärung aufhalten, daß glatte Verse und Reime noch kein Gedicht ausmachen. Ein etwaiger Sinn würde sich ja so ziemlich bei aller Verslerei herausklauben lassen, es sei denn, daß schlechtweg der Wahnsinn daran gearbeitet hätte; aber wenn ein jeder Inhalt genügen könnte, dann müßte man es sich auch gefallen lassen, daß selbst die Genusregeln des „Großen Zumpt":

Die Weiber, Bäume, Städte, Land
Und Inseln weiblich sind benannt —

weil eine sinnvolle Reimerei, Poesie wären. Es ist ja wahr, daß es eine Unzahl von Gedichten giebt, die nicht einmal den Wert dieser Gedächtnisübung erreichen, weil sie, bloßes gereimtes Versgeklingel, sogar des kärglichsten Nutzens entbehren. Doch! selbst wenn der Inhalt kein nichtiger mehr wäre, selbst wenn der angebliche Dichter das Bedeutungsvollste des Menschenlebens zum Gegenstande seines Liedes machte, so lange sich ihm die Wahrheit abhold zeigt, muß jeder seiner Versuche mißlingen, und seine Schöpfung ist keine Poesie. Wahr kann aber innerhalb der menschlichen Gesellschaft einzig nur noch die Leidenschaft erscheinen, und diese wird sich dichterisch wiederum als unmittelbarste Naturempfindung und mittelbar als Lebensweisheit zu erkennen geben — ganz im Gegensatze zu dem Kaltsinn, der, äußerlich nachahmend, aus seiner inneren Leere die Lüge der Empfindsamkeit und der Verständigkeit erzeugt. Man kann daher in der

Gegenwart, wenn man mit vollstem Verständnisse urteilt, nur von einer Dichtkunst der Natur und einem Kunsthandwerke der Gesellschaft sprechen, und das letztere ist erst nach jener möglich geworden. Denn die Leidenschaft erschuf sich ihres Leides halber und um nicht der Verzweiflung zu verfallen, die Poesie: daher kommt es auch, daß die Dichtkunst in ihrer frühesten Zeit ausschließlich naiven Charakters ist; die empfindsamen Artisten kamen nachher. Die Poesie ist seelisches, Tod und Leben einschließendes Bedürfnis, das Kunsthandwerk besten Falles reizvoller Zeitvertreib. Die ersten Dichter mußten darum, weil sie nur dem mächtigsten inneren Drange gehorchten, samt und sonders reine Natur sein; viel später erzeugte sodann die sogenannte Kultur und die sich mit ihr langweilende Gesellschaft die nachahmende Kunstdichtung. Diese vermochte zwar die frühere in allem Erlernbaren, in der äußeren Form bis zur Vollkommenheit zu erreichen, aber sie konnte in das schöngewirkte Gewand nur bergen, was ihre Künstler selbst an Inhalt besaßen, und das war, deren seelischer Schwäche zufolge, eine entartete Natur. Das Kennzeichen einer echten Poesie wird unter allen Umständen das in sich ganz einige und im sprachlichen Ausdrucke durchweg sinnvolle Gefühl sein, das die Ufer des Liedes bis zum Rande füllt und so durch eine unwiderstehliche Stimmungsgewalt die niedertauchende Menschenwelt dauernd an seine klare Tiefe fesselt, während das Flußbett des Kaltsinns, flach und getrübt, keine Seele zu verlocken und noch weniger in sich aufzunehmen vermag. Denn es ist eben der Fluch der Gefühlsschwäche, in keiner Empfindung auszudauern, sondern unablässig von einer Lauheit in die andere zu taumeln, und endlich, um über die eigene Ärmlichkeit hinwegzutäuschen, oft genug die Blumen eines fremden Gartens in der Dämmerung stehlen zu müssen. So bemüht sich der schaffenseitle Kaltsinn, die lügnerische Empfindsamkeit als den Naturlaut der Empfindung und die eigennützige Verständigkeit für jene Weisheit der Lebensbetrachtung auszugeben, die einzig aus dem Widerstreite der Leidenschaften und dem Spiele dieser letzteren gegen die sie umgebende Welt erblühen kann.

Es ist gewiß, daß auch nur eine Leidenschaft den Dichter, wofern derselbe dieser allein in seinen Schöpfungen folgt, befähigen würde, zum wenigsten im Liede Unvergängliches zu leisten. Eine jede seelische Eigenschaft, die von der Art ist, nötigenfalls als Leidenschaft zu wirken, befähigt dazu im Vereine mit einigen mehr untergeordneten Gaben. Wenn Luther beispielsweise singt:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;

Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen — —

Und wenn die Welt voll Teufel wär'!
Und wollt' uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Tut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort, sie sollen lassen stahn!

so ist das ein Ton des Gottvertrauens, wie er nur dem leidenschaftlichsten Herzen gelingt. Gelecktere Verse ähnlichen Inhaltes sind ja seitdem massenhaft in die Welt gegangen, aber nicht einer dieser hat auch nur in weitem Abstande jene dröhnende Macht des Wortes zu erreichen vermocht, die in Wahrheit keinen Augenblick darüber in Zweifel läßt: stark genug zu sein, selbst die Feste des Satans zu überwinden. Und wie alle in ihrer besonderen Zunge predigen — wohlverstanden! aber nur solche, welche des heiligen Geistes voll sind, so entlockt dasselbe innig fromme Gefühl dem Munde Uhlands jenen holden Gesang, der sich wie linder Balsam um eine jede wunde und schon verzagende Seele legt:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Welcher Art auch immer die einzelne Leidenschaft sein mag, die sich so im aushauchenden Worte kühlt, nicht Schönheit, nicht Häßlichkeit, keine Vorliebe, keine Schätzung ist imstande Werte an sich zu erhöhen und zu schmälern: ein jedes Lied ist vollkommen, sobald es sich der Tiefe entringt.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingst ewig in mir fort — —

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,

Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken —
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

So Max von Schenkendorf! Und ist es nicht ganz die gleiche Leidenschaft, welche unsern alten Arndt treibt, Worte zu sprechen, die wie die Donner des Himmels rollen?

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte — —

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche, alle Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Welch' ein Unterschied in der Tonart ein und desselben Gefühls! dort nichts als schwärmerische Hingebung und weiche Zärtlichkeit — hier, wohl auch beides, aber in flammenden, vernichtenden Zorn gerüstet. So mannigfach, je nach dem Charakter des Dichters, wechseln die Laute einer gleichen Leidenschaft, daß wir die Arten ihres Ausdruckes füglich als tausendfältig verzeichnen dürfen. Es ist dabei völlig belanglos, ob dieselbe sich unter Donner und Blitz, oder mit dem linden Hauche des Westes ankündigt: genug! daß sie die Gewalt ihres Tones auf dem Grund des Herzens gewann: so war sie ganz wahr und um eben dieser Wahrheit willen, wird auch ihr Lied immerdar ein Höchstes sein.

Häufig genug wird die Wertschätzung eines Liederdichters dadurch erschwert, daß sich derselbe abseits der eigenen Leidenschaft auch noch auf Gebieten zu versuchen strebte, die er nur dem Hörensagen nach kennt. In einem solchen Falle erhält man als ein Ganzes jene scheinbar widerspruchsvolle Erscheinung, in welcher Kunst und Handwerk sich unaufhörlich abwechseln: sodaß man soeben noch die Sprache des Genies zu vernehmen glaubte und diese auch wirklich vernahm, um gleich daneben in das langweilige Wort- und Bildergetümmel einer gekünstelten Empfindung hineinzugeraten. Immer nur wenigen ist es beschieden gewesen, daß eine jede Saite, die sie anschlugen, auch klang: und wenn man nach jenen Umschau halten wollte, deren Inneres so reich war, daß sie bei allem Wechsel der Gefühle nie das rechte Wort verfehlten; denen es gegeben

war, nicht bloß über den Naturlaut der Leidenschaft, sondern auch über deren Gewinn, die Lebensweisheit, alles zu vermögen, so wird man, selbst den Großen weit voraus, Göthe und immer nur ihn nennen dürfen. Welcher Empfindung auch diese wundervolle Natur je Gehör und Sprache lieh, immer ist sie in Stärke und Schönheit des Tones von berückender Gewalt gegeben: Ähnliches hat man in den Grenzen des Liedes nicht wieder, nicht vor ihm, nicht nach ihm, erlebt. Von der elementarsten Regung der Sinnlichkeit bis hinauf zur Höhengrenze der Menschheit ist ihm alles, was er je im natürlichen Drange versuchte, in voller Meisterschaft gelungen:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen:
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen —

Nie hat sich das sinnliche Behagen am Leben urwüchsiger und zugleich bezaubernder angekündigt als es hier geschieht! Und ähnlich steht es mit der derbsten Liebeslust:

Und wenn ich sie dann fassen darf
Im luft'gen, deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz — —

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt:
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Es ist unmöglich in dem Sinnen-, Seelen- und Geistesleben dieses kraftstrotzenden Wesens alle Grade der Steigerung an Beispielen zu durchlaufen: es hieße damit einen Band Gedichte herausgeben; es muß genügen, auf die ersten und letzten Sprossen zu verweisen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd —

und daneben noch, immer nur im Abrisse:

— mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen:
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde —

so hat man damit den Umfang einer Kunst gezogen, die groß und umfassend wie das Universum ist. Und diese ganze, kaum ermeßliche Welt wird von einem Tone der Leidenschaft beseelt: so gesund, so edel und auch in der Liebesempfindung noch immer so keusch, daß er in seinem vollkommenen Liebreize einem Klange aus Himmelshöhen gleicht.

Die dichterische Sprache Göthes ist nicht, was die Welt für gewöhnlich „schön" nennt. Der blumige Ausdruck, der schwungvolle Stil, die zierlichen und schmückenden Beiwörter der Heine und Horaz sind ihr so gut wie fremd: sie ist im äußersten Maße einfach, völlig ungesucht und ungekünstelt — wie das Gefühl, das sie verkündet, bloße Natur: aber gerade darum von der seelischen Schönheit derart durchleuchtet und veredelt, daß der Prunk der Kunstdichter ihr gegenüber gemein erscheint. Gleichviel was dieser Dichter auch sagen mag, nimmer wird uns dabei zumute, als hätte die Empfindung ihren langsamen, mühsamen und oft gefahrvollen Weg zu uns erst durch den Verstand gefunden, sondern als wäre uns infolge eines seltenen Zaubers gestattet gewesen, dieselbe in ihrer früheſten, unvermittelten und unverminderten Schöne gerade in dem Augenblicke zu erblicken, in welchem der Kuß eines Gottes sie zum Leben weckte. Wie sich die Welt am holdesten verkündet, wenn die Sonne, bevor sie sich ganz erhebt, ihren ersten, goldenen Strahl über die lauschende Erde wirft, und auf einmal die verschämte Natur entschleiert vor dem entzückten Auge des Schauenden liegt: so unentstellt von den Mängeln und dem Staube späterer Stunden, so taufrisch und in ewiger Jugend — lebt und beglückt das Göthesche Lied.

Totgehetzt.

Novelle von Ernst von Wolzogen.

(Berlin.)

Er hieß Balduin Brösel, und das war schon ein Unglück.

Es giebt freilich Leute, welche Gneomar Schöps oder noch ärger heißen dürfen, ohne daß es ihrem Fortkommen in unserer knifflichen Gesellschaft schadet, aber die haben dann ein Gegengewicht in ihrer Gestalt, im Blick, im Ton der Rede — so wird ihnen das Lächerliche des Namens nicht zur Wippe, die sie auf ihrem Lebensgange auf- und niederschnellt, sondern sie schreiten mit siegesbewußtem Seiltänzerlächeln auf dem schmalen Brette weiter bis in die sichere Mitte, und treten stolz und fest auf der andern Seite wieder ab. Doktor Balduin Brösel aber hatte von Jugend an auf dem Schwippbrett lächerlicher Gegensätze gesessen, und die Schwingungen seines Leidenspendels waren immer weiter und kräftiger geworden und hatten seit seiner Anstellung als ordentlicher Lehrer am städtischen Gymnasium in Beckenstedt ihre äußerste Grenze erreicht. Er war seekrank, zum Sterben matt — aber kein gütiges Geschick half ihm durch einen Gnadenstoß herunter von dem Folterbrette seines Daseins — und so mußte er zum Vergnügen der Zuschauer weiter wippen und schwippen, ohn' Erbarmen, ohne Rast.

Er war hübsch und besaß einen stattlichen dunkelblonden Vollbart. —

Aber er war klein und schmächtig von Gestalt. —

Er war ein liebenswerter, herzensguter Mensch. —

Aber einfältig wie ein Kind, und schüchtern wie eine Konfirmandin. —

Er besaß allerlei Kenntnisse und Talente, machte nicht üble Gedichte. —

Aber es kam nichts dabei heraus, und die letzteren wußte er nicht genügend zu verheimlichen. —

Ein Mann, welcher schwindlich wird, wenn er über ein Treppengeländer in die Tiefe schaut, kann doch nicht Alpenführer werden, sollte man meinen; aber ein Mann, welcher wie Balduin Brösel auf der Wippe der Gegensätze sitzt, wird Gymnasiallehrer, ohne daß Jemand es ihm verbieten kann!

Und die liebe Jugend hat ein so grausam scharfes Auge für dergleichen, eine so mitleidlose Schadenfreude an allem Ernste, der auf dem Glatteis der Lächerlichkeit zu Falle kommt! — —

Dr. Brösel gab den französischen Unterricht in der Obertertia. Die Quinta war sein Himmel, die Quarta sein Fegefeuer, die Obertertia seine

Hölle — und jedesmal ehe er sie zum französischen Unterricht betrat, stieß er einen tiefen Seufzer aus, wie einer, der nach langem Warten im Vorzimmer des Zahnarztes seinen Namen aufrufen hört. — —

„Herr Doktor, wir dürfen wohl das Fenster aufmachen, es ist so heiß hier."

„Na gut, ich will's noch einmal erlauben. Daß ihr mir aber nicht wieder, wie neulich, die ganze Stunde durch lange Hälse macht und . . ."

„Nein, Herr Doktor, wir machen keine langen Hälse," unterbricht ihn der Chorus.

Der Frühlingswind weht weich und warm zum offenen Fenster hinein und das Übersetzen aus dem Charles douze beginnt. Tiefe Stille, erwartungsvolle Gesichter, pfiffiges Zublinzeln.

„Buschmann, Sie lesen wohl ab?"

„O nein Herr Doktor, bitte überzeugen Sie sich selbst."

Der Schlingel läßt ruhig seine Übersetzung auf dem Tische liegen, denn er weiß, daß es der gute Brösel nie fertig bringt, einer bestimmten Versicherung ein kränkendes Mißtrauen entgegen zu setzen.

Da fährt der kleine, hübsche Mann erschrocken von seinem Stuhl auf und greift sich in den Nacken. „Was ist denn das?"

Der Primus erhebt sich und sagt ganz trocken: „Ein Maikäfer, Herr Doktor. Ich sah ihn schon eine ganze Weile an Ihnen hinaufkrabbeln."

„Zum Kuckuck, warum machten Sie mich nicht darauf aufmerksam?"

„Ich wollte den Unterricht nicht unterbrechen. Herr Doktor hätten es auch vielleicht falsch aufgefaßt."

O dieser Primus war unbezahlbar mit seinem Ernst und seinen prachtvollen Redensarten! Die ganze Klasse kicherte und wußte sich vor Vergnügen kaum zu lassen.

Und während der milde Brösel das Insekt vorsichtig nach dem Fenster trug, regte ein Spießgeselle desselben seine Schwingen und burrte und surrte vom Katheder aus über die Klasse hin.

„Da ist ja noch einer! Primus, was hat das zu bedeuten?"

„Diese Tierchen sind so zudringlich, Herr Doktor," antwortete der unerschütterliche Plöschke.

„Ach was — ihr nichtsnutzigen Burschen habt sie hereingebracht!" fuhr der arme Lehrer auf und versuchte grimmig dreinzuschauen.

Ein dumpfes Murren lief durch die Reihen der Schüler.

„Jagt mir den Käfer hinaus, oder . . . ."

Und ehe er noch ausgeredet hatte, stand schon die ganze wilde Schaar auf den Tischen und Bänken, fuchtelte und schlug wie toll in die Luft und

machte ihrem Übermut in allerlei lärmenden Ausrufen Luft, während dem gejagten Melolonth sich immer neue Brüder, alle vom Katheder aus, zugesellten.

„Plöschke, das Klassenbuch!“ rief Brösel in den wüsten Lärm hinein. „Das ist mir heut zum letztenmale passiert. Ich werde dem Herrn Direktor Mitteilung machen. Die ganze Klasse sitzt nach, wenn sich der Betreffende nicht meldet.“

Aber der Betreffende dachte nicht daran, sich zu melden — es mußte also mit der angedrohten Strafe Ernst gemacht werden, was dem guten Balduin sehr unangenehm war, weil er dadurch wieder einer Auseinandersetzung mit dem Direktor Baltzer entgegenging, welche für ihn sicherlich nicht schmeichelhaft sein konnte. Ach, wie oft hatte er schon so vor dem Gestrengen gestanden, wie war ihm die Röte zorniger Beschämung heiß in die Wangen gestiegen, wenn dieser Mann, nur wenige Jahre älter als er, ihm in seinem hochnäsigen, fast verächtlichen Ton seine Schwäche vorwarf, die es immer wieder zu solchen lärmenden Auftritten in seinen Stunden kommen ließ.

Er ließ das Fenster wieder schließen, als der letzte Maikäfer hinausgejagt zu sein schien. Die Ruhe kehrte zurück. Die Schüler steckten die Nasen in ihre Bücher und schauten duckmäusrig und scheinbar zerknirscht zum Katheder hinauf.

Pink! A—ah!

Dr. Brösel wollte nichts hören und versteckte sein Gesicht in dem hochgehaltenen Buch. Aber es dauerte nicht lange, da erklang der sonderbare, stahlhelle Laut wieder von einer andern Stelle.

„Was ist denn das nun wieder?“ rief der Unglücksmensch, bereits zitternd vor der neuen Gewalt, die seiner Geduld und Gutmütigkeit angethan werden sollte. „Primus, Sie ermitteln mir den Urheber dieses Geräusches, oder ich mache Sie dafür verantwortlich.“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor“ — beeilte sich Plöschke zu versichern — „dieser Ton wird vom Luftzug in der Ventilation erzeugt. Wir haben das schon öfter bemerkt . . . .“

Pink! A—ah!

„Hören Sie, Herr Doktor, da war es wieder.“

„Mir schien es vielmehr wie eine Stimmgabel zu klingen.“

Plöschke lächelte zustimmend: „Allerdings, Herr Doktor.“

Pink! A—ah! — Schon wieder, und abermals von einer andern Stelle her.

„Jetzt war's das andre Fenster, Herr Doktor," bedeutete der große Plöschke den kleinen Lehrer.

„Es ist doch merkwürdig, Plöschke" — sagte Balduin, gutmütig schmunzelnd, „daß Eure Ventilation so genau auf den Kammerton gestimmt ist."

Der bewunderungswürdige Primus besaß unter seinen vielen hervorragenden Eigenschaften auch die, daß er jeden Witz der Herren Lehrer sofort zu begreifen pflegte. Er war deshalb der erwählte Vorlacher der Obertertia, und entledigte sich auch in diesem Falle mit Anstand seiner Verpflichtung — worauf die übrige Horde sogleich mit einem brüllenden Gelächter einfiel.

Bröfel berente tief aufseufzend seinen unzeitigen Scherz. Denn das war nicht die harmlose Fröhlichkeit der Jugend, was aus diesem wüsten Lärm ihm in die Ohren gellte, sondern nur kalter, grausamer Hohn. Wie Peitschenhiebe auf einen Gefesselten, Wehrlosen pfiffen diese gellenden Laute auf seine qualvoll sich aufbäumende Seele herab. O, wenn er jetzt hätte fliehen dürfen, nach Hause, in das saubere Stübchen am grünen, blühenden Wallgraben, wo sein Mütterchen in dem ewigen schwarzen Seidenkleide am offenen Fenster saß, seine ebenso ewig zerrissenen Strümpfe stopfte und dabei dem kleinen gelben Vogel zuhörte, der sich beide Beinchen gebrochen hatte, und dennoch so unermüdlich jauchzte und trillerte, trotzdem er, ein so elend Krüppelchen, jahraus jahrein im Sande auf dem Boden seines Bauers hockte.

Die Stricknadeln, das Krüppelmätzchen und ihr Balduin — die drei Dinge füllten Mutter Brösels stilles Leben ganz aus. Sie war Vater Brösels Köchin gewesen, und der alte Hagestolz hatte sie aus Bequemlichkeit und Dankbarkeit noch wenige Jahre vor seinem Tode geheiratet. Seine Köchin war sie in aller Demut geblieben bis zu seiner letzten Stunde; aber nachdem sie den Heimgegangenen genugsam betrauert hatte und sich ihr eigener Herr zu fühlen begann, da that sie ein gar stolzes Wesen auf, trug den Kopf hoch, lachte in die schöne Welt hinein und kleidete sich nur mehr in schwarze Seide: denn nun war sie nimmermehr Brösels Köchin, sondern die Mutter des kleinen Balduin. Und das war schon etwas!

Es war alles für den Knaben Balduin! Er teilte gern der Mutter Herz mit den Stricknadeln und dem Krüppelmätzchen, denn er wußte, daß von keinem andern Herzen der Welt ein so ansehnlich Teil für ihn abgefallen wäre. Und der arme Junge liebte und verehrte seines Vaters Köchin mehr als manch ein Prinz seine königliche Mutter. Ausgelacht zu werden, war sein traurig Loos gewesen seit dem Tage, an welchem er sich

mit seinen ersten Höschen auf der Gasse produziert hatte! Und immer, so oft die grausame Lache hinter ihm drein höhnte, war er zu dem stillen, stolzen Weiblein geflüchtet, um den Kopf in ihr schwarzseidenes Kleid zu drücken und sich von ihren hageren, abgearbeiteten Fingern durch das Haar streichen zu lassen. Und war neu gestärkt wieder hinausgezogen in den Kampf mit dieser argen Welt, die den Leuten so lustig erschien, weil eben doch immer noch manch armer Narr gleich ihm frei darin herumlief. —

Er erwachte wie ein Schwerkranker aus einem glücklichen Traum zu neuem Bewußtsein seiner Leiden, als das Gelächter der Klasse sich endlich gelegt und einem erwartungsvollen Aufhorchen Platz gemacht hatte, das nur noch hier und dort von einem unterdrückten Nachkichern unterbrochen wurde. Dann trat eine beängstigende Stille ein. Balduin fühlte die frechen Blicke dieses Plöschke fest auf sich gerichtet. Er schaute müde auf — ja, da funkelten die blanken Gläser seiner goldenen Brille in der Sonne und sein unerträglicher Stehkragen war so weiß und so steif gestärkt wie nur je. O wie Doktor Bröfel diesen Plöschke haßte, der jeden Mittwoch einen frischen Stehkragen und jedes Semester die beste Zensur in der ganzen Klasse bekam! Die Hand, mit welcher er jetzt den Charles douze wieder aufnahm, zitterte — ach, wenn er doch den Mut gehabt hätte, den Charles douze dem Primus an den Kopf zu werfen!

Aber er wußte nur zu wohl, daß er diesen Mut nie finden würde, und darum wandte er sich der untern Hälfte der Obertertia zu und rief einen kleinen, pausbäckigen Jungen, den kläglichsten Schwachmatikus im Französischen zum Übersetzen auf. Der Dicke war ihm immer als einer der harmlosesten Knaben erschienen, und heute hatte seine rührende Unwissenheit gewissermaßen etwas beruhigendes an sich. Balduin quälte sich den ganzen Rest der Stunde mit dem kleinen Dummkopf ab, legte ihm die richtigen Antworten förmlich in den Mund und überhörte mit erstaunlicher Geduld das unverschämte Einblasen der Nachbarn und die zahlreichen ungezogenen Störungen der andern Schüler.

Endlich schlug die Uhr Elf! Es war wieder einmal ausgestanden, für heute wenigstens; denn es war Mittwoch und der Nachmittag frei. Die Seele voll Herzeleid und Sehnsucht nach seinem Mütterchen eilte er die Treppen hinunter, mitten durch die tobende, stoßende, drängende Schaar seiner Schüler hindurch. Aber im unteren Korridor hielt ihn der Schuldiener an und meldete, daß der Herr Direktor die Herren Lehrer ersuche, gefälligst sofort zu einer Konferenz zusammenzutreten.

Da erinnerte sich Bröfel, daß er ja auch seiner Tertia gedroht habe,

ihr heutiges Betragen dem gestrengen Scholarchen anzuzeigen. Er lief, um erst ein wenig frische Luft zu atmen, mit seinen komischen, fast hüpfenden Schritten zweimal um das Gymnasium herum, ehe er seufzend wieder in das Konferenzzimmer hinaufstieg.

Die Verhandlung war bereits im Gange. Rektor Baltzer begrüßte den Verspäteten mit einem nicht eben freundlichen Blicke. Eine Anzahl Primaner war zum Verhör vor den grünen Tisch entboten worden und die species facti war folgende: Der junge Graf Hochburg, der einzige Sohn des Majoratsherrn auf Burg Dannenberg bei Beckenstedt, hatte seinem Mitschüler, dem Sohne des Trödlers David Jeitteles, aus reinem Übermut sein Taschenmesser in die Brust gestoßen. Der junge Jeitteles spielte eine traurige Figur neben der Hünengestalt des jungen Grafen, der auch hier noch, vor dem strengen Tribunal, seinen Ankläger mit hochmütiger Verachtung behandelte. Der abschreckend häßliche Israelit war ein äußerst fleißiger Schüler, aber als Streber, Ofenhocker und Feigling allgemein gemieden und mißachtet. Dazu war er schwächlich, blutlos, hatte immer solche fischkalte Hände und trug bis in den Sommer hinein das allerdickste Winterzeug, wattierten Paletot, und besonders einen entsetzlichen wollenen Shawl um den Hals, den er selbst in der Klasse nicht ablegte. Und wie heute morgen, trotz des milden Frühlingstages, der Jeiteles wieder in seiner sibirischen Ausrüstung die Prima betrat, da hatte Graf Hochburg mit seinem schnarrenden Leutnantston in die Klasse hineingerufen:

„Wetten, daß kein Tropfen Blut fließt, wenn ich diesen würdigen Hebräer hier anbohre?“

Und ehe der ängstlich zurückfahrende Jeitteles sich noch dessen versah, saß ihm das Taschenmesser auch schon bis an's Heft in der linken Brust. Der arme Mensch war vor Schreck halb ohnmächtig geworden, indessen der junge Graf sein Messer wieder herauszog und mit einem höhnischen: „Nu, wie haißt!“ der lachenden Prima vorwies. Es hatte in der That nicht bis zur Haut des Trödlersohnes vordringen können und war zuletzt noch durch ein dickes Notizbuch aufgefangen worden.

Auf die Strafrede des Rektors lachte der bildhübsche junge Graf nur und sagte: „Aber meine Herren, ich habe ja doch den Beweis geliefert, daß mein Experiment ganz ungefährlich war. Übrigens wußte ich auch, daß Jeitteles sein Monstrum von Notizbuch in der linken Brusttasche zu tragen pflegt!“

Das Lehrerkollegium vermochte sich kaum des Lachens zu erwehren und auch dem Rektor fiel es schwer, die Würde der Strenge zu wahren,

indessen er dem dreisten jungen Raubritter zwei Stunden Karzer ankündigte. Wie ein Sieger verließ der Verurteilte das Zimmer, während David Zeitteles d. J. lächerlich wehleidig hinter ihm drein schlenkerte und schlurfte.

„Aber Herr Direktor," wagte Brösel schüchtern einzuwenden: „zwei Stunden Karzer ist doch wohl etwas zu wenig für eine solche Roheit? Der arme junge Mensch hätte von dem Schrecken allein . . . —"

„Ach was — geschieht dem schlappen Judenbengel ganz recht!" fuhr Dr. Baltzer auf: „Einen frischen, fröhlichen Jüngling, wie diesen prächtigen Hochburg, muß der bloße Anblick eines solchen bewickelten Jammergestells schon empören. Am liebsten hätt' ich den Zeiteles selber in's Karzer gesteckt für seine elende Angeberei."

Die sämtlichen Kollegen pflichteten ihrem Oberhaupte bei und bedachten den weichherzigen Brösel mit mitleidig lächelnden Seitenblicken.

„Übrigens, sagen Sie mal, Brösel, was war denn das wieder für ein Höllenspektakel in der Obertertia? Können Sie denn nie Ruhe halten?"

„Herr Direktor, es war unmöglich. Ich muß Sie bitten, doch gefälligst selbst gegen die Klasse einzuschreiten. Es sind heute wiederum böse Ungezogenheiten vorgekommen: man hatte mir Maikäfer . . ."

Lautes Lachen seiner Kollegen unterbrach Dr. Brösels bescheiden vorgebrachte Klage und Dr. Baltzer schnitt ihm vollends die weitere Rede ab, indem er unwirsch rief: „Aber lieber Brösel, wenn Sie mir bloß nicht alle Ihre Maikäferprozesse aufhängen wollten!"

Das Lehrerkollegium verließ gemeinsam das Gymnasium. Brösel aber machte sich schon vor der Thür von den Genossen los und eilte mit beflügelten Schritten dem kleinen Hause am Wallgraben zu.

Das Krüppelmätzchen empfing ihn mit lautem Willkommenstriller wie an jedem gesegneten Sonntag, und zum offenen Fenster wehte mit Apfelblütenduft ein linder Zug herein und blies die grauen Härlein auf, die unter der weißen Haube seiner Mutter noch hervorschauten. Aber nicht wie sonst immer, warf Frau Brösel den Strickstrumpf hurtig aufs Fensterbrett und eilte ihrem Balduin entgegen, sondern der Strickstrumpf lag zu ihren Füßen am Boden und mit ersichtlicher Mühe suchte sich die alte Frau aus ihrem Armstuhl emporzuraffen. Sie stöhnte leise auf, ein schmerzvolles Zucken lief über ihr runzliches Antlitz und dann sank sie matt auf das Polster zurück.

„Was ist Dir, Mutterchen, hast Du Schmerzen?" rief Balduin besorgt.

„Ich weiß nicht . . . ach, nein, es iſt wohl bloß Seitenſtechen . . . das lange Sitzen . . .“ die Frau lächelte mühſam und ſtrich ſich, wie in Verlegenheit, die Falten des ſchwarzen Seidenkleides über den Knieen glatt.

„Es darf auch nichts ſchlimmeres ſein,“ ſagte der Sohn, nahm die hagere Hand der Mutter in ſeine beiden und drückte ſie zärtlich. „Das wäre ja was ganz Unerhörtes, wenn Mütterchen ſich's einfallen ließe, mir krank zu werden!“

„Nein, nein — wie werde ich denn! Unſereins hat harte Knochen.“

Das Krüppelmätzchen ſchmetterte hinaus in den Maientag, als wollte es ein anderes kleines freies Vogelherz da draußen im Grünen mit ſeiner Liebeswerbung locken.

Doktor Brösel ſteckte ſeine weiße Hand in die ſtets offene Thür des Käfigs und ſtreichelte dem Tierchen mit zwei Fingern den ſchwefelgelben Rücken.

„Du meinſt es gut, Mätzchen, du meinſt es gut.“ Er ſeufzte leiſe auf. Dann hob er der Mutter den Strickſtrumpf auf und trat ans Fenſter.

„Balduin, Du haſt wieder Kummer gehabt?“ frug die alte Frau und ſah traurig zu ihm auf.

„Die Obertertia!“

Die Mutter wußte, was das eine Wort für einen trüben Sinn hatte. Es nur nennen, hieß über ein Wespenneſt ſtolpern: ein Schwarm giftig ſtechender Erinnerungen ſchwirrte daraus hervor.

Und Balduin wußte, auch abgewandten Blickes, daß der Mutter Hände ſich ihm entgegenſtreckten und legte ſeine Rechte hinein, um ſie ſtreicheln zu laſſen — wie ein Kind, das anders nicht ſchlafen kann.

„Laß nur, Kind — laß nur! Nur noch ein Weilchen! Wenn Du erſt Deine Gedichte haſt drucken laſſen . . . dann biſt Du ein berühmter Mann und brauchſt Dich nicht mehr mit den Buben zu plagen.“

Ach, dieſe Gedichte! In einem ſtets verſchloſſenen Fache ſeines Schreibtiſches verwahrte ſie Balduin, ſauber abgeſchrieben, in einem ſchönen Ledereinbande. Er konnte für gewöhnlich nicht anders als ſchief, von links unten nach rechts oben ſchreiben, und wenn man alle die Zeilen verlängert hätte, wären ſie recht bald in einem Punkte zuſammengelaufen. Aber für die Reinſchrift ſeiner Verſe hatte er ein Linienblatt angewendet und ſeine Feder war ſo ängſtlich behutſam auf den durchſchimmernden Wegen dahingetappt, wie ein halb Trunkener, der da beweiſen will, daß er noch auf der Dielenritze gerade auszuſchreiten imſtande ſei.

Tau und Thränen.

Gedichte von

Balduin Bröſel.

Es war wundervoll anzuſchauen; beſonders die weit rückwärts geſchweiften und ſchwungvoll wieder nach vorn umbiegenden Schnörkel an den beiden lateiniſchen T's! Und innen auf der erſten Seite ſtand:

„Meiner Mutter gewidmet".

Und die Verſe ſangen vom Mütterchen, vom Krüppelmätzchen und von unglücklicher Liebe — beſonders von letzterer; denn Balduin Bröſels Lieben waren ſtets unglückliche geweſen — beſonders die letzte! die hatte nämlich der hübſchen Tochter eines wohlhabenden Hyazinthenzwiebelgärtners in Erfurt gegolten, in welcher Stadt Balduin vordem gelitten und gelehret hatte. Das Mädchen liebte ihn aufrichtig und wäre wirklich gern Frau Bröſel geworden, aber es war eine ganz unbändig mitteilſame Seele und was ihm einer heute mündlich oder ſchriftlich zu verwahren gab, das beſaß übermorgen die ganze Stadt. So auch Balduin Bröſels Liebesgedichte: „An Anna".

Die jungen Mädchen ſchrieben ſie eifrig ab und in den Kaffeeklatſchen wurden ſie zu allgemeinſter Ergötzung vorgetragen. Von den jungen Schweſtern überkamen ſie die jüngeren Brüder — und dieſe Spitzbuben kreideten einige beſonders ſchwungvolle Verſe daraus groß und breit an die Wandtafel, bevor Dr. Bröſel die Klaſſe betrat, oder ſie zitierten dergleichen auffällig laut, wenn der unglückliche Dichter außerhalb der Schule an ihnen vorüberging.

Eines dieſer verwünſchten Gedichte begann:

„Mein Änuchen weiß es ſelbſt wohl nicht
Woher es einſt gekommen . . ."

Und das hatte einmal beim Eintritt des Dichters in die Untertertia an der Tafel geſtanden und darunter hatte eine zukünftige Meiſterhand einen Gegenſtand gezeichnet, welcher entſchieden wie ein — Storch ausſchaute und von vielfachen Fragezeichen umgeben war!

Durch dieſen überwitzigen Bubenſtreich wurde Bröſels ferneres Verbleiben in Erfurt unmöglich und die Verlobung rückgängig. Ja, der plebejiſche Schwiegervater hatte ihn mit grimmiger Höflichkeit erſucht, als jener Schulwitz zu ſeiner Kenntnis gekommen war: ſich ſamt ſeinem niederträchtigen Pegaſus als die Treppe hinuntergeworfen zu betrachten.

„Mein Änuchen weiß es selbst wohl nicht,
Woher es einst gekommen —
Und ist doch eitel Himmelslicht
In seinem Aug' entglommen!

Es fühlt sie selber wohl noch kaum
Die Engelsflügelstümpschen —
Und schwebt doch leichter als ein Traum
Auch noch auf Schuh'n und Strümpschen!

In dem Tone war das so harmlos noch ein Veilchen fortgegangen. Und darum Räuber und Mörder!

In Beckenstedt hatte Balduin Brösel zwar der Liebe abgeschworen, nicht aber dem „niederträchtigen Pegasus", der vielmehr immer mehr ein liederträchtiger für ihn ward. Dieweilen kein Hafer dies Götterpferd also zu stacheln vermag, wie ungestillte Sehnsucht. Zeigt solch einem trunkenen Pegasus-Bereiter ein holdes Weib auf himmelhohem, steilem Fels, und alsbald wird er mit tollem Eifer sich daran machen, die Steinwand auf der Tonleiter herzbrechender Lieder zu erklimmen und nicht eher davon ablassen, bis er sich den harten Schädel eingestoßen oder auf noch höherem Fels ein noch holderes Weib erblickt hat. Nun probiert's aber einmal und führt ihm ein warm blühend Frauenbild in sein Kämmerlein, in seine Arme und schließet die Thür hinter den Beiden — oh! das wird ihm baß behagen. Des anderen Tages aber wird er fröhlichen Angesichts herfürtreten, sein Lieb am rechten, seine Leyer im linken Arm und wird das Weib artig in die Küche geleiten und das Instrument fein auf die Bodenkammer tragen.

Und Balduin war so liebebedürftig — es war ein Jammer und ein Graus! War er doch im Grunde in jedes hübsche Mädchen des ganzen Erdballes verliebt und jedesmal in arger Bedrängnis, wenn ein niedlich Kind von ohngefähr ihm auf Armeslänge nahe kam. Da konnte es denn nicht fehlen, daß sich in solcher wirr flackernden Sehnsuchtspein das Buch des Taues und der Thränen bedenklich zu füllen begann.

Jeden Sonntag Abend war Leseſtunde in dem Häuschen am Wallgraben. Dann saß die Witwe Brösel im Sopha und Balduin trug ihr das Allerneuste von der Woche vor, mit einem so wunderlich leidvollen Schwung, daß sicherlich außer dem Mütterchen niemand dabei hätte ernst bleiben können.

Die alte Frau äußerte niemals ein Urteil; aber wenn Balduin geendet hatte, pflegte sie den Strickstrumpf gegen die Augen zu drücken, tief aufzuseufzen und sich das schwarzseidene Kleid über den Knieen glatt zu

ſtreichen — eine Handlung, durch welche ſie anzudeuten gewöhnt war, daß ſie nunmehr von einer großen Gemütsbewegung ſich zu erholen anfange. — —

„Mutterchen, Du gefällſt mir heute nicht," ſagte Baldwin beim Vesperkaffee, als die alte Frau wieder einmal ſchmerzlich zuſammenzuckte und ſich von ihrem Stuhle nicht zu erheben vermochte. „Dir iſt nicht wohl — ich will Dir den Arzt holen."

„Ach nein doch, bewahre — es geht ja ſo vorüber. Nur ein bischen Stechen — im Magen, oder wo es ſonſt ſitzt."

„Du mußt etwas ſtärkendes trinken! Warte, ich kaufe Dir eine Flaſche Wein — der wird Dir gut thun." —

Und als die Dämmerung hereinbrach, machte ſich der Doktor Bröſel auf den Weg zum Kaufmann Dittrich und verlangte eine Flaſche Tokayer.

„Oder nein, geben Sie mir lieber zwei — vom Beſten." Es war ihm noch Jemand eingefallen, der auch der Stärkung gar bedürftig ſei.

Und ehe er heimging, lenkte er ſeine Schritte nach der dunklen Rosmaringaſſe, wo der Trödler David Zeitteles hauſte. Er ſchaute ſich vorſichtig um wie ein Dieb, ehe er die Hausthür öffnete. Die geborſtene Klingel gab einen unheimlich ſchrillen Klang, der wie ein heiſeres Bellen in dem finſteren Korridor widerhallte. Haſtig ſtellte Baldwin die eine Flaſche hinter der Hausthür in die Ecke und tappte dann nach der Seite, wo er die Ladenthür vermutete. Indeſſen tauchte am Grunde des langen, kellerartig überwölbten Flurs ein Lämpchen auf und ſchlurfenden Schrittes nahte ſich der alte Jude. Er war in einen ſchmierigen, geflickten Schlafrock gehüllt und trug um den Hals ein dickes wollenes Tuch, gerade wie ſein froſtiger Sohn, der Primaner. Jetzt hielt er die trübe Leuchte empor und blickte dem ſpäten Kunden ins Geſicht.

„Ei, der Herr Doktor beehren mich auch einmal?" grinſte er und verbeugte ſich tief, die Linke gegen die Bruſt drückend. „Belieben der Herr Doktor ſeine alten Kleider mir anzuvertrauen, oder . . ." Dabei holte er einen Schlüſſel aus der Taſche des Schlafrocks und öffnete damit die Ladenthür.

„Oh — oh — ſtraf mich Gott! — die Schwelle! Wenn der Herr Doktor nur keinen Schaden genommen haben!" rief der Alte faſt jammernd; denn der Doktor hatte die abſcheuliche hohe Schwelle nicht bemerkt und wäre faſt ſamt ſeiner köſtlichen Flaſche übel zu Falle gekommen.

„Straf mich Gott! Wenn der Herr Doktor mich wollen beehren mit ihrer Kundſchaft, werd' ich kommen laſſen den Schreiner und laſſen das Ding abhobeln!" fuhr Zeitteles zungenfertig fort und ſtellte die Lampe auf den Ladentiſch. „Womit kann ich dem Herrn Doktor dienen?"

„Ich möchte eigentlich Ihren Sohn sprechen," versetzte Balduin fast schüchtern.

„Mein Sohn sitzt dahinten über seinen geliebten Büchern und hebt nicht auf die Augen zu sehen in seines Vaters Angesicht, bis daß er Alles weiß, was die gelehrten Männer darin geschrieben haben. Oh — oh — der Bachur ist die Lust meines Alters und der Stolz meines Herzens! Der Herr hat ihm gegeben einen Kopf, darinnen ist Raum für alle Weisheit dieser Welt und hat ihm gegeben die Kraft des Geistes, welche ist herrlicher als die Stärke des Stiers und des stärksten unter den Männern!" rief der Alte begeistert.

„Sie haben recht, Herr Zeitteles, Ihr Sohn ist ein sehr fleißiger und begabter junger Mann; aber sein Körper ist schwach und widerstandslos. Ich hab' ihn gesehen heut' Mittag vor der Konferenz und ich muß Ihnen sagen, sein Aussehen hat mir bange gemacht um ihn! Ich weiß nicht, ob Sie wissen . . ."

Da blitzten die schwarzen Augen des Juden leuchtend wie Pantheraugen unter den buschigen grauen Brauen hervor. Und er griff sich mit den knochigen Fingern in den langen Kinnbart und zerrte ihn heftig in zwei dünne Strähnen auseinander. Seine Stimme dämpfte sich zu einem heiseren Geflüster herab, als er langsam, lauernd wieder zu sprechen anhub.

„Ich weiß wohl — der gnädige Herr Graf von Burg-Dannenberg hat sich gemacht einen Spaß mit meinem Sohne . . . Nu, nu — wie haißt? man weiß wie die großen jungen Herren so sind — hehe! Ein gräflicher Spaß muß eben anders sein, als . . ."

„Ein schöner Spaß!" fiel Balduin ungewöhnlich kräftig ein. „Eine abscheuliche Roheit war es! Ihr armer Sohn ist davon ohnmächtig geworden und wenn ihm der Schreck nicht noch schlimmeres angethan hat, dann ist es fast ein Wunder — bei seiner Schwäche. Ich möchte Sie bitten, Herr Zeitteles, ihrem Sohne zu seiner Stärkung diese Flasche Wein zu bringen und ihn schön von mir zu grüßen. Ich meinte es gut mit ihm — und er soll nur nicht zu viel im Zimmer bei den Büchern hocken, sondern mehr für seine Gesundheit thun."

Immer größer und glänzender waren die Augen des alten Israeliten bei diesen Worten des kleinen Lehrers geworden. Seine Lippen bebten und seine Finger zitterten, als er sie ausstreckte nach der Weinflasche. Er erhaschte den Rockzaum des Barmherzigen und drückte inbrünstige Küsse darauf, ja es fehlte wenig, so wäre er dem heftig errötenden Balduin zu Füßen gefallen.

„O gesegneter Mann! Gott lohne Ihnen solche Gutthat und verwandle

jeden einzelnen Tropfen Wein in dieser Flasche zu einem Goldstück und gebe Ihnen hundert Jahre zu leben in Herrlichkeit und Freuden!"

Balduin mußte lächeln über solch überschwänglichen Dank und wollte sich mit sanfter Gewalt den Händen entziehen, die noch immer seinen Rock festhielten.

„Nein, lachen Sie einen alten jüdischen Mann nicht aus mit seiner Freude, Herr Doktor. Sie haben mir wohlgethan mehr als hätten Sie mir zu verdienen gegeben 1000 Thaler! wo Sie doch sind der erste Christenmensch gewesen, der hat gezeigt ein freundlich Herz zu meinem lichtigen Bachur." Und dann dämpfte er wieder seine Stimme herab zu einem rauh gurgelnden Flüstern und die strahlenden Pantheraugen nahmen einen finster drohenden Ausdruck an, als er nun fortfuhr: „Ich werde Ihnen sagen das Gesicht, das mir geworden ist vom Herrn, als ich hab' gesessen in meinem Stuhl und mir hab' den Bart gerauft über die Kränkung, die meinem Sohne widerfahren ist. Ich hab' geschaut meinen Ephraim, wie er ist geworden ein großer und gelehrter Mann, vor dem die Gojim abziehen den Hut bis zur Erde. Und mein Ephraim wird wandeln unter ihnen, reden ihre Sprache und essen treife wie sie und nicht gedenken der heiligen Feste seiner Väter. Aber der Herr wird seine Sünde nicht ansehen, darum weil er ihn berufen hat zu seiner Geißel, damit zu peitschen den Rücken seiner Feinde. Er wird ihn erhöhen über Viele und große Macht in seine Hände geben zu treten seine Widersacher mit Füßen wie sie ihn haben getreten mit Füßen. Aug' um Auge, Zahn um Zahn spricht der Herr! Und ich habe geschaut den jungen Grafen zu seinen Füßen, wie einen Wurm im Staube und mein Ephraim ....." der alte Israelit lachte gellend auf und rieb sich die Knöchel seiner dürren Hände aneinander. „Der Herr ist gerecht und wird thun wie er verheißen hat den Kindern Israel!"

Er heftete in prophetischer Verzückung die Augen gegen die Wölbung der verräucherten Stubendecke, als läse er dort in Flammenschrift Worte schrecklicher Verheißung ab.

Balduin Bröfel aber floh überhastig, verängstigt wie ein Kind im Dunkeln von dannen. Fast hätte er auch die andre Flasche hinter der Hausthür stehen lassen. Dem weichherzigen Manne graufte vor der Gewalt des Hasses — und doch: sein Geist beugte sich zitternd und staunend vor der Wucht der Worte, die er eben vernommen, und er beneidete den alten Trödler um die Kraft seines Hasses. War ihm doch so gar keine Kraft verliehen — weder zum Guten noch zum Bösen! Willenlos folgte er seiner Natur, die weder Sonnenbrand noch Gewittersturm kannte,

weder edle Frucht zu reifen, noch im ungefügen Zorne zu vernichten wußte. — —

Die Uhr von Sankt Nikolas schlug Acht, als er das Häuschen am Wallgraben wieder betrat. Er mußte sich, wie immer, im Finstern die schmale Stiege hinauftappen, denn die geizige Wirtin spendierte keine Flurbeleuchtung und hätte es verächtlich gefunden, wenn Jemand auf ihrer Stiege sich ein Bein gebrochen hätte. Aber Balduin Bröfel hatte kaum die ersten lauten Stolperschritte hinauf gethan, als sich über ihm die Thür seiner Wohnung öffnete und im hellen Lampenschein die hagere Wirtin selbst ihm entgegentrat.

„Herr Doktor, Herr Doktor, kommen Sie schnell — Ihre Mutter liegt im Sterben," rief die Frau laut und rücksichtslos, und die erzdumme Weiberlust am Grauslichen leuchtete ihr hell aus den weit aufgerissenen Augen.

Es traf ihn wie ein Faustschlag gegen die Stirn. Funken tanzten vor seinem Blick, seine Kniee wankten. Er lehnte sich schwer gegen das Treppengeländer, sein Haupt sank matt auf eine Schulter und mit der Linken preßte er die Tokayerflasche fest gegen die Brust. Aber die übereifrige Wirtin machte kurzen Prozeß mit dem schwachen Männchen, griff ihm mit kräftiger Hand um die linke Achsel, und half ihm so die Treppe hinauf, während die Küchenlampe in ihrer hocherhobenen Linken ängstliche Bogen in der Luft beschrieb.

Sie schleppte ihn auch bis ans Bette des Mütterchens und erzählte ihm unterwegs mit ängstlich wichtigem Tone, wie sie bald nach seinem Ausgang das laute Schmerzgestöhn der Witwe Bröfel vernommen, als sie gerade dabei gewesen, einen Korb Wäsche auf den Boden zu tragen.

„Und sehen Sie, Herr Doktor, ich — zugesprungen wie der Blitz — der Wäschkorb steht immer noch da neben der Stiege — sehen Sie, Herr Doktor? Und ich 'nein in die Stube ohne anzuklopfen — denn bei so was, wissen Sie, hört der Anstand auf! — und sehen Sie, da lag sie auf dem Kanape lang, Ihre arme Mutter, und krümmte sich, mit Respekt zu sagen, wie ein Wurm! Ich, wie der Blitz, wieder 'naus aus der Stube und die Treppe 'nunter geschrieen: Karlechen! schrie ich, springe mal fix bei den Herrn Doktor Mauser 'num und er sollte sich sputen, sonst ginge's ans Leben. Und, sehen Sie Herr Doktor, nu . . ."

Balduin betrat seiner Mutter Schlafzimmer und taumelte auf ihr Bett zu.

„Mutterchen, mein Mutterchen, was ist's mit Dir? Sieh mich doch nur an — ich bringe Dir ja den schönen Wein!"

Und er wickelte mit zitternden Fingern die Flasche aus dem Papier und drehte und wendete sie mit wunderlich zuckendem Lächeln vor dem Antlitz der Bewußtlosen hin und her, daß von dem schwachen Lampenscheine tiefgoldene Lichter über den Rand des Glases huschten.

Balduin hatte die Anwesenheit des Arztes nicht bemerkt. Jetzt legte ihm der eine Hand auf die Schulter und sagte fast ärgerlich: „Lassen Sie das doch! Sie ist bewußtlos — vielleicht wird sie schlafen. Sie hat einen furchtbaren Kampf auszuhalten gehabt."

„Was ist's? was kann ihr fehlen? Sie hat ja nie geklagt!"

„Ich weiß nicht, was es ist. Wahrscheinlich ein inneres Leiden, das sie schon lange mit sich herumgetragen und mit aller Anstrengung verheimlicht hat. Vielleicht kommt sie wieder auf. Rufen Sie mich, wenn die Schmerzen wieder kommen."

„Sie kann doch nicht — daran sterben?"

„Mein lieber Herr Bröfel — Sie thun jedenfalls gut, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen." Damit verließ Doktor Mauser das Zimmer.

Kaum war er hinaus, als dicht an Balduins Ohr wieder die unleidlich wichtige Stimme der Wirtin, wenn auch gedämpft erklang: „Sehen Sie, Herr Doktor, — sehen Sie, was ich gesagt habe! Sie macht's nicht mehr lange, verlassen Sie sich darauf. So zähe alte Frauen, die nie einen Muck nicht thun wollen und die Zähne aufeinanderbeißen, die sind dann auch mit einmal hin — ja, ja! — verlassen Sie sich darauf. — Na, dann guten Abend, Herr Doktor! Wenn Sie nichts weiter brauchen, dann seh' ich mal wieder nach meiner Wäsche. Der Korb steht Sie immer noch neben der Treppe, sehen Sie. Aber Christenpflicht geht vor — natürlicherweise! Na, wenn Sie mich haben wollen, ich sitze nicht auf den Ohren heute Abend — Sie brauchen blos die Treppe 'nunter zu schreien: Frau Rückholdten! Frau Rückholdten! da spring' ich gleich die Stiege 'nauf und wenn ich aus'm warmen Bette müßt'. 'n Abend, Herr Doktor!"

Das Weib rasselte die Silben herunter wie wenn man trockene Erbsen in einen Topf schüttet. Balduin hatte kein Wort von ihrer fließenden Rede verstanden, aber die harte Knüppelmusik ihrer Stimme tönte noch lange nachdem sie gegangen in seinen Ohren nach, wie er so dumpf vor sich hin träumend auf dem Rande des Bettes saß und die Tokayerflasche auf seinen Schenkel gestemmt hielt. Und als sich endlich der klappernde Widerhall aus seinen Sinnen verloren, da wurde er abgelöst durch das eilige Ticken der kleinen Schwarzwälder Uhr, welche gerade hinter seinem Rücken an der Wand hing. So eilig, so eilig — und wie endlos währte doch die Zeit, bis das Mütterchen die Augen wieder aufthat!

Die böſen Schmerzen waren auch wiedergekommen, aber die alte Frau kämpfte heldenmütig dagegen an. Immer wieder löſte ſich die Verzerrung grauſamſter Qual in ein wehmütiges Lächeln auf, wenn ihr Balduin ſich über ſie beugte, um ihr liebevoll zuzureden. Er nötigte ſie auch, von dem feurigen Ungarwein zu trinken, und der Trank ſchien ihre Kräfte zu beleben. Sie zog ſeinen dunklen Lockenkopf zu ſich hernieder und flüſterte ihm ins Ohr: „Damit ich's nicht vergeſſe — begrabt mich in meinem Schwarzſeidenen!"

Und dann, nachdem ſie eine Weile ganz ſtill gelegen hatte, fühlte ſie Balduins Thränen warm auf ihre Rechte tropfen. Sie erhob die betaute, harte Hand und ſtreichelte zärtlich des Sohnes Haupt.

„Du mußt nicht weinen, Kind," ſagte ſie faſt fröhlich, leiſe und feſt. „Es iſt Zeit, daß ich gehe — denn ſonſt giebſt Du Deine Gedichte nie heraus und — und heirateſt auch wohl gar nie. Du wirſt nun doch bald ein ſehr berühmter Mann und dann brauchſt Du mich nicht mehr. Ich war ja doch nur Köchin bei Deinem Vater."

„Mutterchen, ſprich nicht ſo!" ſtöhnte Balduin auf.

„Aber er hat mich immer in Ehren gehalten und Du haſt mich ſo geliebt, guter Sohn! — Ich möchte Dich noch was bitten, Balduin."

„Was denn, Mutterchen?"

„Lies mir noch was aus Deinen Gedichten."

Er trug gehorſam das Buch herbei und ſetzte ſich die Lampe zum Leſen zurecht.

„Blendet es Dich nicht, Mutterchen?"

„Nein, nein. Setze Dich nur davor und guck' mich nicht an, Kind."

Nachdem Balduin ein Weilchen unſchlüſſig herumgeblättert hatte, wählte er endlich ein Gedicht, welches die bittere Enttäuſchung ſeiner Erfurter Liebeshoffnungen einſt ihm eingegeben hatte, und las mit einem recht unglücklichen Poeten-Pathos:

„Lenznacht erſtrahlte wunderreich,
Geſunken war die Sonne —
In meinem Herzen bettet' ich weich
Schlummernde Liebeswonne.

Sie lag und atmete ſo tief
Mit jugendroten Wangen,
Und ich, dieweil die Holde ſchlief,
Wachte mit ſeligem Bangen!

Von meinen Liedern eingelullt,
Wußt' ich ſie wohl geborgen

Und wartete voll Ungeduld
Auf den lachenden Morgen.

Da ward mit frevelnder Gewalt
Der Laden aufgerissen . . .
O weh! — Der Tag schien grell und kalt
Jäh auf ihr weißes Kissen!

Da fuhr sie auf und sah mich an
Mit leidvoll zornigem Schrecken:
Wie darfst Du so, unholder Mann,
Träumende Liebe wecken!

Vom Bettlein sprang sie flink herfür,
Ließ mich kein Wörtlein sagen . . .
Und hat mir des Herzens Kammerthür
Vor der Nase zugeschlagen!"

Die leidige Erinnerung übermannte den Dichter. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken — und weinte. Hinter seinem Rücken tappte es über die Bettdecke. Er streckte die Linke darüber hin und die matte Hand der Mutter streichelte tröstend über die seine. Es war ganz still im Zimmer, nur die Uhr tickte ruhig fort und in der Lampe knisterte und brodelte es leise.

Da plötzlich zuckte Baldwin zusammen. Er entzog der Mutter die Hand, wischte sich damit über die Augen und schlug hastig eine der letzten Seiten in seinem Buche auf. Dann las er in tiefer Erregung:

„Ich hab' es getragen viel Jahre lang
Und ich habe fein stille gehalten,
Wenn das Lachen mir schrill in die Seele klang
Und der Hohn mir das Herz zerspalten.

Doch wie ich oft weine, das sag' ich Euch nicht —
Ich mag Euch die Lust nicht gönnen,
Zu lachen über mein Angesicht,
Wenn Flammen der Scham drin brennen!

Die Thränen hat nur ein Auge geschaut,
Ein Auge, das über mir wachte,
Seitdem ich den ersten Jammerlaut
Der Welt zum Willkomm brachte.

Ach! in den Schoß, der in Wonn' und Weh
Mich Unseligen einst empfangen,
Berg' ich, hülfloser ach! denn je,
Die heißbetauten Wangen.

Digitized by Google

Was frommt mir des Haſſes mutiger Rat?
Ich müßte drum doch verzagen —
Meine Thränen ſind ja die einzige Saat,
Die je mir Früchte getragen!

O Mutter, Mutter — an Deiner Bruſt
Nur darf ich mich furchtlos grämen,
Brauch' erlöſender Thränen ſchmachvoller Luſt
Zornknirſchend mich nicht zu ſchämen.

O Mutter, Mutter, geh' nicht fort!
Weißt Du, was dies Lachen bedeute?
Es hetzt mich ruhlos von Ort zu Ort
Wie das Kläffen der lechzenden Meute!

O Mutter, Mutter, bleibe bei mir!
Ich klammere mich an Dein Leben —
Und gehſt Du von hinnen, nimm mein's mit Dir,
Wie Du es mir einſt gegeben!

O Mutter, o Mutter, ich weiß es genau,
All' Glück brach mir in Scherben . . .
Und Du und ich, allbarmherzige Frau,
Wir ſind eins auf Leben und Sterben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, ſchon in aller Herrgottsfrühe, ſteckte die hagere Wirtin den Kopf zur Kammerthür herein.

Da ſah ſie es denn auf den erſten Blick: die gute Witwe Bröſel war tot und ihr zur Seite hingeſtreckt, vor Schmerz noch betäubt, der Sohn. Das Buch in dem ſchönen ſchwarzen Ledereinband lag auf dem Boden und ſein einer Fuß trat achtlos darauf.

Frau Rückholdten wiſchte ſich mit dem Handrücken über die Augen und ſagte anſtändig gedämpft, von öfterem Schluchzen unterbrochen:

„Es muß doch ein rechter Troſt für Sie ſein, Herr Doktor, daß ſie noch Gottes Wort ſo recht ſchön mit auf den Weg gekriegt hat — nicht wahr? Das war wirklich hübſch von Sie, Herr Doktor, daß Sie ſich den Herrn Paſtor noch in aller Nacht geholt haben — ach ja doch! Es iſt eine gottloſe Zeit! Und wie ſchön der Herr Paſtor geredt' hat! Ich hab' im Bett aufgeſeſſen und immer horchen müſſen — aber fortgehen hab' ich ihn nicht hören, den Herrn Paſtor, ſehen Sie. Da muß ich doch wohl eingeſchlafen ſein — nehmen Sie's nicht übel . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als am nächſten Tage Balduin, ſelbſt zu Tode erſchöpft von

allem Gram und dem unfaßbar neuen Gefühl der Herzensverlassenheit, das Wohnzimmer betrat, um dort sein Frühstück einzunehmen, da fand er das Krüppelmätzchen todt auf der Diele liegend, gerade unter der offenen Thüre seines Bauers. Es war vergessen worden am ersten Tage des Jammers und hatte es doch nicht glauben wollen. Es hatte gesungen und gelockt — und die alte Frau in dem Schwarzseidenen war doch nicht gekommen, um sich mit ihrem Strickstrumpf in die Fensterecke zu setzen. — Dem Krüppelmätzchen schien das zu toll — es mußte selbst einmal nachsehen, wo denn die alte Frau bliebe. Und so schob es, mit den Beinstümpfchen kümmerlich sich forthelfend, auf dem Bauche sich im Sande weiter bis zur offenen Thür. Und da streckte es neugierig den Hals vor, immer weiter — bis es das Gleichgewicht verlor. Das Fliegen hatte es längst verlernt.

Balduin legte das treue Tierchen zu seiner Herrin in den Sarg. Sie war, ihrem Wunsche gemäß, in dem ehrwürdigen schwarzen Seidenkleide da hinein gebettet worden — und die dürre Frau Rückholdten hatte ihr, trotz Balduins Widerstreben, weiße Glacéhandschuhe über die steifen Finger gezwängt.

„Eine schöne Leiche, Herr Doktor, wirklich eine schöne Leiche! — Darf ich Sie denn nicht ein Stückchen Kuchen zum Kaffee bringen?“ —

Als die alte Frau begraben ward, schaute Ephraim Zeiteles trostlos garstiges Gesicht über die niedrige Kirchhofsmauer. Und am andern Morgen lag auf dem frischen Grabe, von unbekannter Hand gespendet, ein Kranz von weißen Rosen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage lang war Doktor Balduin Bröfel überhaupt unfähig, unter Menschen zu treten, und ein kurzer Urlaub wurde ihm gern gewährt. Und auch, als er den Unterricht wieder aufgenommen hatte, ehrten die bösen Buben von Beckenstedt zunächst seinen frischen Schmerz und hielten sich von gröblichen Ausschreitungen fern. Aber freilich, die liebe Jugend vergißt sehr rasch, und sobald als das Angesicht ihres Lehrers nicht mehr so weithin sichtbare Spuren des Grames als eindringliche Mahnung aufwies, begann auch das drollige Wesen und die große Charakterschwäche des kleinen Herrn ihren Übermut aufs neue herauszufordern. Als die Sommerferien herannahten, war für den unglücklichen Bröfel wieder so ziemlich alles beim Alten. Er selbst war aber nicht mehr der alte, jede Kränkung tief schmerzlich empfindende und dennoch so leicht vergessende, oft sogar harmlos vergnügte Mensch, sondern er war seit dem Tode des Mütterchens so gleichgültig wie eine Schild-

kröte gegen die Außenwelt geworden. Er benutzte seinen Mund zum Reden und seine Beine zum Laufen, wie andere Menschenkinder auch, aber wenn die lachende Gefahr ihn jetzt bedrohte, so zog er flugs seine sämtlichen Außenstände herein unter den Hornpanzer seines Grames und ließ gefühllos alles über sich ergehen. Freilich spürte er den Panzer — solch unglückliches Weichtier, wie er bislang doch gewesen war!

Er hatte beschlossen, die Hundstage zu einer größeren Reise zu benützen. Er wollte sich losreißen von dem schmalen Rasenhügel, in welchem nunmehr das schwanke Schifflein seiner Liebessehnsucht Anker geworfen hatte. Er wollte mit einem raschen Entschluß das Tau kappen, den Anker verloren geben, wenn er gleich von gutem Eisen war, in unbekannte Gewässer hinaustreiben und vergessen. Er gedachte große Märsche zu machen, Berge zu beklettern und all dergleichen, um vielleicht aus solch männlicher Übung auch dem Geiste frische Kraft zuzuführen. Und zur besseren Vorbereitung war er schon in den letzten Wochen vor den Ferien fleißig spazieren gelaufen und hatte, auf der Flucht vor der trostlosen Öde des Häuschens am Wallgraben, die Umgebung Beckenstedts nach allen Himmelsrichtungen durchstreift.

Am Abend des letzten Schultages kehrte er so gegen Sonnenuntergang von einem solchen Übungsausfluge heim, als ihm in dem letzten Dorfe vor Beckenstedt eine liebliche Erscheinung ward. Über den Rand des alten Ziehbrunnens am Ausgang des Ortes lehnte eine weibliche Gestalt in zierlicher städtischer Kleidung. Sie hatte die Arme weit vorgestreckt und mühte sich vergebens durch eifriges Ziehen an der Stange, an welcher der Schöpfeimer hing, das Gegengewicht des beschwerten Hebebaumes zu überwinden. In dieser seltsamen Stellung kamen die kräftigen und doch feinen Formen ihrer Figur derart zur Geltung — und zudem war die Beleuchtung so hinterlistig vergoldend und verklärend — daß Baldwin Brösels warmes Herz vor Entzücken schier zu schlagen aufhörte und er mit weit aufgethanen Augen stille stand und also unverwandt von solchem Anblick schmauste, als hätte er Sperrhölzlein zwischen die Lider geklemmt! Und bei dem Mädchen, denn dafür nahm Baldwin die Erscheinung ungefragt, befand sich als Geselle noch ein Hund, ein mächtiger Leonberger von ächter Löwenfarbe, der hatte die Vorderpfoten gleichfalls auf den Brunnenrand gelegt und lechzte kläglich aufjaulend und mit flatternder Zunge nach Wasser.

Da that das Mädchen einen kleinen Schrei, ließ die Stange fahren und griff sich hastig mit der rechten Hand unter die linke Achselhöhle. Dabei hielt es den linken Arm hoch empor und wandte dem erstarrten

kleinen Philologen sein Gesicht zu — ein allerliebstes, lustiges Gesichtchen! Sie sah ihn nun auch, denn er stand nur ein paar Schritte von ihr entfernt. Zwei Reihen kostbar weißer Zähne lachten ihm entgegen und sie rief ohne eine Spur von Verlegenheit: „Da, schauen's, Sie, desch kommt von dene enge Taillen! Na, 's macht nix, 's isch doch blos d' Naht."

Und dabei wies sie lachend auf die geplatzte Stelle.

Balduin fühlte, daß er recht albern errötete, doch raffte er seinen ganzen Mut zusammen und sagte hastig: „Sie wollten gewiß den armen Hund tränken, Fräulein? Gestatten Sie, daß ich Ihnen behülflich bin."

Der „arme Hund" hatte sich unterdessen an den Doktor herangeschlichen und vorsichtig seine Stiefelhacken beschnüffelt. Er schien ihm einen leidlich günstigen Eindruck zu machen, denn er knurrte nur ein weniges und wandte sich dann gleich wieder dem Brunnen zu, indem er mit der prachtvollen Fahne ungeduldig gegen Brösels Beine klopfte.

Balduin brachte es mit einiger Mühe glücklich fertig, einen Eimer Wasser heraufzufördern. Der Hund stürzte gierig darüber her. Balduin und die zierliche Kleine sahen ihm stumm lächelnd zu.

„Ist das Ihr Hund, Fränlein?" wagte er nach längerem Besinnen zu fragen.

„Ah moin!" lachte sie. „Desch ischt ja dem Herrn Grafen sein Lord."

„Welches Grafen?"

„Aber, i bitt' Ihne, kenne Se denn den jungen Grafen Hochburg seinen Lord nit?"

„Ach so — dem Primaner gehört er? Ja — allerdings — ich erinnere mich."

„Schaun's, desch Hundle hat so e Passion für mich, daß's mir halt immer nachlauft, wo's mi derwischen kann. I bin nämlich die Zof' von der gnädigen Frau Gräfin gewesen, wisse Se," plauderte die Kleine gutmütig weiter, „aber jetzt mag i nit mehr diene und da hab' i mit der Gnädigen ihrer Protektion da im Städtle e Putzgeschäft ang'fange, wisse Se."

„So, so," stotterte Balduin, „da kehren Sie auch wohl jetzt nach Beckenstedt zurück."

„Ja freilich, jetzt geh' i heim."

„Wenn Sie mir gestatten, so erlaube ich mir, Sie zu begleiten."

„Ah daterlata! I hab' nix zu gestatten — die Straß' is ja lang und breit genug. Sie werd'n mer a nix abtreten, wenn's neben mer her spazieren."

„Gewiß nicht," versicherte Balduin treuherzig.

Sie lachte ihn beluſtigt an und dann ſchritt ſie, da Lord ſeinen Durſt hinreichend gelöſcht hatte, rüſtig aus. Sie hatte, trotz ihrer kleinen Geſtalt, eine kurze Taille und darum auch verhältnismäßig lange Beine, wodurch ihr Gang eine entzückende federkräftige Straffheit bekam. Balduin, der doch immerhin etwas größer war, hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Zudem war das Raſcheln ihres tadellos ſitzenden Kattunkleidchens, wenn die zierlichen Füße ſo bei jedem Schritte die Quetſchfalten unten am Saum auseinander ſtießen, ſeinem Ohre eine berauſchende Muſik. Und wenn er einen Augenblick zurückblieb, um tiefer Atem zu ſchöpfen, dann verwirrten ihn wieder die loſen blonden Härlein, welche ihre hübſche, ganz moderne Friſur gegen das zartweiße Hälschen abgrenzten.

„Sie ſind eine Süddeutſche, Fräulein?“ fragte Balduin.

„Ei freilich, aus dem würtebergſche Schwarzwald,“ erwiderte ſie. „Die gnädige Frau Gräfin hat mi auf der Reiſ' engagiert und nachher hab' i mit nach Burg Dannenberg dürfen. Mei ſchwäbiſche Sprach hab' i mer wol nonit recht abgewöhne köune.“

„O nein, garnicht!“ lächelte Balduin. „Aber ich mag dieſen Dialekt ſo ſehr gern hören — und vollends wenn Sie ihn ſprechen!“

„Wirklich?“ rief das Mädchen geſchmeichelt. „Na, ſchaun's, da haben's ja a billiges Vergnügen, Herr . . . Herr . . .“

„Bröſel — Doktor Bröſel,“ fiel Balduin ein, indem er artig ſeinen Strohhut lüftete.

„Bröſel? Haha! Bröſele! Iſt deſch a narriſcher Nam' — aber e Bröſele eps Gut's — gelle Se?“ Sie lachte ihn laut an mit ihren luſtig blitzenden Augen.

„Ich hoffe, Sie möchten Geſchmack an dem Bröſele finden,“ verſetzte der kleine Mann raſch und errötete leicht vor Vergnügen über die bewieſene Schlagfertigkeit. Ihr Lachen kränkte ihn nicht, es klang ihm lieblich ins Ohr wie ein helles Glockenſpiel.

„Und wie heißen Sie denn — wenn ich fragen darf, mein Fräulein?“ ſetzte er hinzu.

„Ah ja, fragen dürfen's ſchon.“

„Und Sie wollen es mir nicht ſagen?“

„Doch, doch — deſch ſchon. Aber narriſche Leut' ſeid Ihr hier droben im Reich: wenn ich fragen darf, mein Fräulein . . . hahaha! Bei uns daheim ſagt mer geradzu: Je, grüß Gott, Mädle — jetzt, wie heiſcht denn Du?“ Dabei blieb ſie ſtehen, guckte ihm grad in die Augen und ſchlug ihn leicht auf die Achſel. Und der gute Dr. phil. machte ein ſo erzverwundertes Geſicht dazu, daß ſie wiederum laut hinauslachte.

Solches war ihm noch nie geschehen — und plötzlich kam's über ihn wie ein Rausch. Er griff nach ihrer Hand und küßte sie.

Das nahm jedoch der eifersüchtige Lord übel auf. Er sprang laut bellend gegen den stürmischen Balduin an und hätte ihn durch den unvermuteten Angriff fast umgeworfen.

„Lord — zurück! Du Malefizhundle du — läßt 'd glei den Herrn gehn." Sie schlug leicht mit ihrem Sonnenschirmchen nach dem knurrenden Tiere, das sich nur widerwillig zu beruhigen schien. „Ja schaun's, der Lord find't desch a nit in der Ordnung, daß e so e gelehrter Herr mei' vernähte Pratzen da abschmatzen thut. Geh heim, Lord, geh heim!" Sie wies nach der Richtung, aus welcher sie gekommen waren.

Aber der Hund dachte nicht daran, zu gehorchen, sondern schlich sich vielmehr dumpf murrend auf die andre Seite des Mädchens.

„Nun, wenigstens sind Sie in solcher Begleitung bei Tage und bei Nacht sicher," scherzte Balduin, während er dem Hunde nicht eben freundliche Blicke über seine goldne Brille hinweg zuwarf. „Wenn ich es nun gar machen wollte wie bei Ihnen daheim und Sie auf die Achsel schlagen und sagen: grüß Gott, Mädle . . ."

„Ach so, Sie wissen's ja noch immer nit: Theres' heiß' i, Theres' Moosmüller."

Also plauderten sie weiter, bis dicht vor der Stadt, wo endlich der glückselige Balduin sich vollends ein Herz faßte und, sich dichter an ihre Seite drängend, ihr zuflüsterte: „Sagen Sie, Fräulein Theres', giebt's da bei Ihnen daheim noch mehr so wunderschöne Mädle?"

„Wunderschöne Mädle? Gehn's zu, Sie . . . was denn für wunderschöne Mädle?"

„So wunderschön wie Sie — Thereschen!"

„Ach — warum net gar! Da giebt's wohl noch ganz andre Mädle . . ."

„Da dürft' ich ja morgen nirgends andershin, als in den Schwarzwald reisen."

„Sie wollen morgen schon verreisen?"

„Allerdings. Aber freilich, wenn ich bedenke . . . Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!"

„Den Vers kenn' i au — Sie!" rief Theres' triumphirend. „I mein', Sie sind amal g'scheidt und bleiben brav daheim."

„Und die schönen Schwarzwälderinnen . . .?" neckte Balduin. Seine Wangen glühten, sein Herz pochte ihm im Halse.

Mit reizend gespielter Verlegenheit blickte das Mädchen seitwärts zu

Boden, und ſchmiegte ſich doch gleichzeitig leicht an ihn an. „Na freilich — i mag grad nit ſagen, daß i die Allerſchönſte wär'; aber zum Anſchauen bin i zur Not do noch und wenn der Herr — ah na! gehn's zu, die Leut' ſchwätzen hier ſo wihſcht — wenn's uns zwei hier noch Pärles ſpielen ſehen!"

„Ach Theres' — ſüßes Mädchen — Sie wollen alſo nicht, daß ich reiſe? Schön, ich reiſe nicht — und wir ſehen uns wieder, nicht wahr?"

„Ja — warum denn nit?"

„Morgen Abend, nicht wahr? Hinterm Turm da am Wallgraben?"

„U Jegerl, ſo im Finſtern!"

„Ich weiß ja doch, wie wunderſchön Sie ſind."

Theres' blieb ſtehen und ſchloß entzückt die Augen für eine Sekunde. So ſchmeichelnd, ſanft und ſeltſam hatte noch keiner ihrer Verehrer zu ihr geſprochen.

„Sagen S' doch deſch noch amal!" flüſterte ſie und legte ihre Rechte leicht auf Bröſels Arm.

Und gehorſam wiederholte er: „Ich weiß ja doch, wie wunderſchön Du biſt!"

„Gleich Du?" Sie kicherte leiſe vor ſich hin: „Ach du lieb's Herrgöttle, wie doch die Herren gleich ſo ſind!"

Sie waren vor einem kleinen Häuschen angelangt, an deſſen Thürpfoſten ein Porzellanſchild prangte: „Thereſe Moosmüller, Putzmacherin".

„Alſo Morgen! Gute Nacht, Theres'."

„Wünſch' ne wohl zu ſchlafen — Herr Bröſele!" damit ſchlüpfte ſie raſch ins Haus, und in zwei großen Sätzen ſprang der getreue Lord ihr nach, nicht ohne ſich vorher durch ein unzweifelhaft übelwollendes Geknurr von dem neuen Bekannten verabſchiedet zu haben.

In einem Wonnetaumel ſonder gleichen kehrte der gute Bröſel die Nacht heim. Sein Herz ſchlug einen wahren Wachtelſchlag und ſeine Pulſe hämmerten luſtig, wie eine Schar ſingender Blechſchmiedsgeſellen. Er riß das Fenſter des Wohnzimmers auf — das, an welchem ſo lange die Mutter geſtrickt und das Krüppelmätzchen gezwitſchert hatte — er beguckte ſich den feiſt glänzenden Vollmond lächelnd durch die Brille und richtete einige halblaute tiefſinnige Redensarten an ihn. Er lief ſtundenlang in ſeinen drei leeren Zimmerchen herum und dabei brodelte, ſummte und ſurrte ſeine Seele viel hundert Reime, wie ein behaglich fortkochender Theekeſſel, und Verstauſendfüßler krabbelten in ſeinem friſch ergrünenden Hirn durcheinander und ließen ſich die junge Knospenkoſt verliebter Ge-

danken wohl schmecken. Und als er dann endlich zu Bette ging, fand er noch lange keinen Schlaf; dann aber auch die wonnigsten Träume.

Am nächsten Abend war er natürlich, anstatt unterwegs auf der Eisenbahn, bereits mit Einbruch der Dämmerung auf dem Wallgraben und strich wie ein Kätzlein schmächtig wohl an zwei volle Stunden um die Feuerleitern herum, die wirklich und wahrhaftig an dem Gemäuer des alten Turmes befestigt waren.

Es hatte auf St. Nikolas halb zehn geschlagen, als Theres' Moosmüllerin endlich erschien — ohne Hut und Handschuhe, nur ein leichtes Wolltuch lose um die Schultern gelegt.

Es war gerade keine Menschenseele in der Nähe zu bemerken. Ach! wie er ihr entgegenlief, ihre derben, vernähten Fingerchen immer wieder in seinen weichen, warmen Händen drückte und vor bebender Entzückung kaum drei Wörtlein zu sagen vermochte. Er zog ihren Arm in den seinen, drückte ihn mit aller Gewalt gegen seine Rippen und schleppte sie die finstersten Wege im faustdicksten Schatten der alten Rüstern und Buchen einher, bis sie sich endlich seiner erbarmte, stehen blieb und ihn geradezu fragte: „Du hescht mi wohl arg lieb, Schätzle?"

„Ach — Theres'! Theres'!"

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals, fuhr ihm mit allen zehn Fingern in den dicken, schwarzen Haarwust und küßte ihn auf den Mund — wohl fünf Minuten lang — so fest, weich und geräuschlos!

Der Kuß wirkte wie ein Zauber auf den kleinen Doktor Balduin. Er gebärdete sich wie toll und voll — er biß um sich wie ein junger Fuchs, und schmiegte sich doch wieder in ihren Hals, an ihre Wangen so zart wie ein Maienkätzchen!

Und so, bald lustig auflachend, bald leise flüsternd und tief ersenfzend, mit tausend kleinen Haltepunkten und hundert größeren Stationen schlichen sie unter dem Volldampf süßer Liebespein den Wallgraben ringsum, der die ehrsame Stadt Beckenstedt als grüner, blütenbestickter Vennsgürtel umschloß. Und als sie wieder bei ihrem alten Turm am Thore angelangt waren, da verwunderte sich die kleine Schwarzwälderin nicht wenig, daß es nicht bloß Zehn, sondern sogar schon Elf längst vorbei sei.

„O Jesses-Maria, wie komm' i jetscht heim? Kei' Hausschlüssel hab' i mit und um Zehni sperren's alleweil zu!"

„Komm nur Schatz — sieh' zu — vielleicht haben sie Dir doch noch aufgelassen," tröstete der brave Balduin, ehrlichst besorgt. Er merkte nichts davon, daß ihn der trostlose Schelm zwischen den Fingern hindurch,

die sie im Jammer vor das glühende Gesicht gedrückt hatte, so eigen, mitleidig anschaute.

Er folgte ihr in einiger Entfernung nach zu ihrer Wohnung und überzeugte sich, daß ihre Hausthür wirklich fest zugesperrt war. Da war dem freilich die Verlegenheit nicht gering — und auf ihren vier Wangen ward ein ganzes Pfund Rotfeuer abgebrannt, bis endlich das rechte Auskunftsmittel gefunden und dankend angenommen worden war. — — —

Am nächsten Morgen, vor Tau und Tage schier, stand die Moosmüllerin schon wieder gestiefelt und geschnürt auf der Straße und der Doktor Balduin begleitete sie noch ein paar Schritte. Sie zog ihr Sacktüchlein hervor, um sich ihr hübsches Näschen zu putzen, das der Morgenwind kühl und feucht anhauchte; aber — o weh! Dabei fiel auch ein großer Schlüssel aus der Tasche und sprang mit hellem Stahlklang vom Pflaster empor.

„Was ist denn das?" rief Balduin bedenklich und hob ihr den verdächtigen Gegenstand auf.

„Das — desch ischt mei Hausschlüssele!" kicherte sie lustig.

„Ei, ei — ein schönes Schlüssele!"

„Ach geh' zue, du dalkets Büwele, Du hescht dannit etwa denkt . . ." Und sie fiel ihm lachend um den Hals und küßte ihn — so heiß, trotz ihrer kalten Morgenlippen! Das war freilich eine Erklärung. — —

Am nächsten Abend saß das wunderliche Liebespärchen beim traulichen Lampenschein auf dem alten Kanape, auf dem so viel hundert und tausend Abende das Mütterchen im Schwarzseidenen gesessen hatte, wenn es sich andächtiglich Balduins „Tau und Thränen" vorlesen ließ. Und die Leutchen hielten sich selig umschlungen und er hatte ihren Kopf an seine Schulter gedrückt und sagte, wie sinnend: „Weißt Du, Liebchen, ich hab' einen gescheidten Gedanken, glaub' ich!"

„Je geh', was denn, Schätzle?"

„Ich mein', wir sollten mit einander auf und davon gehen und ich sollte Dich heiraten."

„Mich heiraten!"

Die Theres' fuhr auf und starrte ihm ins Gesicht, als ob sie ihn für nicht ganz bei Sinnen hielte: „I so geh' zue. Treib' kei so G'spaß mit mir! Mi kannst dannit heuern wollen?"

„Warum denn nicht?" frug Balduin ernsthaft zurück. „Das wär' bei uns nichts neues: mein Vater hat gar seine Köchin geheiratet — und ich hab' mein Mutterchen so lieb gehabt, wie . . . fast so sehr, wie ich Dich lieb hab'!"

„Ja, ja — desch wär' schon recht — und dei Vatter, desch ischt amal e braver Kerl g'sen; aber i — schau', i bin Dir so guet, i mag' di nit irr' führen — Du wärst doch halt nit grad der Erscht'!"

„Ach, Schatz, laß das — sprich mir nicht davon! Wer hat nicht schon einmal zu lieben gemeint! Ich war sogar schon einmal verlobt und ich will auch nicht wissen, ob schon einmal ein Andrer vor mir Dein Herz besessen hat."

„Je — schau! Bei uns Weibsleuten isch desch doch so e Sach, desch da mit dem Herzle besitze! Und wenn's grad noch Aner g'sen wär vor Dir, Schatz — aber 's mögen ihr' wohl scho a Paar g'sen sein."

„Aber Liebchen — so laß das doch!"

„Nu ja freili wohl. S'isch am End nit so arg! Und wenn 'd a nit g'rad der Dritt' oder Viert' bisch — der Siebt' denk' i, magst scho' sein! Auf viel mehr kann i mi wenigschtens nit glei besinne!"

Diese ernsthafte Offenheit stand dem Schwarzwaldmädele reizend zu Gesichte — und als ihr nun gar ein paar grundehrliche Thränen aus den blauen Augen rannen, da hätte eigentlich gleich der liebe Herrgott selber klein beigeben müssen; sintemalen die Zähren schöner Sünderinnen bekanntlich im Himmel und auf Erden Wunder wirken!

Balduin Bröfel schluckte und würgte aber dennoch etlichermaßen mit Anstrengung die bittere Pille hinunter und ließ für diesen Abend den Gegenstand fallen. Als jedoch sein vielerfahrenes Liebchen von ihm gegangen war, da stieg er flugs zu Pegasus und verfaßte ein längeres Gedicht, welches, unter Anziehung unterschiedlicher klassischer Beispiele, die kühne Behauptung aufstellte, daß die wahre Jungfräulichkeit erst durch reiche Liebeserfahrung zu erwerben, daß Phryne die keuscheste Priesterin gewesen sei — und daß der leibhaftige Satan die frömmsten Augen von allen Engelein besitze! Lieber Himmel, so ein in Liebeslust tobsüchtig gewordener Dichter nimmt herzlich gern ein X für ein U, wenn's nur so besser zu seinem Herzensunwesen sich reimt!

Dieses Kunstwerk las Balduin seiner Theres' am andern Abend vor. Und sie verstand kein Sterbenswort davon — lachte aber recht ausbündig dazu. Das verstimmte den Dichter ein wenig. Als sie jedoch vor dem Heimgehen das Blatt sorgfältig zusammenfaltete und in ihrem Busen verbarg, da war er versöhnt und glücklich! — — —

Andern Tages hatte Balduin das überaus herrliche Wetter zu einem längeren Spaziergange benutzt. Er hatte die Richtung auf Burg Dannenberg eingeschlagen. Als er gegen Abend nach der Stadt zurückkehrte, machte er die letzte Rast an jenem nämlichen alten Ziehbrunnen, bei welchem

er ſein holdes ſchwäbiſches Liebchen zuerſt erſchaut hatte. In ſüßem Träumen ſtarrte er in die ſinkende Sonne hinein, bis ihm die Augen übergingen.

Da ſchreckte ihn ein mächtiges Gebell empor — und im nächſten Augenblick ſprang auch ſchon der Rieſenhund des Grafen Hochburg ſo wütend gegen den kleinen Doktor an, daß er ihn zu Boden geriſſen haben würde, hätte er ſich nicht an die Brunnenmauer angeklammert.

„Zurück — Lord!“ rief eine laute Stimme aus einiger Entfernung. Aber es war nicht die Stimme des Liebchens, ſondern eine krähende, ſchnarrende Mannesſtimme.

Der Hund ließ ab von ſeinem Opfer und wandte den Löwenkopf zurück. Da bemerkte erſt Balduin, daß der junge Graf ſelbſt auf der Landſtraße dahergeritten kam. Dicht am Brunnen brachte er ſein feuriges Tier zum Stehen. Der Hund ſprang hoch an ſeiner Seite empor, als fordere er mit Ungeſtüm weitere Befehle.

„Haſt Recht, mein Lordchen — kannſt den mufflichen Kerl nicht leiden! Ich auch nicht — haha! Hierher — tout beau! Überlaß den Herrn mir — mein Hundchen; ich werde ihn ſchon Mores lehren, den ſauberen Herrn Lehrer!“

So ſprach der Primaner zu einem Lehrer ſeines Gymnaſiums. Balduin Bröſel ward leichenblaß. Dies war der ärgſte Schimpf, der ihm noch in ſeinem ganzen Leben ſo voll Schimpf und Hohn angethan worden war. Er wußte, daß er ſchwach und mutlos von Natur war, er fühlte, daß er eine klägliche Figur ſpiele dieſem ſtolzen jungen Ritter, ja ſelbſt dieſem prachtvollen Hunde gegenüber! Aber eine unſinnige Wut bemächtigte ſich ſeiner Sinne. Er ſtürzte mit erhobener Fauſt auf den Grafen zu und ſchrie auf: „Unverſchämter Bube, Du!“

Das Pferd that einen Seitenſprung. Doch der Graf ließ ſich nicht aus dem Sattel bringen. Er beruhigte das Tier und dann holte er ein Papier aus der Taſche und ſagte höhniſch, es Balduin entgegenſtreckend: „Oho, mein Herr Doktor! Nur nicht ſchimpfen! Kennen Sie dieſen Wiſch?“

Auf den erſten Blick erkannte Balduin das unglückliche Gedicht, welches er ſeiner Theres' am Abend vorher verehrt hatte. Er war ſprachlos vor ohnmächtigem Grimm.

„Ja, ja, Herr Doktor,“ höhnte der Primaner. „Das Dings hab' ich heute bei meinem Schatz gefunden! Sie hatte es gut verwahrt — auf ihrem Herzen trug ſie's — haha! Und die goldne Uhr, die Sie ihr geſchenkt haben, die hab' ich mir erlaubt in ihre Atome aufzulöſen. Daß

Sie's nur wissen: ich halte mir mein Mädel für mich und nicht für meine Herren Lehrer!"

„Frecher Bursche!" knirschte Balduin: „Das melde ich heute noch dem Direktor!"

Der junge Graf lachte laut auf. „Na hören Sie mal, wenn Sie diesen Scherz dem Herrn Direktor erzählen, dann möchte ich doch lieber nicht mit Ihnen tauschen."

Balduin sah ein, daß er Recht hatte, der freche Spötter; aber Scham und Empörung waren so mächtig über ihn, daß er sich nicht zu beherrschen vermochte.

„Steig' herunter vom Pferde, Unverschämter, daß ich Dich . . ."

„Holla, Herr Doktor! Was denken Sie von mir? Ich kann Sie doch nicht auf offener Landstraße durchprügeln? Wenn Sie ein Gentleman sind, so werden Sie sich morgen früh um 7 Uhr mit Ihrem Zeugen in der kleinen Tannenkoppel rechts vom Wege nach dem Haidekrug einfinden."

„Gut denn — mein Bürschchen! Ich will Dir die Ehre anthun. Mann gegen Mann!" rief Balduin mit bebendem Pathos.

Der junge Graf lachte hellauf über die lächerliche Würde des kleinen Mannes und ritt in leichtem Trabe davon, nachdem er ihm noch zugerufen hatte: „Pistolen bringe ich mit. — Wenn Sie nicht kommen, weiß es morgen ganz Beckenstedt, wie Doktor Brösel in seinem Liebesdrange sich behilft!"

— — — — — — — — — — — — — —

Der Graf Hochburg und zwei andre Primaner, welche als Zeuge und Unparteiischer ihres Amtes walten sollten, warteten schon seit einer halben Stunde vergebens auf dem Kampfplatze.

„Na, da haben wir's ja!" rief der Herausforderer, zum zwanzigsten Male auf die Uhr schauend: „Er kneift!"

„Der feige Hund! Das sieht ihm ähnlich!" sagte der Unparteiische und spie aus.

Da ging ein Rascheln und Knacken durch die Bäume; die drei jungen Leute wandten aufmerksam ihre Köpfe nach der Richtung des Geräusches, und gleich darauf trat aus dem Dickicht — niemand anders als Ephraim Jeitteles. Mit Hohnlachen und Neckereien wollten sie ihn empfangen, aber sein garstiges Gesicht war so verstört, ernst und schreckensbleich, daß ihre Spottlust unwillkürlich verstummen mußte.

„Jeitteles! Gott, wie sehen Sie aus? Was bringen Sie? Wie kommen Sie her?" so schallte es ihm entgegen.

„Der Doktor Brösel — ist tot!" keuchte Jeitteles, heiser vor Aufregung.

„Tot!“

„Ja — und Ihr habt ihn totgehetzt, Ihr und Euresgleichen! Wie Ihr ein armes Wild tothetzt und noch darüber lacht, wenn es zusammenbricht — und nennt das ein edles Vergnügen! Ihr habt ihn totgehetzt, sein Blut komme über Euch und alle, die Euch gleich thaten!“

„Aber Zeitteles — was heißt das? Erzählen Sie doch!“

„Gut, ich will erzählen. — Also gestern Abend spät sucht er mich noch auf und bittet mich — mit Thränen in den Augen, kann ich Ihnen sagen, meine Herren! — ich möchte ihm den Gefallen thun und sein Zeuge sein — und erzählt mir die Sache in zehn Worten. Weil er der Einzige gewesen, der Mitleid gehabt mit mir und meiner Schande, sollt' ich der Einzige sein, der seine Not und seine Schande kennen sollte. Und ich hab' ihn abholen sollen aus seiner Wohnung heute früh halb Sieben. Ich komm' zur Zeit und klopf' und klopf' — keine Antwort! Da faß ich mir endlich ein Herz und trete ein — und da lag er im Wohnzimmer am Fenster in seinem Blute! Er hatte sich mit dem Rasirmesser die Kehle durchgeschnitten.“ — —

Die vier jungen Männer schwuren einen feierlichen Eid, daß sie die eigentliche Ursache des Selbstmords keiner Menschenseele verraten wollten. — —

Zwei Tage später fand das Begräbnis statt. Es hatte sich natürlich nicht vertuschen lassen, weß Todes der kleine Gymnasiallehrer verblichen war — und deshalb ging kein Pfarrer mit. An der Friedhofsmauer betteten sie Baldwin Bröfel zur seligen Ruhe ein, und Direktor Baltzer hielt ihm eine kurze Gedächtnisrede, in welcher er ihn mit warmen Worten als pflichttreuen Kollegen, weichherzigen Menschen und — höchst begabten Dichter schilderte.

Der Primaner Graf Hochburg war, als die stattlichste Erscheinung unter den Schülern, gebeten worden, namens der Anstalt einen riesigen Lorbeerkranz auf dem Grabe niederzulegen. Er entledigte sich mit edlem Anstande seiner Aufgabe. Plöschke, der Primus der Obertertia, hatte neue schwarze Handschuhe an und sein Kragen war steifer gestärkt denn je. Er warf auch seine drei Hände voll Erde in die offene Gruft! Sonst waren nicht viele von den Schülern anwesend, da die meisten bereits in die Ferien gereist waren.

„Sagen Sie, Herr Kollege,“ fragte auf dem Heimwege lächelnd der Konrektor den Rektor: „war wirklich an diesen Gedichten Bröfels etwas dran? Ich kann Ihnen nur sagen, von den Feinheiten antiker Metrik hatte er keine Ahnung — ich habe ihm einmal auf den Zahn gefühlt.“

Und Direktor Baltzer erwiderte ernſt: „Wir haben unſerem armen Kollegen oft bitter Unrecht gethan, fürcht' ich. Und unter ſeinen Gedichten ſind ein paar Sachen — die mir lieber ſind als Ihr ganzer Horaz!"

„Sie ſcherzen, Herr Kollege — Sie ſcherzen!" —

Dicht hinter ihnen wandelte nachdenklich Ephraim Jeitteles nach Hauſe und ſeine wulſtigen Lippen murmelten unaufhörlich: „Sie haben ihn totgehetzt! Sie haben ihn totgehetzt!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend desſelben Tages trat der junge Graf Hochburg in das Zimmer der kleinen Putzmacherin.

Theres' Moosmüller trank ihren Kaffee und weinte bitterlich dabei.

„Ach, höre mal, Schatz', jetzt laß endlich das Heulen ſein!" rief er ärgerlich, indem er ſeine Reitpeitſche und ſeine Handſchuhe auf das Sopha warf. „Nach Allem, was Du mir angethan haſt, könnteſt Du Dich jetzt wenigſtens ein bischen zuſammennehmen, dächt' ich. Komm', gleich giebſt' mir einen ſchönen Kuß!"

Da warf ſie, wütend aufknirſchend, ihm die Kaffeetaſſe ins Geſicht.

Unser Dichteralbum.

Ein Ende vor dem Anfang.

Ganz leiſe erſt, noch in den zart'ſten Fäden,
Spann ſich ein Band von Dir zu mir herüber . . .
Oh! Voll war ich des köſtlichſten Erwartens,
Und ſüße Hoffnung hat mich oft berauſcht.
Ich liebte Dich vielleicht noch nicht . . . Und doch —
Ich wußte es: die Stunde, ja, ſie käme,
Wo ich Dich ſanft in meine Arme nähme,
Dich an mich zöge, küßte . . . und tief atmend
Du Dich auch mir zu eigen geben würdeſt . . .
Ich lebte dieſer Stunde ſtill entgegen
Und zehrte ſchon von ihrer Freude Segen . . .

Und nun kam's doch noch anders. Zaghaft faſt
Stand auf ein müder, milder Wind . . . und langſam,
Wie ſpielend, wie in harmlos neck'ſchem Zufall,
Hat er die weichen Flocken des Gewebes,
Das zart von Dir zu mir ſich angeſponnen,
Zertändelt . . . Sieh, mein liebes Kind, nun flattern
Die kleinen, loſen Maſchen wie verwaiſte,
Verlorne Seelchen durch die ſtummen Lüfte . . .
Und drüben nun ſtehſt Du, ich ſtehe hüben —
Und traurig ſehn wir unſer Glück zerſtieben . .

Ich liebte Dich vielleicht noch nicht . . Vielleicht
Lieb' ich Dich jetzt noch nicht . . . vielleicht nicht mehr . . .
Nein! Aus dem Wege gehen wir uns nicht.
Ja! Wir begegnen uns noch ziemlich oft . .
Und unſre Augen ſuchen ſich und bleiben
Auf einen . . . Augenblick in tiefem Anſchaun,
Nicht ſcheu, nicht ſchüchtern und wohl vorwurfslos . . .
Und nur wie Neugier, wie ganz zarte Neugier
Liegt es in unſrem Blick . . . dann gehen wir
Vorüber aneinander ſtumm und ſtill . . .

Ich weiß: wir werden uns nicht wieder finden —
Und aus einander weiter, immer weiter
Wird uns das Leben unſre Wege führen . . .

Nur manchmal zittert leis die Frage auf,
Das ſcheue Kind verſchwiegner Stunden: wenn
Nun dieſes Wiſſen dennoch trügriſch wäre?
So trügriſch wie das erſte? Würd' ich ſäumen,
Da ſich zum andren Mal das Glück mir böte,
Es zu ergreifen und es feſtzuhalten? . . .

Es folgt der Nacht die junge Morgenröte —
Doch meinem Leben blühet noch das Licht,
Doch meinem Leben blühet noch der Tag
Und ſeines Schaffens ungemeſſ'ne Freude . . .
Noch darf ich meine Kraft im Kampf vergeuden,
Noch habe ich ein Recht auf rote Wunden,
Noch ſchierts mich nicht: Ob träge Abſeitsruh,
Ein Opfer der alltäglichſten Geſchichten,
Im erſten beſten Winkel ich gefunden,
Noch darf ich kühn auf „ſtilles Glück" verzichten!
Es zu ergreifen — ja! ich würde ſäumen —
Und dann auch: ſelbſt, wär' ich zu feig dazu:
Nein! Nein! Ich halt' nicht viel von reparierten Träumen . . .

München. Hermann Conradi.

Die Wacht an Heinrichs IV. Leiche.

I.

„Des Kaiſers Leiche, noch im Tod gebannt,
Darf nicht begraben werden; ausgeſchloſſen
Iſt ſie für immer vom geweihten Land."
So ſpricht der fromme Klerus. — „Rings umfloſſen
Steigt in der Maas ein Eiland aus der Flut,
Da iſt der Sarg fürs erſte aufzuſtellen;
Ob er umſtürmt von Winden und von Wellen,
Was kümmert's uns, wo der Verfehmte ruht!"
Raſch iſt der Sarg von Holzwerk überdacht —
Wie niedrig ſind des Kaiſerſchloſſes Hallen! —
Am Sarge ſelber hält ein Mönch die Wacht,
Eintönig, trübe klingt ſein betend Lallen.
Es eint ſich leiſe mit der Wellen Sang,
Erſtirbt dann wieder in des Sturmes Reigen,
Und wenn zur Nacht ſo Flut als Winde ſchweigen,
Tönt landwärts ſtetig jener Stimme Klang.

Aus heil'gem Lande zog am Pilgerſtab
Der fremde Mönch vor wenig kurzen Wochen,
Nun kniet er willig an des Kaiſers Grab,
Beim toten Herzen eines, das gebrochen!
Den Schwärmer nennet ihn der Mönche Chor,
Fährt ihn zum kargen Mahl das Bot zu Lande.
Ihn kümmert's nicht, ob wild die Flut auch brande,
Stets dringet ſein Gebet zu Gott empor.
Nur oft, wenn aus den Pſalmen ihm ein Wort
Die Seele trifft, wo kaum verharſchte Wunden
Aufs neue bluten, niemals zu geſunden,
Da ſchrickt er jäh empor — doch neigt ſofort
Das greiſe Haupt auf ſeine Hände ſich.
Jetzt klinget leiſe murmelnd von der Bahre
Des Aſſaph Lied: Der Zeit gedenke ich,
Der alten Zeiten, Herr, der vor'gen Jahre.*)

„Mein Gott, mein Gott, was läßt Du mich allein,
Mit meiner Seele irrenden Gedanken,
Die ewig zwiſchen Höll' und Himmel ſchwanken
Und höhnend mich des ew'gen Todes zeih'n?
Dem Land der Gnaden, — doch nicht gnädig mir —
Bin ich entflohn auf ſchwachen Greiſesfüßen
Und kniee, toter Kaiſer, nun bei Dir,
Beim größten Elend meine Schuld zu büßen.
Du haſt gelitten, und ſo litt auch ich —
Du fehlteſt — doch geſühnt iſt Dein Vergehen,

*) Pſalm 77.

Noch muß der Strafe ich entgegenſehen,
Ob meinem Haupte wölkt ſich's fürchterlich!

„Der alten Zeiten denk' ich — beten kann
Ich weiter nicht! Ich ſeh' das Weib, das bleiche,
Heraufbeſchwörend alter Tage Bann:
So ſei denn Beicht'ger mir des Kaiſers Leiche!

„Wir waren jung und ſie, ſie war auch ſchön,
Schön wie die Jungfrau in der Dorfkapelle,
Und ich, entronnen kaum der Schule Schwelle,
Ich glaubte ſie entſtammt aus ſel'gen Höhn.
Ein Abend war's, wo goldig klar und tief
Der Himmel durch die grünen Zweige ſchaute,
Im ſtillen Haine jeder Vogel ſchlief,
Ein linder Segen ſtill herniedertaute.
Wir ſtanden ſchweigend, innig Hand in Hand,
Von ferne her die Abendglocken ſchallten,
Sie löſte ihre Hand zum frommen Falten,
Das Haupt in Andacht niederwärts gewandt.
Ich ſah ſie an — des Prieſters volle Weihen,
Noch banden ſie mich nicht, es durfte ſein,
Zum Eheweibe durft' ich ſie noch freien!
Ich ſprach ein einzig Wort und ſie war mein!
„Und ſcheuſt Du, ſagt' ich, ſüßes Lieb, Dich nicht,
Des Prieſters Weib Dich aller Welt zu nennen?
Ob wir auch heilig unſre Liebe kennen,
Schon fällt die Welt ein höhnendes Gericht!"
„„Ich habe Gott mein Lieben vorgelegt,
Er zürnte nicht, ſprachſt Du, und kein Begehren
Hat in mir wider ihn ſich aufgeregt,
Drum glaub ich Ihm und glaub auch Deinen Lehren.
Wie in das Meer der Sonne Auge flammt,
So geb' ich Dir mein ganzes Sein und Weſen,
Du kannſt in mir zu jeder Stunde leſen
Und nur durch Dich ſei ich von Dir verdammt.""

Es war ein Jahr, ich glaub' es jetzt noch kaum,
Daß ſolches Glück auf Erden ſei gefunden! —
Nun knie' am Sarg ich — alles war ein Traum,
Auch flog es hin wie wenig flücht'ge Stunden.
Ein Mägdlein hielt mein junges Weib im Arm,
Das lichte Haar umſpielt vom Morgenwinde,
Seh' ich am Rain ſie ſitzen mit dem Kinde,
Doch da begann ſchon meines Lebens Harm.
Fern aus dem Süden kam ein rauhes Wort:
Der Kleriker darf ird'ſche Lieb' nicht kennen,
Die Kirche ſei ihm Weib und Kind hinfort,
Der Prieſter Ehen eilends ſind zu trennen!
Da ſchwand in trübem Sinnen manche Nacht,

Was recht und gottgefällig mir erſchienen,
Das ſah mich an mit hohnverzerrten Mienen;
Doch ward nicht leicht das Opfer dargebracht!
Bleich ward die Wange, trüb der Augen Licht,
Unruhig ward und wechſelnd mein Gebahren,
Mein Weib ſah ſorgend mir in's Angeſicht!
Sie hat den Grund nur gar zu bald erfahren!
Rings trennten in dem Lande weit und breit
Der Prieſter Ehen ſich in ſtummem Jammer,
Es ſchloſſen meiſt ſich in des Kloſters Kammer
Die Seelen, die einander ſich geweiht.
Und einſt um eine ſtille Siedelei,
Wo ſonſt nur frommer Liederton erſchallte,
Erhob ſich wüſtes, lärmendes Geſchrei
Und Fäuſte ſah ich, drohend mir geballte!
„Das Weib heraus, das deinen Stand entehrt,
Heraus mit ihr, daß wir den Weg ihr weiſen!“
Schon fühlt' ich mir das Blut im Hirne kreiſen,
Und wieder rief es: „Einlaß uns gewährt!“
Hochaufgerichtet in dem Zimmer ſtand
Das arme Weib, mein kleines Kind im Arme,
Sie regte ſich, zur Thüre griff die Hand,
Sie wollte fügen ſich dem wilden Schwarme.
Ich aber riß ſie fort und rief hinaus:
„Ich habe hier und ich allein zu richten,
Zur Vesperglocke ſoll ſich alles ſchlichten —“
Und dumpfe Stille herrſchte um mein Haus.
Da wachten in mir alte Zweifel auf:
Der hundertſtimm'ge Ruf, des Volkes Stimme
War Gottes Urteil in gerechtem Grimme;
Verdiente Strafe nahm den ſchnellen Lauf.
Wir ſündigten — vor Gott und aller Welt!
Von Schuld und Glück unſelige Verkettung!
Ein Mittel gab es nur zu unſrer Rettung:
Ewig Getrenntſein! Nun, wie's Gott gefällt!
Doch ob die Monden und die Jahre gehn,
Vergeſſen werd' ich nie die bange Stunde,
Da ich ihr ſagte, was von uns geſchehn,
Als wir die Hand gereicht zum Ehebunde.
Sie ſprach kein Wort, — doch dies war fürchterlich —
Zur Thüre ſchritt ſie, unſer Kind am Herzen,
Doch hielt, ein offner Abgrund ew'ger Schmerzen,
Ihr Aug' auf meines feſt gerichtet ſich!
Und dieſer Blick, ſo gram- und vorwurfsſchwer,
Der mich in jener Stunde hat getroffen,
Nicht nur auf Erden ſtirbt er jemals mehr —
Auch drüben kann ich kein Vergeſſen hoffen!
Wohin ſie zog, erfahren konnt' ich's nicht,
Doch Ruhe fand ich nicht, da ſie entſchwunden, —

Digitized by Google

Was ich gelitten hab' ſeit jenen Stunden,
Es mildert, Herr, vielleicht Dein letzt Gericht!
Sie ruht wohl lange ſchon im engen Schrein,
Es ſtrafte mild der Richter ihr Verirren,
Allein das Kind — es war noch gar ſo klein,
O wie die Sinne ſich in mir verwirren! —
Oft ſchrei' ich auf in wilder Raſerei,
Nach Weib und Kind breit' ich die müden Arme,
Dann wieder ſag' ich mir in tiefem Harme,
Daß eitel Sünde nur mein Sehnen ſei!
Und dennoch beugen kann ich nicht den Sinn,
Die Herzen, die in jener Zeit gebrochen,
Sie ſagen: unrecht hat der Papſt geſprochen —
So bin ich denn geworden, was ich bin!
Von Angſt und Zweifel ewig umgejagt
Bin ich gewallt zu allen heilgen Stätten,
Doch ſei das todesſchwere Wort geſagt:
Ich konnt' in Frieden nie zum Schlaf mich betten.
Und knie' ich hier im brünſtigſten Gebet,
So hör' ich doch ein leiſes Hohngelächter;
Ich fühle, daß, ein unſichtbarer Wächter,
An meiner Seite längſt der Wahnſinn ſteht.
Gebeichtet hätt' ich; doch Abſolution
Kannſt Du, o Toter, nimmer mir verſchaffen,
Im Oſten graut ein trüber Morgen ſchon,
Zum Beten will ich mich zuſammenraffen.

II.

Die Tage ziehn in ewig gleichem Lauf,
Am Sarge kniet der Mönch in ſich verſunken,
Aus ſeinem Auge ſprühen irre Funken,
In wilder Angſt ſtöhnt er zum Himmel auf.
„Du Geiſt des Toten, dem mein Beten gilt,
Das grauenvolle Leid, das mir geſchehen,
Das Elend, das in meiner Seele ſchwillt,
Du kannſt es nur und doch nicht ganz verſtehn.
Du haſt ein Obdach für Dein Haupt geſucht,
Dein Herz war müde, weil der Kinder Haſſen
Hinaus Dich ſtieß, doch kannſt Du dieſes faſſen?
Mich hat mein Kind, mein einzig Kind, verflucht!
Ich fand es wieder — o, daß ich es fand!
Die Sonne ſchien in Mittagshitze nieder,
Da führte mich das ſchwanke Boot ans Land,
Zum Kloſter trugen mich die alten Glieder,
Schon ſtieg mein Fuß den Kloſterberg hinan,
Als wilder Jubel an das Ohr mir gellte.
In Eile richtete die leichten Zelte

Ein fahrend Volk auf grünem Wieſenplan.
Ein luſtig Treiben, derber Lieder Klang
Entſpann ſich bald, doch kann ich nicht beſchreiben,
Was mich auf einmal nach dem Platze zwang,
Ich mußte ſehen jenes bunte Treiben.
Am wild'ſten ſprang an eines Burſchen Arm
Ein junges Weib im armen Flitterkleide,
Doch ſtieß ſie jäh den Tänzer von der Seite,
Und keuchend trat ſie aus dem tollen Schwarm.
Und wie ſie ſo das Haupt zur Seite wandte,
Ein wenig nur, daß kaum die Haare flogen,
Da fühlt' ich, wie das Herz in mir entbrannte,
In ihre Nähe fühlt' ich mich gezogen.
Und da, o ſeltſam, unbegreiflich Grau'n —
Dies war mein Weib, mein Weib in jungen Jahren,
Ihr Wangenrund umwallt von blonden Haaren,
Und doch verändert mußt' ich ſie erſchau'n!
Auf dieſen Wangen blich ſchon längſt die Scham,
Von dieſen Lippen leichte Rede ſchwirrte,
Doch las ich auf der Stirn geheimen Gram,
Ein bittres Lächeln ihren Mund umirrte!
Ich ſah ſie an, ſie wandte ſich zu mir,
Sah mein Gewand — und aus des Auges Gluten
Ein wildes Feuer flog, als ob in mir
Verborgne Gründe ew'ger Schande ruhten.
Ich blickte ſtarr ſie an — doch totenſtumm,
An ihrem Hals hing gülden ein Geſchmeide —
Das trug mein Weib an ſeinem Hochzeitskleide —
Verachtend wandte ſich *mein Kind* dann um!
Ins Kloſter floh ich da in wilder Haſt,
Anſtatt zum Mahle ging ich zur Kapelle —
Beim Beten fand ich weder Ruh' noch Raſt,
Ob ich auch wund mich kniete an der Schwelle.
Und als der Nebel aus dem Thale ſtieg,
Schlug ich den Pfad ein, der zum Plane führte,
Ich *mußte* ſprechen ſie, doch in mir ſchnürte
Das Herz ſich zu, zum Tode war ich ſiech!
Am Kreuzweg ſteht ein altes Heilandsbild,
Ich ſchritt vorbei, das Haupt in Weh verſenket,
Da hört' ich Worte ſchauerlich und wild! —
Mein Kind ſtand dort, in grimm'gem Trotz verſchränket
Die Arme auf der Bruſt, ſah ſie empor
Verzweiflungsſtarr, ſie hörte nicht mein Kommen,
Mit kurzem Atem, keuchend und beklommen,
Stieß ſie gebrochen jedes Wort hervor.
„„Der Du die Arme ſuchend ausgeſpannt
Am Kreuze hängſt mit liebender Geberde,
Haſt Du da droben *einmal* mich erkannt,
Wenn je Du noch herniederblickſt zur Erde?

Doch meine Schande ſagt ein gellend Nein,
Und tauſendmal ein Nein! ſpricht meine Sünde;
Ja, wenn ich noch etwas von Reu' verſtünde,
So glaubt' ich wohl da droben an Verzeih'n!
Reut mich ein Leben nichtgewollter Schuld?
Ich lebte ſo — doch war es um zu ſterben!
Und oft verlor im Rauſch ich die Geduld,
Daß man ſo lange braucht, um zu verderben!
Die wunde Bruſt, ſie wird gar bald nun frei,
Und wenn ſie mir ein elend Grab bereiten,
Soll in das Ohr von Deinen Gottgeweihten
Noch furchtbar gellen meiner Seele Schrei!
In meinem Buſen iſt ein großes Grab,
Drin liegt im Sarg mein Glauben und Vertrauen,
Kein Ruf, kein Beten dringet da hinab,
Doch ſteiget aus der Gruft ein höhnend Grauen!" "
Sie ſchlug die Hände vor das Angeſicht,
Da bin ich eilend zu ihr hingetreten:
„Du armes Weib, zuſammen laß uns beten,
Das Schrei'n der Armen, Gott verſchmäht es nicht!"
Und das Gebet, das für mich ohne Kraft,
Wie iſt es brünſtig meinem Mund entglitten!
Doch hatte ſie ſich meinem Arm entrafft
Und hörte mit Verachten auf mein Bitten.
„„Was willſt Du Prieſter? Steig zum Berg hinan!
Im Kloſter melde meine Läſterworte!
Was ſäumeſt Du? dort winkt Dir ja die Pforte,
Dann bin ich bald in Milde abgethan."" —
„Ich will Dich tröſten." — „„Prieſter, keinen Spott!
Du kannſt den Andern ſchöne Worte machen,
Und glaubte Deinem Lügen ſelbſt ein Gott,
Ich würde doch Dich kennen und verlachen!
Und beugte ſich vor euch die ganze Welt,
Nun, ich allein, ich trotze Deinem Segen."" —
„Weib, nicht als Prieſter komm' ich Dir entgegen,
Du weißt es nicht, was mir die Seele ſchwellt,
O hör mich an!" — „„Und weißt Du, wer ich bin?
Bin eines Prieſters Kind — und bin verlaſſen!
Elend und ſündig! — Weißt Du, wer ich bin?
Sie werden's bald Dir ſagen in den Gaſſen!
Von meiner Unſchuld, meiner Jugendzeit,
Iſt nur der Mutter Kleinod mir geblieben, —
Und der ſie einſt aus ſeinem Arm getrieben,
Sie hat im Tode noch ihn benedeit!
Ich kann es nicht! Der Mutter Todesqual,
Mein Herz, ſobald in eklen Staub gezogen,
Mein ew'ges Elend rufen allzumal!
Um meine Seligkeit bin ich betrogen!
Wer hat nicht wegzuwenden ſich geſucht,

Digitized by Google

Wenn meiner Herkunft Schande er erfahren?
Und ſtänd' er hier, der Mann in grauen Haaren,
Wär' er von mir und ich mit ihm verflucht!"" —
„Mein Kind, mein Kind!" — Ich ſchrie's in Schreckensdrang,
Da ſah ſie ſtarr mich an, wie fiebertrunken,
Wahnſinn'ges Lachen jäh ſich ihr entrang,
Und leblos war zu Boden ſie geſunken.
Doch plötzlich hatte ſie ſich aufgerafft,
Eh' ich die Sinne wieder konnte faſſen,
Enteilte ſie mit letzter Lebenskraft —
Auf ödem Wege fand ich mich verlaſſen!
Wie ich zurückgekommen weiß ich nicht,
Doch ſchüttelt's mich, daß einſt am jüngſten Tage
Mein einzig Kind zu fürchterlicher Klage
Die Hand erhebt zu meinem Endgericht!
Und fern im Morgen ſtieg das Licht empor,
Da — an dem Strand ein traurig Glockenläuten,
Dazu ein dumpfer Sang und Leichenchor;
Der Mönch erbebt, was ſoll der Klang bedeuten?
Es trieb ihn hin in ungewohnter Haſt:
Im ſchlichten Sarg zu langer Ruh' gebettet,
Des Haares wilde Stränge ſanft geglättet,
Da lag ſein Kind in ſtiller Todesraſt.
Nie wieder je dies bange Herze ſchlug,
Das ſich in Todesqualen ausgeblutet,
Auf ihrem Antlitz lag ein Friedenszug,
Die Stirne war vom Morgenrot umflutet,
So ſpricht nicht der Verdammten Angeſicht!
Der Mönch warf ſich gebrochen an die Bahre,
Der ält'ſte Fahrende im grauen Haare
Sprach zu ihm leiſe: „Bruder, weinet nicht!
Als ſie ins Zelt zurückkam, letzte Nacht, —
Sie ſchweifte, wie ſie pflegte, auf der Haide —
Da haben treulich wir bei ihr gewacht,
Als ſie gekämpft mit grauſ'gem Todesleide.
Geſpenſt'ge Bilder der Vergangenheit
Sah ſie im Fieber drohend ſie umringen,
Dann ward ſie ſtiller, und die Ewigkeit
Hat über ſie gebreitet ihre Schwingen.
Und einmal hob ihr ſchwacher Leib ſich noch,
Als ob erneute Kraft ſie in ſich trüge,
Ein reines Lächeln flog um ihre Züge,
Und leiſe ſprach ſie: „„Und ich ſeg'n ihn doch!""
Da brach der Mönch zuſammen, ſchluchzte laut
Und küßte weinend ſeines Kindes Wangen,
Und als ihr Leib der Erde anvertraut,
Da iſt er ſtill zur Maas hinab gegangen.
Zum ſtillen Eiland nahm er ſeine Fahrt,
Und eine Nacht noch hat er dort geſungen,

Noch iſt ſo innig nie ſein Pſalm erklungen,
Seit in dem Strom der Kaiſer aufgebahrt!
Und ſegnend ob dem Sarg lag ſeine Hand:
„Ich brauche fürder nicht für Dich zu beten,
Du biſt beim Eintritt in der Sel'gen Land
Vor einen milden Richterſtuhl getreten.
Und der mein Kind die Ruhe finden ließ,
Er ruft auch mich, wenn einſt ich ausgerungen
Und nun mein Herz, das irrende, geſprungen,
Wie einſt den Schächer in das Paradies!"
Dann zog er fort. Wohin? Sie wußten's nicht.
Dem Kloſter blieb er und der Welt verborgen,
Doch findet wohl den Weg des Himmels Licht
Zu ſeinem einſt'gen Auferſtehungsmorgen!

Leipzig. Jeanne Bertha Semmig.

Xenien.

Von Ernſt Ziel.

(Kannſtatt.)

Die Welt iſt wahrhaftig die reine Pracht —:
Hier unten Hader, dort oben Nacht!
Hier unten auf Erden iſt nichts als Kampf
Und Zungengezeter und Schlachtengeſtampf;
Frißt doch ringsum mit Haut und Haaren
In Scharen ach! und aber Scharen
Erbaulich einander das liebe Vieh.
Blind wütet der Krieg, die Klauen erhoben,
Vom Menſchen abwärts bis zu den Mikroben
Und macht das Leben zur Parodie,
Und was ſich nicht meiden möchte und miſſen,
Wird grauſam von einander geriſſen
Und weiß nicht wann und weiß nicht wie.
Und oben, ihr Herren? Oben, ja oben
Hängt eures Jenſeits Schleier. Noch nie
Hat ihn die Weisheit der Weiſen gehoben.
Und faß' ich's zuſammen, ſo frag' ich: Wie?
Blut deckt die Tiefen und Nacht die Höhn —
Wie darf da mit großem Redegetön,
Wie darf da eure Philoſophie
Eine Welt, die ſchlecht iſt von unten bis oben,
Noch als der Welten „beſte" loben?

*

Nichtſein erkauft mit eines Lebens Schweiße?
Zum Himmel lodern und im Staub verglühen?

Zu kalter Gruft ſo ſonnenheiße Reiſe
Und um ein bischen Schlaf ſo langes Mühen?
Woran das Herz mit Andacht hängt und Bangen,
Begeiſt'rung für der Seele höchſte Güter —
Verbleichen wird es mit dem Rot der Wangen?
Und was gebaut die edelſten Gemüther,
Die über die bedürft'ge Erde wallen,
Auch das, auch das wird einſt in Schutt zerfallen
Und weiſ'rer Enkel prahleriſch Gelächter
Wehn übers Grab verſunkener Geſchlechter?
Was lohnt es ſich, ſolch Leben zu ertragen,
Sich gegen Niedres flammend zu erheben,
Um Luſt zu jauchzen und um Leid zu klagen?
Ach! Fragen ſind es, die in unſer Leben
Zerfleiſchend wie mit Geierklauen greifen
Und ſcheuen Fluges mit den düſtern Flügeln
Uns das gedankenmüde Haupt umſchweifen.
Iſt doch ins Jenſeits uns der Blick verhangen,
Wie ſchwer wir auch den Wunſch des Schauens zügeln;
Denn unſer Weggenoſſe heißt Verlangen,
Verzicht das Gut, das wir am Ziel erwerben.
Dein tiefes Wort hör' ich auf allen Wegen,
O Sophokles: Gut iſt es, früh zu ſterben,
Doch nie geboren ſein, iſt höchſter Segen.

*

In die Welt bin ich gekommen
Ungefragt,
Werde einſt hinweggenommen
Ungefragt,
Soll nun zwiſchen dieſen beiden
„Ungefragt"
Wenig hoffen, vieles leiden,
Bis ich einſt in anderm Licht
Ewig, wie die Kirche ſpricht,
Werde ungefragt zuletzt
In persona fortgeſetzt?
Ich, ein Wurm voll Not und Pein,
Und dazu noch ewig? Nein!
Dieſes letzte „Ungefragt",
Das euch ſchmeichelt und behagt,
Mir macht's die Tragödie ſchnöde —
Lieber wär' ich kein Tragöde.

Der rote Baradel.

Ein Charakterkopf aus dem französischen Parlament.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Ein ehemaliger Lehrer und Sohn eines Lehrers. Es war zur Zeit des liberalen Pharisäertums der Julimonarchie. Die mundfertigen Freiheitshelden schwärmten für Versöhnungs-Ministerien und ersannen tausend Schliche, um selbst in einem solchen zu figurieren.

Man suchte die Wandelbarkeit der Grundsätze dem gutmütigen, loyalen Volke für Unabhängigkeit des Charakters aufzubinden; man tanzte bald auf dem rechten, bald auf dem linken Bein und gab sich alle erdenkliche Mühe, um die Vorteile der Unterwürfigkeit und die Ehren der Unabhängigkeit zugleich zu genießen. Die Verstellungskünstler galten Oben als die besten Parlamentarier.

„Von Zeit zu Zeit machten sie dem Ministerium Opposition, aber so liebreich, daß dasselbe wie ein umgekehrter Pyrrhus sagen konnte: Noch einmal eine solche Niederlage und wir haben gesiegt!"

Von einem flotten Deputierten dieser Sorte, dem rechtsgelehrten Dupin, der einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke seiner Wähler hatte, meldet die damalige Flugschriften-Litteratur wunderbar erbauliche Dinge. Einer seiner Wähler, dem das Herz auf dem rechten Fleck und die unbestechliche Bürgertugend treue Genossin geblieben war, schrieb an den ehrenwerten Parlamentarier:

„Ihr Schutz hat jede edle Gesinnung in seinem Schatten erstickt. Unsere jungen Leute sind im zwanzigsten Jahre zu berechnenden Greisen geworden. Wir haben uns gewöhnt, keinen politischen Akt zu vollziehen, ohne uns vorher zu fragen, was Sie, das öffentliche Gewissen des Bezirks, dazu sagen würden. Die Furcht, Ihren Unwillen und die Hoffnung, Ihr Wohlgefallen zu verdienen, ist seit zehn Jahren unsere einzige Richtschnur. Sie haben den verderblichsten Geist der Selbstsucht und der Ränkelust unter uns großgezogen. Aus unseren ehrlichen dicken Nullen haben Sie Staatsschmarotzer und Stellenjäger gemacht. Man ließ Dummköpfe studieren, um sie durch Sie versorgen zu lassen; man heiratete die Töchter Ihrer Bedienten, um Ihre Protektion als Mitgift zu erhalten. Ihre Empfehlung galt statt erworbener Rechte und ersetzte Tugend und Tüchtigkeit. Die Redlichkeit, welche ohne Ihre Empfehlung erschien, war ein Fremdling im Orte, das Talent, das Sie nicht auf den Leuchter pflanzten,

erſtickte. Sie wurden als die Vorſehung des Bezirks betrachtet. Nächſtens hätte man Sie um Regen und Sonnenſchein angegangen, und wenn Sie in der Kirche von Clamecy einen Altar gewünſcht hätten, der Gemeinderat hätte Ihnen flugs zwei errichtet . . . "

Der aufmerkſame Leſer erkennt an dieſer kleinen Probe ſofort, daß er nicht einen vulgären Schmähbriefſchreiber vor ſich hat, ſondern einen jener klaſſiſchen Pamphletiſten, wie ſie unter politiſch und human gebildeten Völkern von lebhaftem Freiheitsſinn in ſchickſalsmächtigen Wendepunkten des Staatslebens erſtehen. Und in der That, der arme Provinzlitterat Claude Tillier verdient als politiſcher Satyriker einen Ehrenplatz neben dem gefeierten Paul Louis Courrier. Geboren im Jahre 1801, ſah er ſein leiſtungsfähiges Mannesalter in eine der verworrenſten und unlauterſten Perioden der franzöſiſchen Monarchenpolitik fallen, die über den mündig gewordenen Volksgeiſt hinweg ſich auf den Trümmern der Revolution und des erſten Kaiſerreichs wieder häuslich einzurichten und die legitimiſtiſchen Erbtümer komfortable zu reſtaurieren ſuchte. Claude Tillier war Journaliſt, Pamphletiſt, Romancier — und eine zeitlang um des lieben täglichen Brotes willen ſogar Schulmeiſter, und das alles weit ab von Paris, mitten in der Provinz, die damals als beſonderes Tummelfeld für die politiſchen Ausbeuter alle erdenkliche Unbill über ſich ergehen laſſen mußte. Als Publiziſt wie als Lehrer hatte er in ſeiner ländlichen Vereinſamung einen ſchauerlich harten Stand wider den ſiegestrunkenen Bund von Junkern, Pfaffen und deren intereſſierte Gefolgſchaft. Gegen den Clerus, der gar ſchwer auf das franzöſiſche Landvolk, auf Schule und Familie drückte, führte der unerſchrockene Claude Tillier die wuchtigſten und glänzendſten Streiche. Sein Mut und ſein litterariſches Rüſtzeug ſind gleich bewundernswert.

. . . . „Wer von uns beiden," ruft er in einem ſeiner Pamphlete aus, „wer von uns beiden verdient ſein Brot ehrlicher, ihr Biſchöfe oder wir Schulmeiſter? Wir ſtecken vom Morgen bis zum Abend in einem Rudel Kinder, welche wie eine Meute kläffen, und quälen uns, um die ſchwerfällige, verroſtete Maſchine, die man Schule nennt, in Gang zu halten, wir ermüden uns wie der Holzhacker, der ſeinen Keil in einen Klotz treibt, um Buchſtaben und Silben in die harten Kinderköpfe zu keilen und ſetzen unſere Lunge daran, langweilige Erklärungen hundertmal wiederzukauen. Der arme Wegmacher kann ſeine Hane einen Augenblick ruhen laſſen, um einem vorübergehenden guten Freund die Hand zu drücken; der Maurer auf ſeinem Gerüſte dreht den Kopf nach der Gaſſe und grüßt ein hübſches Mädchen, welches freundlich zurückgrüßt. Der Schloſſer, während er den

Digitized by Google

Blasbalg auf- und niederzieht, träumt von seiner Heimat und vom Tage des Wiedersehens; der Schneider, der seinen Rock näht, findet in einer Falte des Tuches ein lustiges Lied, das er wieder und wieder erklingen läßt . . . Aber wir, wir müssen unsern Kopf bewachen, wie eine Schildwache ihren Platz; wir müssen jeden Traum, jede Erinnerung, jeden Wunsch unerbittlich abweisen; wir müssen sehen und sprechen zugleich, diesen bändigen, jenen anspornen, hier die Ordnung wahren, dort den Fleiß erwecken, kurz wir müssen die Arbeit thun von dreien. Manche von uns haben glänzende Fähigkeiten, aber wenn sich ihr Geist in höhere Regionen aufschwingen will, müssen wir seine Flügel an den Katheder nageln; sie haben ein goldenes Werkzeug und müssen Steine damit klopfen. Und Ihr, Ihr Herren Bischöfe, was thut Ihr inzwischen? Ihr predigt auf einer Kanzel, Ihr spaziert als kleine Herrgötter unter einem Baldachin, Ihr laßt Euch von Leviten beräuchern, oder Ihr verbannt gar einen alten Pfarrer aus seinem befreundeten Sprengel. Für dieses harte Stück Arbeit zahlt Euch die Regierung zehntausend Francs per Jahr; aber Ihr seid nicht die Leute, die sich mit so wenigem begnügen. Ihr macht jedes Jahr eine Reise und wenn Ihr fünfzig Stunden weit gefahren seid, kehrt Ihr ermattet und erschöpft in Euren Palast zurück und verlangt zweitausend Francs Reisediäten. Ach, wie viele von uns wären überglücklich, wenn sie die Hälfte von dem und für die saure Arbeit eines ganzen Jahres bekämen, was Ihr doppelt bekommt und für acht Tage Frühstücken, Mittagessen und durch Triumphpforten-Gehen!

„Wollt Ihr etwa behaupten, Euren Fähigkeiten gebühre die größere Belohnung? Wer sagt Euch denn, daß zu einem Bischof mehr Verstand gehört, als zu einem Schulmeister? Ein guter Lehrer muß alles wissen, sogar ein wenig Theologie; aber ein Bischof — was weiß der *außer* seiner Theologie, die er oft schlecht weiß? Glaubt Ihr, ehrlich gestanden, ich könnte nicht auch heilige Öle reichen; aber die Frage ist, ob Ihr mit meinen Logarithmen rechnen könntet? . . . Oder wollt Ihr gar behaupten, die Höhe Eures Gehaltes richte sich nach der Höhe Eurer Nützlichkeit? Das wäre eine arge Selbsttäuschung. Die Diözese war vier Monate lang ohne Bischof und kein Mensch merkte etwas davon. Die Glocken läuteten, die Messen wurden gelesen; es war nur ein Priester weniger in der Stadt: jetzt ist die neue Eminenz endlich da und es ist ein Priester mehr in der Stadt. Das ist alles. Aber wenn die Diözese vier Monate lang ohne Schulmeister wäre, glaubt Ihr, das wäre gerade so? Werft uns also nicht wieder vor, daß wir Unterricht geben, um Geld zu verdienen; Ihr seht, daß wir im stande sind, Euch zu antworten . . .“

Besser als irgend eine ausländische Feder es vermöchte, giebt uns hier der eingeborene, vom reinsten Patriotismus erfüllte Bürger-Censor die Stimmung wieder, welche damals alle guten Geister angesichts der reaktionären Wirtschaft beherrschte. Wir haben dadurch ein sicheres Gefühl von den demokratischen Triebkräften einer Zeit gewonnen, in welche die leid- und kampfvolle Jugend des Deputierten fiel, dessen Lebensgang wir nun genauer betrachten wollen. Ein treuer Streiter für die heilige Volkssache, verdient er auch jenseits der Grenzpfähle die sympathische Teilnahme Aller, welche in einer freiheitlichen Gestaltung des Volkslebens, in der Losbindung und Nutzbarmachung aller gesunden sozialen Kräfte die vornehmste Aufgabe der modernen Politik erkennen. Dazu kommt noch, daß sich in dem Leben und Streben Barodet's der eigentümliche Charakter des französischen Demokraten sehr interessant ausspricht.

Wir erblicken in der That in diesem Pariser Deputierten nicht bloß eine starke Persönlichkeit, einen Mann aus eigner Kraft, der sich durch Geist, Charakter und unablässige Arbeit hervorgethan und aus armen Verhältnissen zu einem der populärsten Vertreter des demokratischen Gedankens emporgerungen hat, sondern zugleich einen Typus, der uns den Schlüssel zum Verständnis einer ganzen Gattung von französischen Volksmännern bietet.

Barodet wurde im Jahre 1823 in dem Dörflein Sermesse im Departement Saône-et-Loire geboren, wo sein Vater die Stelle eines Schullehrers bekleidete. „Wen die Götter hassen, den machen sie zum Schulmeister!" hat ein alter Poet versichert. Und gewiß, wenn man das Martyrologium der Volksbildner durch den Wechsel der Zeiten, der Regierungen und schulischen Systeme verfolgt, möchte man glauben, es hafte etwas wie Götterfluch an den einer ewigen Misère geweihten Sendboten der Jugendbildung. Man preist sie als die Lichtbringer — und schmiedet sie gelassen an den Felsen der inneren und äußeren Not, das Prometheische Schicksal! Man lobt sie nach glücklichen Schlachten als Siegbringer — und die Feldherrn stecken die Dotationen in die Tasche!

„Der Schullehrer ist der geborene Revolutionär", schrie der selige Thiers und schnitt ein vergnügtes Gesicht, als er dieses gefährliche Staatselement durch die klerikale Aufsicht luftdicht eingekapselt wußte.

„Mein Junge soll es einst besser haben, als ich," sprach der alte Barodet bei sich selbst und schwur, keinen Lehrer aus ihm zu machen. Es war ein Hunger- und Kummerdasein in der elenden Schulhütte zu Sermesse. Was sollte aus dem aufgeweckten, intelligenten Knaben werden? Ohne Geld, ohne Protektion, von Gott und der Welt verlassen in dem öden Landnest — das Problem war schwierig. Man bedenke, es

war vor sechzig Jahren; die leichte Verbindung mit den großen, hilfreichen Kulturzentren gehörte damals noch in das Reich der Träume. Allgegenwärtig war nur die Kirche. Es wurde beschlossen, aus dem kleinen Désiré einen Priester zu machen; dazu reichten die elterlichen Sparpfennige aus. Der katholische Geistliche hat eine immense Karrière vor sich, bis hinauf zur dreifachen Krone, bis zum heiligen Pantoffel, den Kaiser und Könige küssen! Papa Barodet wollte sich in seinem geistlichen Sohne an dem unbarmherzigen Schicksale rächen. Sein Sprößling sollte reichbesetzte Tafeln, üppige Spenden, demütige Verehrung, Macht und Einfluß in den Familien, vielleicht im Rate der Großen, die oft vor dem Priester so klein sind, gewinnen! Der Alte war wie berauscht, wenn er sich den hübschen, geistvollen Knaben betrachtete; er vergaß einen Augenblick sein Schuleleid, in den Zukunftsbildern schwelgend, die ihm sein geliebtes Kind vor goldstrotzenden Altären, umflossen von Kerzenglanz und Weihrauchduft zeigten, die Herrschaft über die Seelen, die kostbaren Kultusgewänder — und eine auskömmliche, vielleicht eine glänzende Besoldung!

Der Ortsgeistliche gab dem Knaben den vorbereitenden lateinischen Unterricht. Die Familie legte sich die allergrößten Opfer auf, um den Priesterlehrling mit der nötigen Kleidung und Wäsche auszurüsten und ihn nach Autun in das Klerikalseminar zu befördern. Nun wird Alles gut werden, dachten die armen Eltern, und es fiel ihnen ein Stein vom Herzen, als sich die Thür der Studienanstalt hinter ihrem Kinde geschlossen hatte.

„Schickt uns Holz, und wir werden Pfeile daraus schnitzen!“ rief einst Calvin seinen Gläubigen zu, als er seine reformierte Predigerschule in Genf errichtet hatte. Die Lehrherren in Autun mußten jedoch bald gewahr werden, daß der junge Barodet nicht von dem Holze sei, aus dem sich die echten klerikalen Pfeile schnitzen lassen. Zwar war der Jüngling überaus begabt und sein Fleiß ließ nichts zu wünschen übrig, allein sein Wille zeigte sich von einem eigentümlichen knorrigen Wuchs, der den scharfprüfenden Obern auf die Dauer durchaus nicht gefallen wollte. Désiré selbst wurde sich bald darüber klar, daß ihm zum Kleriker der innere Beruf fehle. Der religiöse Zwang, die mechanischen Andachtsübungen widerstrebten seinem Geiste und empörten sein Gemüt, der frömmelnde Umgangston, die heuchlerischen Allüren der Professoren und Mitschüler verletzten seinen offenen, geraden Sinn, — kein Zweifel, er befand sich auf einem falschen Wege. Die schwarze Livrée, die Uniform geistiger Knechtschaft, drückte ihn wie der Bleimantel die Verdammten in Dantes Hölle. Die armen Eltern und ihre zerstörten Hoffnungen! Keine kindliche Rücksicht half, er war sich und seinen Eltern die Wahrheit schuldig. Er floh aus

der Prieſterſchule, pilgerte nach Macon und ließ ſich in das dortige Lehrerſeminar aufnehmen. Dem sacrifizio dell' intelletto entronnen, zeichnete er ſich vor allen Schülern aus und machte ein glänzendes Abgangsexamen.

Zurückgeſchnellt auf die dornenvolle Bahn, von der ihn ſein ängſtlich ſorgender Vater entfernen gewollt, nahm der einundzwanzigjährige Lehramtskandidat eine Stelle an einer Dorfſchule im Jura an. Um ſich der Vereinſamung zu entreißen, vermählte er ſich bald darauf mit einer ſchmucken Tochter des Landes. Außer ihren weiblichen Tugenden brachte ſie zwar keine nennenswerte Mitgift ins Haus, aber giebt es köſtlicheres hienieden als friſche, fröhliche Jugend und ein treues Herz? Madame Barodet war eine tapfere Frau, einigen Sinnes mit ihrem ſtrebſamen Manne, der ſeine freie Zeit zur Erweiterung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung nützend, im Hauſe die ſtillen Freuden fand, die ſelbſt über ärmliche Verhältniſſe einen wonnigen Zauber verbreiten. Er ſtudierte Geſchichte, Philoſophie, nahm die Werke Rouſſeaus gründlich durch, machte die Bekanntſchaft Proudhons, des ſozialiſtiſchen Abſtraktions-Wüterichs, und lauſchte den Zeitſtimmen, die aus der gährenden Hauptſtadt bis an die Berge des Jura ſchlugen. Gegen 1847 übernahm er einen Lehrerpoſten in ſeinem heimatlichen Departement. Die politiſche Bewegung wurde lebhafter, die Unzufriedenheit mit dem Königtum wuchs und ſelbſt die ländliche Bevölkerung begann die Ohren zu ſpitzen und die Wetterzeichen zu erforſchen, die einen neuen Umſchwung der Dinge zu verkünden ſchienen. Man trat zuſammen, beratſchlagte, am Feierabend bildeten ſich Gruppen vor den Häuſern, der junge Lehrer bekam mehr und mehr Fühlung mit den Bauern, er legte ihnen die Zeitungen aus und ehe er ſich deſſen verſah, war er zum Mittelpunkt einer republikaniſchen Propaganda geworden, die von der hohen Obrigkeit mit ſcheelen Augen betrachtet wurde. Dieſelbe hatte jedoch kaum Zeit, ſich auf ein disziplinares Verfahren zu beſinnen, als der Revolutionsſturm losbrach und das Königtum und ſeinen offiziellen Anhang hinwegfegte. Nun war es dem Volksſchullehrer geſtattet, öffentlich und ſyſtematiſch ſeiner Gemeinde zu verkünden, was er ſeither nur in gelegentlichen Unterhaltungen vortragen durfte. Er organiſierte einen politiſchen Abend-Kurſus in ſeiner Schule, um die erwachſene Bevölkerung mit den republikaniſchen Einrichtungen vertraut zu machen und das Bürgertum methodiſch in ſeine Rechte und Pflichten einzuführen. Bald jedoch wurde dieſem begeiſterten Apoſtolat ein Ende gemacht. Die neuen Inhaber der Staatsgewalt waren nicht gewillt, die bäuerliche Aufklärung in dieſem Sinne Boden gewinnen zu laſſen. Der Abend-Kurſus des Lehrers Barodet wurde verboten und dieſer ſelbſt einige Zeit hernach

— Juni 1849 — seiner Stelle entsetzt. Arm wie er in die Gemeinde gekommen war, zog er mit seiner Frau und seinen drei Kindern von dannen, begleitet von den Segenswünschen seiner Schüler und Mitbürger. Der Schlag war hart. Er entmutigte zwar den Betroffenen nicht, verschärfte aber dessen Haß gegen die monarchisch-klerikale Vergewaltigungspolitik, die selbst unter revolutionärer Firma ihre freiheitsmörderischen Unternehmungen fortsetzte. Seine demokratischen Prinzipien hatten die Weihe der Verfolgung erhalten.

Barodet ließ sich in dem Städtchen Cuisery nieder und suchte dort eine Privatschule (Ecole libre) zu gründen. Der ausgezeichnete Ruf, der dem Schulmann vorausgegangen, führte ihm trotz aller Schwierigkeiten, die ihm von der Polizei bereitet wurden, bald eine ansehnliche Zahl Schüler zu. Die Befehdungen von Seite der klerikalen Reaktion dauerten jedoch fort, umsomehr, als der freisinnige Bürger sich geweigert hatte, sein jüngst geborenes Kind durch das Sakrament der Taufe in den Schoß der Kirche aufnehmen zu lassen. Er wollte nichts mehr von den jenseitigen Segnungen einer Kirche wissen, deren Sachwalter seiner Familie das kärgliche Stück Schulbrot entrissen hatten. Demokrat in weltlichen Dingen, hatten ihn die bitteren Erfahrungen in seinen philosophischen Anschauungen vom Wesen der religiösen Dinge bestätigt und den einstigen Gläubigen in einen überzeugten Freidenker verwandelt. Mitten in seinen schulischen Arbeiten und Studien, die ihm einerseits den nötigen Erwerb, andererseits das Gleichgewicht der Stimmung sicherten, traf ihn die Nachricht vom Staatsstreich Bonapartes wie ein Donnerschlag. Frau und Kinder zitterten für die Freiheit des Ernährers. Waren doch seine republikanischen Gesinnungen, seine intimen Beziehungen zu den Häuptern der demokratischen Propaganda in der Provinz nur zu wohlbekannt, als daß sein Name auf der Proskriptionsliste hätte fehlen können! In der That wurde ein Haftbefehl wider ihn erlassen und nur der eifrigen Verwendung der Gemeindebehörde war es zu verdanken, daß er wieder zurückgezogen wurde. Doch konnte nicht verhindert werden, daß die Schergen des Kaisers in seine Wohnung drangen, seine Papiere durchsuchten und seine Korrespondenz mit Beschlag belegten. Monate schwerer Prüfung folgten. Nicht nur ging die Schule bergab, sondern die Gesinnungsgenossen mußten sich besteuern, um den Opfern des Staatsstreichs teils die Flucht zu ermöglichen, teils die zurückgebliebenen Familien der Verbannten zu unterhalten. Barodet wanderte oft Nächte lang durch Wälder und Felder, um einen Flüchtling über die Schweizer Grenze zu geleiten. Die Not zwang ihn endlich, seine Schule zu schließen und eine Haus-

lehrerstelle bei einem begüterten und der Volkssache freundlich gesinnten Fabrikanten anzunehmen. Diese Beschäftigung dauerte vier Jahre. Die nahe Berührung mit dem Geschäftsleben gab seinen Plänen eine neue Richtung. Er sagte dem undankbaren Lehrberufe, der seine Familie fast an den Bettelstab gebracht hatte, Valet und zog nach Lyon, wo er, dreiunddreißigjährig, zuerst als Rechnungsführer bei dem Maschinenfabrikanten Combes, dann als Hilfsarbeiter in verschiedenen kommerziellen Bureaux seine bürgerliche Unabhängigkeit und die nötigen Mittel gewann, seinen Kindern eine tüchtige Erziehung angedeihen zu lassen. Gegen 1857 gründete er mit einem Associé selbst eine Fabrik, ein Unternehmen, das zehn Jahre lang gut gedieh und neben dem materiellen Verdienst dem unermüdlichen Barodet die beste Gelegenheit bot, seinen sozialpolitischen Ideenkreis zu erweitern. Wie er früher die Entwickelung des staatsbürgerlichen Geistes unter dem Landvolke Schritt für Schritt verfolgen lernte, so brachte ihm jetzt die ständige Verbindung mit den Arbeitern einer der größten Industriestädte einen neuen Zuwachs an wertvollen Erfahrungen und Einsichten. Ohne sich von den demokratischen Idealen seiner Jugend zu entfernen, reifte er zum praktischen Politiker heran, der über den individuellen Interessen keinen Augenblick die große Bewegung des Gemeinde- und Staatslebens aus dem Auge verlor und einen erfrischenden Quell der Stärkung und Erhebung in der Betrachtung der gewaltigen Volksbewegung fand, bis es ihm selbst vergönnt sein sollte, werkthätig in den Gang der Dinge einzugreifen. Den Kopf frei und hell, das Herz stark und unverzagt, den Sinn stets auf das Wohl des Ganzen gerichtet, führte er ein friedsames Dasein, zumal seit ihm durch die Übernahme der Direktion einer großen Versicherungs-Agentur (1869) das Glück seiner Familie fest begründet schien. Seinen ältesten Sohn ließ er zum Ingenieur ausbilden, die Erziehung seiner Töchter leitete er selbst. Sein Haus war seine Burg ... Da drang ein unbezwinglicher Feind ein, der Tod, und riß ihm seine treue Mitkämpferin von der Seite, seine blühende Gattin war nach kurzer Krankheit eine Leiche ...

Das Vaterland ist in Gefahr! Vor diesem Rufe mußte jeder persönliche Schmerz verstummen. Als Napoleon, der entsetzliche Spieler, aus dynastischer Interessen-Politik dem König von Preußen den Krieg erklärt hatte, als Niederlage auf Niederlage folgte und die Greuel des blindwütenden Verzweiflungskampfes dem Lande mit dem letzten Verderben drohten, da hob das Schicksal den braven, mutigen Bürger Barodet von Stufe zu Stufe empor und legte die verantwortungsvollsten Ämter auf seine starken Schultern. In der volkreichen Industriestadt an der Rhone,

Digitized by Google

wo die anarchiſchen Elemente niemals gefehlt hatten und wo der ſchwarze und der rote Radikalismus unheilträchtig ſich gegenüberſtanden, bereit zum Kampfe bis aufs Meſſer, leiſtete der ebenſo intelligente und im Prinzip entſchiedene, wie in der praktiſchen Bethätigung ſanftmütige Barodet ſeinem Vaterlande die unanfechtbarſten Dienſte. Vom Mitgliede des Wohlfahrts-Ausſchuſſes wurde er Adjunkt des Bürgermeiſters, bis er von dem Präſidenten der Republik Adolphe Thiers, der ein ſcharfes Auge für die rechten Männer am rechten Platze hatte, mittelſt Dekret vom 23. April 1872 zum erſten Beamten der Stadt, zum Maire von Lyon ernannt wurde. Die Geſchichte der unzähligen Arbeiten und Kämpfe dieſes hervorragenden Volksmannes würde den Rahmen dieſer Skizze überſchreiten. Daß Barodet ſeine Hauptſorge der Beruhigung der Klaſſenzwietracht, der Ausgleichung der ſchroffen Gegenſätze in der Arbeiterwelt, der Verbeſſerung des öffentlichen Volksſchulweſens zuwandte, ergibt ſich aus ſeiner ganzen Vergangenheit von ſelbſt.

Als es der monarchiſchen Verſchwörung in Verſailles gelungen war, die Mairie der radikal-republikaniſchen Stadt Lyon zu Fall zu bringen und die reaktionäre Preſſe den „roten Barodet“ mit den unerhörteſten Schmähungen und Verdächtigungen verfolgte, nahm die Stadt Paris die Rehabilitation des mit ſo ſchwarzem Undanke gelohnten Volksfreundes in ihre Hand und beſchloß, ihm einen Deputiertenſitz in der Nationalverſammlung zu erkämpfen. Nie war eine Wahl eine glänzendere Manifeſtation des Volkswillens. Barodet hatte nicht nur ſämtliche Organe der Reaktion, die Koalition der romantiſchen Achtundvierziger und der Orleaniſten, ſondern auch die Regierungspreſſe und die offizielle Kandidatur eines berühmten Staatsmannes und gemäßigten Republikaners, des ehemaligen Miniſters des Auswärtigen, de Remuſat, gegen ſich. Und trotz dieſes feindſeligen Widerſtandes, trotz dieſer ſtolzen Mitbewerbung, ging der Name des beſcheidenen Lyoner Bürgers mit einer überwältigenden Mehrheit aus der Pariſer Wahlurne hervor! Der „rote Barodet“, der Exſchulmeiſter, der Exbürgermeiſter, der gefürchtete Demokrat hatte geſiegt und alle Liſt der Reaktion, alle Intriguen der Royaliſten, alle Kunſtſtücke der Reptilien waren zu Schanden geworden. Und wie Barodet ſeinem Mandat, ſo waren auch die Pariſer Wähler bei den Wahlen von 1876 und 1877 ihm treu geblieben. Er ſitzt heute noch auf der äußerſten Linken im Parlamente, der Mann mit den unerſchütterlichen Grundſätzen, dem feſten Blick, dem lenkſeligen Weſen, dem grauen Vollbart und der Brille — der „rote Barodet“, der treue Diener und Lehrer ſeines Volkes.

Der tote Vater.

Von Erich Hartleben.

(Lucian.)

I.

Die Familie Stralendorff besaß in Warnemünde eine Villa. Das heißt, diese Villa war eigentlich nicht viel mehr als ein simples Gartenhäuschen, welches Herr von Stralendorff dann mit mehr Kosten hatte ausbauen lassen, als die Aufführung eines neuen jemals gekostet haben würde.

In dieser Villa war Herr von Stralendorff gestorben.

Aus diesem Grunde hatte dann das Häuschen volle zehn Jahre leer gestanden. Kein Mitglied der Familie hatte Warnemünde wieder besucht. Die Stralendorffs waren jetzt noch zu drei: die Mutter, eine Tochter, welche mit einem Arzte verheiratet war und mit diesem in Freiburg lebte, und ein Sohn, Johannes.

Dieser erkrankte im Frühjahr 1886, als er in dem sechsten Semester seiner Studienzeit stand, heftig am Scharlach. Und als er im August wieder hergestellt war, riet der Arzt zu einem Seebade und zwar an der Ostsee, weil die Kräfte des Rekonvaleszenten nur langsam wiederkehrten.

So kam denn die Villa in Warnemünde wieder zu Ehren. Zwei Zimmer darin wurden frisch hergerichtet, einige Möbel hingesandt, und eines Tages fuhr Johannes dorthin ab.

Als er Abschied nahm, sah er bleich und hinfällig aus. Man scherzte: als gebräunter Seemann würde er zurückkehren! —

Es kam anders.

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Warnemünde schrieb er zufriedene und amüsante Briefe. Er würde wieder ganz gesund.

Da — eines Abends — sitzt Frau von Stralendorff in Berlin, zu Hause, bei der Lampe und näht.

Die Thür geht auf, und langsam und leise mit trägen Schritten kommt jemand ins Zimmer.

Die Mutter erkennt ihn nicht gleich — plötzlich aber schreit sie auf: „Johannes!“ —

Er ist bleich und scheu. Er sieht sich im Zimmer um und fährt zusammen, als ob ihn friert . . .

Und so ist er seitdem geblieben. —

Digitized by Google

II.

„Der Jas brennt wieder nich," ſagte Wally zu ihrer „Kollegin".

In Wahrheit füllte ein derartiger Tabaksqualm das enge und ſchlecht ventilierte Lokal, daß darin die Gasflammen trüber erſchienen. Die ganze ſchmutzige, aber nichts deſto weniger ſehr beliebte Kneipe war gedrängt voll. Ein jeder rauchte, ein jeder redete, ein jeder trank, und dazwiſchen häumerte der „Muſikdirektor" auf dem Pianino die ſchöne Melodie: „Behüt dich Gott, es wär zu ſchön geweſen!" —

An einem Tiſch, der von dem Klavier möglichſt weit entfernt war, ſaßen drei Herren und ſpielten Skat.

Wally ſaß, ſolange ſie nicht geklingelt oder gerufen wurde, an der Seite des einen der Spieler und verfolgte mit Kennermiene das Spiel. Sie bemutterte dieſen ſehr und als er jetzt einen Nullo trotz ihres Abratens geſpielt und gewonnen hatte, rief ſie:

„Natürlich, Hannes! Wenn wir es nicht wüßten, was Du für 'n kraſſer Fuchs biſt, ſo würden wir Dich an dieſem bei den Füchſen ja mit Recht ſo beliebten Duſel erkennen!" —

Die Herren lachten. Es war ſeit einiger Zeit Wallys ſtehender Witz, daß ſie Johannes von Stralendorff, obwohl er ſeit einem Jahre Referendar und außerdem ein „altes Verhältnis von ihr" war, als „Fuchs" behandelte und maltraitierte. Dieſer Menſch hatte ſich aber auch zu toll verändert!

Früher fidel und ſelbſtbewußt, und jetzt — ein Duckmäuſer, ein „Philiſter" und dabei ſchüchtern und ſcheu wie ein Kind.

„Hannes, ik werde Dir nächſtens verführen. Hm? Du kennſt doch meine Schwäche für erſte Semeſter? Ich habe ſchon ſechs Theologen entjungfert." —

Ein ſchallendes Gelächter belohnte dieſe Bosheit Wallys. Sie hatte Johannes umfaßt und ſchnitt eine Grimaſſe. Sie rief:

„Der reine Don Juan, was? Kann man denn anders?" —

Ein verlegenes Lächeln war alles, was Johannes erwiderte. Er fühlte ſich nicht ſtark genug, um ſich zu erzürnen, und fühlte ſich nicht fähig, in denſelben Tone einzuſtimmen. So ließ er ſich von der dicken Wally drücken, ließ ſeine Freunde lachen und hatte ſelbſt nur dieſes demütige, reſignierte Lächeln. —

Der Referendar Schuler ſagte die „letzte Runde" an. Dieſer Schuler war ſchon zu jener Zeit, als er ſich noch mit ſeinem Freunde Johannes um die erſten Plätze in der Untertertia ſtritt, ein gern geſehener Gaſt in

der Familie Stralendorff gewesen. Frau von Stralendorff sah den hübschen kräftigen Knaben gern in der Gesellschaft ihrer beiden Kinder und nahm ihn, der keine Eltern mehr und auch keine Geschwister hatte, bei ihren Ausfahrten, die sie mit Hans und Lieschen unternahm, häufig in ihrem Wagen mit.

Dieser Frau hatte er daher ein Gefühl der Dankbarkeit und unbedingten Anhänglichkeit bewahrt, und hatte auch schon öfter Gelegenheit gehabt, ihr wichtige Dienste zu leisten. Auch heute handelte er in ihrem Auftrag. Denn Frau von Stralendorff, die das seltsam kopfhängerische Wesen ihres Sohnes betrübt und besorgt machte, hatte den Referendar geradezu darum gebeten, ihren Sohn in lustige Gesellschaft zu bringen.

So hatte Bernhard Schuler denn heute einen gemeinsamen Freund, Herrn Wilibald von Klocke Rhenaniae, der seit vier Semestern in Berlin „seine Studien beendete" und nächstens wirklich „anfangen wollte zu arbeiten", aufgesucht und mit ihm Johannes zu einem „Lachs" abgeholt. —

Als sie mehrere „Lächse" beendet und nach jedem den vergeblichen Versuch gemacht hatten, sich zu unterhalten, wurde schließlich noch ein Geldskat entriert, und der hatte sie denn bis jetzt gefesselt.

Aber nun war auch der zu Ende! Der Referendar Schuler hatte es schon bereut, die letzte Runde angesagt zu haben: nun saßen sie da, und jeder hatte nur die Empfindung, daß er dem andern nichts zu sagen habe.

Wally, ihr Trost in solchen Momenten, saß bei einem andern Gast, ihrem „jüngsten Balzer", wie sie ihn zu nennen pflegte — und so waren die drei denn in großer Not.

„Knobeln wir!" rief Wilibald von Klocke Rhenaniae.

„Wally! Man bringe den Becher der Lust!" —

Eine halbe Stunde lang wurde nun mit allem Eifer „geknobelt". Schließlich war alles dem Johannes zugeknobelt. Schuler steckte die Streichhölzer wieder in das Feuerzeug. Auch diese Rettung war dahin! Was thun?

Wilibald von Klocke Rhenaniae erzählte nun in aller Ausführlichkeit die Geschichte seiner letzten Kontrahage.

Wie der Kerl darauf spekuliert habe, daß aus einer Pistolenmensur nichts werden würde, wie er daher auf Pistolen überstürzt habe . . . Daß dann die Pistolenforderung doch im Ehrengericht durchgegangen sei, und wie elend der Kerl dann schließlich gekniffen habe.

„Und so etwas nennt sich Student." —

Die Geschichte war zu Ende.

Digitized by Google

Der Musikdirektor hatte schon lange sein Spiel beendet. Einige Tische hatten sich geleert. Die Kellnerinnen gähnten. Der Wirt war in einer dunklen Ecke eingeschlafen.

Aber die drei bestellten sich noch eins: sie saßen ja „so gemütlich“ beisammen.

„Ja, ja! Diese Studentenschaft von Berlin!“ rief der Referendar Schüler.

„O neulich: das war ja elend schön,“ fuhr Wilibald von Klocke Rhenaniae eifrig fort: „denken Sie sich, meine Herren, gerate ich unglücklicherweise, da bei Schmidt an der Ecke der Karlstraße, Sie wissen ja ... gerate ich in einen Kreis von ‚Studenten‘ — meinen Sie, daß die Menschen ein andres Wort gesprochen hätten, als fortwährend von Litteratur, Theater, Musik und was weiß ich? Und das schönste war: fragt mich auf einmal einer von den Gelbschnäbeln nach meiner Meinung über eine Szene aus Käthchen von Heilbronn: ob ich die auch für ironisch hielte?!“ —

Die andern lachten: das war wirklich gut!

„Ich sage zu ihm: Mein Herr! Wenn ich am Biertisch sitze, will ich gemütlich sein! Ich finde, daß es durchaus nicht am Platze ist, derartige philosophische Fragen hier zu ererörtern. Ich bitte mich in ein derartiges Gespräch nicht hineinzuziehen. — Da war der Kleine natürlich sehr traurig und sagte keinen Ton. Wie die andern aber noch immer nicht mit ihrem Fachsimpeln aufhörten, da zahlte ich mein Bier und ging! — So eine öde Blase! —“

„Ja, das ist scheußlich,“ sagte Schuler. „Aber es ist das, was ich immer sage: in den großen Städten sollten keine Universitäten sein. Wie kann sich denn hier ein vernünftiges Studentenleben entwickeln. Das ist ja ganz unmöglich! Das muß ja so kommen. Erlaube mir Blume!“

„Sehr angenehm, komme gleich mit. Herr von Stralendorff, ich erlaube mir!“

Johannes fuhr auf, er hatte vor sich hin gestiert:

„Prosit! Sehr angenehm, gestatte mir gleich mitzukommen. Lieber Bernhard, ich komme Dir ein Stück!“

„Prost.“

Nach Erledigung dieser Formalitäten, und nachdem alle getrunken hatten, trat wieder eine Pause ein.

„Wollen wir dies Glas Bier noch — ausknobeln, Herr von Klocke?“

„Gewiß, gern. Wally! die Streichhölzer! Jeder nimmt drei, nicht wahr?“

Und sie knobelten wieder.

III.

Im Café Bauer waren sie in das kleine Seitenzimmer der oberen Etage gegangen.

Wally hatte sich ihnen in ihrer stillschweigenden Unverfrorenheit angeschlossen, die Herren neckten sie: das gehöre wohl zu ihrem Verführungsplan?

Sie war müde und reagierte hierauf nicht; ohne sich die Mühe zu geben, die Herren zu unterhalten, saß sie neben Johannes und sog langsam ihren Eiscafé ein.

Wilibald von Klocke Rhenaniae erzählte jetzt die interessante Geschichte von der letzten Säbelmensur seines Freundes Viktor Franke Borussiae.

Johannes saß mit seinem wachsbleichen Gesichte da und hörte kein Wort. Er sah auf die dicken, hübschen Lippen Wallys, die sich an dem Strohhalm spitzten und mit gierigem Behagen schlürften und sogen. Diese Lippen hatte er früher so oft geküßt, an ihnen hatte er mit der ganzen Sinnlichkeit seiner Jugend gehangen — das fiel ihm jetzt nicht einmal wieder ein. Er dachte an gar nichts, wie er so vor sich hinstarrte und bemerkte auch nicht die funkelnden Blicke, die jene ihm mit vorgeneigtem Haupte, unter ihren Stirnlocken hervor, zuwarf.

Jetzt sagte Wilibald im Verlaufe seiner Erzählung:

„Schade um den armen Kerl . . . S. C. Fechter . . . Gehirnerweichung oder so was . . . schrecklich!"

Seine Rede wurde von Gähnen unterbrochen.

„Übrigens ist sein Vater ja auch daran gestorben, nicht wahr?" fragte plötzlich Johannes und lehnte sich über den Tisch.

„Ja, ich glaube," antwortete Wilibald.

Das Gespräch kam nun auf die Symptome verschiedener Gehirnkrankheiten und besonders viel wurde über die Erblichkeit solcher Leiden geredet. Johannes beteiligte sich sehr eifrig daran und Wally las zornig die fliegenden Blätter.

Mitten im Gespräch fragte auf einmal der Referendar Schuler Johannes:

„Sag mal: und wie war es denn mit Deinem Vater?"

Aber sofort bereute er seine Worte, als er die furchtbare Wirkung seiner Frage auf den Freund wahrnahm.

Johannes starrte ihn mit offnem Munde stieren Blicks an. Seine Augen vergrößerten sich, man fühlte, wie ihn Schauer des Entsetzens überrieselten. Seine Stimme klang scheu, furchtsam, als würde seine Kehle von einer entsetzlichen Angst zugeschnürt.

„Bernhard! Wirklich? Iſt mein Vater auch . . .“

Er blieb ſtecken, ein Zittern überfiel ihn.

„Lieber Hans! Du mußt mir verzeihen, aber ich dachte natürlich, daß Du längſt wüßteſt . . . Ich finde es thöricht von Deiner Mutter, Dir das ſo lange zu verheimlichen.“

Johannes war aufgeſprungen. Er ſtieß dabei an den Marmortiſch: das Geſchirr klapperte. Wally ſtieß einen Schrei aus.

Er fuhr mit den Armen in der Luft herum und rief ein über das andre mal:

„Nur zu . . . nur zu . . nur zu . . .“

Alle waren erſchreckt.

Und nun brach er plötzlich in ein helles, hohes Gelächter aus, und als der verſchlafene Kellner um die Ecke der Thür ſah, rief er dem zu:

„Eine Pulle Sekt, Kellner! Aber ſchnell und die nächſte gleich kalt ſtellen.“

Die andern waren ſtarr, und Bernhard hatte das Gefühl, als müßte er ſeinem Freunde in den Arm fallen, um ihn vor einem entſetzlichen Fehltritt zu bewahren.

Aber dieſer hatte ſich jetzt wieder niedergeſetzt und ſagte in einem ungleich ruhigeren, beinah vernünftig klingenden Tone:

„Meine lieben Freunde! Innig geliebte Meluſine! (ſo war damals ihr Name geweſen) Seht mal, ich bin heute Abend ſchrecklich langweilig geweſen: ich fühle es wohl. Ich war in einer miſerablen Stimmung — freut Euch mit mir, meine Freunde: ſie iſt dahin, ſie iſt beſiegt. Ah — ſo: ſchön, Kellner!“

Er ſchenkte den Champagner ein.

„Weißt Du noch unſere erſte, Meluſine? das war eine köſtliche Zeit — das war eine köſtliche . . .“

„Allemal ſind die Füchſe üppig,“ erwiderte Wally, aber diesmal fand ihr Witz froſtige Aufnahme.

„Alſo, meine Herren: laſſen Sie uns anſtoßen auf — ja worauf denn? — Halt! Auf das, was wir erben! Auf das, was wir erben!“

Die Herren ergriffen zögernd das Glas. Keinem war ſo zu Mute, wie ſonſt, wenn ſie Champagner tranken.

„Gott dachte die Menſchen von der Erbſünde zu erlöſen — aber Gott denkt und der Menſch lenkt. Na, Meluſinchen, Du denkſt doch auch noch immer, den alten Deſtillateur aus der Invalidenſtraße zu beerben, was? — Proſit Meluſinchen!“

Die Erinnerung an Wallys berühmte Geſchichte von dem alten

schnapsverkaufenden Sünder, der ihr einen Liebesantrag gemacht haben sollte, bei dem er als Gegenleistung seinerseits versprochen habe, sie zu seiner Erbin einzusetzen. Diese Erinnerung erweckte aufs neue allgemeine Heiterkeit und alle stießen an:

„Was wir erben! Was wir erben!"

Die Stimmung wurde nun bald eine sehr ausgelassene. Die peinliche Szene von vorhin wurde vergessen. Die Herren neckten Wally, welche jetzt dicht neben Johannes auf dem Divan saß. Die Zote gewann allmälig die unbestrittene Herrschaft, und schließlich zog Johannes das Mädchen an sich und ließ es nicht mehr los.

IV.

Johannes lag im Bett und fieberte.

Sein Rausch war verflogen, sobald er wieder allein war und nun zogen wirre, tolle, fratzenhafte Bilder vor seinen Augen vorüber, und an Schlaf war nicht zu denken.

In dem großen Schlafzimmer herrschte eine schwüle, heiße Luft. Johannes hatte das Licht ausgelöscht und starrte mit offnen Augen in die Finsternis.

Jedes leise Knacken der Möbel, jeder kleine Lichtpunkt, den er in der Dunkelheit zu erkennen glaubte, machte ihn erbeben. Einmal glaubte er Rauch zu riechen und sprang auf, um die Thür nach dem Korridor zu öffnen.

Alle abnormen, alle häßlichen und widrigen Eindrücke seines Lebens drängten sich in wilder Flucht in seiner Erinnerung. Seine Studentenjahre zogen wie ein Taumel schmutziger und öder Ausschweifungen dahin: er empfand keine Reue, denn er besaß keine Hoffnung, nicht einmal eine Vorstellung des Besseren.

Manchmal lachte er auf: er hatte die vier Jungen in der Hand!

Und Weiber! Weiber! —

„Alle Brüste sind schlaff," sagte er auf einmal laut, langsam und ernst vor sich hin. Das rührte ihn . . .

Schließlich verwirrte sich Alles. Er knobelte um eine Valleteuse, sein Gegner wollte ihm nur das Korsett und den Kul lassen, er erklärte, er ließe sich darauf nicht ein, der andere brummte ihm einen „dummen Jungen" auf, er schoß sich mit ihm, aber die Sekundanten konnten keinen Skat spielen und so konnte aus der Partie nichts werden . . .

Da plötzlich — aus all dem Wust — er fühlte wie es aufsteigen wollte, lange bevor es da war — er wollte es nicht — weg! weg! — er wollte

Digitized by Google

nichts davon wiſſen! Lieber das Tollſte, das Widerlichſte, nur dies nicht! nur dies nicht!

Aber langſam, mit unheimlicher Sicherheit kroch es heran und wurde größer und größer, dieſes entſetzliche, dieſes furchtbare Gefühl der Angſt: wenn er wieder käme!

Und jetzt war es da.

Kalter Angſtſchweiß trat auf ſeine Haut, er fühlte ſeine Haarwurzeln, er fühlte die Schauer über ſeinen Rücken rieſeln.

Er ſchloß die Augen, er preßte ſeine Hände gegen ſie und vergrub das Geſicht in dem Kiſſen.

Furcht, ſchaurige, unwiderſtehliche Furcht hatte ihn gepackt.

Und ſie wuchs noch immer!

Wie die Ahnung eines Ungeheuren, eines Unfaßbaren, Unerhörten beklemmte es ihn.

Kein Zweifel: er wird jetzt wiederkommen, er iſt nahe, Todesangſt geht vor ihm her . . .

Fliehen! Fliehen! Das war ſein einziger Gedanke.

Aber wohin vor ihm?

Zur Mutter! Ja zur Mutter: ſie iſt die einzige, ſie kann helfen, ſie muß helfen . . .

V.

In dem Schlafzimmer der Frau von Stralendorff waltete ſtiller tiefer Friede.

Ihr Bett ſtand mitten im Zimmer, nur mit dem Kopfende an der Wand. Daneben ſtand ein zweites, leeres. Dort hatte einſt ihr verſtorbener Mann, ſpäter ihre Tochter Lieschen geruht: nun war es zum zweiten male und für immer leer. —

Frau von Stralendorff lag auf dem Rücken und atmete regelmäßig und tief. — —

Da plötzlich wachte ſie mit einem leiſen Schrei auf.

„Ich bin's, Mutter!“ —

Er war vor dem Bette niedergekniet, hatte ſie mit beiden Armen umfaßt und drückte ſeine Stirn gegen ihre Bruſt.

Wie das Wimmern eines Kindes klang es:

„Ich bin's, Mutter!“

Sie war ſo erſchrocken, daß ſie anfangs kein Wort finden konnte. Sie fühlte das Beben ſeiner Arme, ſeines Körpers . . .

„Aber Hans! Mein lieber Junge, was iſt Dir denn? Aber, mein Gott, ſo faß' Dich doch!“ —

„Laß mich, liebe Mutter . . . laß mich! So . . . hier . . . bei Dir . . . nur bei Dir . . ."

Er schmiegte sich fester an sie. Sie strich mit der Hand über seine wirren Haare. Thränen rollten über ihre Wangen. Dann sagte sie leise:

„Sprich Dich aus, Hans! Ich weiß, daß Dich etwas Schweres beklemmt und ängstigt . . . schon seit lange. Deine Mutter, Hans . . ."

Die Thränen erstickten ihre Stimme. Alle die Sorge, die seit einem halben Jahre dieses Kind ihrem Herzen gemacht hatte, bestürmte sie jetzt mit der Gewalt des plötzlichen Schrecks. Aber sie bezwang sich:

„Schütte Dein Herz aus, Hans! Es ist nicht gut gewesen, daß Du es nicht schon lange gethan hast. Es wird besser werden, wenn Du es thust!" —

Er lag da, als hörte er nichts. Doch als sie jetzt, Antwort erwartend, ihre Hand zurückzog, sagte er flehend, ohne sich zu regen:

„Laß Deine Hand auf meinem Kopfe, Mutter . . . schütze mich . . . so! Ja: es wird besser werden."

Die Muter wartete — —

„Jetzt kann er nicht kommen . . ."

Die Mutter fragte nicht. Sie horchte: angstvoll, gespannt.

„Mutter, ich will es Dir sagen . . ."

Er regte sich nicht. Er sprach wie zu sich selbst. Sie fühlte seinen heißen Atem an ihrer Brust.

„Vorigen Herbst . . . in Warnemünde . . . in dem Zimmer, wo er gestorben ist . . . Mutter! Mutter, laß Deine Hand auf meinem Kopf! Weshalb ziehst Du sie weg?" —

Die Mutter legte ihre zitternde Hand wieder auf sein Haar und horchte weiter.

„Da ist er zum ersten mal gekommen und . . ."

„O Gott! Hans, was sagst Du!"

„Glaubst Du es nicht, Mutter?! Glaubst Du es nicht?!" Von einer plötzlichen leidenschaftlichen Bewegung erfaßt, rief er diese Worte beinah drohend. Er hatte den Kopf mit einem Ruck emporgeworfen und starrte sie mit großen, feindlichen Augen an:

„Glaube es, Mutter! Hörst Du? Glaube es! Ich will, daß Du es glaubst! Denn sonst . . . denn sonst . . . wenn es der Vater nicht war und wenn er nicht vor mein Bett trat und sagte: wenn ich wiederkomme, gehst Du mit . . . Mutter, das hat er gesagt!"

Er hatte die Stimme jetzt bis zum Schreien erhoben. Plötzlich schwieg er, als warte er auf Antwort.

Die Mutter war von Grauen und Furcht gelähmt.

Da ſchrie er außer ſich:

„Dann bin ich verrückt, Mutter! Verrückt! Weißt Du, was das iſt? Darfſt Du das ſagen? Du haſt mich geboren, Mutter: weißt Du: Du haſt mich geboren! Du darfſt nicht ſagen: ich bin verrückt! Du nicht! Du nicht . . .“

Er hatte mit eiſernen Griffen die beiden Arme der Mutter gefaßt, und ſchüttelte das unglückliche Weib, als wollte er eine Rache an ihr üben.

Auf einmal hielt er inne.

Er wurde ganz ſtarr.

Er ſtreckte den Kopf vor und ſtierte über die Mutter, über das leere Bett weg in das Dunkel.

Eine unheimliche, lautloſe Pauſe . . . ein wahnſinniger Schrei, er ſtreckte die Arme aus:

„Mutter! Sieh da . . . ſieh da! Erkennſt Du ihn? . . . Zum zweitenmal . . . Ich will nicht . . . ich will nicht . . . ich . . .“

Sein Kopf fiel wie ein Hammer auf den Leib der Mutter.

Er war tot.

Ein Litterarhistoriker.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Wenn wirklich der Fleiß des Genies weſentlicher Teil iſt, ſo muß Karl Bleibtreu unbedingt zu den genialſten Schriftſtellern der Gegenwart gezählt werden. Die Zahl der Bände, die er bereits veröffentlicht hat, überſteigt die ſeiner Jahre. Wir ſitzen heute friedlich mit ihm am Kneiptiſch zuſammen, und er erzählt uns von der Novelle, die er ſoeben begonnen. Nach acht Tagen treffen wir ihn wieder und fragen ihn teilnehmend, wie denn ſein neueſtes Werk, die Novelle, fortſchreite. Da ſieht er uns groß an und erwidert mit verweiſendem Ton: „Sie meinen doch das Trauerſpiel, das ich ſoeben vollendet habe.“ Die Zeit, die unſereins braucht, ein größeres nicht gerade ganz leichtes Buch durchzuleſen, genügt ihm, eines von gleichem Umfange zu ſchreiben; eine ſo reiche Fülle von

Gedanken und Stoffen und Wiſſen iſt in ihm aufgeſpeichert. Er arbeitet beim Speiſen, auf Reiſen, im Theater, am Biertiſch. Ich bin überzeugt, er arbeitet ſogar heimlich bei ſich an einer Litteraturgeſchichte, während er anſcheinend in den Armen der Liebe ſchmachtet. Er kennt nur ein Lebensziel — die beharrlich fortgeſetzte, unabläſſige Arbeit; der Stoff, die Behandlung, die Darſtellung, das Alles kommt ihm erſt in zweiter Linie. „Schreiben!“ iſt ſeine Loſung. Er ſieht mit einer Art von Mitleid auf uns herab, die wir in drei Jahren bloß fünf nicht gar zu ſtarke Bände zu ſtande gebracht haben. Die Arbeit iſt der Dämon, iſt der Fanatismus ſeines Lebens. Solcher Fleiß, ſolche Beharrlichkeit allein müßte ſchon dem entſchiedenſten Gegner Achtung abnötigen, wären ſelbſt die Produkte dieſer Unermüdlichkeit es nicht allein im ſtande. Mir, der ich zu Bleibtreus aufrichtigſten und wärmſten Verehrern zähle, ein aufrichtigerer und wärmerer, als ſo manche jener halbreifen Schriftſtellerjünglinge, die täglich an den Redakteur des „Magazins“ bogenlange verhimmelnde Briefe richteten, worin ſie ihn mit Byron und Shakeſpeare auf eine Stufe ſtellen, mir geht es doch oft ſeltſam mit ſeinen Werken. Als Knabe beſaß ich ein Spiel, welches aus einer Anzahl von Glasplatten beſtand, auf denen ſcheinbar regellos Farbenflecke verſtreut waren. Legte man aber zwei korreſpondierende Täfelchen übereinander und hielt ſie in einiger Entfernung vom Auge, ſo vereinigten ſich dieſe Flecke zu einem harmoniſchen Bilde. Irrte man ſich aber in der Zuſammenſetzung, ſo ſah man eben überall nur halbe Figuren, unterbrochene Umrißlinien, ein vollſtändiges Bild kam nie zu ſtande; man hatte eben zwei Täfelchen übereinandergedeckt, die nicht zuſammengehörten. So kommt es mir auch mitunter bei Bleibtreu an, als ob Stoff und Darſtellung einander nicht ganz deckten, als ob die Stoff- und Darſtellungsflächen ſeiner Werke ſich ein wenig verſchoben hätten und nicht ganz konvergent übereinander lägen. Er iſt als Lyriker — Philoſoph und Denker („Welt und Wille“), als Novelliſt — Lyriker („Schlechte Geſellſchaft“), als Dramatiker — Kulturhiſtoriker und Geſchichtsphiloſoph („Vaterland“). Das ſoll nun bei Leibe kein Vorwurf ſein. Das Talent hat das Recht, die konventionellen Formen der Gattungen zu erweitern, und ich danke es Bleibtreu, daß er als geſchickter Gärtner durch die Beimiſchung der Samenkörner ſeiner ſubjektiven Reflexion eine Reihe von Baſtardkreuzungen erzielt hat, welche gewiß auf den Entwicklungsgang der nationalen Litteratur fördernd einwirken werden: das militäriſche Epos, das Feuilletongedicht, die Stimmungsnovelle und das kulturgeſchichtliche und geſchichtsphiloſophiſche Drama. Ich habe einmal im „Magazin“ vom Darwiniſtiſchen Standpunkte aus die Talente in drei Klaſſen eingeteilt, die

allein Berechtigung haben, in der Litteraturgeschichte fortzuleben — solche, welche neue Gattungen schaffen, solche, welche die bestehenden zur höchsten Vollkommenheit ausbilden oder ihre Grenzen erweitern, und solche, welche in Zeiten allgemeinen Verfalles die Gattungen auf der früheren Höhe erhalten oder die gesunkenen wieder emporbringen. Ist diese Einteilung richtig, so würde Bleibtreu der Klasse 2^a angehören, und man darf schon heute sagen, daß seine litterarische Persönlichkeit aus der Litteraturgeschichte nicht mehr entfernt werden kann.

Wer seine Schriften aufmerksam gelesen, der dürfte bald bemerken, daß in ihm das Zeug zu einem hervorragenden Essayisten steckt. Fülle der Belesenheit, Tiefe der Auffassung geschichtlicher und litterarischer Ereignisse und Personen, Lebendigkeit der Darstellung, und die überall vorbrechende Subjektivität — das alles in einem Geiste vereinigt, muß ja einen hervorragenden Essayisten geben. Wenn Harold oder Cesar Borgia über ihre geschichtliche Mission philosophieren, so kann der Philister daraus einen die Menge blendenden Anschein von Berechtigung herleiten, über Verletzung der Gesetze des Dramas zu schreien. Wenn aber Karl Bleibtreu seine Ansichten über diesen Gegenstand mitteilt, so wird jeder dem geistreichen und belesenen Manne mit Vergnügen zuhören. Es ist, als hätte der Sohn es übernommen, ein Werk seines Vaters, wenn auch in anderen Formen, fortzusetzen. Wer in früheren Jahren den Salon des berühmten Schlachtenmalers betrat, war sicher, dort die geistreichste Gesellschaft Berlins zu finden und eine Fülle voll Anregungen und neuen Gedanken mit nach Hause zu nehmen. Jetzt scheint es, hat Karl Bleibtreu den Salon seines Vaters in seine Schriften verlegt; denn die Wirkung der letzteren ist eine ähnliche: man weiß sich in geistreicher Gesellschaft, man empfängt immer eine Anzahl neuer Gedanken über dies und jenes und fühlt sich zu weiterem eigenen Nachdenken über dieselben Gegenstände angeregt. So rechne ich zu Bleibtreus bestem die kleine Schrift „Paradoxe der konventionellen Lügen", wo er auf wenigen Bogen den dilettantischen Pariser Mode-Philosophasler Max Nordau in der schneidigsten Art abführt, dessen schielende Muse beständig auf schiefen Absätzen umherläuft. Hätte er sich damals nicht verleiten lassen, aus äußeren Rücksichten dem Büchlein einen seltsamen, beinahe frömmelnden Schluß anzufügen, der mit dem sonstigen Inhalt desselben kaum im Zusammenhange steht und den Leser ganz eigentümlich berührt, so wäre die Wirkung der Schrift vermutlich eine geradezu vernichtende geworden.

Wie es Bleibtreu verschmäht, ausgetretene Pfade zu betreten und lieber einmal auf selbst aus dem Holz gehauenen Wegen fehl gehen will,

Digitized by Google

als auf der ebenen Heerstraße mit Tausenden an das übliche Ziel gelangen, so hat er auch diesmal einen neuen Weg eingeschlagen, und ich darf sagen, daß er ihn zu einem glücklichen und erwünschten Ziele geführt hat, daß seine „Englische Litteraturgeschichte" (2 Bde., Leipzig, W. Friedrich) von großem Einfluß sein wird auf die Entwicklung der gesamten modernen Litteraturgeschichtsschreibung. Bei all' seinem großen historischen Sinn doch erfüllt von den herrschenden Ideen unserer Zeit, sieht Bleibtreu in der Litteratur mehr, als unsre gedankenlosen Professoren, denen sie nur ein Haufe guter und schlechter Bücher ist, welche zu beurteilen und nach Entstehungsperioden einzuteilen ihnen als ihre ganze Aufgabe erscheint. Das ist eine gänzlich veraltete Auffassung, und es ist zu bedauern, daß noch Scherer in diesem Geiste seine „Geschichte der deutschen Litteratur" schrieb, ich kann mir nicht anders helfen — eines der überschätztesten Bücher unserer Zeit. Scherer war vollständig unfähig, zu begreifen, daß die Litteratur einer Nation ein einheitlicher Organismus ist, der Niederschlag des Kulturlebens der Nation, und daß sie von demselben losreißen und als Ding für sich betrachten sie zur Mumie machen heißt. Der Abschnitt über das mittelhochdeutsche Volksepos in seinem Buche ist das verfehlteste, was wohl je über diesen Gegenstand geschrieben. Und ebenso jener über die Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts, wo Scherer keine Ahnung hat von dem Zusammenhange zwischen Schäferpoesie und Pietismus, die in Wahrheit nur die beiden Seiten einer und derselben Medaille sind. Bleibtreu wahrt immer den Zusammenhang zwischen kultureller und litterarischer Entwicklung, und ihm ist die letztere die Verkörperung des nationalen Geistes in seinen geschichtlichen Phasen. Man wird sagen, das sei nichts Neues, das habe Taine bereits vor ihm gethan. Allerdings! Bleibtreu ist ein Schüler Taines, aber ein Schüler, der weit über seinen Meister hinauswächst und die Methode desselben vervollkommnet.

Taine verfällt bei seinem System des „milieu" gar oft in den Fehler des Zuviel, er spricht zu viel vom Nationalgeist, von Land und Nahrung und Klima und Zeit; er will alles daraus herleiten und vergißt dabei nur zu oft der litterarischen Persönlichkeit. Bleibtreu läßt neben dem kulturellen und sozialen Moment auch die angeborene oder ererbte Individualität der einzelnen Dichtererscheinung zur vollen deutlichen Geltung kommen; denn nur aus der Mischung beider Momente entsteht die Litteratur. Wahrhafte Meisterstücke sind die Abschnitte über Swift, Pope und Ossian. In reicher, farbenprächtiger Darstellung, in glänzendem Stil und voller Plastik treten uns hier die Zeit, die Gesellschaft, die politischen Zustände, die physische und psychische Individualität der Schriftsteller entgegen, und

aus ihnen erklärt sich leicht und natürlich ihr Werk. Ich will übrigens nicht leugnen, daß mir nach dieser Richtung hin der erste Teil des Buches mit seiner knappen plastischen Darstellung gelungener erscheint als der zweite, in dem sich ab und zu eine gewisse umständliche Breite, ein Verweilen bei dem Nebensächlichen geltend macht.

Natürlich hält es Bleibtreu nicht für seine Aufgabe, jede Erscheinung der englischen Litteratur aufzuzählen und über dieselbe zu berichten, wie es das System der alten Schule der Litteraturgeschichtsschreibung war. Er acceptiert oder antizipiert unsere Grundsätze. Der Gedanke der Fortentwickelung leitet ihn, und nur diejenigen Schriftsteller behandelt er ausführlich, welche zu der letzteren beigetragen haben, während er den Troß der Auch-Dichter, welche nur neuen Most in die alten Schläuche füllen, kurz und bündig in die Anmerkungen verweist. Und dies ist die einzig wahre Methode; denn allenthalben im litterarischen Leben der Nationen waltet jenes Gesetz, welches wir oben angeführt haben: daß nur die Werke derjenigen Dichter bleiben, welche Gattungen geschaffen, bereichert, vervollkommnet oder erhalten haben, alles Andere aber nur litterarischer Dünger ist, der dem Orkus verfällt. Die alten Meistersinger hatten eine dunkle Ahnung von diesem Gesetz, als sie nur dem den Titel „Meister" bewilligten, der eine neue Weise eigne erfunden, und ich glaube, daß für das Urteil unserer Zeit hier der Punkt ist, an dem sich der Dichter vom Schriftsteller scheidet. Nach diesen Grundsätzen muß die Litteraturgeschichtsschreibung umgestaltet werden. Dabei sind natürlich Werke wie Gödekes Grundriß, in denen auch der kleinste Dichter mit dem umfassendsten Quellenapparat behandelt wird, als vollständige Materialsammlung, oder kritische Kompendien, wie das Schererſche Buch, nicht überflüssig; nur darf kein hochmütiger Professor kommen und als die wahre wissenschaftliche Litteraturgeschichtsschreibung ausgeben, was doch in Wirklichkeit nur den Wert vorbereitender Studien besitzt. Und bei der Anlage der Bahn zu dieser neuen, reiferen Form der Litteraturgeschichte, einer Behandlung derselben im modernen darwinistischen Sinne, begrüßen wir Bleibtreus Werk als den ersten verdienstvollen und nachahmungswerten Spatenstich.

Digitized by Google

Zur Charakteristik Wagners

aus dem Wagner-Lisztschen Briefwechsel.

Von Erich Stahl.

(München.)

Gewisse Leute haben nicht genug zu sagen gewußt von Wagners Undankbarkeit gegen den großen gönnerhaften Maëstro Giacomo Meyerbeer. Auch der Berliner Musikschriftsteller Ehrlich glaubte in seinem neuen Buche „Aus allen Tonarten" die alte Beschuldigung wiederholen zu müssen. Indessen enthält der Wagner-Lisztsche Briefwechsel in diesem Punkte eine so bemerkenswerte, die ganze Hoheit der künstlerischen Gesinnung abspiegelnde Selbstanklage Wagners, daß nach deren Kenntnisnahme das so stark in Tugend und Sittlichkeit machende Philistertum sein gewaschenes Mundwerk zur Ruhe verweisen darf.

Am 18. April 1851, also einige Wochen nach Beendigung des bösen Buches „Oper und Drama", worin dem großen Meyerbeer so undankbarlichst mitgespielt wird, schrieb Wagner an Liszt:

„Mit Meyerbeer hat es bei mir eine eigene Bewandtnis: Ich hasse ihn nicht, aber er ist mir grenzenlos zuwider. Dieser ewig liebenswürdige, gefällige Mensch erinnert mich, da er sich noch den Anschein gab, mich zu protegieren, an die unklarste, fast möchte ich sagen, lasterhafteste Periode meines Lebens; das war die Periode der Konnexionen und Hintertreppen, in der wir von den Protektoren zum Narren gehalten werden, denen wir innerlich durchaus unzugethan sind. Das ist ein Verhältnis der vollkommensten Unehrlichkeit: Keiner meint es aufrichtig mit dem Andern; der Eine wie der Andere giebt sich den Anschein der Zugethanheit und Beide benutzen sich nur so lange, als es ihnen Vorteil bringt. Aus der absichtlichen Ohnmacht seiner Gefälligkeit gegen mich mache ich Meyerbeer nicht den mindesten Vorwurf, — im Gegenteil bin ich froh, nicht so tief sein Schuldner zu sein als z. B. X. Aber Zeit war es doch, daß ich mich vollkommen aus dem unredlichen Verhältnis zu ihm los machte; äußerlich habe ich nicht die geringste Veranlassung dazu gehabt: denn selbst die Erfahrung, daß er es unredlich mit mir meine, konnte mich nicht überraschen und zumal mir kein Recht geben, da ich mir den Grund selbst vorzuwerfen hatte, mich absichtlich über ihn getäuscht zu haben. Aber aus inneren Gründen trat die Notwendigkeit bei mir ein, jede Rücksicht der gewöhnlichen Klugheit in bezug auf ihn fahren zu lassen: ich kann als Künstler vor mir und meinen Freunden nicht existieren, nicht denken und fühlen, ohne meinen vollkommenen Gegensatz in Meyerbeer zu empfinden und laut zu bekennen, und hierzu werde ich mit einer wahren Verzweiflung getrieben, wenn ich auf die irrtümliche Ansicht selbst wieder meiner Freunde stoße, als habe ich mit Meyerbeer irgend etwas gemein. Keinem meiner Freunde kann ich mich, mit Allem, was ich will und fühle, in reiner, deutlicher Gestalt hinstellen, als wenn ich mich vollständig von diesen verschwimmenden Umrissen lostrenne, in denen ich so Vielen noch erscheine. Es ist dies ein

notwendiger Akt der vollen Geburt meines gereiften Wesens, — und so Gott will — gedenke ich Manchem damit zu dienen, daß ich diesen Akt mit solchem Eifer vollziehe!"

Wagner äußert hiernach einige Zweifel an Liszts Zustimmung und fügt hinzu:

„Doch lassen wir das! Das sind weltliche Dinge, über die wir ab und zu verschiedener Meinung sein können, ohne in göttlichen Dingen uns zu trennen!"

Hiezu macht der vortreffliche Wagnerschriftsteller Albert Heinz in Leßmanns Allg. Musikzeitung die gute Anmerkung: „Auch in der heutigen Welt wird das Höchste und Edelste der Kunst noch stets durch Gunst der Menge für die Mittelmäßigkeit und deren Erfolg gehemmt und die Stimme der Wahrheit durch das Lob des Schwächlichen übertönt. ‚Wer von seinem Zeitalter Dank erwerben will,' sagt Schopenhauer, ‚der muß mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei kommt aber nie etwas Großes heraus!' — Gott sei Dank, daß Wagner, unbekümmert um den Dank und das Urteil seines Zeitalters, sich von den Wegen und Verbindungen seines sehr zweifelhaften Gönners frühzeitig getrennt hat."

Wie fein Wagner übrigens den künstlerischen Genius einer fremden Volksseele zu empfinden und zu würdigen wußte, zeigt folgende Briefstelle: „Ich bin nahe daran, den Calderon einzig hoch zu stellen. Durch ihn hat sich mir auch die Bedeutung des spanischen Wesens erschlossen: eine unerhörte, unvergleichliche Blüte, mit solcher Schnelle der Entwickelung, daß sie bald beim Tode der Materie und — zur Weltverneinung gelangen mußte. Der feine und tief leidenschaftliche Sinn der Nation giebt sich in dem Begriffe der ‚Ehre' einen Ausdruck, in welchem sich das Edelste und zugleich das Schrecklichste zu einer zweiten Religion bestimmt. Die furchtbarste Selbstsucht und die höchste Aufopferung suchen zugleich dort ihre Befriedigung. Das Wesen der eigentlichen ‚Welt' konnte nie einen schärferen, blendenderen — und zugleich vernichtenderen, entsetzlicheren Ausdruck erhalten. Die ergreifendsten Darstellungen des Dichters haben den Konflikt dieser ‚Ehre' mit dem tief menschlichen Mitgefühl zum Vorwurf; die ‚Ehre' bestimmt die Handlungen, welche von der Welt anerkannt, gerühmt werden; das verletzte Mitgefühl flüchtet sich in eine fast unausgesprochene, aber desto tiefer erfassende, erhabene Melancholie, in der wir das Wesen der Welt als furchtbar und nichtig erkennen. Dieses wunderbar ergreifende Bewußtsein ist es nun, was in Calderon so bezaubernd schöpferisch gestaltend uns entgegentritt, und kein Dichter der Welt steht ihm hierin gleich. Die katholische Religion ist es, welche diesen tiefen Zwiespalt zu vermitteln eintritt, und nirgend konnte sie eine solche Bedeutung gewinnen, als einzig hier, wo der Gegensatz der Welt und des Mitgefühles sich so prägnant, scharf und plastisch ausbildete, wie bei keiner andern Nation es der Fall war."

Sehr bezeichnend sind die ersten Äußerungen Wagners über Schopenhauer (Oktober 1854):

„Neben dem langsamen Vorrücken meiner Musik (Nibelungen) habe ich mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir wie ein

Himmelsgeschenk in meiner Einsamkeit gekommen ist. Es ist Arthur Schopenhauer, der größte Philosoph seit Kant, dessen Gedanken er — wie er sich ausdrückt — erst zu Ende gedacht hat. Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam dieser Gedanke natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat ihn mir erst dieser Philosoph."

Ähnlich spricht er sich in folgender Stelle aus:

„Wer sich von der Verwirrung des modernen Denkens, von der Lähmung des Intellektes unserer Zeit einen Begriff machen will, beachte nur die ungemeine Schwierigkeit, auf welche das richtige Verständnis des klarsten aller philosophischen Systeme, des Schopenhauerschen, stößt. Wiederum muß uns dies aber sehr erklärlich werden, sobald wir eben ersehen, daß mit dem vollkommenen Verständnisse dieser Philosophie eine so gründliche Umkehr unseres bisher gepflegten Urteils eintreten muß, wie sie ähnlich nur den Heiden durch die Annahme des Christentums zugemutet war."

„Es kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Notwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen. Dürfte dies gelingen, so wäre der wohlthätige, wahrhaft regeneratorische Erfolg davon gar nicht zu ermessen, da wir denn andererseits ersehen, zu welcher geistigen und sittlichen Unfähigkeit uns der Mangel einer richtigen, Alles durchdringenden Grunderkenntnis vom Wesen der Welt erniedrigt hat."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Redaktionspost.

St. M. in Wien. Lassen Sie sich nicht verblüffen! Am wenigsten von den kritischen Tagschreibern, die nur mit den Stichworten der Reklame arbeiten! Die Schöpfer der neuen Bauzierden Münchens, der Synagoge und des Luitpold-Kaffees, haben ihren Genie-Wein ordentlich mit Wasser verschnitten. Die Synagoge wirkt äußerlich sehr fragwürdig, da der Baumeister so gut wie keine Rücksicht auf die architektonische Umgebung genommen hat: sie hockt schief auf dem Platz wie eine gedrückte krumme Nase in einem verzerrten Gesicht. Der Aufwand von Säulchen, Portälchen, Türmchen und andern architektonischen Nippes mag ein schönes Stück Geld gekostet haben — und wer ein Kunstwerk nur nach der Höhe der Rechnung schätzt, mag die Geschichte sehr imposant finden — allein der Bau selbst ist dadurch nicht imposanter geworden. Was das Luitpold-Kaffee an der Briennerstraße betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß es in seiner Ausstattung vieles Hübsche und künstlerisch Gelungene besitzt, z. B. die Kolossalstatuen und Brunnenfiguren von den Bildhauern v. Kramer und Kaindl. —. Daß es aber in jedem Betracht eine künstlerische

Sehenswürdigkeit ersten Ranges sei, das werden nur jene Kunstreisende schlankweg glauben, die auch in ästhetischen Dingen auf ihren Baedeker schwören und ihre Bewunderung nach der Zahl der Sternchen regulieren. Womit wir selbstverständlich nicht entscheiden wollen, ob nicht trotzdem München auf dem besten Wege, Wien und Berlin im Kaffeehaus-Luxus zu überflügeln.

Redaktion der „Tägl. Rundschau", Berlin. In Nr. 66 der Beilage Ihres geschätzten Blattes finden wir in einer empfehlenden Anführung eines Aufsatzes aus dem Dresdener „Kunstwart" u. a. die einleitende Bemerkung: „Und schlimmer fast als die schleichende Gefallsucht der von der Reklame gehätschelten Propheten ist die rüpelhafte Bilderstürmerei der neuesten Kunstjünger." „Schleichende" Gefallsucht ist gut, „rüpelhafte" Bilderstürmerei nicht übel, „gehätschelte" Propheten machen sich auch ganz nett. Nur den Kunstjüngern gegenüber versagte dem ungenannten Schreiber die beiwörtliche Bildkraft. Die „neuesten" Kunstjünger — das ist mager. Dazu nicht einmal eine namentliche Bezeichnung oder eine Begrenzung der Zahl: schlankweg „die neuesten Kunstjünger"! Sie sind also allzumal Sünder, diese „neuesten Kunstjünger", samtundsonders „rüpelhafte Bilderstürmer"? Und da sowohl in dem belobten „Kunstwart" nicht weniger als in Ihrer erprobten „Tägl. Rundschau" neben alten und neuen gewiß auch „neueste" Kunstjünger zum Worte kommen, so machten sich mittelbar beide Zeitschriften selbst des Verbrechens „rüpelhafter Bilderstürmerei" schuldig?! Woraus doch männiglich ersehen muß, daß die Behauptung des ungenannten Schreibers in ihrer gemeinplätzigen Allgemeinheit eigentlich eine gemeine Verdächtigung darstellt, nicht wahr? Wir ersuchen daher den Leiter Ihrer „Beilage", den ungenannten Kunstwart-Empfehler aufzufordern, jene „neuesten Kunstjünger" namhaft zu machen, von welchen er „rüpelhafte Bilderstürmerei" behauptet, und seine Behauptung zugleich mit den notwendigen Beweisen auszustatten. Wir fühlen uns umsomehr zu dieser Bitte gedrungen, als gerade unsere Zeitschrift den neuen und „neuesten" Kunstjüngern (im Stile des ungenannten Anklägers zu reden) breiten Raum gewährt und deren ehrliche Bestrebungen aus voller Überzeugung unterstützt.

Herrn **Franz Sandvoß in Berlin.** In einer direkt versandten gedruckten „Privatmitteilung" erlauben Sie sich eine burschikose Anrempelung des Begründers dieser Zeitschrift. Nehmen Sie als empfangen an, was man solchen Anremplern für ihre edle Dreistigkeit im gesitteten Leben zu schenken pflegt. An dieser Stelle begnügen wir uns, Ihrer unwahren Behauptung, daß ein gewisser Otto Heinrichs „in Verbindung mit Dr. M. G. Conrad in München die ‚Gesellschaft' geschaffen" habe, die Thatsache gegenüber zu stellen, daß Otto Heinrichs nur als unser Leipziger Kommissionär eine zeitlang mit uns in Verbindung gestanden, aber weder bei der Begründung noch bei dem Verlage der ‚Gesellschaft' beteiligt gewesen ist. Auch Ihre Behauptung von einem „mehrmaligen Wechsel des Verlags" ist falsch. Bevor die ‚Gesellschaft' in den Verlag der Friedrich'schen Hofbuchhandlung übergegangen, hat sie nur ein einziges Mal ihren Verlag gewechselt. Es ist verwunderlich, daß Ihnen als ehemaligen Mitarbeiter und Leser der ‚Gesellschaft', diese Thatsachen unbekannt geblieben sind.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München und Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Mai 1888.

Politische Wandlungen.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Fantasio, in seiner ersten Jugend himmelblauer Ideologe, hat sich in harter Lebensschule zum härtesten Thatsachenmenschen entwickelt. Er glaubt es wenigstens.

Politik ist Geschäft, sagt er. Und dazu — wie eben Geschäfte sind, selten reinlich.

Früher ein Geschäft der Fürsten, heute ein Geschäft der Nationen.

Dieser Satz ist nicht unanfechtbar. Nationen! In Europa, wo man nur Parteien kennt! Trotz allen Nationalgeschreis und Nationalitätenhaders!

Aber wir können ja den Nationen und Nationchen einmal die Ehre anthun, sie in Bausch und Bogen als etwas homogenes, mit der herrschenden und das Wohlgefallen des Regenten besitzenden Partei sich einig wissendes und einig wollendes zu denken.

Also Politik ist Geschäft, schließt mithin wie jedes andere Geschäft, das respektiert sein will, ideologische Träumereien und gemütliche Gefühlsstandpunkte aus. Nur das Interesse, der Vorteil hat das entscheidende Wort. Was gegen das Interesse streitet: — „behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen." Zum Beispiel auch gewisse fürstliche Heiratspläne. Es ist ganz in der Ordnung, daß die häuslichen Angelegenheiten der Fürsten sich nach dem Wohlfahrts-Prinzip des politischen Geschäftsvolkes regeln. Die Fürsten und ihre Angehörigen sterben, die Völker bleiben. Tüchtiger Geschäftssinn hält sich an das Bleibende, an das Solide.

Freilich ist auch im Geschäftsbetrieb ein Unterschied: ob ich ihn als kleinbemittelter, ängstlicher Dütenkrämer oder als kapitalskräftiger, weitschauender, mutiger Großhändler auffasse, ist zweierlei. Nicht zu reden vom verwegenen Ausbeuter aller einigermaßen faßbaren Chancen.

Auch das macht im Geschäft einen Unterschied: ob ich einen jungen oder einen alten Kopf habe.

Freilich ist man geneigt, zu sagen, man habe das Alter, das man sich giebt. Und man trifft dabei nicht immer das Rechte. Das Völkerleben wie das Einzelleben hat Stimmungsmomente, wo sich's schrecklich alt vorkommt. Wer kennt nicht Jean Pauls, unseres fränkischen Dichters, wundersames Traumbild: „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen?" Der arme Mensch sieht sich im Traume alt und grau und unsäglich elend und schreit im verzauberten Bewußtsein seiner Erbarmungswürdigkeit das Schicksal an: O gieb mir meine Jugend wieder! Hilf mir, daß ich ein neues Leben beginne! — Und er erwacht, der unglückselige Thor, und findet, daß das Schreckliche nur ein Traum gewesen. Er ist ja noch jung, voller Saft und Kraft, trotz vieler Irrungen und Fehler, und ein langes Leben liegt noch verheißungsvoll vor ihm, seiner mannhaften Thatenlust die würdigsten Gaben und Aufgaben bietend! Fort mit der sentimentalen Schwarzseherei und Verzweiflungsträumerei und rasch zugegriffen, so lange die günstige Stunde lockt.

Wie viele brave Reichsbürger, die ein Herz haben für die Angelegenheiten und Sorgen ihrer Volksgenossen, mögen nicht nur bei der Jahreswende in einer ähnlichen traumumfangenen Stimmung sein, wie der glücklich Unglückliche der Jean Paulschen „Neujahrsnacht!" Wohin sie ihr prüfendes Auge wenden, überall liegt ein grauer Schimmer zweifelhafter Erfolge auf den Bestrebungen der ehrlichsten Arbeiter am Ausbau des Reiches, überall die nämliche Zerfahrenheit im Ringen um die Hebung der arg gefährdeten Volkswohlfahrt, um Erhaltung des Friedens! Verfehlt, abgelebt, greisenhaft alles auf dem weiten, kunterbunten Versuchsfelde des politischen Parteitreibens — — O gieb uns unsere Jugend wieder, die junge Kraft, das junge Vertrauen!

Und doch beruht er auf Täuschung, dieser verdrießliche Blick in unsere soziale und politische Welt. Denn die Jugend ist da und die Kraft — und es ist noch lange nicht aller Tage Abend im Reich. Die Wahrheit ist, daß wir riesige Wandlungen durchgemacht in den letzten Jahren, daß der Boden, auf dem wir leben, völlig umgegraben worden ist, daß unser Altertum ein Neutum wird unter dem frischen Wind, der aus allen Himmelsgegenden bläst.

Da heißt es Stellung fassen zu den aufschießenden Problemen und zu zeigen, wes Geistes Kind man ist. Ob Feigheit oder Ergebung, ob Betriebsamkeit oder Schlaraffentum, ob resolnter Freimut oder zaghaftes Lavieren: das wird abhängen von dem Urboden unseres Charakters und unserer Gesinnung und von der Geschäftstüchtigkeit!

Man ist auf der Bahn der Weisheit, wenn man sich selbst das Beste zutraut und im Falle des Mißlingens sich selber verantwortlich macht. Das greisenhafteste, was je über unsere Geschicke und Thaten gedacht worden ist, steckt in dem pessimistischen Satze: es kommt nichts besseres nach. Das ist ausgesuchte Narretei obendrein, pfiffig genug, um Schwachköpfe zu verwirren. Damit wird kein Geschäft in Schwung gebracht.

Wir stehen zu den geraden und festen Naturen, die eines heldenhaften Ausblickes ins Neue fähig sind. Und in diesem Sinne werben wir trotz schwieriger Zeitläufte um die erneute Teilnahme fröhlicher Freunde und jugendfrischer Mitarbeiter an dem gemeinsamen politischen Werke zur Wohlfahrt aller. Denn das mögen sich unsere griesgrämig-frömmelnden Staats- und Gesellschaftsheilkünstler gesagt sein lassen, daß fröhlicher Sinn ein besserer Pfeiler der Politik und sozialer Ordnung ist, als bußfertige Heuchelei, kriechender Knechtscharakter, moralische Verstimmung und mit dem Polizeispieß herausgekitzelte Kirchlichkeit. Damit dieser fröhliche Sinn gedeihe, damit jedes Glied der sozialen Kette auf das, was es ist, thut und erstrebt, auf seine Armut oder seinen Wohlstand, auf seine Ehre oder Unansehnlichkeit mit männlicher Heiterkeit hinblicke, darf dem deutschen Gemüte der Glaube an den Fortschritt, an die Tröstungen und Ermunterungen der Erkenntnis, der Wissenschaft und Kunst nicht vergällt werden. Jawohl, wir reden dem Fortschritt das Wort. Aber nicht dem kleinen, konfusen, desperaten, fraktionspolitischen, sondern jenem großartigen, der als treibende Lebenskraft allen gesunden Dingen innewohnt und auch das Unscheinbarste heben und bessern und schätzbar machen hilft. Im Geschäft werden wir's zunächst spüren!

Im Glauben an diesen Fortschritt rauschen die Heils- und Kraftquellen der modernen Welt und keine Reaktion und kein Pessimismus kommt auf die Länge dagegen auf, so lange ein Volk frisch bleibt.

Drum gilts auch in der Politik der Versumpfung zu wehren und für Bewegung und frische Luft zu sorgen. Laßt die Heulmeier klagen und zetern, der Dichter hat doch recht: „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Oder so ähnlich.

Warum sind denn eigentlich die Franzosen so interessant?
Bloß weil sie verrückt, toll und gefährlich sind? —

Die Engelmacherin.

Berliner Sittenbild.

Von Max Kretzer.

(Berlin.)

Kennen Sie Frau Rührmund, meine Gnädige? Nicht? Wie sollten Sie auch! Die Sphäre, in der Sie sich bewegen, schließt diese Bekanntschaft von vornherein aus, die reine Luft, die Sie täglich atmen, ist frei vom Dunst der Arbeiterviertel und jenem aus dem Geruch von Menschenschweiß, aufgehängter Wäsche und Küchenabfällen zusammengesetzten fragwürdigen Duft, den man am besten mit den Worten „Es riecht nach Armut“ bezeichnet. Und doch würde Ihnen der Name nicht so fremd erscheinen, erinnerten Sie sich nur unseres letzten Gespräches. Es war von jenen beklagenswerten Geschöpfen die Rede, welche vergeblich nach einem Vater rufen. Ein Zeitungsblatt, auf welches zufällig Ihr Blick fiel, gab die Anregung.

„Sechstausend außereheliche Kinder wurden im vorigen Jahre in Berlin geboren?!“ riefen Sie aus und fügten hinzu: „Das ist ja fürchterlich! Was wird aus diesen Kindern, wo bleiben sie?“

Als Antwort begann ich Ihnen eine Geschichte aus jenen Tagen zu erzählen, wo ich von früh bis spät nach meinem ersten Verleger suchte; ich nannte Ihnen flüchtig den Namen einer Frau, mit der ich weit draußen in einer Vorstadt Thür an Thür wohnte — — Ach, ich sehe im Geiste, wie Sie verständnisinnig nicken und höre Sie sagen: Ich entsinne mich jetzt, wir wurden damals durch einen mißliebigen Besuch gestört; benutzen Sie nur die Gelegenheit und fahren Sie fort zu erzählen.

Also: Madame Rührmund, genannt die Mutter der Engel — — Sie lächeln? Ich verstehe: Sie finden diese Bezeichnung komisch; ich nur satyrisch. Mein Stubenkollege, ein verpfuschter Student der Philosophie, ein guter Junge, der heute irgendwo in Amerika sein Dasein fristet, hatte sie aufgebracht, als wir in der Stille eines Sommerabends im offenen Fenster lagen, die Dampfwolken des ehrlich geteilten Tabaksrestes der jenseitigen Häuserreihe entgegenbliesen und dem stillverrauschenden Leben des tief unter uns brütenden Berlins lauschten. Entsetzliches Kindergeschrei schallte aus dem Fenster unserer Nachbarin, eine Pause trat ein, dann ein Röcheln, ein leises Gurgeln — ein seltsamer überirdischer Ton, als wollte ein kleines Wesen noch einmal in einem einzigen Laut alles das ausdrücken, was es bisher gelitten hatte. Totenstille. Dann die gleich-

giltige, blecherne Stimme einer Frau: „Es ist alle mit ihm, Anna, lauf zum Doktor!" Der Philosoph blickte zum sternenklaren Himmel empor und sagte: „Die Mutter der Engel ist eine brave Frau, sie sorgt dafür, daß die Wanderung kleiner Seelen im besten Gange und ihr Schuldbuch da oben ewig offen bleibe". Unsere Wirtin im Fenster links hatte das vernommen, und am andern Tage sprach die ganze Nachbarschaft nur von der „Mutter der Engel".

Man würde sich eine durchaus falsche Vorstellung von der Pflegefrau recte Engelmacherin Frau Rührmund machen, malte man nach dem so eben Gehörten sie sich im Geiste als ein häßliches, schmutziges Weib mit schlechten Manieren aus. Im Gegenteil — sie wiegt sich elegant in den Hüften, die weiße Haube leuchtet, der Mund lächelt, sobald es gilt, den „Kundinnen" gegenüber zu repräsentieren. Frau Marthe im „Faust" könnte ihr als Vorbild gedient haben.

Wie an ihrem Äußeren, so sieht auch in ihrer Wohnung alles blank und sauber aus; vom blitzenden Messingknopf der Klingelschnur bis zu den milchfarbenen Gardinen, welche dem Nachbar vis-à-vis unschuldvoll in die Scheiben leuchten, und dem zinnernen und kupfernen Kochgeschirr, das die Bretter der Küche ziert. Die Rührmunden hält auf Ordnung in ihrem Haushalt — „von wegen die Polizei", wie böse Zungen behaupten. Sauberkeit und Solidität machen immer einen guten Eindruck; niemand weiß das mehr zu schätzen, als Madame im vierten Stock rechts: so etwas imponiert, raubt das Mißtrauen und wahrt die Reputation. Wollte man den Hauswirt fragen, wer am pünktlichsten die Miete in der Kaserne bezahle, so würde in der Antwort der Name Rührmund unausbleiblich sein; und würde man ihn weiter darüber inquirieren, wer sich am ruhigsten den Flurnachbaren gegenüber verhalte, so müßte man sich mit der Nennung desselben Namens bescheiden. Schließlich wäre es nicht unerhört, die Worte über sich ergehen zu lassen: Die Rührmunden ist eine gute, gottesfürchtige Frau; sie bringt ihr Leben damit hin, gegen geringes Entgelt arme Kinder wie die eigenen zu hegen und zu pflegen.

Die Engelmacherin hat — wie alle Menschen, welche mit der Zeit ein Raffinement sich angeeignet haben, das grade genügt, um die Welt zu täuschen — ihre Antezedentien. Ihr Seliger war einer jener Männer, welche alles versuchen und denen nichts gelingt, weil sie nichts vernünftiges gelernt haben. Dieser verfehlte Beruf treibt zum Agententum: Geldvermittler, Kommissionäre für die verschiedensten Dinge, Ratgeber in heiklen Angelegenheiten, in denen das Zuchthaus eine große Rolle spielt, sind die Titulaturen derer, welche in diesem schmutzigen Strome schwimmen.

Madame Rührmund hatte also eine gute Schule. Als sie Witwe ward, legte sie sich aufs Zimmervermieten, wobei es nicht immer sehr reinlich zuging. Dann kam ihr ein ihrer Meinung nach glücklicher Gedanke, den sie ausführte: sie machte einen Hebammen-Kursus durch und ließ am Hause ein elegantes Schild anbringen mit dem bekannten Draht, der die Wand hinauf zu laufen scheint. Was lernte Madame in ihrem neuen Metier nicht alles, was für Einblicke in gewisse Familienverhältnisse bekam sie nicht! Sie hätte jedenfalls auf noch mehr Kundschaft hoffen dürfen, als sie nach zweijähriger Etablierung bereits besaß, wenn ihr nicht als „kluge Frau" eine kleine Unregelmäßigkeit passiert wäre, die sie auf die Anklagebank brachte. Zu ihrem Glücke wurde sie wegen Mangels an Beweisen vor dem Wollspinnen in „ausgewählter Gesellschaft" gerettet; aber der ferneren Ausübung ihres Berufes für verlustig erklärt. Ihre neueste und erfolgreichste Periode begann.

Eines Tages ging sie durch die Straßen, als ihr Fräulein Meta begegnete: eine leichtsinnige Ladenmamsell aus der Kommandantenstraße, welche von ihrem Chef verführt worden und vor sechs Monaten unter dem Beistande von „Madame" Mutter geworden war. Wie ein aufgeblähter Pfau kam sie daher gerauscht. Der Puppenkopf drehte sich jedem Schaufenster zu, um in der Spiegelscheibe das schwarze Satinkleid mit unzähligen Volants (das „neueste Beruhigungs-Angebinde" des Herrn Chef), welches prallsitzend die unkeuschen Glieder umschloß, einer Musterung zu unterwerfen. Fräulein Meta zeigte trotz alledem eine mürrische Miene. Ihre Stiefmutter, der das späte Ausbleiben der lebenslustigen Tochter nicht mehr behagte, hatte sie samt ihrem Kinde vor die Thür gesetzt. Für das letztere, welches zeitweise bei einer Freundin aufgehoben war, mußte also eine Pflegefrau beschafft werden. Frau Rührmund hatte sofort ihren Plan gemacht. Hier war ein Stück Geld zu verdienen, ohne daß man viel zu riskieren hatte. Dieser liebe, süße, gute Engel von Kind, mit den großen blauen Augen, sollte in ganz fremde Hände kommen? Gott bewahre! Zu was wäre sie, die allbekannte Rührmunden mit dem guten Herzen, denn vorhanden, wenn sie nicht solcher Würmer sich annehmen sollte?! Fräulein Meta war hocherfreut, man wurde bald einig, und die „herzensgute Frau" übernahm das Kind mit dem ihr ein Dutzend Mal versicherten Trost, daß „Er" durchaus nicht knausere. Die Rührmunden ließ sich das Pflegegeld, pro Monat zwölf Thaler, für jedes Quartal vorausbezahlen; nachdem vier Monate vergangen waren, starb der Knabe — an Entkräftung meinte der Arzt, an Brechdurchfall versicherte die Mutter des „ersten Engels" jedermann im Hause; die Milch

tauge in der ganzen Gegend nichts! Dieser süße, kleine Knabe, was hätte aus ihm nicht alles werden können! Wie lieb habe sie ihn nicht gehabt! Verstohlen fuhr die Hand nach dem Auge, um eine Thräne zu suchen, die jeder Zuhörer erwartet haben würde, nur nicht sie. Als Fräulein Meta am selben Abend, benachrichtigt von dem Tode ihres Erstgeborenen, die vier Treppen emporgestiegen war, heulte sie auf nach der Manier von trauernden Menschen, denen das Schluchzen nicht aus der Seele kommt, die aber durchaus ihren Schmerz beweisen wollen. Sie beruhigte sich jedoch bald. Alles in allem genommen, war das Kind ihr doch eine rechte Last gewesen. Da es einmal da war, mußte man in seine Existenz sich fügen, nun aber war es jedenfalls besser aufgehoben. Der Stein des Anstoßes, der den Weg zu einer Ehe, auf welche man doch wie jedes andere Frauenzimmer hoffte, versperrte, war sozusagen aus dem Wege geschafft, man konnte leichter atmen, sorgenloser der Zukunft entgegen gehen.

„Nicht wahr, meine liebe Frau Rührmund, Sie besorgen doch alles nötige zur Beerdigung? Wir wollen das in aller Stille machen. Hier sind meine Papiere und vorläufig hundert Mark. „Er" will durchaus, daß es anständig begraben werden soll. Du lieber Himmel, es hat nicht sollen sein!" — Fräulein Meta, das lebende Resultat schlechter Erziehung und des frühen Einflusses entsittlichender Umgebung in einem „Bazar", zerdrückte die letzte Thräne in ihrem Auge und begann zur Entschädigung für die Abwälzung der Begräbnisvorbereitungen auf Madamens Schultern von der Landpartie am Nachmittag des morgenden Sonntags zu sprechen, deren wegen sie am Vormittage noch viele Laufereien habe: die Putzmacherin müsse an der Garnierung des Hutes noch etwas ändern, Handschuhe fehlten noch, und so weiter.

Während die Rührmunden die Phrase von den „Toten, die am besten aufgehoben sind", zum besten gab und rasch nach der Banknote griff, begegneten sich die Augen beider. Die Blicke sagten alles: Ich weiß, ich habe Dir eine Wohlthat gethan, und: Ich bezahle Dich anständig dafür!

Zwei Tage später, in der Dämmerungsstunde, wurde der schmucklose Sarg (die Rührmunden hatte natürlich den billigsten ausgesucht) in aller Stille nach der Leichenhalle des neuen Thomaskirchhofes, weit draußen an der Britzer Chaussee gelegen, geschafft. Und nach abermals zwei Tagen stand die Engelmacherin mit Fräulein Meta an der offenen Gruft einer jener langen frischaufgeworfenen Gräberreihen, deren kleine Hügel darauf hindeuteten, daß hier nur Stätten für die kleine Welt zu haben seien. „Er" habe nicht kommen können, versicherte Fräulein Meta; das Geschäft nehme ihn zu sehr in Anspruch.

Digitized by Google

„Die achte Reihe, Numero fünf — merken Sie sich das, meine Liebe," sagte Frau Rührmund unterwegs, das weiße Taschentuch noch immer an die Augen drückend. Dann fügte sie hinzu: „Wir gehen doch eine Tasse Kaffee trinken?"

Der kleine Hügel ist längst verfallen, der Stab mit der Nummer liegt ausgerissen daneben. Fräulein Meta tanzt jeden Abend im „Gesellschaftshause" und erinnert sich wohl nur in jenen Fällen ihrer Jugendsünde, wenn ihr ehemaliger Chef, der jetzt verheiratet ist, aus alter Anhänglichkeit dem Balllokal einen Besuch abstattet und sogleich von ihr in Anspruch genommen wird.

Seit jener Zeit hat Frau Rührmund ihren Ruf als Pflegefrau begründet und erweitert. Die Mädchen empfehlen sie unter einander, die vier Wiegen werden niemals leer. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß sie Kinder zu Engeln mache, die Polizei blickt ihr auf die Finger, — aber Beweise sind ihr noch nicht erbracht worden. Die jungen Mütter bauen auf sie, und das ist maßgebend. Päppelkinder im zartesten Alter nimmt sie am liebsten auf. Wer will für das Leben eines wenige Monate alten Wesens bürgen? Schlechte Nahrung, schlechte Luft, Unreinlichkeit, — und der Schatten des Todes senkt sich langsam aber sicher auf die unschuldigen Züge. Sie profitiert bei jedem Todesfall. Gewöhnlich hat sie das Pflegegeld vorausbezahlt bekommen, — ohne dies thut sie es niemals, — und bei dem Begräbnis fällt immer etwas ab. Viel Ärger hat sie mit den Kindern nicht; schreien sie zu sehr und wollen durchaus nicht schlafen, so genügt ein Löffel voll Rum oder irgend etwas anderes, um die Augenlider schwer zu machen. Anna, ein schiefgewachsenes Mädchen von fünfzehn Jahren, das in die Fußtapfen ihrer Herrin und Gebieterin tritt, leistet ihr dabei vortreffliche Dienste. Sie nimmt zwei Kinder wie zwei Bündel Flicken und treibt sich mit ihnen an Sommertagen auf der Straße umher, setzt sie schließlich in einen Winkel und amüsiert sich mit den halbwüchsigen Jungen ihrer Bekanntschaft.

Die Rührmunden besitzt eine vortreffliche Beobachtungsgabe. Ein Blick auf die vor ihr stehende neue „Kundin" genügt, um sie nach dem Wert ihres Leichtsinns, ihrer Solidität und vor allem ihrer Zahlungsfähigkeit zu taxieren. Fabrikarbeiterinnen, falls sie ihr nicht von guter Seite empfohlen, weist sie grundsätzlich ab, gebraucht aber die Ausrede, daß sie keinen Platz habe, und giebt ihnen die Adresse einer „Kollegin", die weniger heikel ist und von der sie ihre Provision bekommt. Besuch, von dem sie etwas zu erwarten hat, empfängt sie höchst freundlich und regaliert ihn mit Kaffee und Kuchen. Jungen Müttern, die eine Affenliebe

für ihre Kinder zeigen, begegnet sie mit Mißtrauen; sie haben die Augen überall und könnten ihr gefährlich werden. Des Sonntags ist Empfangstag. Die Kinder sind gebadet und sauber angekleidet, ihre „Beschützerin" beugt sich angesichts jeden Besuches über die Bettchen und schäkert mit den „Lieblingen". Die Rührmunden ist von seltener Gefälligkeit, besorgt alles für — Geld. Es klingelt. Herein tritt Helene Zimmermann. Die Zimmermann ist ein langes, mageres und verblühtes Geschöpf, dem nur die wirklich regelmäßigen Gesichtszüge und ein hübsches Augenpaar etwas angenehmes verleihen. Sie geht sehr ärmlich gekleidet, arbeitet als Sortiererin in einer Tabaksfabrik, verdient bei sechzigstündiger Arbeitszeit sieben Mark wöchentlich und ist brustkrank. Man hat sie benachrichtigt, daß ihr zwei Monate altes Mädchen, das in sehr schwachem Zustande aufgenommen wurde, verstorben sei. Frau Rührmund hätte die Aufnahme nicht riskiert, wenn der Bräutigam der Zimmermann, welcher Tischler ist und Helene zu heiraten gedenkt, nicht gutgesagt hätte. Die Zimmermann jammert, denn sie hat ihr Kind lieb gehabt und kann den plötzlichen Tod nicht begreifen, während die Rührmunden diesen Schmerz nicht versteht. Das Begräbnis soll so einfach wie möglich sein, denn viele Mittel sind nicht vorhanden. „Madame" fängt an zu rechnen. Den Leichenwagen könnte man sparen. Für zwei Mark erklärt sie sich bereit, den Sarg selbst nach dem Kirchhof zu besorgen. Mit solch einem kleinen Wesen brauche man nicht viele Umstände zu machen! In der Dämmerung hüllt sie sich in einen weiten Mantel, schlägt ihn über den kleinen Sarg, setzt sich in eine Droschke und tritt in Begleitung Heleuens, die natürlich den Wagen noch bezahlen muß, den Weg an. Es ist ein kalter Novembertag, der Wind fährt über die Stoppeln und treibt die welken Blätter über die Gräber, die Schollen rasseln, die Arbeiterin schreit laut auf, und die letzte Ehre ist erwiesen.

„Schrecklich!" höre ich Sie sagen, meine Gnädige. Sie beugen sich über Ihre schlafenden Kinder und berühren mit zärtlichem Blick deren Lippen. „Und existiert die Rührmunden noch?" fragen Sie. Ich erwidere: Sie lebt, sie lebt und webt als Vertreterin einer ganzen Gattung. Es mag Abweichungen geben, hin und wieder mögen bessere Charaktereigenschaften zu Tage treten, aber das Gewerbe ist vorhanden. Rousseau beginnt seinen „Emil" mit den Worten: „Alles ist gut, geht es aus den Händen der Natur hervor; Alles entartet unter den Händen des Menschen."

Und ich möchte behaupten: Es giebt straflose Verbrechen, welche die entsetzlichsten an der Menschheit sind.

Ein englisches Drama.

Von Carl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Vorbemerkung. Es war mir gelungen, die gewaltige Tragödie „Eduard II." von Christofer Marlowe vollkommen bühnengerecht zu gestalten, wie eine Tabelle des Scenariums leicht erweisen würde. Freilich mußte bei dieser überaus schwierigen Aufgabe gar manches geopfert werden, was die schwachen Nerven unsrer Zeit allzu gräßlich berühren möchte. Leider auch ein dichterischer Glanzpunkt des Dramas, die Ermordungsszene, über welche Hazlitt urteilt, sie errege mehr Staunen und Mitleid als irgend eine Szene der älteren und neueren Poesie. — Allein, nun ich das ganze mächtige Werk überschaue, drängt sich mir die Gewißheit auf, daß auch hier wieder die darauf verwendete Mühe, wie so oft schon bei meinen Arbeiten, rein umsonst gewesen. Denn wer in aller Welt würde wohl ein Drama aufführen, das nur von gigantischen männlichen Leidenschaften durchpulst, das nirgends erbauliches Liebesgeflöte, sondern nur eine düstre Ehebruchsaffaire im Hintergrund und im Vordergrund eine nur pathologisch verständliche Minnekrankheit (des Königs für seinen Mignon Gaveston) enthält! Nein, nein, solche Renaissancepoesie steht unsrem gebildeten Publikum allzuferne — wozu also eine Drucklegung?

Nur, damit man eine kleine schwache Probe der wahren Renaissance-Dramatik erhalte, begnüge ich mich damit, beifolgend die Schlußszene der Tragödie dem geneigten Leser vorzuführen. Sie spricht für sich selbst. Es sei jedoch bemerkt, daß ich mich zwar möglichst getreu an das englische Original hielt, aber hier und da ausführlicheren oder umgekehrt knapperen Ausdruck wählte. In dem kurzen Dialog zwischen Mutter und Sohn mußte ich wegschneidend und zusetzend besonders eingreifen. Der Schluß (man bringt dem König den Kopf Mortimers) konnte nicht gebraucht werden. Durch die Schlußworte des jungen Königs aber wollte ich der „poetischen Versöhnung" zu ihrem Recht verhelfen, indem sich eine Perspektive glücklicherer Zukunft aus dem Chaos der Anarchie eröffnet. Man vergesse nicht, daß der hier redende junge König Eduard III. eben als Wiederaufrichter der monarchischen Staatsgewalt gegen die störrigen Barone und als Eroberer Frankreichs erstand. Der junge König, seinen schwachen Vater beklagend, spricht hier als der künftige große König.

Im königlichen Palast. Der **Lord-Protektor Mortimer** und **Sir John Maltravers** treten auf.

Mortimer. So ist's geschehen und der Mörder tot?
Maltravers. Ja wohl, Mylord. O wär' es nie geschehn!
Mortimer. Sieh da, das Armesünder-Glöcklein wimmert,
Ein Büßer reuig flennt? So will ich denn
Beichtvatern Dir, mein guter Maltravers.
Drum wähle Du, ob Du zu schweigen weißt
Oder sogleich von meiner Hand zu sterben.
Maltravers. Mylord, ich fürchte, Gurney, welcher floh,
Verrät uns Beide. Darum laßt mich fliehn!
Mortimer. Flieh' zu den Kannibalen, feiger Narr!
Maltravers. Demütig dank' ich Eurer Herrlichkeit (ab).
Mortimer (allein). Und ich? Ich stehe wie die Eiche fest,
Denn gegen mich sind alle nur Gestrüpp.
Sie zittern ja bei meinem Namen schon.
Laß sehn, wer mich des Königsmordes zeiht! (Königin Isabella, mit allen Zeichen des Schreckens stürzt herein)
Was giebt's, was soll die bleiche Angstgebärde?
Königin. O Mortimer, der König hat, mein Sohn,
Botschaft empfangen von — (stockt)
Mortimer. Vom Teufel, he?
Königin. Tot sei sein Vater, und die Mörder wir.
Mortimer. Und wenn auch schon! Der König ist ein Kind.
Königin. Wohl, doch er rauft sein Haar und ringt die Hände
Und schwört, er woll' es rächen an uns Beiden.
Zur Staatsrat-Kammer stürzte er hinweg,
Den Beistand seiner Pairs sich zu erbitten.
Weh mir, dort naht er, sieh', und mit ihm Jene.
Nun, Mortimer, beginnt Dein Trauerspiel.

(König Eduard III. — ein Knabe von sechzehn Jahren — tritt hastig ein, gefolgt von Lords und Wachen. Er geht mit geballter Faust auf Mortimer los.)

Eduard III. Schurke!
Mortimer. Halt ein! (er greift ans Schwert.)
Eduard III. Denk nicht, daß ich erschreckt durch Deine Worte!
Mein Vater ist ermordet durch Verrat.
Und Du sollst sterben. Und auf seiner Bahre
Soll liegen Dein vermaledeites Haupt,
Zu zeugen aller Welt, daß nur durch Dich
Sein königlicher Leib zur Grube sank.

Digitized by Google

Königin. Weine nicht, ſüßer Sohn!
Eduard III. Nicht weinen ich?
Verbiete andren das, er war mein Vater.
Und hätteſt Du ihn halb ſo tief geliebt,
Du trügeſt ſeinen Tod nicht ſo geduldig.
Ich fürchte ſehr, Du wareſt mit verſchworen. —
Warum antworteſt Du nicht Deinem König?
Mortimer. Weil ich verachte, weſſen man mich zeiht.
Wer wagt zu ſagen, daß ich ihn gemeuchelt?
Eduard III. Ich wage das, Dein König und Dein Richter.
Mein Vater ſelber ſpricht in meiner Stimme
Und wirft Dir's in die Zähne: Mörder, Mörder!
Mortimer. Bah, haben Euer Gnaden nicht vielleicht
Noch triftigere Gründe und Beweiſe?
Eduard III. Ich denke wohl, denn dies ſchrieb Eure Hand. (Er reicht ihm den Brief Mortimers an Maltravers.)
Mortimer (halblaut zur Königin). Der falſche Gurney gab ſich an und mich.
Königin. Ich ahnte es. Mord bleibt ja nie verborgen.
Eduard III. Wie nun? Was ſagt Mylord von Mortimer?
Mortimer (ſtolz). 's iſt meine Hand. Was ſchließet Ihr daraus?
Eduard III. Daß Du den Mörder ſelbſt dorthin geſandt.
Mortimer. Den Mörder? Wen? So zeigt mir doch den Mann!
Eduard III. Ah, Mortimer, Du weißt ja, kluger Mann,
Du ſelber haſt Dein Werkzeug umgebracht —
Und alſo ſoll es auch mit Dir geſchehn.
Was ſtiert er noch vor Unſerm Angeſicht?
Schafft ihn zum Block, bringt nur ſein Haupt zurück!
Königin. O Gott, um meinetwillen, ſüßer Sohn,
Verzeih, verzeih, verzeihe Mortimer! (ſie will knieen.)
Mortimer (ſie emporreißend). Madame, entehrt mich nicht! Denn eher ſterb' ich,
Als um mein Leben betteln einen Knaben.
Eduard III. Hinaus mit ihm, dem Mörder, dem Verräter!
Mortimer. Boshaftes Glück, nun ſeh' ich wohl den Punkt
In Deinem Rad, von dem kopfüber man
Im Umſchwung niederſtürzt, kaum daß man klomm
Empor zu ihm. Den Punkt berührte ich.
Und da ich ſehe, daß kein Platz mehr war,

Um höher noch zu steigen, ei warum
Sollt' ich wohl jammern, weil ich stürzend falle?
Fürstin, leb wohl! Wein' nicht um Mortimer,
Der weltverachtend nun von dannen reist,
Um unbekannte Länder zu entdecken. (Er wird abgeführt.)

Königin (schluchzend). Wie Du von mir empfangen hast Dein Leben,
Schenke mir seins, vergieße nicht sein Blut!

Eduard III. Ja, Du vergossest meines Vaters Blut!

Königin. Beim Himmel, nein!

Eduard III. Ja, denn Du liebst den Mörder.
Die Mutter auch verlier' ich nach dem Vater,
So doppelt Waise. Wenn Du schuldig bist,
So wähne nicht, mich schwach zu finden, Mutter.
Die Untersuchung prüft das Weitere.
Und nun, ihr Herrn, geleitet sie zum Tower!

Königin. Zum Tode gleich! Zu lang schleppt' ich mein Leben,
Wenn es mein eigner Sohn zu kürzen denkt.
Und darf ich trauern nicht um meinen Gatten,
Leid tragen nicht um den geliebten Herrn
Und ihn zur Gruft geleiten mit den andern?

Eduard (wendet sich ab). Sie lästert. (Zu dem Gefolge) Bringt mir allsogleich die düstern
Trauergewande für den Leichenzug!

Königin (die Wache abwehrend, die sich ihr nähert). Weh, er hat mich vergessen! Haltet ein!
Ich — ich bin seine Mutter. (Eduard schreitet schweigend dem Ausgang nach rechts zu) Er bleibt taub.
Tot, alles tot. (Sie wankt nach links hinaus, von der Wache umringt.)

Eduard III. (rechts am Ausgang, hoch aufgerichtet, die Hand am Schwert).
Doch England lebt für immer
Und auferstehen soll sein alter Ruhm.

Ich bin der Mörder.

Geheimnisse eines Unentdeckten.

Von Peter Hille.
(Pyrmont.)

Motto:
Ὀσμὴ βροτείων α ἱμάτων με προσγελᾷ.
Der Menschenblutduft lacht mir zu.
Aischylos' Eumeniden.

Bekanntmachung! 300 Mark Belohnung! Aha. Ich glaub' Ihr sucht mich. Dreihundert Mark, zum ersten, zum zweiten und — Ich will noch etwas warten, vielleicht steigt mein Preis. — — — Ich handle aus Menschenliebe. Wenn ich mich noch etwas verborgen halte, so wird mein Häscher reicher noch belohnt. Thut Gutes denen, die euch verfolgen. Ich allein bin ein Mann nach dem Evangelium. Und doch dieses Blut, das Entsetzen der kreischenden Dame... Und alles blieb so still, keines hörte es. Gestern suchte man mich. Ich war in der Familie eines Freundes, zu dem ich öfters gehe. Der vermutet nichts. Wir machten die Fenster auf, legten uns hinein und rauchten unsere Cigarren. Einige Spaßvögel unter den Hunderten der breit wartenden Menge riefen:

„Da ist er."

Gut, daß ich es weiß: das Äußerste, die lustig kitzelnden Schauer der Furcht oder der Heldengröße vielleicht: nachher, wenn es auf den frühen frostigen Hof geht mit den harten Gesichtern, welche die rächende, in mir beleidigte Menschheit vertreten. Bis dahin aber kann mir nichts passieren, muß ich genießen, ein Götterdasein führen. O, was muß ich kichern und ihr hört es nicht. Soll ich es euch sagen? Nein, nein, ich thue es nicht. Das möchtet ihr wohl, ja? Für Zeitungen? Wenn ich zu einer Zeitung ging und verkaufte es ihr? Aber — sie müßte es nicht wieder sagen. „Zerrissene, ins Grünliche schillernde Hose — etwas reduciert!" Ja wohl! Der Portier reißt vor mir seine bortierte Mütze tief ab wie vor Bismarck. Und die Brosche, die ich vor dem Hause des kommandierenden Generals in Altmoabit weggeworfen! Ja, ich bin großmütig: das sollte auch noch jemand finden. Nur müßte er nicht so dumm tugendhaft sein und es abgeben.

Warum ich eigentlich den Mord begangen? Eigentlich weiß ich es selbst nicht. Dann aber weil alle Menschen, draußen die Straße, der ganze Stadtteil — auch in dem seinen Hause ließ sich keiner sehen, nur die Kristallgriffe der Klingeln schillerten bläulich blöde — so dumm still waren. Auch das rote Gerichtsgebäude mit seiner dummen Gerechtigkeit

oben auf dem Dache — das ging alles so alltäglich, an mich dachte keiner, da wollte ich denn ein bischen Unterhaltung bringen, Ironie, die Gesellschaft amüsieren, eine Überraschung besorgen. Ganz dieselbe Stimmung, welche ich als Student hatte, wenn wir des Nachts um 2 Uhr über die Straßen gingen und alles so dämlich aussah. Das ärgerte mich dann: der Unfug kitzelte und bald brachten wir die Nachträte hinter uns auf die Beine. Das versetzte sie in Spannung, machte ihnen warm. Also werde ich wohl aus Gutmütigkeit gehandelt haben. Schade, daß man so wenig verstanden wird. Die besten Witze werden einem übel ausgelegt.

Die Aufregungen des Verbrechers, der gesucht wird, werde ich mir bis später aufheben. Erstmal das Geld verjuxen. Habe ich nicht der schlanken Spanierin in der Leitmeritzer Taverne auf heute versprochen? Gehen wir heute ins Schlaraffenland!

— — — — — — — — — — — — — — —

So, jetzt könnts ja wieder aufs neue angehn, wir sehn ja wieder „reduziert" aus! Allerdings noch etwas anständiger als neulich. Ich muß doch eigentlich erst wieder auf dem alten Standpunkt stehn. Das giebt mehr Mut, Frische, Unumgänglichkeit. Jetzt würde ich es nur erst noch als Liebhaberlaune betrachten. Ob ich es wohl wieder so gut mache? Fast fehlt mir der rechte Ernst dazu, ich gebe mich so lässig hin. Ich glaube es wird Stümperwerk diesmal.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun muß es. Ich bekomme jetzt nichts mehr heraus. Einen lumpigeren Anzug giebt es nicht mehr. Kinder schreien und Hunde heulen, wo ich mich nur sehen lasse. Ich glaube, diesmal habe ich es zu weit getrieben. Man wird schon vorher auf mich aufmerksam. — Auf einmal faßt mich die Lust auf die königliche Bibliothek zu gehn und zu lesen. Ich möchte Albert Dulk so gern noch kennen lernen, ehe ich in die Unsicherheit meines zweiten Unternehmens trete. Mir sagt es ein Vorgefühl, wahrscheinlich hält es mich fest dann. Hebbels Judith, Hegel und von Hartmann, alles drängt sich so verlockend vor mich hin. Auch möchte ich Curtius und Lazarus wohl mal hören, Treitschke noch einmal und — nein, Ranke liest nicht mehr, aber — ach Gott, diese sogenannten Verbrechen schwächen das Gedächtnis so, ei . . . he . . . i, wie hieß er doch noch, den ich meine? Dieser Historiker, Römer, Mommsen, aha Mommsen!

Und dann — ei „des Meeres und der Liebe Wellen" im deutschen Theater — das wollte ich immer sehen, aber wie ich das Geld hatte, dachte ich nicht daran. Rein vergessen. Und dann noch Messalina — eins, dann dieses Residenztheater mit Theodora und dann noch: Die kleine

Herzogin — Baronin, Baronin — — War es noch mehr? Deutsches Theater, Königstädter-, Viktoria- und Residenz-. Das andere . . . Hülsenfrüchte überlasse ich andern. Aber dann die Museen, das alte, das neue. Schliemanns Ausgrabungen. Das könnte mich immerhin acht Tage oder länger hinziehen . . .

Nein, da dürft ihr mich nicht fassen. Diesmal noch nicht — um der Kunst willen: der Bildung müßt ihr mich lassen. Aushören erst will ich das klingelnde Heute, die feinsten Gerichte kosten an der table d'hôte des Geistes! Mir ist alles Geist, denn ich bin ein Auserkorener, dem alles sich verfeinert. Nur habt ihr mir Hindernisse hingelegt, ich habe sie euch an den Kopf geschleudert. Habt Ehrfurcht vor mir, betet mich an, sag' ich, Bildungsmenschen — des Geistes wegen habe ich mein morgen ins Ungewisse gesetzt. Thut es mir nach, Feiglinge ihr! Einmal muß man ja doch das Morgende lassen. Ich möchte immer — die Bildung sehen, die Neuigkeiten der Erde, die nun Großstadt geworden. Flanieren mit empfänglichem Sinne jeden Tag vor dem Ausgestellten. Ich glaube Äschylos steckt in mir, ein Geist, ein Dichter, ein Anschauer der zu bejubeln, zu beklatschen und unter den Klassikern zu hegen ist. Wie kommt es nur, daß nirgends Anerkennung, daß alles so still ist und alltäglich und man mich beschleicht? Ich spüre es, sie sprachen von mir, brechen auf, in meinen Nerven wird es unruhig . . . O, wie spüre ich die Welt! Ich glaube, Feinheit ist schon ein Verbrechen. Nun, da ich doch einmal fort muß und das Glänzende, Gebildete sich weiter bildet, seinen innigsten Jünger doch mal eine Zeit in Stich läßt, nun so ist es mir eigentlich gleichgiltig.

Sieh, da hängt ja wieder das Rote. Es ist doch noch? Ja, und daneben das Grüne. „Mensch, friere nicht". Goldene Hundertzehn! Da könnte ich ja gleich hingehn und mir einen Anzug kaufen für die — dreihundert Mark Belohnung. Ja, wenn ich ein anderer wäre. Schade, daß sie sich darauf nicht einlassen. Haben auch kein bischen Genie, diese Leute. Hat sich noch nichts gefunden? Das thut mir wirklich leid. Aber er muß doch wo sein!

Auf mich könnte die Hundertzehn auch ein Gedicht machen: „Grumm, Grumm, Grumm, bring keine Menschen um, und willst du dich aufs Neu' versehn, so komm' zur goldenen Hundertzehn!"

Das Gedicht möchte ich lesen, ob sie wohl auf den Gedanken kommen? Ich könnte ihnen ja die Idee schreiben, wenn ich noch in der Lage wäre. Erstmal lesen! Ich weiß nicht, was mir diese Basel so'n Pläsier machen! Kein einzigesmal, daß ich an der Litfaßsäule vorübergehe — ich suche meinen grünen Zettel. Nun und? heute abend „des Meeres und der

Liebe Wellen". Wäre es nicht möglich, auf zahmere Weise, als Paletotmarder? Ich weiß nicht, zu dem Kleinen habe ich nicht den rechten Mut das kommt mir zu niedrig vor.

Ich glaube, ich glaube: unsere Zeit verdirbt mich. Ich bin sonst nämlich gar nicht so schlecht. Ich habe früher immer Gewissensbisse gehabt, wenn ich mein Abendgebet nicht verrichtete. Der Londoner Phrenolog in Ludgate Hill sagte mir, mein Gewissen sei Nr. 5 und das ist doch das höchste, was gewöhnlich vorkommt. Vielleicht hat er sich geirrt. Er meinte vielleicht den Mordsinn, daß der bei mir etwas — hochsitzt.

Daß die Lebenslinie bei mir durch jähen Tod unterbrochen ist, kann ich auch nicht finden. Kunst und Reichtum ist durchstrichen. Die Glückslinie gabelt auf Ehebruch hin. Ja, das ist es, ich bin eine so sinnliche, organreiche Natur. Mir sind viele Dinge, welche der reiche Esel nicht kennt, wie eine rote reife Frucht!

Sozialdemokrat will ich auch nicht sein. Was brauchen die Plumpen so viel Schnaps und Schweinefleisch, so viel Geld, wie ich für meine Feinheiten, das Aparte meiner zartfühlenden Natur? Nun, und Gewissen! Wer hat heutzutage Gewissen? Ich bin die Zeit, die vielseitige, gebildete, nervöse Zeit von heute, nur etwas logischer, und eben darum, weil ich Philosoph bin und ihr zeigen will, wie sie sich erhalten muß, habe ich — einen Mord begangen.

Ich bin zu nichts gekommen, weil ich immer alles sah. Bei ihnen, den andern meine ich, warf sich der Gedanke immer auf das eine: den Schnaps oder die Jura, die Theologie oder die Konfektionnense, und so waren sie zufrieden mit ihrem Lästerchen und ihrem Berüschen, das eine in dieser Hand, das andere in jener und beißen dann abwechselnd hinein: Kinder, die in jeder Hand ein Butterbrot haben. Mir gefällt alles: die saftstrotzende Traube, der grübchenvolle wollig frische Pfirsich, die porig ausgreifende Apfelsine . . . Ich weiß alle Nüancen zu deuten; und zum Kunstwerk meines Lebens gehört — Reichtum. Und den muß ich mir so erbärmlich zusammenstehlen . . . eine Schande!

Für andere, die „verdienen" können, mag ja Entbehrung möglich sein! Ihnen setzt sich aus Verweigerungen und Gewährungen das Leben zusammen. In die Lücke von heute sieht die Füllung von morgen. Ich aber muß meinen Raub in Eile hinunterschlingen. Gestopft mit Pasteten, die Tasche voll Bücher, ein Schauspiel vor den Augen, dann Mädel und Wein und gute Cigarren.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese Pfandleiherin! Wie sie so unnatürlich genährt ist. Alles schon

gelassen, wie eine Maschine, deren Kessel sich speist von der Not; wie sie alles heranzieht, fast herrisch, hochmütig, als hätte sie ein Recht dazu! Wie sich da alles aufhäuft, eine Mauer um sie her, in den Spinden, Bügeleisen wie abgeschälte Granaten, Anzüge und Kleider, Regenschirme und Fächer. Sie ist stumpf, stumpf wie ihr dummschnüffelnder Mops. Nichts Weibliches mehr an dieser formlosen Gestalt, eine grobe mißklingende Masse, deren Schall verkehrt ist: anders herauskommt, als man ihn erwartet, wie bei einer mißratenen Glocke.

Und dann ihre Tochter, die ihr hilft in ihrem muffig fetten Geschäft, so muffig fest selbst aussieht mit ihrem Busen und den engen Ärmeln, die sich in Ringeln aufschieben an den festen graumarmorierten Armen, mit den dicken Lidern, so träg und falsch, wie von tückischen Tieren. Auch deren Stimme hat bereits einen so unreinen Klang. Ich glaube, die verdirbt noch ganz und gar, wenn sie noch länger bei dem Geschäft bleibt. Ich kann nicht glauben, daß die höchste Vernunft Wesen hierzu bestimmt hat. Daher suche ich sie von dieser verkehrten Richtung abzubringen. Vielleicht kann ich die beiden ihrer Bestimmung wiedergeben, daß sie sich lieben, einander Mutter und Tochter zu sein lernen, wozu ihnen jetzt das Geschäft, in welchem sie steif neben einander stehn und sich bewegen, keine Zeit läßt. Auch das Essen wird nur noch wie in den Kulissen verrichtet. — — —

„Mama, da ist jemand im Laden. Hilfe, Polizei!“ Hättet ihr nicht ruhig liegen bleiben können, gleich wäre es vorbei gewesen. Nun muß ich euch mitnehmen. Buff, buff, alles still. Der Totschläger ist doch ausgezeichnet!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, Ihr guten Romanschreiber, besonders du Freund Dickens, ich weiß nicht, warum es bei einem Verbrechen immer so melodramatisch zugehen muß.

Mit einer gewissen Ungezwungenheit muß es gehen. Das ist guter Ton. Es hat mir ordentlich Freude gemacht, so glatt ging es. Wenn die Leute nur etwas entgegenkommender wären. Aber man hat so seine Last damit, das schreit und sperrt sich. Gut, daß die andern so vernünftig sind und es nicht hören. Wenn man einander nur verstehn wollte, so könnte die ganze Angelegenheit so ordnungsgemäß erledigt worden, daß jeder seine Freude daran hätte. Aber sie gehen auf die besten Intentionen nicht ein. Warum muß denn immer Gewalt dabei sein? Meine Schuld ist es nicht. — Nun hätte ich gern eine gute Cigarre. Schade, daß die Läden geschlossen sind, und Bagatellen riskiere ich nicht. Ich arbeite nur im Großen. — — —

Gott sei Dank! Morgen wieder: „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ Wenn sie mich nur nicht packen bis dahin. Und dann dies Grüne. Was hat die denn wieder. „Wacht!“ Tausend nochmal, 15 Mark ein Paletot. Und ich habe 70 Mark — für diese paar Tage — ein Unsinn. Ah, da ist ja auch der rote Zettel. Bekanntmachung! Der alte noch? Was, da haben sie ja mein neuestes schon gebracht! Wie das doch schnell geht. Diesmal wissen sie aber nichts, haben sie keinen in grüner Hose gesehn, vorn zerrissen. Rein gar nichts an der Hand, ob sie mich so wohl herauskriegen? . . .

„Die Räuber!“ O nicht viel daran. Hat kein Interesse mehr für unsere Zeit. Kenn' es auch schon. Da geh ich lieber in „Theodora“. Der Schiller hat eben keine Erfahrung davon gehabt. So kann ich es dem guten Manne auch nicht übel nehmen. So lange ich es selbst auch nicht kannte . . . Aber in Wirklichkeit ist ein Mord doch viel freier, großartiger, ich möchte sagen edler und unbefangener, als man ihn so gemeinhin dargestellt findet. Es ist so etwas Heiteres, Hohes, alle Vorurteile Abwerfendes darin, was eben nur der Kenner versteht. Ich selbst möchte es gern dichterisch darstellen, aber man glaubte mir nicht, und glaubte man's, so würde mein Beruf bald meinem irdischen Dasein im Wege stehn, mich verhindern ihn zu genießen. So sind dem Wohlthäter der Menschheit wieder einmal die Hände gebunden. Man muß die tiefsten Gefühle für sich behalten, sie entziehen sich der Darstellung.

Und doch sah früher alles mit warmem, kräftigem Auge, und nun so kalt. Alles sieht darin so schief aus, so dürftig und verzogen. Schön nur der Preis der Niederträchtigkeit, die vollendetsten Dirnen, den vollendetsten von uns Schuften! Der Mensch ist ein Krokodil, das abschuppt. Hieltet Ihr seine Leimausschwitzung nur ein Jahr lang zurück, ihr würdet erstaunen, wie es ihm ähnlich sähe. — —

Der Mensch ist nun mal eine dumpfe Kreatur. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Man fühlt sich am wohlsten bei seinen Vorurteilen, und ist man aufgeklärt, so kommt es einen fast vor, wie verkehrt. Als wäre man — wahnsinnig. Und hat doch gerade den hellsten Verstand. Das kommt: man kann sich nicht mitteilen. Und so muß man in Gesellschaft der Esel Esel bleiben. Man findet dann — keine Formen mehr: Die Gesellschaft mit sich erträgt man nicht, wird eitel, eingebildet und überspannt in seinem Vorrechte. Ja wenn die menschliche Gesellschaft aus lauter Mördern bestände, man mindestens einen Klub hätte. Ich meine von richtigen, geistreichen, gebildeten Mördern, welche nicht allein Fachkenntnis hätten, sondern auch Sinn für die Feinheiten und Genüsse, welche ein

Meiſtermord dem Kenner bietet, Verſtändnis und Sinn für die höchſten Aufgaben dieſer Wiſſenſchaft beſäßen. Überhaupt: Da könnte ſich ein anregender Austauſch der Meinungen zum Zwecke gegenſeitiger Weiterbildung entwickeln. Aber leider, leider beſteht die Mehrzahl der Mörder aus Flachköpfen, dumpfen, ſtumpfen Naturen, welche dazu gekommen ſind, ſie wiſſen nicht wie, ohne auch nur die geringſte Kenntnis von der Sache zu haben.

Ich weiß nicht, ich faſſe den Mord immer gleich künſtleriſch auf. Ich habe eine Idee. Dieſe nun trachte ich zu verwirklichen auf die entſprechendſte Weiſe. Mit überraſchender Leichtigkeit! Dabei habe ich ein Gefühl, daß mir ein Hindernis fehlt, welches den meiſten die ſchönſte Entwickelung ihres beſſeren Selbſt verſperrt. Ich meine das „Gewiſſen“; ich erkenne dieſe veralteten äſthetiſchen Vorſchriften im Thun und Vollbringen, im Können und Vermögen nicht weiter an. Dieſer Zopf iſt mir ein Greuel und Gelächter. Ich reiße ihn herab und hebe mich heran zur Mutter Natur, der freien großen Mörderin, vor der nichts ſicher iſt, nicht einmal ich. Und doch muß ich ſie lieben. Aus vollem Herzen vergebe ich ihr das Unrecht, das ſie an mir gethan und noch thut; weil ſie gar ſo groß iſt und gewaltig. Ihr ahme ich nach als treueſter Jünger und demütigſter famulus.

Vor ihr bleibt nichts, ſie mordet Alles in überſprudelnder Geiſtesfülle. Und ich kann nur ſo wenig, nur hier und da, verſtohlen, und bald fällt man mir in die Arme, entzieht mich meiner Kunſt. Laßt mich los, ihr Herren, laßt mich los! Wehe, wer mir in den Weg tritt in der Erfüllung meines heiligſten Berufes! Dann kenne ich mich nicht mehr, ich handele in der Begeiſterung, welche meine Seele hinwegreißt über die Satzungen des Täglichen. Und warum auch wollt ihr mich hindern, weil ihr mich nicht verſteht! Ich ſage euch, nehmt euch in Acht vor den Unverſtandenen, denn ſie ſind es, nur ſie allein, welche immer den widerſtrebenden Erdball zuſammengerollt haben zu einem Schemel ihrer Füße, auf den ſie traten, wenn ſie ſich ſetzten auf den Thron der Macht . . .

Ich ſehe ein Männchen hüſteln und keuchen und ſcheu umherſehn unter den Linden rechts und links. Ich wittere und wittere. Er hat's mir angethan. Ich folge ihm nach wie der Liebende der Geliebten. Nie laſſe ich ihn außer Sicht. Auf der Börſe bin ich hinter ihm und ſehe ihm ins Buch, wenn er notiert. Im Orpheum — ich trage den Ekel um ſeinetwillen. Nichts ſo Schmutziges, nichts ſo Verſchwiegenes und ich ſeh' es mit an — ſeinetwegen.

Er kauft bei Asher, der alte Sünder, die Pall Mall Gazette. Ich mißbillige seinen Geschmack, aber bewundere seine Kenntnisse. Meine Bewunderung steigt, er kann englisch. Ich bin stolz auf ihn, meine strahlenden Blicke sagen es aller Welt, wenn ich hinter ihm gehe, wie sein Lakai. Er streichelt einer Balleteuse die Wangen, er atmet stärker, — seine dürren Schläfenadern schwellen an — raschelnd wie dürres Laub, durch das eine Schlange huscht.

Er hustet, er kann die Erregung nicht mehr vertragen, sie schlägt ihm sofort auf den sympathischen Nerv. Ich möchte ihm den Rücken klopfen, sein Arzt sein. Sie aber richtet ihn zu Grunde. Sie hasse ich, wie nur die Eifersucht hassen kann, die Löwin, der man ihr Junges geraubt. Sie wird mein nächstes Opfer!

Niemand weiß: Kostbarkeiten, Geld, nichts ist angerührt. Ich aber weiß, warum sie sterben mußte, warum ich nichts angerührt und meine Füße abgewischt habe, als ich ihre Behausung verließ. Sie trat zwischen mich und meine Liebe. Darum mußte sie sterben. Ihre Feilheit und Niedertracht war mein Abscheu, sie stand mir zu verworfen. Darum rührte ich nichts an.

Und wieder folgte ich dem Alten. Der war traurig, denn er hatte sie noch nicht genossen. Er schüttelte den Kopf: „Ja, ja die arme Arabella! Was mag das gewesen sein?“ Er aber wußte nicht, daß ich ihn befreit. Ja er kannte mich nicht, kannte mich nicht, bis die Liebe mich trieb, mich, der noch nie in Botmäßigkeit gewesen, niemals noch fremdes Brot der Abhängigkeit gegessen, mich ihm als Privatsecretär zu stellen, den er suchte. Ich that es billig, umsonst hätte ich es gethan, ja gemordet und geraubt, um nur, falls solches verlangt, dafür bezahlen zu können.

Er schrieb und ich las, wenn er hinausging; er diktierte und ich schrieb. Ich sah verstohlene Reize bei der Toilette des Reichtums: aus schnellgeschlossenem Portemonaiespalt Gold, aus blitzschnell geschlossenen Portefeuilles fremdartig aussehende großumgefaltete Anweisungen: zu groß fürs Portefeuille. Ich betrachtete den Arnheim wie mein Hochzeitsbett. Und doch war der alte Herr keusch mit seinen Reizen, keuscher wie die kokettste Soubrette. Ich aber liebte ihn darum nur mehr, immer mehr: wie man die liebt, welche sich der Liebe entziehen.

Qualen der Eifersucht erdulde ich, wenn er mit seiner Donnerstagsgeliebten — er hatte sie jeden Donnerstag, mehr hatte ihm der Arzt untersagt, und so sehr er am Vergnügen hing; noch lieber war ihm sein teures Leben — in die mit blauer Seide gefütterte Badekarre, den Phaëton, stieg . . . Spitzen schäumten auf ihrem schwarzen Seidenbusen.

Qualen der Eifersucht, wenn er allein war und ein schelmisch souveränes Lachen sich hören ließ, das Besuchslachen, so lose und übermütig . . . Dieses Alles sehe ich zum ersten Mal, die Einrichtung gefällt mir und mein ist, was ich wünsche" — dieses Besitzergreifende, unterjochende Lachen, das besuchende Damen dort anbringen, wo sie ihrer Macht sicher sind . . . — mit dem sie den Unberufenen zwei Sekunden lang so schweigend messen und demütigen können.

Ich wollte die Thüre öffnen! Sie war verschlossen. Er rief: „Was wollen Sie?" Ich rief: „Ich habe Ihnen was Wichtiges mitzuteilen!" Langsam und mit mehreren Rucken, wie von mir abreißend, öffnete er. Er war auch in seinen geheimsten Stunden doch immer geschäftlich oben auf. Seine Liebe war eine Tasse Chokolade und das Geschäft die Schlagsahne darauf. Und die war reichlich, wie sie Kellner ihren Lieblingsgästen zu bringen pflegen.

„Ich war sehr rot und stotterte, er sehr grob. Äußerst grob: „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen. So eine Impertinenz ist mir doch noch nicht . . ." Weitere Worte folgten nicht. Noch nicht einmal ein vollständiger Satz beschäftigte sich mit mir, so viel war ich ihm nicht wert. Dann fuhr er fort: „Also dieses Collier hat Ihnen so in die Augen gestochen, mein süßes Kind, Sie kleiner Schäker, Sie?" Und er ging ihr — um den Bart, und zärtlich atmend, den Busen hoch aufhebend sah sie ihn an und ab, ab und an. Ihr Kinn hat sie fromm gesenkt, wie ein flaumiges Vöglein sich tiefer senkt unter dem Fittig der Mutter, und biß sich erglühend, bangend, harrend in die rote frisch demütige Lippe mit engen kleinen weißen Zähnen. Ich aber knirschte auf starken gelben Zähnen hörbar und stürzte hinweg, denn ich konnte für mich nicht länger einstehn. Dann aber schüttelte ich die Hände wiederholt heraus, als solle ich sie abschütteln.

Er entließ mich. Dann ging ich des Abends vor seinen Fenstern auf und ab, ab und auf, so lange der Schein durch die gewölkten Fältchen der weißen Vorhänge schien . . . Ja, grolle nur, ich liebe dich dennoch, verbanne mich aus deiner Nähe, ich komme immer wieder zu dir. Und singen hätte ich mögen, Serenaden bringen, so atmete meine Brust auf. Mir war als sänge ich ohne mein Zuthun wie eine Spieluhr, sänge lange schon, wäre nur taub, könnte es nicht hören, und blutete mein Herz aus gleich einem Minstrel.

Doch nichts wird einem vergönnt. Kaum bemerkte die mißgünstige Welt, daß man ein Vergnügen hat, so ist sie ja auch schon darüber aus, es zu zerstören. Man hieß mich die Promenaden auf dem Straßensteige unterlassen.

Wie! ich sollte meinen lieben Alten nicht wiedersehn? Nun sah ich, es blieb kein anderes Mittel als Entführung. Und da ich voraussah, denn wie mein Herz, so hebt sich mein Geist, ich bin nie verblendet, da ich ganz deutlich wußte, er würde nie darin einstimmen, so ließ ich diesen Don Quixotischen Plan von vornherein liegen, und schritt zum zweiten. Denn alle Liebenden, welche das Ziel der Wünsche nicht erreichen können, suchen sich dasselbe — im Tode zu sichern. Da ich ihn aber mehr liebte als mich, mehr als sonst irgend Jemand auf der Welt ihn zu lieben vermochte, denn ich habe zu Allem die besten Organe, beschloß ich, mich seinem Gedächtnisse und dazu mir das Leben zu bewahren.

Ich stieg wieder hinan die Stufen, die ich so schmählich hinabgestiegen war vor' einiger Zeit. Hinan stieg ich sie wie der Tod hinansteigt, der durch die Riegel tritt. Durch die Thüren schritt ich wie der leise Sonnenstrahl hindurchschreitet, der verstohlene Mondesstreif. So erhaben und elementar schreiten nur ein die natürlichen Dinge . . .

Er schlief. Ich schlich zum Lager und leuchtete ihm ins Gesicht mit dem Wachsstock, an dem er seine Cigarre anzündete und das Siegellack erweichte beim Petschieren.

So etwas Frommes, weihnachtlich Kindliches . . . Sein Mund war weit offen, es fehlten die Zähne und bläulich war sein Zahnfleisch, als hätte es zu lange auf dem Metzgerscharren gelegen. Seine Lider zitterten wie ein Blatt, worunter ein Wurm sich hebt, aber nicht aufkann. Grau wie ein träg aufblähender Schlammstich lag diese schlaffe Wange da, umlagert von verkehrten häßlichen Falten — Schlangen, welche der Seele zunächst liegen — besetzt mit dem Flaum, dem unehrwürdigen, des Alters, dem schmutzig grauen, vom wüsten Leben gerupft, wie bei einer Gans . . .

So liebte ich ihn und konnte nicht widerstehn und erschlug ihn. Dann schlug ich den Toten ins Gesicht, zupfte ihn an den Haaren und gab ihm Stoß um Stoß auf die braune kärgliche Brust, die aus dem sehr weißen Hemd hervorsah wie ein vertrockneter Boden. Doch auf ein Herz traf ich nicht — es äußerte sich nichts Beleidigtes. Dann suchte ich mir die Erbschaft des väterlichen Freundes zusammen, gewissenhaft und vorsorglich, damit nichts in unrechte Hände fiele.

Draußen sangen die ersten Vögel und auch ich begann zu pfeifen:

„Hier ist die Hand,
Schlagt alle ein,
wir wollen gute Kinder sein,
Dann leben wir recht froh . . ."

Unschuldig ja, zu unschuldig. Was könnte unschuldiger sein als der Thäter? Er glaubt nun hinter das Geheimnis zu kommen, aber er ist noch weiter davon weggetrieben als der Unschuldige. Er hat's gethan, aber nicht gesehn.

Dem Menschen ist nicht wohl, wenn er nicht ein wenig krank sein kann, daher Laster und Kummer, Cigarren und Schnaps, für die Kleinen die Rute, für die Großen Gefängnis und Schafott, Gericht und Krieg, Vorgesetzte und Unterwürfige, und für die Vorgesetzten und Reichen wieder was sinnreich Ausgedachtes, was diese quält, denen die Armut nicht ankann. Die Welt ist geistreich und vielleicht dies ihr Geheimnis: Die Gesunden krank zu machen. Ist sie Arzt? will sie Praxis? —

Die Sonne äugelte mir immer schelmisch zu: „Ja, ja!" Und ich antwortete krähend wie ein Kind, das man anspricht, zuversichtlich wie ein Genosse, den man anruft „Ja, ja!" — Und jetzt, jetzt kann ich mich nicht darüber freuen. Und war doch so kühn, so einzig. . . .

Der Denker zieht sich zusammen, als lausche er seinem Rückenmarke, das ihm über die Schultern spricht. So gehe auch ich jetzt, muß mich aus mir selbst verstehn.

Die Sterne da oben haben doch nichts Sittliches. Und ich habe nichts. Aber ich glaube ich habe doch etwas „Gutes". Nur daß es nicht aufkommen konnte, weil an jeder Seite zwei Bösarten saßen und meine Hände gefaßt hielten. So kann es nicht auf. Nun bin ich nirgend, nicht sicher im Guten, nicht sicher im Bösen, heimatlos.

Mord ist auch nur tiefere Neigung, Liebe — gegen das kleinere Interesse des Verzagten. Wir wollen ihn haben, besitzen in der Gestalt, wie er ewig bleiben wird. Liebten wir ihn nicht, weshalb wollten wir ihn zweimal besitzen, zwei Ansichten von ihm haben, zwei verschiedene Photographien: Face im Leben, Profil im Tode!

Vielleicht ist alle Gerechtigkeit nur ein Neid, der Feigheit erbärmlicher Haß. Wahrscheinlich wird die Moral auch noch widerlegt, sie ist so schemenhaft. Es legitimiere sich etwas, und ich folge ihm.

Wollte sehen, wie eine gebildete Dame sich beim Sterben benehme, ob da der Takt noch vorhält. Darum tötete ich die Dame. Aber ich betrog mich. Um eine Illusion ärmer. Es war unnütz. Darum thuts mir fast leid, leid wie der vergebliche Rettungsversuch an der weiblichen Mammonsfamilie. Nur am Tode des Alten und der Rache an meiner Rivalin kann ich mich noch ergötzen. Dieses ist mir geblieben. —

Bei dem immer bewegten, nie pausierenden Gedankenverkehr, kann ich doch nie Gruppen bilden. Muß mich sausen lassen. Kann nicht einmal

nachdenken und möchte doch so gerne einmal auf meine Unternehmungen zurückblicken. So ist auch das All: es rennt und rennt und denkt auch nicht. So nur geschieht es, daß Alles *ausgefüllt* ist, jegliches Ding auch wirklich da steht und Handlungen die Zeit bedecken; nackt wäre sie Entsetzen! —

Ich glaube, ich wollte wirklich auch nur geistreich sein, daß ich es that. Denn sonst liegt eine Notwendigkeit nicht vor. Wär's mir nur um das Geld zu thun gewesen, so hätte ich ja leicht ein milderes Mittel finden können; einen Knebel oder so was. Ich wäre vorsichtiger gewesen, schonender. Vielleicht war ich nur Schicksal? Pfui, welche Albernheit, geschmacklose Schicksalstragödie. Ich ein Zacharias Werner, Müllner, Godagisel oder Napoleon? O pfui, nein, ich bin mehr. *Meinethalben* bin ich da, ich habe es gethan, eben weil *ich* wollte — warum? ich *wollte* so — und aus keinem anderen Grunde!

Gäb' es ein maßgebendes Gesetz gut zu sein, ich wäre der erste wahrscheinlich, aber ich bin Logiker und lasse mich nicht durch Sophismen kirren. Ich handle, wie ich urteile, und packt ihr mich, so straft, aber überzeugen könnt ihr mich nicht. Die Welt ist niemals richterlich.

So muß man immer wieder sich selbst aus sich selbst herausziehn. O! Verdammiß! Ein sichtbares Gericht wäre mir lieber. Wenn nur nicht der dumme Tod dahinter stände, von dem man — auch nichts weiß. Die Welt denkt nicht, ist nicht geistreich, nicht aufgeklärt und deshalb — geht sie. Aber besser eine wohl genährte, gesund ausgebildete Neigung als ein ganzes Heim von halbverhungerten feigen Krüppeln, Idioten und Wasserköpfen von Verbrechen, wie bei den meisten Menschen.

Könnte man doch dem nächsten Gähnenden die Fenster einwerfen, daß man freien Ausblick hätte, mal etwas Anders sein könnte, wenn auch nur für einen Augenblick: um zu sehen, wie sichs in einer andern Haut sitzt, in einer reinen oder ganz verdorbenen. Dann könnte man urteilen, wirklich Schlechtes thun, alles. Aber das ist ja das Öde, man sitzt auf dem Platze, den man selbst verunreinigt hat, kann ihn nicht ekler machen, da man auch im Besudeln schwach ist. — — —

Doch fleißige Arbeiterinnen, diese Nachtvögel! Habe Respekt vor ihnen! Alle Hochachtung! Glaubt ihr denn, ihr Faulpelze der Tugend, Liebe, immer Liebe machen, immer Liebe haben, sei keine Anstrengung? Das edelste, seelenvollste Geschäft, was es giebt auf Gottes Erdboden, und sie thun es billiger, als die Gattinnen . . .

Und das bei euch lahmen, jämmerlichen Burschen, der eine noch immer mißgestalteter, als der andere. Es ist eine Opferwilligkeit, eine unverdiente

überschwängliche Gnade, eine Schonung eurer lächerlichen Schwächen, für die ihr nur auf den Knieen danken dürftet.

Nun habe ich Alles durchgedacht. Weiter ist die Welt nicht mehr schmackhaft. Alles so flau. Es giebt keine Schwierigkeiten mehr, welche ich noch verrichten könnte.

Mein Kopf ist so leer und ruhend. Trinke ich Wein, so komme ich immer auf etwas Beängstigendes, Weinerliches, es treibt mich von da zurück. Bier macht so stupide und zum Schluchzen. Bei Punsch verplappert man sich. Das darf noch nicht geschehen und könnte mir hernach leid thun. Ob man es einmal mit Schnaps versuchte? Da dreht sich der Kopf einmal so, dann so, wie ein noch nicht in Gang geratenes Karussell, das ungeduldig vorthätige Buben vorpressen und zurück ziehen, während der Besitzer schimpft und auf noch mehr wartet . . .

Er macht so schlaff und müde. Und schlafen wir, so ruht es auf uns wie ein Alp: wir wissen nicht mehr, was es ist, aber fühlen, es verläßt, entwischt uns nicht. Das ist es, das muß ich haben!

Lange her, daß ich Branntwein getrunken. Als ich noch ein Knabe war, auf unserem Gute. Wenn die Schnitter mir anboten, aus Höflichkeit. Und leutselig war ich so gerne. Und doch: annehmen und selbst trinken, es ist nicht dasselbe. So leicht und schön es ist, herablassend, so schwer fällt es einer nobeln Natur, gemein zu sein.

Aber meine Wirtin muß ihr Geld noch haben. Die hat es nötig. Jetzt gleich. Ob es nachher noch geht, kann man nicht wissen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Nachschrift eines Überlebenden.

Er trat zurück von der Schwelle der Destillation, durchschritt mehrere Straßen, bog in einen Thorweg ein und ging über die holprigen Pflastersteine eines Hofes zu einer kleineren pfeilförmig zugespitzten Turmthür. Keuchend stieg er die hundertneun Stufen der Wendeltreppe hinauf bis in den vierten Stock und schellte an einer der kärglichen Thüren, die so fadenscheinig aussehn, in denen der Schlüssel so frech steckt, als hätte er oben einem Zornigen eine Grimasse gemacht. Und öffnet man eine solche Thür, so ist einem, als müßte man Jemandem unversehens einen Schlag unter die Nase gegeben haben, als müßte man „Verzeihung!“ sagen. So nah ist alles, so wenig kann man sich rühren.

Frau Ammert nahm das Geld wie selbstverständlich, dankte nicht, aber brachte dafür mit zitternden Händen ihren rotbraunen Kaffee. Grimme

nahm den Kaffee, aber es stieg ihm so gegen die Kehle, daß er erst wieder zurückdrängen mußte, um trinken zu können. — — —

Er schüttelte mit dem Kopfe, er wußte es nicht, wußte nicht, was da saß auf dem Stuhle: ein Bewußtsein, so ganz tief nach unten gedrückt, ein Traum, eine wartende Welt.

Er vergaß sich und nahm nur wahr, daß sich das Etwas schüttele über ihm, an ihm. Vielleicht der junge Pflaumenbaum, der in seinem elterlichen Garten in der Stachelbeerhecke gestanden und bald so, bald so sich gedreht hat, wenn man die groß quellenden Früchte herunterbog an den glänzend schwarz-grünen, langherzförmigen Blättern und langreifigen Zweigen.

Kummervoll sah ihn die alte Frau an und fragte mißtrauisch, wie feindselig, aber gütig entschlossen und schnell: „Sie haben wohl kein Mittagessen gehabt?“ „O ja, gewiß! Frau Ammert. Hier nehmen Sie, nehmen Sie, ich brauch's nicht“. So weit her kam ihm die Stimme; verwundert sah er auf in ihre tiefen, heißliegenden Augen.

Er besann sich. Hestig drückte er ein Goldstück in ihre Hand, während er mit der andern den Hut auf den Kopf drückte.

Hinaus! Draußen trieben kalte, violettgraue, blattartige Wolken über den giftigen Himmel. Dazwischen glommen schwache Sterne. Kauerten sie nicht wie spätes Gevögel in der Ackerfurche? —: manchmal raschelt es, nistet sich tiefer ein in den feuchten Boden und Traumlaute stößt es aus, die auftappen wie Kinder . . .

Schlotternd, verfehmt, betäubt, wie etwas Gebrechliches schlich er daher. Manchmal ging es fremd durch ihn; er drängte sich näher an sich heran, als sei er etwas Kaltes, oder rege sich etwas Kaltes in ihm, das erwarmen müsse.

O wäre jetzt Jemand, der ihm den Scheitel streicheln könnte, den so einsamen Scheitel! Jemand, Jemand, o Jemand, o! Und er schluchzte auf, als wenn etwas zerbräche und weinte jetzt immer still herunter. Das that ihm gut, ihm wurde wohler, gelöst, flächiger um die Brust. Diese Erleichterung ganz zu genießen, wandte er sich dem Tiergarten zu . . . Nun hatte er ausgeweint. Ein paar Stunden mochten hin sein.

Nun wohin? Gleichgiltig und leer wurde es in ihm. Für ihn — nirgends mehr. Er klimperte lose, wie das Geld in seiner Tasche. Er hätte noch Vergnügen genug haben können, überall hätte man ihn gut aufgenommen. Aber er war fertig damit.

Er wendete sein Gesicht zum Himmel und pfiff. Zum ersten Male seit langer Zeit. Dann sang er:

„Da ſchreibt mit finſt'rem Angeſicht
Der eine Relationen . . ."

Erſt erſchrak er, wie vor etwas Frevelwundem, zuckte zuſammen, und ſein Herz ſpannte ſich. Dann ſang er immer kecker, freier, immer freier von der Bruſt herab. Dann begann er zu tanzen, indem er dazu pfiff. Er bekam im Dunkeln einen borkig harten Baum in die Hand. Mit dem tanzte er, dann rechts, dann links, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann. —

Fröhlich begann er zu traben und trat bald darauf mit vergnügtem Geſichte in eine Polizeiſtube. „Sie wünſchen?" „Ich möchte Ihnen den Verbleib des Raubmörders aus der Dreyſeſtraße angeben." — „So, was wiſſen Sie denn? Sie ſind der Dreißigſte heute." — „Ich weiß aber jedenfalls das Richtige." — „Das ſagen eben alle."

„Sie erlauben wohl?" meinte er mit ſeinem gewinnendſten Lächeln und ſetzte ſich einen Stuhl nahe an den Abſchlag.

„Rauchen die Herren?" Damit bot er ſeine wohlgefüllte Cigarrentaſche herum. Finſter abwehrend ſchüttelten zwei ſchwarzhaarige, ziemlich ſtarke Köpfe mit roten Ohren, indem ſie einmal kurz in der Richtung der Cigarrentaſche aufblickten. „Aber bitte, thun Sie mir doch den einzigen Gefallen, es läßt ſich viel beſſer plaudern, wenn man raucht. Ich möchte mir dann auch eine anzünden." Mit ſcheuer, verlegener Höflichkeit und dem kriechenden Danke der Pflichtübertretung nahmen in etwas geduckter Kopfhaltung die Beamten die Cigarre an. Grumme ſchlug ein Bein langſam über das andere und ſah lächelnd vor ſich hin auf die Dielen. Die beiden Beamten hatten den Kopf zurückgelehnt und pafften, indem ſie den Rauch anſahen, welcher der ſchneeweißen, harten Aſche ihrer Cigarren entſtieg.

„Iſt das behaglich hier", meinte Grumme, „hier möcht ich wohl bleiben mit Ihnen, meine Herren!"

Schweigſame Gedanken rieſen immer wieder ein Lächeln auf ſeine Lippen, eins immer glücklicher und unſchuldiger, als das andere. Ja, es bildeten ſich ſogar Grübchen in ſeinen bläulich durchblümten Wangen, was ſonſt nie der Fall war. Dann ſah er auf ſeine zierlichen Lackſtiefel und blinzelte mit frei und ſelig rollenden Augen ſchelmiſch auf die armen Beamten. Die fühlten ſich angeſteckt, mitzulachen; ſchon hoben ſich die Regiſter ihrer Bruſt. In ihrem Kopfe da oben aber dachten ſie für ſich, daß ſie den Mann wohl nach Dalldorf würden zu bringen haben, von wo er wahrſcheinlich aus dem Irrengarten entwiſcht ſei, und berechneten ſchon im voraus ihre Diäten. Darum ſuchten ſie auch mit Ernſt ihre Augen-

brauen niederzudrücken zum Zeichen, daß sie „nach Lage der Sache befänden . . .“ aber es gelang ihnen herzlich schlecht.

Nun ertönte die Stimme: „Ich bin doch heute gar zu lustig, gar zu — — —“ erneuter Lachausbruch. „Verzeihen Sie, meine Herren, doch nun Ernst!“

Und er sprach schnell, wie man einen förmlichen, der Hauptsache nach bekannten Bericht liest: „Der Raubmörder, er hat nämlich alle die vier unaufgehellten Raubmorde begangen, welche unsere Residenz in jüngster Zeit mit so großem Entsetzen erfüllt haben. Er ist ein Mensch, dem es bald gut ging, bald schlecht, der das Schlechte aber nur als Verdunklungen wie durch Wolkenschatten oder vorübergehende Sonnen- und Mondfinsternisse ansah und möglichst schnell darüber hinweg zu kommen trachtete. Finden Sie das schlecht, meine Herren?“

„Nun, wie mans nehmen will, je nachdem.“ Der Zweite spuckte nur aus.

„Er liebte das Licht, das gleichmäßig Helle, Allen Gemeine, Niemandem Vorenthaltene, war — mit einem Worte — ein ätherischer Sozialist. Hätte er gehabt, hätte er Andern gegeben. Nun aber fehlte ihm oft das Nötigste. Und so nahm er denn. Aus den der Menschheit daraus zugedachten Wohlthaten wurde leider nichts, denn Sie begreifen, was man auf solchem Wege erhält, das weiter zu geben, wird einem — noch eine Zigarre? Bitte! — vergällt. Sie müssen nämlich begreifen, meine Herren, ich bin langsam von Bewegungen, aber in meinem Kopfe da ist all mein Leben, ein besonderes, galoppierendes Leben. Gedanken kommen und gehn wie der Wind. Und wenn man mich da stört, da werde ich sehr ungeduldig. In meinem Höchsten, meinem Geistigen kann ich eine Unterbrechung einmal nicht leiden. Was wollen Sie, ich kann's nicht. Und denken Sie, diese Frau, sie wollte auf meine Gründe nicht eingehn, unruhig, unruhiger, immer unruhiger. — Dieses kleinliche Gebahren brachte mich auf — ich neige zum Jähzorn — und suchte sie durch einige Schläge zu beschwichtigen. Sie ist auch still geblieben. Dann wischte ich meinen Totschläger ab, ich halte auf Ordnung und erledigte den Zweck meines Kommens. Und dann, meine Herren, Aufklärung können wir nicht vertragen. Messen Sie, ich sage Ihnen dies im Namen der Menschheit, uns aufs Schleunigste eine neue moralische Uniform an. Die alte ist zerfetzt und zu geistreich für uns“.

„Sie sind also . . .“

„Ich bin der Mörder.“ — —

„O einen Augenblick noch: ein Gedanke, der mir gerade kommt . . . eben, laßt mich — O, stört mich nicht . . . keine Ruhe . . . keine Feder,

kein Papier, nichts bei ſich: Es war ſo etwas ganz Eigentümliches, wie ich es noch nie geſehen habe in meiner Vorſtellung, ſo etwas über Tod und dennoch Lebenbleiben im All — aber dieſe Bande, was verſteht denn die davon! Der Richter muß nach Hauſe und Kaffee trinken; wie er trippelt, er kanns nicht mehr aushalten. Na, meinetwegen, ich will nicht länger ſtören — „Vorwärts Schinder!“ Bitte, noch eins! Nun weiß ich, wie es kommt ... Impulſe ſtürzen ſchwarz an mir vorbei, ich merke ſie, es verdunkelt ſich davon etwas in mir, aber ich fühle mich zu ohnmächtig ſie aufzuhalten ... Die fliegende Empfindung einer ſtürzenden Kraft, dann iſt alles geſchehen und ich finde mich fremd daneben, manchmal noch ein Meſſer ... einen Bleiknopf ... mit Blut ... in der Hand, den ich ſtumpfſinnig anſehe ... Ich wollte nur Störungen fortſchaffen, als durch Abnormes geärgerter Arzt der Menſchheit, während Innungen wie Staat und Kirche gerade die Beſten auszumerzen ſich bemüht haben ... Auch der Mord iſt eine große Sehnſucht ...“

„Alſo, Sie ſind ... kurz und gut ...“

„Ich bins, wie Sie ſehen ...“

— — — — — — — —

Unſer Dichteralbum.

Mi'm Chaiſer Wilhelm.

's war chüehler, blicher Morge,
Still war's im wite Land;
Es fiel d'r Schnee in Flocke
Uf d' Well un dine Locke ...
Es war e Tog voll Sorge,
Wo 's Herz d'r ſtille ſtand.

D'r Sturmwind cham gezoge
Mit Raſſle un Geſtöhn,
Als ob im Stimmeſchwirre,
E liſes Waffechlirre
Vum Wind uns hergetroge
Mit d'r Trompete Cön.

Am Himmel jogte d' Wolke,
Wie Gſtalte mannigfalt.
Es ware die Soldote,
Die brove, lang ſcho todte,
Die nahme ſinem Volke
De Chaiſer wiß un alt.

Si Seel iſch uuf geſtiege
In d'r Verchlärte Schor,
D'r flocke Silberg'wimmel
Het g'buet am blue Himmel,
Wo Gottes Engel fliege,
En offnes Siegesthor.

Un drobe ſeh i's ſchwinge
Die Speer im Waffetanz,
Erſtohn de ewige Friede
Nach allem Champf hieniede
Un hör die Selige ſinge:
„Heil Dir im Siegerkranz!"

* * *

Gehüellt in Schatte ſchweigt d'r Chor
D'r Lüete in de Halle,
Chaum füehlt m'r unner'm dunkle Flor
De Duft d'r Roſe walle.

Viel ſtolze Palme büege ſi
Uf d' Stirn d'r, ſtiller Chaiſer,
Un blicher Cherze Truerſchi
Durchbebt die Lorberreiſer.

Die mennig Tog von Ruhm un Glanz
Geweiht mit ihre Zwiege,
I ſeh ſie ſtumm im Todtechranz
Um dine Sarg ſi ſchmiege.

Es goht durch d' Welt wie Süefze lis,
Wie'n Schuer chüehler Thräne,
Un durch d'r Herze Burgverließ,
Wie'n bittres, tiefes Sehne.

Mi Chaiſer, blieb! Du biſch net todt,
Wie die Betrüebte mine,
Du loſcht, wie d' Sunn, wenn's unnergoht,
Die Erdeange wine.

Un troge's di nes dinem Hues
In chlorer Sterne Flimmer,
So lebſch du doch wie'n Segensgrueß
In unſre Herze immer.

Mi Chaiſer, leb! Wie Morgeroth
Iſch Purpurglanz erglomme, ...
Du g'liebter Chaiſer, biſch net todt,
Nur heim zur Mueter chomme!

Marſeille. Marie Margarete.

Dem Kämpfer gegen die Lüge.

Henrik Ibſen.

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

Goethe: Fauſt I. Teil.

Ein altes Wort ſagt, daß die Wahrheit ſchreite
Im Mantel und die Maske vor'm Geſicht
Und wenn die Hülle ihr einmal entgleite,
Wenn ſie vor Augen ſtünde, frank und ſchlicht: .
So wolle Keiner ſie als Wahrheit kennen,
Kein Menſch das Ding beim rechten Namen nennen!

Wenn nun ein Geiſt, geſünder als die Menge,
Heraus ſich ringt aus ihrem Markt-Gedränge,
Wenn er ihr zeigen will der Lüge Bild,
Wenn er die Wahrheit hob auf ſeinen Schild:
Dann fallen ſchreiend über ihn die Raben
Einmütig her, das iſt ein alter Witz,
Von jeher hat geſchreckt ein Geiſtesblitz
Die, welche keinen zu verſenden haben!
Wer es gewagt zu brechen mit dem Alten,
Wer aus dem ausgetret'nen, breiten Gleis
Der nüchternen Alltäglichkeit ſich weiß
Zu retten, und beſondere Geſtalten,
Die nicht alltäglich ſind und hergebracht,
Dem Volke zeigt, das ſonſt in dumpfer Nacht
Dahingebrütet, nun an alles glaubt,
Was eingeredet ihm von ſeichten Thoren:
Dem wird der freien Rede Recht geraubt
Und ihm der Mund geſtopft — dem Volk die Ohren!
Man will den Leuten vor ihm bange machen,
Sie ſollen leſen nicht, ein Urteil bilden
Sich ſelbſt nicht, ſondern ſollen vor den wilden,
Verbrecheriſchen Lehren, ſchlimmen Sachen,
Die man ihm zugedacht, zurücke weichen
Wie vor verfaulten, angeſteckten Leichen:

O! deutsches Volk der Denker und der Dichter!
Wo blieb Dein Dichten, und wo blieb Dein Denken!
Wenn Du Dich leiten läßt von dem Gelichter,
Wenn Mißgunst, Neid und Kleinlichkeit Dich lenken!
Wenn als „verderblich", „falsch" als „infernalisch",
Die Wahrheit von der Schwelle Du gebannt,
Wenn Du brandmarken willst als „unmoralisch"
Die Wenigen, die was davon erkannt!

Was fiel Dir ein, dem Pöbel zeigen wollen,
Was hoch und hehr — was Edles thun sie sollen!?
Sie haben Dich verlacht nur, armer Mann!
Sie haben weidlich Dich verspottet dann!
Was trieb Dich einst auch, armer Denker,
Zu zeigen was im Herzen Dir gebrannt?!
Wann haben jemals Wahrheit sie gekannt?
O! Thor, o armer Thor, der Du gewesen!
Wer hat die Wahrheit jemals gern gelesen,
Wenn bitter sie ins Fleisch hinein that schneiden?
Und wenn sie strahlte: Thaten sie nicht neiden
Mit Gift und Galle Dir Dein armes Denken,
Das sich in Höheres gekonnt versenken,
Als sie, die seichten, allgemeinen Laffen!
Und als Du gar noch zogst zu Leib dem Pfaffen,
Der seinem Vorteil nach die Schrift verkehrte,
Der Lüge Bild nur, doch nicht Gott verehrte:
Da war es aus und einmütig zu Feld
Zog gegen Dich der Heuchler ganze Welt!
So war es immer, und so wird es bleiben:
Seit Evas Zeiten, mag man niemals gern
Die, welche dringen in der Dinge Kern!
Wahrheit ist Gift, man mag sie treiben,
Doch nur für sich, sie paßt nicht für die Menge,
Die sich in abergläubischem Gedränge,
Geführt von Dummheit und von Eigennutz,
Schart um der Lüge goldnen Flitterputz!
Doch die, die sich im Meinungsmute scharten,
Um das Bild, das der Wahrheit Namen trägt:
Für sie nicht eine einzge Hand sich regt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten!

Du kämpfst für Wahrheit, was Du schreibst und dichtest
Hat nur ein einzges, großes, hehres Ziel:
An wen Du immer Deine Worte richtest,
Für was Du streitest, mit der Feder Kiel,
Nur ein Ziel hat es, eines ganz allein:
Gen Lüge kämpfst Du, Heuchelei und Schein!
Drum, wenn die Gegner ihre Waffen schärfen,

Wenn ſie zu Felde ziehn mit aller Macht,
Wenn man Dich rings verſpottet und verlacht,
Wenn man mit eklem Kot Dich will bewerfen:
So denke deſſen: Du der Wahrheit Kämpfer,
Haſt, was die Welt auch geifert, tobt und ſchreit,
Auf Deiner Seite: Recht, Geſetzlichkeit!
Wahrheit hat doch an Lüge keinen Dämpfer!
Die Wahrheit, ſie iſt exiſtenzberechtigt,
Sie bleibt beſtehen, wird ſie auch verdächtigt!
Die Lüge, ſie hat einen großen Fehler,
Schreit auch für ſie der Pöbel-Markt-Krakehler,
Und wenn ſie allerorten, Alle preiſen:
Das Eine fehlt: Sie iſt nicht zu beweiſen!
Friſch weiter, kämpfe für die Wahrheit fort,
Die Du einmal auf Dein Panier erhoben!
Wird ſie auch hier geknechtet — gilt ſie dort,
Woher ſie kommt und ſtammt, im Himmel droben!
Laß Dich nicht reuen, daß Du biſt von Denen,
Die ſich die hehre Himmelstochter rein bewahrten,
Die unentwegt in heißem Drang und Sehnen
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten!

Und tröſte Dich! Sie Alle, die bekannt
Die Wahrheit kecker Stirne, ohne Bangen,
Hat man von je gerädert und gehangen,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

Großenhain. G. v. Ademar.

Im Zeichen des Todes.

Der Frühling kam ins Land mit ſeinen Apfelblüten,
Doch ich empfing ihn nicht, ich muß das Lager hüten.
Mein letzter Atemzug, mein letzter Tag iſt heute,
Ich fühl's, ſchon krallt der Tod die Hand nach ſeiner Beute.
Kaum eine Woche dann, bin ich der Welt vergeſſen,
Bin eine table d'hôte, an der die Würmer eſſen.

Jetzt eben ging der Arzt; die Ärzte, ich muß lachen,
Denk' ich wie friſch auf friſch ſie Heilverſuche machen.
Sie ſchütteln ernſt das Haupt, vergleichen Puls und Uhr ...
„Der Kranke, das kann ſein, hat eine Stiernatur."
Ja, ja, Natur, Natur, die laſſen ſie dann walten,
Die muß das Beſte thun, den Menſchen zu erhalten.

Mein Leben iſt am End', nun liegt es abgeſchloſſen,
Die letzte Well' iſt bald ins große Meer gefloſſen,
Und überleg' ichs mir, es winkt ein ſtiller Hafen,
Wo viele Schiffe ſchon auf immer ſturmfrei ſchlafen.
Kein Toben fühl' ich mehr, kein Lärm iſt mir im Blute,
Wenn die Gemeinheit ſiegt und ſtöhnend ſtirbt das Gute;
Wenn unter roher Fauſt das Schöne muß vergehen;
Wenn Eigenart in Kunſt die Leute nicht verſtehen;
Wenn einer kämpfte, rang, den nie ein Quell erquickte,
Der ſich nicht ſchwang empor, weil Armut ihn erſtickte,
Indes ein andrer wo, dem Gold der Zufall legte,
Als höchſte Heldenthat den Fliegenwedel regte.

Was hab' ich denn gehabt, was hat das volle Leben
Mir Köſtliches gebracht, mir Fröhliches gegeben:
Wenn kurze Stunden auch, ich hab' ſie nicht verpaßt,
Dann hing vor meiner Thür die Freudenfahn' am Maſt.
Der Tag der großen Schlacht, das kleinſte der Gefechte,
Gewiß von jedem Sport der erſte und der echte:
Auf naſſem Gaul, umqualmt, umjauchzt von meinen Mannen,
So männliches Gefühl kann mehr den Nerv nicht ſpannen.
Mit Hund und mit Gewehr ſtirnhoch durch Buſch und Haiden,
Ging den Weg ich entlang, vergaß ich alle Leiden.
Getrunken hab' ich gern, wie konnt' ich ſelig werden,
Sah jeden Lumpenkerl als Engel an auf Erden.
Und manche ſüße Nacht, hat's auch der Pfaff verboten,
War ich ummaſcht, umſtrickt von weißen Liebesknoten.

Sonſt, aufrichtig geſagt, hab' ſelten ich gefunden,
Daß ſanft der Kreis ſich dreht der vierundzwanzig Stunden.
Den Menſchen frißt der Menſch; ein Widerſpruch das ganze —

Klopft wer an meine Thür, gar ſchon im Trauerkranze?
Ah, du, Gevattersmann, nimm Platz in der Kajüte,
Ein wenig bin ich doch verwirrt durch deine Güte.
Du ſtreckſt die Hand aus, nun ... muß ich die meine geben,
Verlangſt du fort und fort das reiche Sternenleben?
Jetzt würgſt du mich, halt ein, ich ſticke, hab' Erbarmen,
Du preßt mich an dein Herz mit deinen Eiſenarmen
Und bläſt das Fünkchen aus, das letzte, das geglommen, ...
Ruft eine Stimme mir ... wem bin ich denn willkommen ...?!

Kellinghuſen. Detlev Freiherr von Liliencron.

Erſcheinung.

Die Nacht begann. Ich war allein, wie immer,
Vor meinem Fenſter brandete die Flut.
Mein Zimmer hellte nur ein trübes Licht.
Es ſtand vor mir. Bald flackerte es auf,
Bald ſank es nieder. Durch die tiefe Stille
Drang nicht ein Laut noch wachen Lebens zu mir.

Und da geſchah etwas — — etwas, das nie
Aus meinem dunklen Leben ſchwinden wird.
Das Licht auf meinem Tiſche brannte trüber,
Und ich war müde. Eben wollte ich
Die Ruhe ſuchen, da — wie achtlos — glitt
Mein Blick zur Seite — und da ſah ich etwas —
Was nie bisher ich ſah! ... — — ich ſah dicht vor mir
Ein ſcheußliches, von Wut verzerrtes Antlitz:
Blutunterlaufene Augen ſah'n auf mich
Mit ſtierem, tückiſchem, erboſtem Blick.
Die bleiche Stirn war dicht von Haar umflogen,
Aus dem halboffenen Mund floß weißer Geifer,
Die langen, ſpitzen Zähne lagen dicht
An den blutleeren Lippen — — ſo ſtand vor mir
Das Antlitz ... Schon lag auf den hohlen Wangen
Die grüne Farbe ekelhafter Fäulnis ...
Da lachte ich — „Was für ein wirrer Traum!" —
Und ſah hinweg. Doch zwingend zog den Blick
Ein etwas wieder hin — — das Antlitz ſtand
Vor mir, wie eben ... Da ſtieg Zornesglut
Mir in die Stirn — ich lachte nicht mehr. Doch
Voll Ekel rief ich: „Pfui, wie häßlich!" — auf.
Da rückte mir das Bild des Schreckens näher.
Und dann — — dann fühlte ich, wie kalt und feucht
Die Angſt über den warmen Nacken kroch.
Der Atem ſtockte, und das ſtarre Auge
Hielt ich geheftet auf das Bild des Grauens,
Das näher mir und langſam näher rückte.
Ich wollte ſchreien, doch kein Laut entfloh mir —
Und näher rückte mir das Bild — das Licht
Ward kleiner ... immer kleiner ... größer wurden
Die Schatten an der weißgetünchten Wand
Und wie in Eiſenbanden lag mein Körper.
Ich bog den Kopf zurück. Da aber ſah ich
Dicht über mir das wutverzerrte Antlitz,
Und fühlte ſchon den Hauch der bleichen Lippen
Und hörte ſchon das kurze, heiſere Röcheln —
— Da aber riß die Angſt mich jäh empor

Und hellauf flammte da das Licht der Kerze
Und alles leer um mich — — ich ſah entſetzt
Noch vor mich hin — und dann erloſch das Licht! . . .
Ich ſtand in leerer, dunkler, ſtiller Nacht —
Ich ſtand und wagte nicht ein Glied zu rühren —
Ich ſtand und wagte nicht das Licht zu zünden —
Ich ſtand und wagte ſchaudernd nicht zu denken!
— — — — — — — — — — — — — — —
Und langſam ſank die Angſt von meinen Gliedern —
Und langſam hob ein Atemzug die Bruſt —
Und langſam dämmerte ein fahler Morgen . . .

London. John Henry Mackay

Guter Rat.

Jage nicht der Liebe nach,
Thöricht Menſchenkind,
Wie ein ſchimmernd Roſenblatt
Trägt ſie fort der Wind.

Jage nicht dem Glücke nach,
Kind'ſcher Menſchenthor,
Wie ein Irrlicht lockt es nur
Dich in Sumpf und Moor.

Auf der breiten Straße bleib'
Freudlos und allein,
Und triffſt eine Schenke Du,
Trink' den ſauren Wein.

München. Heinz Oſſer.

Urſchleim.

Wie der Keſſel einer Hexe
Iſt das All von je geweſen,
Drin die Urkraft ſtäubt den Urſtoff
Unabläſſig mit dem Beſen.

Stoff und Kraft, die Ehgeſponnſten,
Zeugen brodelnd ſonder Grenzen.
Aus dem Urſchleim Affen, Menſchen
Mit den Zöpfen und den Schwänzen.

Wenn die beiden je ermalten,
Iſt's zu Ende mit den Köpfen,
Die aus dieſem Urkraftſtoffbrei
Blaſen ihrer Weisheit ſchöpfen.

Immer bleibt der Brei derſelbe,
Nur die Blaſen ſind verſchieden,
Während hoch die neuen ſteigen,
Ruh'n die alten ſchon in Frieden.

Quirlte nicht den Brei der Beſen,
Herrſchte Ruh an jedem Flecke,
So doch treibt er ſtändig Blaſen
Aus dem aufgerührten Drecke.

München. Heinrich v. Reder.

Zwei Aquarelle.

Von Roſa Jacobſen.

(Kopenhagen.)

Der weiße Ernſt.

„Ich bitte ums Wort!" rief er aus und ſchob Hummerteller, Weinglas, Deſſertreſte und Brotkrumen mit einer gewaltſamen Bewegung zur Seite, ſo daß der Tiſch mit den herabgebrannten Kandelabern tanzte.

„Ich habe plötzlich Luſt bekommen, etwas zu ſagen." Alle wendeten ſich mit dem lebhafteſten Erſtaunen nach Ernſt um, dem „weißen Ernſt", wie man ihn wegen ſeines farbloſen Haares und ſeines milchigen Teints nannte.

Was hatte der weiße Ernſt zu ſagen?

Noch niemals hatte er ſich erhoben in der ganzen Reihe von Jahren, wo man mit ihm getafelt, mit ihm getrunken, gegeſſen, gepraßt, die Zeit mit ihm auf jede erdenkliche Weiſe vergeudet und totgeſchlagen hatte.

„Silentium! Der weiße Ernſt hats Wort!" rief Friedrich Ancher mit lauter Stimme.

Um in dem Hexenſabbat, der ihn umgab, Ruhe herzuſtellen, brachte Ernſt, indem er mit einem damals gebräuchlichen Vertheidigungsmittel, der

sogenannten „Eisernen Faust" auf die innere Tischplatte schlug, drei hohle wunderliche Laute hervor.

Die ganze lärmende Gesellschaft war wirklich einen Augenblick still.

„Ich habe die Absicht, mich in Kürze zu fassen," sagte er mit seiner pfeifenden, etwas näselnden Stimme, die man so gut kannte . . . „Ich habe nämlich heute Abend sehr wenig Zeit, höchstens fünf oder zehn Minuten... Was ich Euch zu sagen habe, lieben Freunde und lieben Freundinnen, ist nur dies — diese eine, einfache . . . traurige Wahrheit: daß das Leben, das, was man im Allgemeinen das Leben nennt, was Ihr und ich das Leben nennt . . . mich nie amüsiert hat . . . daß es mich im Gegenteil niederträchtig gelangweilt hat."

„Er ist göttlich," zischelte man unter einander.

Er trank sein Glas aus, sah einen Augenblick empor, aber senkte gleich darauf den Blick, so daß man auch nicht ein einziges Blinken seiner Augen mit den farblosen Brauen auffing, während er fortsetzte:

„Es schien mir einmal, als ich ganz jung war, daß das Leben so ein wunderliches Gemisch sei . . . bald glich es einem Morast mit stinkendem Wasser und schleimigem Getier, bald einer Landschaft mit rosenroten oder violetten Wolken, wie man sie an schönen Sommerabenden am Himmel sieht . . . Die Heimat, die Schule, die Arbeit, die Pflicht, das war der Morast . . . die Wünsche, die Weiber, die Sehnsucht, das waren die rosenroten Wolken."

„Herrje! was für dummes Zeug," sagte Wilhelm zu Klotilde, die zwischen ihm und Ernst saß.

Den Kopf auf beide Hände gestützt, gähnend, mit blinzenden Augen, sah sie Ernst an.

„Ihr müßt wissen, ich war nur zwanzig Jahre alt damals," fuhr er ganz tonlos fort . . . „ich lebte überhaupt nicht, ich dachte nur, ah, es war herrlich, wollüstig herrlich . . .

„Später, es war gerade an meinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, erbte ich all das Geld, wie Ihr wohl wißt. Ihr werdet Euch erinnern, die Leute glaubten damals anfangs, ich sei verrückt geworden. Ich war es auch. Verrückt wird man, wenn die Gedanken plötzlich stocken, wenn man wie ein Tier lebt, wie ein Idiot, wie ein blinder oder betrunkener Mann . . . nur weil man am Wege vor sich Gold, Blumen, Lügen, Irrlichter blinken sieht."

„Geh' zum Teufel mit Deinen Irrlichtern, nun haben wir genug von der Geschichte," brüllte der Wirt.

Etwas exaltierter fuhr er fort: „Es war damals, als ich Euch kennen

lernte — oder wenigſtens Einige von Euch, die hier ſitzen. Niemand von Euch hat ſich jemals um mich bekümmert, Niemandem von Euch bin ich Freund, kaum einmal guter Kamerad geweſen . . . Während Ihr unter einander Verbindungen ſchloſſet, Euch hingezogen und abgeſtoßen fühltet, blieb ich Euch ſtets derſelbe: gleichgültig, kalt, cyniſch, langweilig . . . Aber die Sache war die, daß ich während der ganzen Zeit, die ich Euch gekannt, von einer ſtarken und nie geſättigten Eitelkeit gequält wurde. ‚Den weißen Ernſt kann man nicht lieben‘, ſagten die Mädchen.

„Ich lachte darüber, aber es wurmte mich und ich wollte dann träge, gleichgültig, dumm ſcheinen, als ob ich es nicht merke.

„Jetzt ſag' ich Euch aber, daß ich es nicht länger dulde. Deine kalten Küſſe, Klotilde, widern mich an in der tiefſten Seele, ich könnte Gift ſpeien über Eure elenden Witze und die Gerichte mit ihrem faden Geſchmack und franzöſiſchen Namen hätte ich Luſt, in die tiefſte See zu werfen. Die Blumen und die falſchen Steine, mit denen Ihr Euch behängt habt, Mädchen, wie ſie mich in die Augen ſchneiden; weg damit! Ich reiße ſie Euch ab. Weg! Fort! Platz!“

„Bitte ſehr, geniere Dich nicht,“ ſagte Friedrich, indem er ſich erhob und die Stühle zur Seite ſchob.

Ernſt ging vorwärts.

Als er in der Thüre ſtand, wandte er ſich plötzlich um und ſagte in einem veränderten, weichen Tone:

„Komm' her zu mir, Klotilde, du biſt immer ein gutes Mädchen geweſen.“

Sie näherte ſich ihm neugierig und fing ein wenig an zu kichern . . . Er faßte ſie hart um die Taille, eine ſchmächtige Taille in hochroter Tricotage, und drückte ſie feſt an ſich.

„I, Gott bewahre,“ rief ſie und riß ſich los . . . „Er riecht nach Karbol! . . . Er vergiftet mich . . . “

„Er — iſt nur beſoffen,“ fiel Friedrich ein und wollte ihn aufrütteln.

Ernſt ſtand bleich mit verzerrten Zügen in der Thür, die Arme hingen ſchlaff herab, ſein Körper verzog ſich in heftigen Zuckungen, er huſtete ſtark.

Klotilde hatte Recht gehabt — „der weiße Ernſt“ war es ernſtlich müde geworden, ſich zu amüſieren.

Das Band.

Sie hatte das Band im Garten verloren — ein blaues, schmales Seidenband, — als sie mich in der Dämmerung am vorhergehenden Abend verließ.

Ich fand es am Morgen, nahm es auf und glättete es. Es war sehr weich und etwas zerdrückt vom Liegen auf der feuchten Erde eine Nacht hindurch.

Ehe ich hineinging, sie zu begrüßen, setzte ich mich auf eine Bank, um meine Gedanken zu sammeln, um nochmals dies unerwartete Begegnis von gestern, all' dies neue fremde Glück in Gedanken an mir vorüberziehen zu lassen.

Inzwischen stand sie ohne Beschäftigung drinnen im Zimmer und blickte unverwandt durch die Gartenzimmerthür hinaus in den Garten, in den grauen Morgen, wo leichte Nebel die knospenden Büsche und Bäume sanft umhüllten.

Sie schien sich zu besinnen, sich zu sammeln, gerade wie ich, plötzlich machte sie eine Bewegung nach der Thür und kam freundlich auf mich zu.

Als sie mich mit dem Band in der Hand sitzen sah, hielt sie indessen äußerst jäh inne, gleichwie erschreckt.

Der eine oder andere schmerzliche Gedanke durchfuhr sie.

„Gieb mir das Band," sagte sie hastig.

Ich sah auf — sie stand in der Morgenbeleuchtung, hoch, schlank, mit einem eng anliegenden weißen Shawl um die etwas schmalen Schultern und das üppige Haar, welches ganz schwach in den Locken über der Stirn zu ergrauen anfingen, entblößt. Sie hielt einen Sonnenschirm in römischen Farben, die mit ihrem bleichen Teint kräftig kontrastierten, über den Kopf.

Auch ich wurde von einem plötzlichen Gedanken, irgend einer Erinnerung ergriffen . . .

Was war es doch?

Ja . . . es mochte lange her sein, wohl wenigstens zehn Jahre.

Ein glühend heißer Sommertag. — Die Wärme war so plötzlich, so überwältigend gekommen, alles strahlte in Sonnenpracht, die Schilfe badeten sich im frischen grünen Schimmer, die Syringen und Jasmine dufteten betäubend von den Gärten herüber.

Wir waren eine weite, weite Tour über die Felder gegangen und warfen uns erschöpft unter einige dichte, aber etwas niedrige Tannen bei einem kühlen Moorgewässer.

Unsere Plaids und Überröcke schleuderten wir von uns auf die Erde.

Es war eine recht muntere Geſellſchaft, zwei junge Mädchen und vier junge Männer — vier raſend verliebte junge Männer. Das eine junge Mädchen war hoch, üppig, mit krauſem kaſtanienbraunen Haar und großen, lachenden Augen.

„Sieh da," rief ſie und zeigte über das Moor gerade vor uns, „da wächſt eine Waſſerlilie, das iſt die allererſte, die ich dieſen Sommer geſehen, ich liebe die Waſſerlilien!"

Und mit einem Blick auf die Freundin hob ſie ihr Kleid ein wenig, wie um ſie zu befragen, ob es wohl anginge, daß ſie ſelbſt hinüber watete.

Doch die Freundin ſchüttelte den Kopf.

„Wer mir die Waſſerlilie bringt, bekommt eine Belohnung, eine ganz königliche Belohnung," rief ſie, ſprang auf, löſte ein blaues Band aus ihrem Haar, pflanzte ihren Sonnenſchirm in die Erde und band das Band wie einen Wimpel daran.

„Das ſoll meine Belohnung ſein!" ſagte ſie lachend und deutete auf das Band. Wir warfen alle vier Schuhe und Strümpfe ab und wateten wie wahnſinnig nach der Lilie hinaus.

Aber ich gewann damals nicht das Band.

* * *

Ich ſah auf — da ſtand ſie noch grade vor mir, ſchlank, ruhig, dicht in den weißen Shawl gehüllt.

Sie war nur etwas bleicher geworden und um ihren Mund ſpielte ein ſcheues, faſt kokett wehmütiges Lächeln.

„Deſſen Du Dich jetzt erinnerteſt — es war meine ganze Jugend — nicht wahr?"

Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Oper und Schauſpiel nehmen trotz allerlei ungünſtigen Veränderungen in der Theaterverwaltung ſeit dem Tode des Königs Ludwig immer noch den breiteſten Raum im Münchener Kunſtleben ein und bieten in

ihrer Art keinen geringeren Reiz für den beobachtenden und genießenden Kunstfreund, als die neuen Leistungen der Maler, Bildhauer und Architekten.

So lange die gegenwärtige Rangordnung der Faktoren, welche den Charakter des Kunstlebens bestimmen, in Kraft bleibt, wonach nicht die künstlerische Individualität und der große Zug des Geistes, sondern der Geschmack und das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums und der materielle Erfolg in der Wahl und Schätzung der Werke für alle öffentlichen Veranstaltungen das entscheidende Wort haben, die Mehrheit der Kunsthervorbringer und Kunstausüber nicht das Publikum führt, sondern vom Publikum geführt wird, die Künstler also nicht die Herren, sondern die Knechte des großen, erfolgmachenden Haufens sind — eine Rangordnung, die ganz dem herrschenden Geist unserer materialistisch-industriellen Zeit entspricht: so lange wird auch diejenige Kunst an der Spitze der Künste marschiren, welche die stärkste sinnliche Wirkung mit dem geringsten Anspruch an die Intelligenz und das Gemüt verbindet — die Opernkunst. An dem riesigen Herdentier-Ungeheuer, genannt das „verehrliche Publikum", ist neben den Freß- und Verdauungswerkzeugen das Ohr das ausgebildetste und willigste Organ. Das riesige Ohr an dem kleinen Kopf des Herdentier-Ungeheuers hat die Entwickelung der Opernkunst zu riesiger Ausdehnung getrieben. Von allen Künsten erfordert die Oper den größten Aufwand, den größten Apparat. Die Inszenierungskosten einer sogenannten „großen" Oper betragen heutzutage eine Summe, für die man sich einen kleinen Palast bauen oder ein Dutzend Meisterbilder malen oder eine Bibliothek der Weltlitteratur einrichten oder zwanzig Lustspiele ausstatten lassen könnte. Ein riesiges Personal besetzt das Orchester, wimmelt in männlichen und weiblichen Chören als Sang- und Tanzmimen auf der Bühne, als Hilfsarbeiter zwischen und hinter, über und unter den Kulissen. Ein riesiger Spaß! Und riesige Preise! Opernpreise!

Natürlich könnte wirtschaftlich kein Operninstitut aus eigener Einnahmskraft bestehen, wenn nicht einesteils ein starker etatsmäßiger Zuschuß, andernteils der Überschuß aus dem billig hergestellten Lust- und Schauspiel in den gefräßigen Rachen des Opernhaushalts geworfen würde.

Also verneigen wir uns vor der herrschenden Oper und betrachten wir ihr jüngstes Kunststück. Nach dem großen Spektakel-Gestirn der Othello-Oper von dem greisen Meister Verdi tauchte als angenehme Abwechselung am Novitätenhorizont der sanfte Stern einer komischen Spieloper von dem toten Meister Karl Maria von Weber „Die drei Pintos" auf.

Weber ist im Juni 1826 auf seiner Konzertreise in London gestor-

ben — alſo wäre die Novität wenigſtens ihre wohlgezählten 60 Jahre alt. Allein dieſe Weberſche Oper iſt eben nur ſozuſagen eine Weberſche Oper: den größten Teil hat der Weberianer Kapellmeiſter Guſtav Mahler aus anderen Weberſchen Kompoſitionen und Nachlaßſchnitzeln und aus eigenen, Weber nachempfundenen Muſikeinfällen, zuſammengeſtellt und überarbeitet und mit Kapellmeiſterlack überſtrichen, ſo daß das Ding wie eine Oper frei nach Weber ſich ausnimmt. Ebenſo wurde mit dem Textbuch verfahren. Der Enkel des Komponiſten, ein Hauptmann Karl von Weber, iſt ad hoc Librettiſt geworden und hat unter Zugrundelegung eines Manuſkriptes von dem ſeligen Theodor Hell den dramatiſchen Teil der Spieloper hergeſtellt. Er hat ſeinen Dichtgeiſt dabei nicht übermäßig angeſtrengt. Die ganze Pintogeſchichte iſt namentlich in den geſprochenen Partieen von einer unglaublichen — Harmloſigkeit.

Eine wunderliche Opernmacherei, nicht wahr? Übrigens ganz im Stile unſerer kunſtinduſtriellen Zeit und nach dem bekannten nützlichen Rezept: „Mach' Geld, mein Sohn!“ Schwamm drüber!

Was hat nun der eigentliche Weber, der Freiſchütz- und Oberon-Weber, für dieſe „Drei Pintos“ Originales gewebt? Soviel bekannt geworden Folgendes: im erſten Akt die Soloſtimmen und Chöre und vom orcheſtralen Teil die erſte Geige, im zweiten Akt den Anfang des erſten Chors, im dritten Akt einige wenige Nummern. Alles übrige hat der Bearbeiter teils aus anderen nachgelaſſenen Liedern und Chören Webers, teils aus eigener Nachempfindung und Kunſtfertigkeit hinzugefügt. So haben die „Drei Pintos“ in drei Akten, die eigentlich nur zwei vorſtellen, vier Väter gehabt, Großpapa Weber, Enkel Weber, Th. Hell ſelig und Guſtav Mahler, Kapellmeiſter und Weberianer.

Vielleicht thun ſich in weiteren ſechzig Jahren auch einige Wagner-Enkel und Wagnerianer-Kapellmeiſter zuſammen und beſcheren der dankbaren Nachwelt noch eine Wagner-Oper, von der die ſpitzöhrigſten und eingeweihteſten Bayreuther Wahnfried-Genoſſen heute noch nicht die leiſeſte Ahnung haben.

Die Fabel der „Drei Pintos“ iſt raſch erzählt: ein junger, tölpelhafter Landedelmann, Don Pinto, zieht, mit einem väterlichen Empfehlungsbrief ausgerüſtet, nach Madrid, um Klariſſa zu freien. Unterwegs nimmt ein luſtiger Student aus Salamanca, Don Gaſton Viratos, dem dummen Kerl den Empfehlungsbrief ab und eilt nach Madrid, des Jux halber bei Klariſſa ſich für Don Pinto auszugeben. Klariſſa aber iſt in heißer Liebe zu Don Gomez entflammt, den ſie nicht bekommen kann, weil ihr Vater ſie dem ihr perſönlich unbekannten Don Pinto verſprochen hat.

Hiervon unterrichtet, fühlt der Student ein menschliches Rühren, er verzichtet auf den Jux mit Klarissa und übergiebt den Brief dem Don Gomez, damit sich dieser als Don Pinto bei dem Vater seiner Geliebten einführe. Dies geschieht. Nach erfolgter feierlicher Verlobung trifft der wirkliche Pinto ein — und wird als mutmaßlicher Schwindler hinausgeschmissen. Nun fühlt sich der Studiosus, der seither natürlich auch von Don Gomez für den echten Pinto gehalten wurde, in seinem Gewissen verpflichtet, der Wahrheit die Ehre zu geben. Entsetzen, Versöhnung, Glück und Jubel. Das ist die ganze komische Geschichte, ausgereckt zu drei Opernakten, wovon der zweite fast ohne jegliche Handlung, sofern man reihenweises Ariensingen nicht als solche betrachten will.

Eine gute lustige Figur ist Ambrosio, des Studenten Diener, sehr erheiternd vorgestellt von dem vortrefflichen Sänger, Herrn Fuchs. Auch Herr Mikorey als Student und Siehr als Don Pinto waren recht gut. Herr Nachbaur als Don Gomez ist zu alt. Überhaupt hatte Herr Nachbaur keinen guten Abend: er sang meist sehr unkünstlerisch, unsein, und stellenweise auch merklich unrein. Schauspielerisch ist er zum totschießen spaßhaft, der agierende Tenorist von vorsündflutlicher Manieriertheit; ein Handschwenker und Fingerspreizer und Kniebrecher, wie mans auf Karikaturbilderbögen abgeschildert sieht. Frau Meysenheim war als fesches Wirtstöchterlein wohl ein Bischen zu dick und schwer, sang und spielte aber sehr ansprechend. Fräulein Weitz, eine stimmbegabte, jedoch temperamentslose Blondine mit ausdruckslosem Gesicht, konnte die Klarissa nur stimmlich, nicht schauspielerisch verkörpern. Laura, Klarissens Zofe, wurde von Fräulein Herzog sehr frisch und lustig gesungen; ihr altjüngferliches, grimassenschneiderisches Spiel muß bei der hervorragenden Gesangsleistung mit in den Kauf genommen werden. Zwei oder drei unbedeutende Nebenrollen waren in routinierten Händen. Das Orchester spielte unter Fischers Leitung vortrefflich. Der Gesamterfolg war ein sehr freundlicher, wenn auch kein durchschlagender.

„Heinrich der Löwe", Martin Greifs Schauspiel, dessen Erfolg auch bei den der Erstaufführung rasch sich anschließenden Wiederholungen ein entschiedener und nachhaltiger geblieben war — allen düsteren Vorhersagungen voreingenommener Kritiker zum Trotz, die, wie Franz Munker im Neuen Wiener Tageblatt, an Greifs kraftvollem Drama sich halb zu tot nörgelten — geht geschichtlich dem neuesten, am 21. März vom Königlichen Hoftheater zum erstenmale gespielten Greifschen Schauspiele „Die Pfalz im Rhein" unmittelbar voran. Auch dieses zweite vaterländische Werk zeigt alle Eigentümlichkeiten und Vorzüge der Greifschen Theater-

dichtung: geschickte Auffassung des spröden geschichtlichen Stoffes, tüchtigen Aufbau der Handlung, Achtung vor dem historisch beglaubigten Charakter der Hauptfiguren, Klarheit und Wärme in der Ausführung der Szenen, edle vaterländische Gesinnung ohne Phrasenmacherei. Wenn es dabei dem Stücke an überraschenden, durch Neuheit verblüffenden Bühnenbildern mangelt, so ist nicht die Erfindungskraft des Dichters, sondern die Beschaffenheit des geschichtlichen Stoffes dafür verantwortlich zu machen, ebenso wie für das Überwiegen des Heroisch-Idyllischen in dieser fürstlichen Familientragödie mit gutem, landes- und theaterüblichem Heiratsausgang. — Heinrich von Braunschweig, Sohn des alten, zahm gewordenen Löwen, freit, dem Widerspruche des Kaisers Heinrich VI. zum Trotz und wider den Willen ihres Vaters, Agnes, des Pfalzgrafen bei Rhein liebliche Tochter, und versöhnt die in den Haaren sich liegenden Gegenfüßler, so daß das „garstig Lied" der Politik von den süßen Schalmeien der Liebe und des Kindersegens übertönt wird.

„Die Pfalz im Rhein" ist womöglich theatralisch noch wirksamer, als „Heinrich der Löwe". Wenn die Erstaufführung einen etwas matteren Eindruck machte, so lag dies hauptsächlich noch an den Mängeln der schauspielerischen Darstellung. Außer dem Pfalzgrafen Konrad des Herrn Richter, dem Wormser Bischof Burkhard des Herrn Schneider und dem erst im letzten Akt auftretenden (richtiger aufsitzenden) alten Löwen des Herrn Fuchs zeigte sich bei der Première kein Darsteller seiner Aufgabe in dem Maße gewachsen, wie es von den Kräften einer berühmten Hofbühne unbedingt gefordert werden darf. Der Gesamteindruck war flau, es fehlte dem Zusammenspiel an Feuer und Kraft. Herr Bonn (Kaiser Heinrich VI.) wußte seiner bedeutsamen Charakterrolle nach keiner Seite vollkommen gerecht zu werden. Bonn, ein Schüler Possart's, der seinen Meister bis in die nichtigsten Äußerlichkeiten sklavisch nachahmt, ist ein geschickter Kopist nach gegebenen Mustern, aber bis jetzt unfähig, eine neue Rolle selbstschöpferisch so zu gestalten, daß der anspruchsvollere Kunstfreund ein überzeugendes, rundes Charakterbild erhält. Herr Sturm (Heinrich von Braunschweig, des Löwen Sohn) und Fräulein Dandler (Agnes) waren von einer ertötenden Monotonie, ihre Figuren kehrten dem Beobachter immer nur eine Seite zu, die deklamierende Maske des nämlichen Affekts. Herr Sturm und Herr Bonn erfreuen sich guter äußerer Mittel, einer modulationsfähigen, klangvollen Stimme, einer elastischen Gestalt, einer lebhaften Geberde, allein sie verbinden damit nur die Kunstgriffe der Dressur und Routine und zeigen eine zu wenig entwickelte, nicht genügend reiche, selbstherrliche Natur, welche allein die höchste Fähigkeit besitzt, ohne

Schablonen und konventionelle Mätzchen, die inneren charakteristischen Vorgänge der Seele deutlich, in schnellem Wechsel wie in allmählichen Übergängen zu spiegeln und mit einem Schlag in Wort und Miene ein wahres, eigenartiges Leben zu enthüllen. Die Kunst dieser Herren ist zu sehr eine Kunst bloßer Äußerlichkeiten; es geht nichts in ihrer Seele vor; würde man ihnen die äußeren Mittel beschränken oder wegnehmen und sie bloß auf seelische Wirkungen stellen, so würden sie hilflos auf der Bühne stehen, denn sie hätten heute noch nichts, um den äußeren Mangel durch innere Fülle und Größe zu ersetzen.

Ähnlich verhält sich's mit der Veranlagung des Fräulein Dandler. Alles, was sie dem Auge auf der Bühne bietet, erfüllt die Forderungen, die man an eine hübsche, jugendliche Gestalt, an ein fleißiges Studium der Deklamation und Bewegung im allgemeinen stellen kann. Sobald sich's aber um feines, geistreiches Individualisieren und empfindungsreiche Herausarbeitung eines Charakters handelt, läßt uns Fräulein Dandler unbefriedigt. Hier fehlt die Grundlage des wahrhaft künstlerischen Volltalentes — und wir sollen uns durch Surrogate abspeisen lassen. Kein Zweifel, denn der Erfolg zeigt es: der große Hause läßt sich durch Surrogate abspeisen. Allein dasjenige Publikum, welches nicht Schauspielerei, sondern Schauspielkunst zu fordern gewohnt ist und welches sich nur jenem schnellen und starkem Empfinden gefangen giebt, das des wahren Künstlers ganzen Körper durchdringt, bis in die Spitze des kleinen Fingers, bis in die Spitze der kleinen Zehe reicht, aus jedem Zug des Gesichtes spricht und aus jedem Ton der Rede zittert, — dieses Publikum hat das Recht, die Leistungen Fräulein Dandlers nicht als vollwertig anzuerkennen. Fräulein Dandler spielt, von einem mächtigen Wohlwollen der Rollenspender unterstützt, in allen Fächern herum; sie ist bald die sentimentale, bald die naive, bald die tragische Liebhaberin, sie macht die junge Frau der Franzosen und mimt Shakespeares Julia und Goethes Gretchen — allein keine einzige dieser zahlreichen Figuren vermochten dem strengeren Kunstfreund bis jetzt so zu gefallen, daß er bekennen mußte: dies ist die echte Schöpfung einer echten Künstlerin. Routinierter Dilletantismus im besten Falle.

Durch das Vordrängen von schauspielerischen Begabungen, wie den soeben charakterisierten, erhielt die ganze Münchener Schaubühne an vielen Abenden den Stempel des Dilettantischen, Liebhabertheatralischen aufgeprägt. Es sind uns Vorstellungen im Gedächtnis, wo fast sämtliche bessere Rollen mit Kräften untergeordneten Ranges besetzt waren. Herr Häussler z. B. und Frau Herzfeld-Link, die sich mit den Vorgenannten gar nicht vergleichen lassen, sind sehr wenig beschäftigt gewesen; Häussler

insonderheit, für gewisse Rollen eine Kraft allerersten Ranges, hat sich's gefallen lassen müssen, mehr und mehr auf Episodenspielerei beschränkt zu werden.

Das beliebteste der Ibsenschen Dramen, „Nora", wurde nach zwanzigmaliger Aufführung in dem kleinen, eleganten Residenztheater am 4. April zum erstenmal im großen Hoftheater gespielt. Das Haus war nahezu ausverkauft. Die Gattin des Dichters wohnte der Vorstellung bei. Auch der Hof war durch mehrere Königliche Prinzen vertreten. Nur eine in jeder Beziehung vortreffliche Aufführung war imstande, diesem intimen Familiendrama, das hauptsächlich durch seine psychologischen Feinheiten und nur selten an der Oberfläche liegenden poetischen Schönheiten wirkt, in dem großen, zerstreuenden Rahmen des Königl. Hoftheaters einen vollen Erfolg zu sichern, dessen Löwenanteil der Trägerin der Titelrolle gebührt. Der Dichter ließ ihr nach der Vorstellung seine neueste Photographie mit der eigenhändigen Widmung überreichen: „Der genialen Darstellerin der ‚Nora' Frau Conrad-Ramlo in Verehrung und Dankbarkeit Henrik Ibsen."

Kurz vorher wurde die „Nora" zum erstenmal in Wien in einer Benefizvorstellung von Frau Friederike Goßmann gespielt. Bei dieser Gelegenheit haben die guten Wiener gezeigt, wie weit sie im Verständnis des großen nordischen Dichters noch zurück sind und wie viel sie noch in der Schätzung des Dramas und des dramatischen Spiels von den Münchenern lernen könnten. Was die Wiedergabe der Hauptrolle betrifft, so ist es natürlich für die Wiener schwer gewesen, den richtigen Maßstab für ihr Urteil zu finden, da ihnen keine Vergleichung mit der Münchener Darstellerin zu Gebote stand. Es sei uns gestattet, zur Charakterisierung unserer Nora einem Kritiker das Wort zu geben, der wie wenige in den Geist der Ibsenschen Dichtung eingedrungen ist und sich jederzeit als ein unbestechlicher Richter von unbezweifelbarem Wahrheitsmute erwiesen hat. Herr Max Bernstein schrieb in seinem 54. Theaterbrief in den Münchener Neuesten Nachrichten:

„Der Wiedergabe der Hauptrolle wird nur durch ein Eigenschaftswort genug gethan: vollendet. Man könnte ein Buch mit einem Doppeltitel schreiben: ‚Maria Ramlo als Nora, oder die Schauspielkunst'. Denn was an Herzerquickendem, Herzergreifendem ein schauspielerisches Genie, dem ein dichterisches Genie den Stoff gegeben, gewähren kann: hier wird es gewährt. Man müßte Szene für Szene, Wort für Wort, Geberde für Geberde nachschildern, wollte man von der entzückenden Lieblichkeit der ganzen Gestalt, dem verschwenderischen Reichtum an einzelnen herrlichen

Zügen einen Begriff geben. Das ist unmöglich. Man muß es selbst sehen und hören, wie sie mit ihrem Manne plaudert, mit Rank spricht, vor Günther bebt, ihre Freundin begrüßt, mit ihren Kindern spielt . . . Die unendliche Einfachheit und goldene Poesie dieser Kinderscene hat in Dichtung und Darstellung kaum ihres Gleichen . . . Unvergleichlich, weit hinausragend über alles Maß dessen, was das Talent leisten kann, ist die Kunst dieser Schauspielerin. Sie besitzt die nicht zu beschreibende, nicht zu erklärende Zaubermacht, welche die Natur seltenen begünstigten Menschen verleiht; von der wir reden, mehr ahnend als wissend, wenn wir das geheimnisvolle Wort „Genie" aussprechen . . . "

Die deutsche Bühne hat jetzt drei Nora-Darstellerinnen von ausgeprägter Eigenart, die Berlinerin Frau Niemann-Raabe, die Münchnerin Frau Conrad-Ramlo und die Wienerin Frau Friederike Goßmann. Frau Niemann-Raabe hat den Wert ihrer Auffassung dadurch beeinträchtigt, daß sie der Zimperlichkeit des Publikums zu viel Rechnung trug und den berühmten dritten Akt, wo Nora nach der großartigen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten das Haus verläßt, abschwächte und entgegen den dichterischen Absichten auf einen rührseligen melodramatischen Effekt zuspitzte; Frau Goßmann hat sich gleichfalls eine eigene und sehr anfechtbare Umdeutung des dritten Aktes gestattet, indem sie den Umschlag in der Gedanken- und Gefühlswelt Noras verleugnete und die hochtragischen Schlußscenen zu einem gewöhnlichen Keifkonzert eines weiblichen Trotzkopfes, der nichts gelernt und nichts vergessen, herabstimmte. Das Experiment ist schauspielerisch interessant, allein psychologisch läßt sich's aus dem Geiste der Ibsenschen Dichtung nicht begründen.

Die Münchener Auffassung und Darstellung der „Nora" wird also vorläufig und vielleicht noch für lange Zeit eine Musterleistung bleiben, die unserer Hofbühne zur größten Ehre gereicht.

In der zweiten Hälfte des Mai beginnen in München die großen Sommerausstellungen: die internationale Jubelausstellung der schönen Künste, die nationale Kunstgewerbeausstellung und eine Reihe kleinerer, mit den bildenden Künsten mehr oder weniger verwandten Vorführungen schöpferischer Leistungen. Im Hochsommer werden die Festlichkeiten, die mit solchen Schaustellungen verbunden zu sein pflegen, in einer großartigen Jahrhundertfeier zu Ehren des gewaltigen Kunstkönigs Ludwig I. gipfeln. Es wäre von höchstem Interesse gewesen und hätte sich wundervoll in den festlichen Rahmen gefügt, wenn auch die Münchener Hofbühnen ähnlich wie vor bald zehn Jahren, durch eine Reihe von nationalen Mustervorstellungen sich auf der vollen Höhe der Situation hätte

zeigen und den Gästen aus Nah und Fern ein abgerundetes Bild deutscher Schauspielkunst darbieten wollen. Hoffentlich wird die Theaterleitung wenigstens durch die Wahl der Stücke und zweckmäßige Besetzung derselben in dem großen Jubelkonzert der Künste dem Theater einen Platz sichern, wie er seinem Rufe entspricht.

Nach allem, was man bis jetzt über die Vorbereitungen im Glaspalast und am Isarquai vernommen hat, darf man auf glänzende, in mancher Beziehung epochemachende Ausstellungen der Künste und Kunstgewerbe rechnen. Nicht nur dem Kunstgenießer, sondern auch dem Kunstforscher werden sich neue und weite Ausblicke über das deutsche und insonderheit Münchener Kunstschaffen öffnen. Daß man das hundertjährige Jubiläum der ersten in München 1788 gehaltenen Kunstausstellung auch einer historischen Überschau der in diesem Zeitraume geschaffenen charakteristischen Bilder und Entwürfe widmet, ist selbstverständlich. Auch dafür ist Sorge getragen, daß neben einer möglichst vollständigen Vertretung der deutschen Schulen auch die ausländischen Meister nicht zu kurz kommen. Von großem Reize wird es sein, jene Künstler zu studieren, welche mehr oder weniger stammverwandten Völkerschaften entsprossen, ihre eigengeartete Individualität an der Münchener Schule entwickelt haben und als freischaffende Kolonisten seit Jahren mitten unter den Einheimischen hausen. In keiner anderen deutschen Kunststadt weisen die fremden Kolonien so hervorstechende Züge auf wie gerade in München, wo die Skandinavier, die Amerikaner, die Magyaren, die Slaven, die Griechen ꝛc. ebenso reich an Zahl wie an Talent vertreten sind. Schon die wöchentlichen Kunstvereinsausstellungen haben uns einen vielversprechenden Vorgeschmack gegeben von den auserlesenen Genüssen, die uns aus diesen Kreisen werden geboten werden. Wir nennen nur die Überraschungen, die uns bereits die Skandinavier (Frithjof Smith, Grönvold, Cederström) und die Deutschamerikaner (Hartwich, Marr, A. Renouf) in der letzten Zeit mit ihren kraftvollen Werken bereitet haben. Von A. Renouf, einem genial aufstrebenden jugendlichen Talent, war jüngst eine Reihe von Skizzen ausgestellt, die sowohl nach der Seite der Naturauffassung wie der technischen Behandlung die größten Erwartungen rechtfertigen.

Kurz, wohin wir blicken, herrscht auf dem vielverzweigten Gebiete des Münchener Kunstlebens eine erfreuliche Bemühung, die glänzende Stellung der alten Isarstadt in der Kunstgeschichte zu befestigen. Es knospet und blüht an allen Enden ein neuer Frühling — und wenn auch in der bewegten, mit Stürmen und Wettern drohenden Zeit nicht alle Blüten reifen, so ist es schon Erhebung und Befriedigung des Geistes genug, schaffender

und genießender Mitlebender einer Epoche zu sein, die im Ringen nach edler Daseinsgestaltung vollkräftig sich auszuleben niemals müde wird.

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten . . .
„Rufet die Arme der Götter herbei!"

Deutsche Hausmusik.

Von Erich Stahl.
(München.)

I.

Was ist das: deutsche Hausmusik? Selbstverständlich die Musik, welche sich die Deutschen in ihrem Hause machen oder machen lassen. Hauptsächlich unter Zuhilfenahme des Pianinos, dann der Zither, der Geige, der Ziehharmonika, der Drehorgel und deren Abarten, der Guitarre ꝛc.

Zum Pianino, zur Zither und Guitarre gesellt sich ab und zu auch die Menschenstimme, meistens vereinzelt, hie und da zu zweit, selten mehr. Spieler und Sänger sind in erster Linie die Kinder, die höhere Tochter, die alte Jungfer, in zweiter Linie Söhne und jugendliche Hausfreunde. Vater und Mutter singen fast gar nicht mehr. Also keine singende Familie, kein musizierendes Haus, nur musikmachende Familienmitglieder. Also auch kein Lied im höheren Chor, in das Jung und Alt einstimmen aus froher Kehl und frischer Brust, kein Singen wie der Vogel singt, dem's zur andern Natur geworden, sondern konventionell, angelernt, aus Langeweile, aus Eitelkeit, in verliebten, einsamen Stunden, aus blöder Rührseligkeit und Dummheit, aus Mode ꝛc.

Und was wird da meistens musiziert? Opern- und Operettenauszüge, „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen", dann sogenannte Salonstücke, dann ab und zu etwas Klassisches: Sonaten und dergleichen, solange man noch schulmäßig übt, endlich irgend ein landläufiger Gassenhauer, der gerade aller Welt in den Ohren liegt, sei es Lied oder Tanzstück.

In besseren Häusern hört man wohl auch ganz vereinzelt ein schönes altes deutsches Volkslied, dann die leichteren Nummern aus dem konzertmäßigen Liederschatz von Schumann, Schubert, Mendelssohn.

In den besten Häusern Brahms, Liszt, Hans Sommer — und den herrlichsten aller deutschen Liedermeister: Robert Franz.

Robert Franz!

Und wo diese sang- und klanggewordene Seele, diese reine musikalische Himmelsnatur in einem Hause eingezogen, da wird auch das geistliche Lied gepflegt, der unvergleichliche protestantische Choral, das wundersame Kirchen- und Gemeindelied.

Und auf dieser Stufe hebt für uns erst die herzerquickende, wahrhaft deutsche Hausmusik an. Und für diese wahrhaft deutsche Hausmusik wollen wir von Zeit zu Zeit in unserer „Gesellschaft" ein gutes Wort einlegen, indem wir auf solche neue Erscheinungen der musikalischen Litteratur hinweisen, welche berufen sind, den klingenden Schatz des Hauses zu vermehren.

Es hat lange gewährt, bis Robert Franz dem deutschen Hause und dem deutschen Konzertsaal vertraut geworden. Über vierzig Jahre ist es her, daß seine ersten Lieder erschienen sind und daß er von Robert Schumann selbst als neuer Stern am Himmel des deutschen Gesanges begrüßt und in die Öffentlichkeit eingeführt wurde. Die Zahl seiner Lieder hat bis jetzt fast dreihundert erreicht. Sie sind von einer unaussprechlichen Gemütstiefe, dabei von einer Schlichtheit und Keuschheit der Form, daß es uns nicht wundern darf, wenn sie nur ganz langsam die rechte Schätzung gefunden haben.

Neben seinen eigenen Werken hat er der musikalischen Litteratur Bearbeitungen älterer Meisterwerke geschenkt, die in ihrer Art nicht weniger einzig sind, als Robert Franz's Originalkompositionen. Und da waren es besonders zwei Meister, denen er seine geniale Kraft gewidmet hat: Bach und Händel. Die alten Tonkünstler haben bekanntlich in ihren großen Werken Vieles nicht völlig ausgeführt, sondern nur angedeutet, weil sie zumeist selbst von der Orgel aus die Aufführungen leiteten und die Lücken mit ihrem genialen Orgelspiel ausfüllten. Diese Kunst der Improvisation, die an gegebene Andeutungen anknüpft, ist verloren gegangen, und es muß, soll das Werk möglichst in der Art zu Gehör gelangen, wie es der Meister gedacht, ein ebenbürtiges Genie die fehlenden Stücke nach den Andeutungen im Sinne und Geiste des Meisters ausführen. Ein zweiter Umstand ist der, daß gar viele damals gebräuchliche Instrumente gar nicht mehr existieren, sondern durch andere verdrängt worden sind, die einen anderen Klangcharakter haben. Und doch soll und muß, will man dem Meister gerecht werden, Alles so klingen, wie er es seinerzeit gedacht und auch gehört hat. Man denke, welch' eine Summe

gelehrten und praktischen Wissens dazu gehört, um eine solche Arbeit unternehmen zu können, aber auch welch' eine Pietät, ein wie hochgebildeter Geist, welch' eine künstlerische Feinfühligkeit. An einer ganzen Reihe großer Werke von Bach, Händel, Astorga, Durante und anderer, hat Robert Franz diese Aufgabe gelöst und — meisterhaft gelöst. Wohl hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, die sich gegen eine solche Ausarbeitung erhoben; aber trotz ihnen hat man in immer weiteren Kreisen die Notwendigkeit sowohl wie die Vorzüglichkeit dieser Franzschen Bearbeitungen alter Meisterwerke anerkannt, und die musikalische Welt wird ihm diese, dem Selbstschaffen sehr nahe verwandte, an Schwierigkeit dieselbe oft sogar noch überragende Thätigkeit über sein Grab hinaus danken.

Die neueste Gabe, die uns Franz auf diesem Gebiete darreicht, sind zwanzig geistliche Lieder von Johann Sebastian Bach.*)

Sebastian Bach war s. Z. von dem Kantor Schemelli in Zeitz aufgefordert worden, ihn bei Herausgabe seines Gesangbuches mit Material zu unterstützen. Der Meister entsprach diesem Wunsche mit 69 Nummern, die Schemelli dem „Musikalischen Gesangbuche" als Beilage hinzufügte. Ein Teil dieser Lieder wurde von Bach selbst komponiert, das übrige versah er mit einem bezifferten Basse.

Von diesen 69 Nummern wählte Robert Franz 20 aus, die sich ihres arioſen Charakters wegen besonders für Sologesang eignen und auch in der Cantilene fast ausnahmslos das Gepräge des Bachschen Genius an der Stirn tragen.

Stücke wie: „Liebster Herr Jesu! wo bleibst du so lange?" „Komm, süßer Tod", „Die bittre Leidenszeit" und „Vergiß mein nicht" sind Kleinodien edelster Art und müssen dem Besten beigezählt werden, was die Choral-Litteratur überhaupt bietet. —

Die Arbeit Robert Franz' fußt auf dem Grunde der Bachschen Baßbezifferung und läßt auch hier von neuem wahrnehmen, wie innig sich die von ihm gesetzten Mittelstimmen am Ausdrucke des Ganzen beteiligen, wie fein sie in selbständiger Führung die Stimmung malen und zur Höhe reinster Kunstwirkung emporläutern. Denn nicht das einzelne Wort des Textes ist bedeutend, sondern die wundersame Stimmung, welche sich im ganzen Liede ausspricht. Und diese Stimmung weiß Franz mit unvergleichlicher Meisterschaft in seiner polyphonen Klavierbegleitung zu ergreifendem Ausdrucke zu bringen. Das ist bald ein breit hin rauschender

* J. S. Bach, zwanzig geistliche Lieder, der Schemellischen Sammlung entnommen und für eine Singstimme mit Pianoforte ausgearbeitet von Robert Franz. Leipzig, Leuckart (Konstantin Sander). Preis M. 2,—, elegant gebunden M. 3,50.

Strom echten poetiſchen Gefühls, bald ein flüſternder Wald ſeligſten, auch im Leide nicht zu verwirrenden Gott-Empfindens. Reine Kunſt, die ſich voll religiöſer Weihe zu reiner Natur verklärt!

Wer ſich in dieſem im beſten Sinne frommen Klangzauber erquicken und ſeine Ohren und ſein Herz reinwaſchen will, der ſchlage in einer ſtillen Stunde an ſeinem Klavier dieſe Bach-Franzſchen Choräle auf!

Er wird dankbar des großen Meiſters und Bearbeiters gedenken, der ihm ſolchen Tonquell erſchloſſen in der Wüſtenei moderner Klimperkunſt. Der Meiſter Robert Franz ſelbſt kann freilich euer Lob und euren Sang nicht vernehmen, — er iſt taub, wie ſein großer Bruder in Apoll Ludwig van Beethoven.

Pariser Kunst-Ketzerbriefe.

Von Louise Breslau.

(Paris.)

I.

Champs Elysées, April 1888.

Es war der letzte Nachmittag, an welchem die Bilder in den Salon abgeliefert werden. Abſcheulicher Kot und Regen, Zugwind, Pfützen rieſelnde Schirme! Auf der Einfahrts-Seite des Palais de l'Industrie in den Elyſeiſchen Feldern aber dennoch eine ebenſo lärmende, als widerliche Menge, von einigen Sergents de Ville hinter die unabſehbar nahende Prozeſſion rieſiger Möbelwagen und anderer Karren geſchoben, die in wohlgedrängten Klaftern ungezählte Bilder in dräuender Menge bringen. Seit 10 Tagen ſchon wurde abgeliefert, und obſchon die Flut der in den weiten Räumen des Palais aufgeſpeicherten Gemälde bereits überhoch ſtaute, ſo ſtiegen ununterbrochene Reihen belaſteter Männer in Blouſen die geduldigen Treppen aufwärts, von Zeit zu Zeit wagrecht getragene Leinwände umwendend, und meiſtens Unglaubliches enthüllend. Lautes Hallogeſchrei begleitet ſie; denn nur einigen Schlauen gelingt es, bis in die oberen Säle zu dringen, wo die Rahmen und Leinwände wachſen und ſchwellen und in Entſetzen erregender Monotonie meilenweit ſich ausdehnen.

Einige kühne, junge Damen, künſtleriſch gekleidet, vereinzelte alte, verzweifelte, lockenergraute Kämpferinnen, viele bärtige Geſtalten, andere elegant als Gommeux aufgeſtutzt, wieder Hutmenſchen und wieder Rapins; und alles dies hin und hertrippelnd, unter der koloſſalen Halle in der rohen, weißen Glasdachbeleuchtung ſchwimmend, laviereud zwiſchen Bildern, Bildern, Bildern, — — grimaſſierend, lachend, ſchreiend. Eine infame Alpdruck-Viſion . . .

Ich kenne einen einſamen und bedeutenden Künſtler, welcher nie in dieſer Halle der Induſtrie mitmacht. — Er ſagte mir: „Ich fürchte mich! Da ſehe ich ſie zu Tauſenden, wie ein Heer von Monomanen. Immer einer gegen alle.“ —

Sonderbare Zeit, welche mit ſo heißem Durſt nach poetiſcher Erquickung jagt und in ewiger Unmacht Generationen der Ihrigen zum Licht der Kunſt erhebt, um ſie im nächſten Augenblick wieder enttäuſcht und überſättigt ins Nichts zu ſchleudern. Niemals hat dies mouſtruöſe Phänomen der Kunſtwut die Welt gequält wie heute. — In alle Klaſſen hat es ſeine zehrenden Arme geklemmt und ſaugt die beſten, die jüngſten, die großmütigſten Herzen aus. —

Ich drücke mich ſchlecht aus, denn niemals könnte wirkliche Kunſt die Herzen austrocknen. Alſo das, was man heutzutage Kunſt nennt.

Kunſt, welche eine Stellung einbringt, dieſe meine ich; die nur von Neid, Intrigue und Betrug lebt, die es erfand, den Namen unters Bild ſo groß und ſo vortrefflich zu ſchreiben, daß ſonſt nichts anderes nötig bleibt. —

Wie kann aber dieſe Art Kunſt die Beſſern unter uns kümmern? Nun ja — ſie iſt ſo breit und mächtig, ſo bedeutend erſtarkt, daß ſie alles ausfüllt. Sie iſt es, welche die Möbelwagen zu Tauſenden belaſtet, welche die rieſigen Säle der Glas-Paläſte bis unters Dach vollhängt, die Zeitungen mäſtet und den Juroren und ihren Medaillen Ernſt verleiht. — Sie iſt es, die Corot 40 Jahre totſchwieg, Millet faſt verhungern ließ, Rouſſeau verläugnete, Courbet verhöhnte und Manet auf Abwege brachte. Ja ſie iſt ſchuld, daß alle die unabhängigen Männer, die man mit dem unbegriffenen Namen Impreſſioniſten getauft, alle dieſe wirklichen Enthuſiaſten, ſo oft und ſchmerzlich in Irrtümer verfallen, die der guten Sache zum Unheil und ihnen ſelbſt zur Entmutigung gereichen.

Iſt es doch menſchlich, wenn zehn Tauſend Eſel in fauler Falſchheit eitelm Wahn huldigen, — der haſſenswerten Horde ein allzu grimmiges Halt zuzurufen, dieſer feilen Lüge eine zu rohe, zu bittere, zu höhniſche Wahrheit entgegen zu ſetzen! Gewiß — ſo wahr Gott die aufrichtige Liebe

zum höchsten Gut: der Poesie, nie in der Menschheit Seele ganz ersterben läßt, — so wahr ist es, daß diese ganze Generation keinen vollkommenen Maler hervorbringen kann, weil ihn entweder das riesig wuchernde Unkraut erstickt, oder er bei übermäßiger Anstrengung seine normale erfreuliche Gestalt nicht entwickeln kann und bizarr-interessant gewiß, nie aber ganz erquickend wird. —

Haß Euch allen, Ihr Schmierer! Mit Euerm ekeln Pech entleidet Ihr uns die teure Malerei.

Ihr füllt Kilometer voll Leinwand aus, und wißt nicht 'mal weshalb.

„Il est un jeu d'esprit, disait Monsieur Prudhomme, de deviner le sujet des peintures." Ich möchte wohl, daß Euch der liebe Gott auch 'mal fragen wollte: „Weshalb habt Ihr gemalt, Ihr Elenden? — Alle jene, so Ihr in Euern Richterkollegien verdammtet, die sollen selig werden, und die Ihr zu Ehren erhoben, sollen in ihrem eigenen Öl, Siccatif und Asphalt schmoren! —"

„Ihr aber, hoffe ich, wird der große Richter weiter sagen, die Ihr Euch anmaßtet, über meine Kinder zu richten, sollt für alle Ewigkeit zu Gericht sitzen über Bilder, die Ihr einst medailliertet, über Bilder, die Ihr mentioniertet, über Bilder — Bilder — Bilder."

Ich möchte nur wissen, welcher aufrichtige Mann zu behaupten wagte, daß Maler mit irgend welchem Schein von Recht ihresgleichen verurteilen oder mit Nr. I. II. III ꝛc. klassifizieren können!

Der Rechtsanspruch muß doch auf einem logischen Grund beruhen? Nach was richtet man also? Naturähnlichkeit? Vollkommene Ausführung? — — — Gut. Hören wir, was darunter zu verstehen ist.

Nehmen wir zwei schlagende Exempel entgegengesetzter Malweisen.

Erstens: Velasquez.

Zweitens: Bouguereau.

Wie bekannt, komponiert der künstlerische Wille des ersteren eine außerordentliche Konzentration der malerischen Erscheinung. Der höchste Grad des lebendigen Ausdruckes ist stets im Kopf seiner Bildnisse erreicht. Die Modellierung der Hände sehr vereinfacht, der Körper noch mehr und in breiten, wohlausgerechneten Effekten konstruiert, und die ganze Person lebt auf einem dunkeln, konventionellen Grund oder hebt sich sogar gegen eine gänzlich erfundene, neutralgefärbte Landschaft ab.

Alles ist wollend zu einem bestimmt erkannten Zweck berechnet und erreicht auch diesen auf die bekannte, alles übertreffende Weise.

Nehmen wir nun Bouguereau.

Dieser moderne, in seiner Art sehr vollkommen ausgebildete Maler, ist die vollendete Anthithese des Velasquez. Wo jener von einer keck persönlichen Vision ausgeht, wünscht dieser nichts mehr, als sich seinem Modell unterzuordnen und wendet daher all seine erstaunliche Fertigkeit auf, um ohne künstlerische Überzeugung, oben von der äußersten Haarspitze bis unten an die agatheuen Fußnägel das Modell nicht nur getreu, sondern auch in einer allen verständlichen gefälligen Weise nachzuahmen.

Bouguereau malt sozusagen mit bloßem Auge, Velasquez durch die Vision seines Genies: der erstere bringt keinerlei künstlerische Emotion beim Beschauer hervor, letzterer fesselt unsere Imagination seit $2^1/_2$ Jahrhunderten!

Man nennt so gemeinhin Bouguereaus Malart: „l'art du fini", denn auf den ersten Blick wird jeder naive Mensch behaupten, ein Bouguereau sei das getreue Bild der angenehmen Natur, ein Velasquez hingegen eine nachlässige und unbegreifliche Kleckserei. Der naive Mensch hat auch Recht. Warum nicht? Für ihn ist die photographische Vergleichung mit der positiven Natur die einzige Kritik.

Welche sonst? —

Der bewußte Künstler hingegen geht darauf aus, eine Wirkung hervorzubringen, die ihn entzückt. — Wenn er zu diesem Behuf nun gewisse Teile seines Werkes anscheinend vernachlässigte, wenn er mit Willen das generalisierte, was der Gedankenlose ausgedrechselt hätte und alsdann die vierzigköpfige Jury mit kühler Klarheit verlangt, daß alles in seinem Bilde ausgeführt sein sollte, was sollen wir von diesem künstlerischen Recht zur Verurteilung und Verschulmeisterung denken? — Wird das Bild doch gerade dadurch Kunstwerk, daß aus der uns nicht interessierenden Materie ein Etwas geworden, was uns als Interpretation des menschlichen Geistes fesselt und entzückt!

Eine Butterssemmel kann uns doch nur Lust zum Essen machen — nichts weiter! Diese Butterssemmel aber von Chardin gemalt, rührt uns, ergreift uns. Folglich kann, soll und darf keine Formel bestehen, nach welcher ein Kunstwerk von einer Jury gerichtet und heilig gesprochen oder verdammt wird. Nur die Zeit, nur der geheimnisvoll hellsehende Genius der Menschheit kann den Wahlspruch fällen.

Aber faktisch ist's so, daß die reglementären Ausstellungen, die offiziellen Medaillen, die von blödsehenden Schreibern erfundenen Talente, die heutzutage die zivilisierte Welt überfüllen, eine demoralisierende Ungeheuerlichkeit sind, die dem Staat eine große Menge Kraft entzieht, den Geschmack

der ſich bildenwollenden Menge irreleitet, und die Laufbahn des wirklichen Künſtlers unnötig erſchwert, indem ſie zwiſchen ihn und ſein Publikum einen undurchdringlichen Wall elaſtiſcher Dummheit und ſchmieriger Heuchelei aufhäuft. Wenn die Kunſt keine Kunſt iſt, ſo iſt ſie ein Gräuel; und die, welche nicht wiſſen, weshalb ſie ihre Bilder malen, ſind viel unnützer für die Ziviliſation als Schuſter und Schneider. Die erſte Exiſtenzfrage eines Kunſtwerkes iſt deſſen innere Notwendigkeit, und, ſagt das Volk mit richtigem Gefühl: was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zum Herzen. Neunundneunzig Prozent aber dieſer Bilder, welche ſo alljährlich die Welt erfüllen, haben gar keinen Grund zu beſtehen, und wären deren Autoren ſehr verlegen, offen die Abſicht zu formulieren, die ſie bei ihrer Fabrikation gehabt. Meiſtens iſt es das eitle Verlangen, ſich vor dem Nachbar Gevatter Schneider und Handſchuhmacher auszuzeichnen, oft eine verzweifelte Art Aushängeſchild, um die Waare des Ateliers anzubringen, und endlich giebt es eine große Zahl, die überhaupt nicht weiß, weshalb und was ſie malt, aber ſothane Beſchäftigung einer andern ernſtern Arbeit vorzieht.

Höchſtens zehn Bilder per Jahr und Ausſtellung ſind einzig aus wirklich künſtleriſcher Überzeugung und innerm Drang hervorgegangen, und dieſe ſind verloren in der erſtickenden Maſſe der Fabrikationen. — Ein Werk kann doch nur rühren, anziehen und entzücken, wenn es aus leidenſchaftlicher Überzeugung und tiefem Willen entſteht, und demgemäß muß es ſtets durch ſeinen ihm eigentümlichen, zu dieſem Behuf gebildeten Mittel ausgedrückt werden.

Dieſe einfache Thatſache erklärt uns, weshalb eine ſo tötliche Langeweile von dieſen Exlubitionen ausgeht, gleichgiltig, ob nun mit Asphalt, hellem Grau, violetten Flecken gemalt wird, ob römiſche Kaiſer, Bauern, Idyllen, Rührſtücke oder Esprit Mode ſind.

Item ſage ich dieſes allen denen, ſo guten Willens ſind, aufrichtige Sachen zu hören. Und obgleich ich die Feder als ein ſpitzes und hartes Inſtrument haſſe, ſo weiß ich leider dennoch, daß deren Zeichen von mehreren verſtanden werden, als die weichſten Pinſelſtriche, und will ich für viele verehrte Freunde vor der Sonne ſprechen, damit deren mutiges Streben mit vorurteilsloſeren Augen geſehen und demnach verſtanden werde! —

Die Stellung der Frau zur Kunst und zum — Mann.

Gedanken bei der Lektüre eines im heiligen römischen Reich deutscher Nation konfiszierten Buches von *.*

Von Johanna Elberskirchen.

(Minteln a/B.)

Gewisse ästhetische Theetischler stellen folgende Paradoxe als unantastbare Dogmen auf:

1) In der Kunst wie in der Schriftstellerei giebt es einen Geschlechtsunterschied, d. h. die Kunst zieht dem Manne männliche Grenzen, der Frau weibliche Grenzen. Die „weiblichen Kunstgrenzen" heißen: Keller und Küche und Kaffeeklatsch; über die, Weib, darfst Du nicht hinaus! Thust Du es dennoch und trachtest danach, den Kunstidealen des Mannes gerecht zu werden, dann entkleidest Du Dich aller „zarten Empfindung", alles „weichen Gefühls" und aller „Herzensreinheit" und verfällst einem Materialismus, der Deine Individualität zerstört.

2) Das Weib kann und soll nicht mit dem Manne rivalisieren.

Ich werde mir, verehrliche Theetischler, erlauben, diese beiden ebenso verehrlichen Dogmen ein wenig spazieren zu führen, und zwar, wie folgt:

In der Kunst wie in der Schriftstellerei giebt es keinen Geschlechtsunterschied; jede Individualität, ob männlich oder weiblich, muß sich in der Kunst zur neutralen Individualität erheben, wenn sie der Kunst und ihren Gesetzen dienen will. Die Kunst kennt weder Mann noch Weib und sie zieht weder weibliche noch männliche Grenzen, sondern nur ästhetische, und selbst die nur in gewisser Hinsicht. Das Wesen der Kunst spricht sich in Stoff und Form, oder im Was und Wie aus. Dem Was darf die Kunst keine Grenzen setzen, es ist unbegrenzt, trotz der verehrten Theetischler, welche die Kunst gar zu gern identifizieren möchten mit jener holden, prüden, sechzigjährigen Jungfrau, die vor Scham holdselig erglühte, als man ihr zumutete, ein — „Herrenhemd" zu nähen! Aber das Wie! Da kommt die hehre Göttin, in der Hand ihr ästhetisches Gesetzbuch, und fragt: Wie hast du das Was gestaltet, geformt und durchdrungen, — wie ein Künstler oder Stümper? Majestätisch schlägt sie ihren Codex auf und prüft. Wehe dem, der auf schlechten Wegen gewandelt ist! Erbarmungslos, mit der Strenge der Gerechtigkeit, stößt die zürnende Gottheit den Verbrecher in das ewige Verderben; wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen, — einmal doch!

Dieses ästhetische Wie ist die einzige Grenze, welche die Kunst

zieht, und somit auch die einzige Grenze, welche das Weib zu respektieren hat — ergo: Die Kunst ist absolut neutral!

Aber sie ist auch noch etwas anderes, — sie ist die höchste Potenz der Schönheit! Und da wagt man von Materialismus zu sprechen, — wagt man zu behaupten: „Weib, die Kunst macht Dich materiell, rein materiell, und entkleidet Dich aller „zarten Empfindung", alles „weichen Gefühls" und „aller Herzensreinheit", wenn Du ihr ehrlich wie ein Mann dienst. O, ihr Götter! O, ihr Thoren! Materiell? Nein, dreimal nein! Edler, erhabener, größer, freier macht sie das Weib, aber nie und nimmer materiell, — hoch hinauf zieht sie es in höhere Sphären, aber nicht hinunter in die Gosse! Das „ästhetische Wie" bietet dafür eine absolute Garantie, es ist der kategorische Imperativ, der mit flammendem Schwerte über der fleckenlosen Reinheit und Schönheit der Kunst wacht und alles Gemeine und Unedle von ihr scheidet und ausstößt. — Doch weiter im Glaubensbekenntnis unserer Theetischler: und entkleidet Dich aller „zarten Empfindung", allen „weichen Gefühls" und aller „Herzensreinheit", wenn Du ihr ehrlich, wie ein Mann dienst. So! O, über diese Weisheit! Diese Drei: „zarte Empfindung, weiches Gefühl und Herzensreinheit', sind ja doch unerläßliche Attribute jedes echten Künstlers. Attribute, die nicht allein die schriftstellernde Frau, sondern ebenso gut der schriftstellernde Mann besitzen muß, will er ein wahres Kunstwerk schaffen. Eine Schriftstellerin darf unter das echte Kunstwerk eines Schriftstellers seelenruhig ihren Namen setzen, ohne sich darum in irgend einer Hinsicht als Frau etwas zu vergeben!

Ich kenne, und gewiß auch Sie, verehrte Leser, ein Meisterwerk eines Meisters der französischen Litteratur, das alle meine obigen Ausführungen aufs glänzendste bestätigt. Es ist Mussets „Rolla". Der Stoff dieser Dichtung ist wahrhaftig nicht schön, im Gegenteil! Aber was hat Musset daraus gemacht! Eine der köstlichsten Perlen im Diademe der Kunst, und ein Werk, so keusch und zart in Auffassung wie Durchführung, daß keine Frau sich zu scheuen brauchte, ihren Frauennamen darunter zu setzen!

Welch reellen Wert haben also da so abgedroschene, unsägliche Dummheiten wie: „weibliche Kunstgrenze, Materialismus", und wie sie sonst alle heißen? Keinen! Hinein in die ästhetische Rumpelkammer damit auf Nimmerwiedersehen! Nicht weiblich, nein künstlerisch sei das Weib in der Kunst und es bleibt Weib, echtes Weib! Das ist ja übrigens auch der einzige Weg zur künstlerischen Seligkeit für sie. Eine Frau, die sich in den engen Grenzen ihrer sogenannten Weiblichkeit hält, wird nie ein echtes Kunstwerk schaffen! Darum fort mit der leider Gottes schon so berüch-

tigten Frauenlitteratur, die auf hundert Schritte schon nach Keller und Küche und Kaffeeklatsch duftet! Lasset Euer Ideal sein, Kunstwerke zu schaffen, unter die jeder Meister-Schriftsteller mit Vergnügen seinen Namen setzt!

Und nun kommen wir zu dem Paradoxon:

„Das Weib kann und soll nicht mit dem Mann rivalisieren."

„Das Weib kann nicht mit dem Manne rivalisieren" — wie absurd! Das ist eine leere Behauptung, durch nichts bewiesen, im Gegenteil, glänzend ad absurdum geführt durch Namen wie: Madame de Staël, George Sand, Felicia Hemans, Elisabeth Browning, George Eliot, Annette von Droste-Hülshoff, Frau von Kapff-Essenther, Emilie Mataja (Emil Mariot), Bertha von Suttner, Ida Boy-Ed u. s. w. Und wenn diese Frauen die Ausnahme und nicht die Regel sind, wer ist schuld daran? Das Weib, seine geistige Qualität? Mit nichten! Die geistige Qualität der Frau ist gleich der des Mannes, der geistige Geschlechtsunterschied ist illusorisch! Wenn die Frau auf den Gebieten des Lebens heute noch nicht das geleistet hat, was der Mann geleistet, dann ist daran nur ihre relative Unfähigkeit schuld, oder besser gesagt: die sozialen Zustände! Zustände, die das Weib knechten und verknechten und zur geistigen Helotin des Mannes machen! Und das muß anders werden! Der Frau müssen alle jene Berufszweige geöffnet werden, alle jene Bildungsmittel zur Verfügung gestellt werden, die dem Manne zur Verfügung stehen. Die Gymnasien, die Universitäten müssen sich ihr allenthalben öffnen, damit sich die „geistig berufene" Frau gleich dem Manne jene tiefe logische Bildung aneignen kann, die sie befähigt, ihr Licht in vollem Glanze leuchten zu lassen! Daß die „geistig Unberufenen" nicht fehlen werden, liegt auf der Hand, aber wer wird das „edle" Gestein ungehoben lassen, weil er „unedles" dabei mit in den Kauf nehmen muß! Und beiläufig: wie viele der Männer sind denn Berufene in den höchsten Angelegenheiten des schöpferischen Lebens? — !

Und nun: „Das Weib soll nicht mit dem Manne rivalisieren."

Das Weib soll nicht? Aber wo, meine sehr verehrten Herren der Schöpfung, steht denn das geschrieben? „Im Buche der Natur" schreien Sie natürlich in corpore! Nein, nein, meine sehr Verehrten, da stehen nicht so unsinnige Dinge, da stehen Dinge, die Hand und Fuß haben, und zwar: „Ich, die Natur, bin die verkörperte Logik, ergo: ich gab dem Weibe seinen Verstand, daß es ihn gebrauche und verwerte, und nicht, daß es ihn stelle unter den Scheffel der männlichen Selbstsucht!" Aha, das ist's, das ist des Pudels Kern: die männliche Selbstsucht! Sie und nur sie allein ist es, die dem Weibe am Tage seiner Erschaffung mit

niederschmetternder Deutlichkeit jene Worte ins Ohr posaunte: „Weib, du sollst nicht mit mir, dem Manne, rivalisieren" und sie ihm als erstes und höchstes Gebot in Herz und Verstand brannte! So ehrwürdig jenes Gebot ist, so ehrwürdig es auch von Anbeginn der Welt vom Weibe acceptiert und respektiert worden ist, heute ist es ad acta gelegt! (Es ruhe sanft!) Wer das that? Die Zeit! Müde der schreienden Ungerechtigkeit, die das Weib, als einer natürlichen Konsequenz seiner Sklaverei, nicht fähig war, selbständig zu erkennen und zu bemeistern, zog sie einen Strich durch diese diktatorischen Worte und grub in Flammenzügen darunter: „Weib, du *sollst*! Du sollst, weil Du *mußt*! Du mußt, weil ich, die Zeit, das ganz kategorisch *will*!

Und wahrhaftig! Die Zeiten sind vorbei, wo *Frauenbedarf* sich mit *Frauenbestand* deckte. Es giebt heute eine Menge *überflüssiger Frauen*; Frauen, die absolut nicht wissen, wohin mit ihrer sogenannten „Weiblichkeit", — Frauen, die, wenn sie nicht verhungern wollen, hinaus *müssen* auf den Markt des Lebens und rivalisieren *müssen* mit dem Manne, um sich eine Existenz zu gründen, die ihnen Brot giebt; ganz abgesehn von den Frauen, die nicht das materielle, sondern allein schon das ideelle „Muß" in die Öffentlichkeit und zur Konkurrenz mit dem Manne treibt, um einen Beruf zu ergreifen und zu erfüllen, der ihrem Leben Wert und Inhalt giebt und sie bewahrt vor der trostlosen Öde und Bitterkeit eines einsamen Lebens, — ich meine die ledige Frau, der ja ihr sogenannter „weiblicher Beruf" ein Buch mit sieben Siegeln bleiben *muß*.

Und es ist gut so! Es ist gut, daß die Zeit so und nicht anders mit mächtiger Faust befreiend eingriff, sonst trottete das Weib heute noch gemütlich in der Tretmühle der männlichen Selbstsucht! Ach, du ewig „weiblicher Beruf"! Das Weib *kann* und *hat* also weiter nichts zu thun als Kinder zu zeugen und zu säugen und unterthänigste Magd Sr. Herrlichkeit des Mannes zu sein? Weit gefehlt! Der Mensch lebt nicht von Brot allein und das Weib nicht allein von Kinderzeugen und -säugen und Stiefelputzen! Das Weib ist vor allen Dingen auch *Mensch* und hat als ein solcher auch seine Rechte und Pflichten, (siehe oben, was geschrieben steht im Buche der Natur!) und die sind genau so groß wie seine weiblichen! Und nichts kann ihm diese *menschlichen* Rechte und Pflichten streitig machen, — nichts auf der ganzen Welt existiert, das dem Weibe logischerweise gebieten könnte, nur Weib alias „Fortpflanzungsinstrument" zu sein! Nicht einmal die Phrase von der „Notwendigkeit"; denn eine derartige Notwendigkeit liegt gar nicht vor. Im Gegenteil! Absolut notwendig ist es, daß der rein weibliche oder „Fortpflanzungs-

beruf", soviel wie die Natur der Sache das erlaubt, durch größere soziale Selbständigkeit der Frau beschränkt wird! Beweise? Geht hin in die Hütten der Proletarier, geht hin in die Wohnungen der um ihrer Seelen Seligkeit, ihr ideelles Glück betrogenen Menschen — und ihr seht Beweise, daß euch die Augen übergehen, ihr hört Beweise, daß euch die Ohren gellen! Was wollt ihr mehr! Die Menschheit ist nicht gekommen auf die Welt sich selig zu machen! „Sie ist verloren, sie ist verdammt zu ew'gen Höllenqualen!" Und warum? Weil sie zu schlecht, zu egoistisch, zu unfähig zum Guten ist!

Darum: Nicht „Sein", sondern „Nichtsein" ist Glück!

Darum: Warum die Zahl der unseligen Menschen leichtsinnig vermehren?

Darum: Warum das Weib mit solch unlogischer Konsequenz wieder und immer wieder auf die Fortpflanzung als den es allein seligmachenden Beruf hingewiesen?

Thut Buße, verehrte Herren der Schöpfung, werft euren schmachvollen Egoismus über Bord und gebt dem Weibe was des Weibes ist: *seine Rechte als Mensch!* Und wenn ihr noch ein Fünkchen Logik im Hirn und noch ein bischen Ehre im Leibe habt, dann geschieht das bald und ganz. Der Logik wegen, weil: das Weib Fleisch von eurem Fleisch und Bein von eurem Bein ist, ergo: genau derselbe Mensch wie ihr, ergo: auch genau dieselben Rechte hat. Der Ehre wegen, weil: die jämmerliche Sklaverei und Sinnesneigung des Weibes eine Sünde und eine Schande für die ganze Menschheit ist, die aufs Schmachvollste dadurch beleidigt und ins Gesicht geschlagen wird!

Gebt ihr dem Weibe nicht, was des Weibes ist, dann wird das Weib sich nehmen was sein ist! Der Anfang dazu ist schon gemacht. Schon regt es sich allenthalben, — hüben wie drüben. Drüben, in Amerika, allerdings schon reger als hüben, hier in Europa. Nicht allein das materielle, nein, auch das geistige Gebiet ist oder wird dort von den Frauen schon okkupiert, gilt überhaupt die Frau schon als ganzer, voller Mensch; während hüben, hier in Europa, das Weib gerade anfängt das materielle Gebiet zu besetzen. Doch Geduld! Auch hier im alten Europa wird man die stolze Fahne der Frauenemanzipation höher und höher hissen, — auch für uns wird der Tag kommen, an dem man das Weib als vollen, ganzen Menschen erklärt. Der Tag muß und wird kommen! „*Für uns das Recht — wer mag wider uns sein!*"

Für diesen als Zuschrift aus dem Leserkreis veröffentlichten Beitrag übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

II.

Das „Deutsche Theater".

Lassen Sie mich nun von dem „Deutschen Theater" sprechen, diesem Stolze der Berliner Plutokratie, welche sich dasselbe geschaffen, welche es mit allen Mitteln unterstützt und hält, und jede Aufführung desselben, auch die mißglückteste, als eine That von unvergänglicher künstlerischer Bedeutung hinstellt, vermittelst jenes feilen und charakterlosen Teiles der Berliner Presse, welcher aus Mangel an jedem künstlerischen Verständnis, jeder kritischen Schulung in seinen Urteilen sich ausschließlich von persönlichen Eindrücken und Gesichtspunkten leiten läßt. Wir werden nachher sehen, welch grob materielle Grundlage diese Eindrücke sehr oft haben.

Was zunächst das Spielverzeichnis dieser Bühne anbetrifft, so bilden den Hauptteil desselben jene Lustspiele genannten, blöden, modernen Salonpossen Schönthan-Kadelburgscher Mache, „Goldfische", „Die berühmte Frau" u. s. w., die nur wie ein Abguß aus den „Fliegenden Blättern" aussehen, in denen mit Verzicht auf Charakteristik, ja selbst auf den noch immer höher stehenden Situationswitz Mosers, nur der knotige Wortkalauer herrscht, die Karrikatur, — in denen sich die Mädchen aus den feinsten Familien betragen wie die Stalldirnen und die Aristokraten wie Idioten und Zieraffen. Früher gab man noch die um ein Geringes — freilich ein sehr Geringes! — höher stehenden Blumenthalschen Stücke, in denen wenigstens der Autor ein höheres, künstlerisches Ziel heuchelte, so wenig Ernst ihm damit auch war. Seitdem jedoch Blumenthal selbst auf Direktors Füßen geht und seinen neuen Kunsttempel den drei Sozietären gerade unter die Augen gebaut hat, sind seine Stücke natürlich von dieser Bühne verschwunden. Sodann widmet man sich der Darstellung der Klassiker, deren Werke im Laufe der Zeit fast sämtlich hier gegeben werden.

Aber wie versteht man hier diese große und schwere Aufgabe der Inszenierung unserer klassischen Meisterwerke?

Von der geistigen Durcharbeitung der einzelnen Rollen, dem harmonischen Zusammenstimmen der schauspielerischen Individualitäten, dem Eindringen in die künstlerischen Absichten der Dichter, der Wiedergabe der eigentümlichen elektrischen Stimmungsatmosphäre der einzelnen Werke, der Herausarbeitung des geistigen Porträts des einzelnen Dichters in der Darstellung seines Werkes, der scharfen Entwickelung der Gegensätze des Dialogs, der Szenen der Charaktere: kurz von alle dem, was man so im eigentlichen höheren Sinne Regie nennt, — die Prinzipien der Laubeschen Schule, die wir am Wiener Burgtheater so herrlich und wunderbar durchgeführt sehen — von eben diesem hat man am „Deutschen Theater" auch nicht die leiseste Vorstellung. Da weht dieselbe Luft, derselbe Geist in der düsteren Nebelhaftigkeit „Macbeths", der glühenden Sinnlichkeit von „Romeo und Julia", der biederen Beschränktheit von „Götz" und „Tell", der dämonischen Leidenschaft der „Antigone". Alles wird über den gleichen Leisten der Regiestuhlroutine geschlagen, Schlacht ist Schlacht, Volksszene Volksszene, Liebeszwiesprach Liebeszwiesprach, ob sie am schottischen Hochmoor oder auf dem römischen Forum, unterm Balkon der Casa Capulet zu Verona oder in

Frau Marthens zum üppigen engliſchen Park verwandelten Hausgärtlein ſtattfinden. Nur einen Grundſatz kennt die Leitung des „Deutſchen Theaters“: ihr Publikum zu blenden, durch möglichſt üppige und glänzende Dekoration, farbenſtrotzende Gewänder, bunte Möbelſtücke in Aufregung zu verſetzen. Die Ausſtattung, das glänzende Bühnenbild iſt die Hauptſache, die Darſtellung, die Rollenauffaſſung kommt erſt in zweiter Linie.

Es iſt unglaublich, wie die Regiſſeure des „Deutſchen Theaters“ ſich in dieſer Hinſicht erdreiſten, mit unſeren Klaſſikern umzuſpringen. So bleibt — um nur ein Beiſpiel zu geben — im „Fauſt“ das Vorſpiel im Himmel einfach fort, und dadurch wird dem Zuſchauer natürlich jedes Verſtändnis des Dichters im Vorhinein entzogen, das Ganze auf die Fläche einer gewöhnlichen Liebesgeſchichte herabgedrückt. Eines ſchönen Augenblicks erſcheint ein gewiſſer Mephiſto, kein Menſch weiß woher, weshalb, wozu; er begeht allerhand Gemeinheiten, und man zerbricht ſich umſonſt den Kopf mit der Frage: wie kommt der Mann eigentlich dazu? Zu welchem Zwecke thut er das Alles? Was will er hier überhaupt? Welchen Zweck hat die ganze Geſchichte? ... „Don Carlos“ iſt die Tragödie des Deſpotismus, des ernſten, finſteren, bis zum Verfolgungswahn eines Tiberius und Ludwig XI. ausſchreitenden Deſpotismus, in deſſen Haus die Wände nicht nur Ohren haben, ſondern auch Musketen; düſtere Grandezza iſt der Grundton des Stückes. Man ſpielt es hier in üppigen Gemächern, in den Flittergewändern eines Coſtümballes, unter fortwährendem Toben und Schreien, ohne die leiſeſte Andeutung einer Hofetikette. Mit einem Wort: von dem Geiſt der Dichter iſt auch nicht die leiſeſte Spur zu finden, alle Inſzenierung iſt nur auf die äußere Blendung gerichtet.

Es wäre freilich ungerecht, dies den Leitern jener Bühne allein zuzuſchreiben, ſie folgen vielmehr damit unbewußt nur der großen Flutrichtung der Zeit. Wir werden in einem der nächſten Hefte in einem Aufſatz „Die Kunſt und die Bourgeoiſie“ ausführlich nachweiſen, wie zu allen Zeiten unter der Herrſchaft des reichen Kaufmannsſtandes der Sinn und das Verſtändnis für die eigentliche Kunſt zurückgegangen iſt, wie für dieſen die Kunſt nur ein Dekorationsſtück, ein Unterhaltungsmittel iſt, wie er für die Kunſt nicht die mindeſte Neigung des Herzens beſitzt und ſtets das Oberflächliche, Äußerliche bevorzugt. Aber ihre geringere Begabung, ihr mangelhaftes Kunſtverſtändnis machte es den Leitern des „Deutſchen Theaters“ unmöglich, mit dieſer zeitgemäßen Bevorzugung des Dekorativen zugleich die individuelle Durchdringung der Inſzenierung zu verbinden, die geſchmackvolle Anpaſſung des Charakters derſelben an den der Dichtung, die feine Abtönung der Darſtellung, wie ſie die jeder hervorragenden Einzelkräfte entbehrenden „Meininger“ im Großen und Ganzen mit ſo wunderbarem Glück geübt haben.

Von dem Hauptgebot einer guten Theaterleitung, Hand in Hand zu gehen mit der gleichzeitigen dramatiſchen Produktion des Landes, hat man wie an allen deutſchen Bühnen auch an dieſer keine Ahnung. Jedes aufrichtige Intereſſe für die eigenartigen und kraftvollen Schöpfungen der Dramatik der Gegenwart iſt hier ausgeſchloſſen. Die ganze Teilnahme dieſer Bühne beſchränkt ſich, abgeſehen von den Leiſtungen der obengenannten Kompagnie und den verzweifelten Beſtrebungen des Herrn L'Arronge den alten Namen aufrecht zu erhalten, denen das Publikum bisher in rührender Regelmäßigkeit mit dem eiſigſten Hohne begegnete, auf einige glatte, wertloſe Mittelmäßigkeiten der Salonpoeten einer eng begrenzten Clique, Ludwig Fulda und Max Bernſtein — des letzteren alberne und kindiſche Produkte werden,

vom Publikum hartnäckig zurückgewiesen, demselben immer wieder mit Beharrlichkeit vorgesetzt — auf die Kunstdrechseleien Paul Heyses, an denen Gottlob dem vernünftigen Teil der Zuschauer anfängt der Geschmack verloren zu gehen, und auf einige Stücke des an sich trefflichen Anzengruber, in dessen Bauernkomödien jedoch auch für den Kenner bäuerlichen Lebens die Theatermache zehnmal größer ist als die Natur. Wilbrandts „Gracchus" verschwand sehr schnell wieder von der Bildfläche; Wildenbruch wurde, als eines seiner Werke nicht gleich die allabendlichen ausverkauften Häuser Schönthan-Kadelburgs erzielte, von den Sozietären in ziemlich brutaler Weise hinausgedrängt. Und damit sind wir zu Ende mit der Teilnahme des „Deutschen Theaters" an der deutschen Dramatik. Doch Halt — noch Einen vergaß ich zu nennen: Emil Wolff, dessen „Herzog Ernst" gegeben ward — ein mit einem gewissen Theatergeschick aufgeputztes mittelmäßiges Oberlehrerstück. Wieso unter allen den eigenartigen Vertretern der zeitgenössischen Dramatik gerade dieser sonderbare Schwärmer? Einfach genug: weil er das Verdienst hat, ein Jugendfreund August Försters, des Sozietärs, zu sein. Clique und Kameraderie überall!

Weder das Spielverzeichnis noch das Zusammenspiel und der Geist der Darstellungen rechtfertigen also im mindesten das unaufhörliche Hosiannageschrei, welches von den Kreisen unserer Geldaristokratie unaufhörlich um das „Deutsche Theater" herum erhoben wird, als sei dasselbe eine Kunstanstalt ohne Gleichen. Sehen wir also, wie es mit den einzelnen künstlerischen Kräften derselben steht.

Von den drei Genossenschaftern, denen diese Bühne gehört, wirken zwei als Darsteller mit. Herr August Förster hat einen beschränkten Rollenkreis, in dem er nicht Übles leistet; es sind bornierte Kommerzienräte, gutmütige, schwachköpfige Alte, Murrköpfe, graue Sünder und dergleichen. Sein „Brander" im „Faust" in seiner ungeschlachten Weinseligkeit ist keine üble Leistung, ja selbst sein sentimentaler Musikus Miller — freilich weit entfernt von der gewaltigen Natürlichkeit Baumeisters in Wien — kann nicht allzu hohen Ansprüchen genügen. Aber er hat auch den Ehrgeiz, tragische Charaktere spielen zu wollen, wie den Richter von Zalamea, und wider seinen Willen wirkt er dann unendlich komisch. Dieses plumpe Poltern und Brummen, dieses Niedermurmeln der wichtigsten Sätze in den Kasten des Einhelfers, dieser Mangel jeglicher Hoheit, Kraft und Leidenschaft! Ein weit besserer Schauspieler als er ist sein Mitgenossenschafter, Herr Siegwart Friedmann; er ist zweifellos die bedeutendste darstellerische Kraft dieser Bühne. Zwar setzt auch ihm sein sprödes, hohles Organ gewisse Grenzen, zwar fehlt auch ihm sowohl der überzeugende Ton der Leidenschaft, wie der sprudelnden Laune. Dagegen charakterisiert er scharf, weiß eine Szene nicht übel zu steigern und eine Gestalt mit einer gewissen Kraft durchzuführen. Sein „König Philipp" ist eine markige Schöpfung, für den „Mephisto" fehlt bereits sowohl der Humor wie das Dämonische. Er ist übrigens in der letzten Zeit recht bequem geworden und fängt an, der eingehenden Vertiefung in die Gestalt des Dichters das wohlfeile Hinarbeiten auf den Beifall der Masse vorzuziehen. Es ist übrigens leicht entschuldbar, wenn er denkt: Bah, es ist ja ganz egal, wie ich spiele — die Kommerzienratstöchter im Parquet klatschen sich doch die Hände wund.

Achtung! Trompeten angestimmt! Merkt Ihr nichts? Zittert die Erde nicht? Das Genie kommt, der große Mann, von dem ganz Deutschland spricht! Josef Kainz! Das ist fürwahr so ein rechtes Beispiel, um die ganze Verständnislosigkeit und affenhafte Nachsprecherei des Berliner Publikums zu begreifen! Nie habe ich

einen Reklamehelden gesehen, bei dem die wirkliche Leistung so wenig mit dem Radau zu thun hatte — obgleich uns in dieser Hinsicht die Männer des Tages auf allen Gebieten schon recht herzerhebende Beispiele gegeben haben: Paul Lindau, Ludwig Fulda, Oskar Blumenthal, Anton von Werner, Eugen Richter . . . Hohngelächter, Josef Kainz giebt ihnen doch Allen die Königin vor. Er könnte Barnum eifersüchtig machen. Denkt euch eine kleine, magre, häßliche Erscheinung, mit einer eingedrückten Stumpfnase und so wirrem Haar, als käme er eben von einer Rauferei, einem wenig starken, spröden und hohen Organ, dem die tieferen Brusttöne vollständig mangeln.

Dieses Ideal spielt den Romeo, den Carlos, den Melchthal, den Franz (Götz).

Aber er spielt den einen wie den andern, er hat nur den einen Leisten, über den er alle Rollen schlägt, ob ein glühender, leidenschaftlicher Italiener, ein in den vornehmsten Manieren erzogener spanischer Prinz, ein schüchterner deutscher Bursche: ihm ist Alles eins, er kennt keinen anderen Unterschied als den des Kostüms. Alles schreit er mit dem gleichen, mörderischen Aufwand der Lungen herunter, daß man meint, die Wände sollten zerspringen. Keine Spur von Charakteristik, von Individualisierung, von Mitempfindung, von psychologischer Entwicklung eines Charakters. Er schreit bei der Exposition, er schreit bei der Peripetie, er schreit, wenn es zum Tode geht. Finger und Arme sind von der Beweglichkeit einer Meerkatze, er wirft sie von sich, er suchtelt damit herum, beschreibt Kreise in der Luft, wie ein Neapolitaner beim Morraspiel. Ihr verlangt Leidenschaft, die zarten, verschämten Töne der Seele, des Gefühls? Er schreit euch in die Ohren, daß ihr für euer Trommelfell bangt, er schlenkert die oberen Extremitäten und verdreht dabei die Augen, den Apfel nach oben, daß es euch nervös vor den euern flimmert. Man kann ihm nicht einen Akt durch zusehen, ohne seekrank zu werden.

Dann hastet er wieder einmal fünf, sechs Sätze hin, tonlos, ohne abzusetzen, murmelnd, sie gleichsam aus dem Ärmel fallen lassend, an einer Stelle, da es absolut zwecklos, sinnlos ist, und eben deswegen lispeln die höheren Töchter unten: „Wie genial!"

Und plötzlich wirft er schüttelnd das Haupt zurück, fährt mit der knochigen, gespreizten Hand in die Luft, durch das Haar, und erhebt wieder die Stimme, diese metallose, thönerne Stimme, und stößt die Sätze hervor, schreiend, Wort um Wort dick unterstreichend. Auf die Nuancen der Mitspielenden eingehen, ihnen die Worte vom Munde ablesen, die ihrigen in den Mund legen? Das mögen die Dutzendschauspieler thun — den Henker, wofür wäre man ein Genie! Er steht immer außerhalb des Rahmens; sowie er auftritt und sein Spiel beginnt, sagt er schon Solo an und führt es durch bis zum Abgang.

Er würdigt seine Mitspielenden nicht der Ehre sie anzusehen oder sie als seinesgleichen zu betrachten, und wenn er als Carlos den Vater mit einer beispiellosen Mißachtung von oben herab behandelt, so begreift man den Zorn des an Etiquette gewöhnten Monarchen sehr wohl und findet ihn gar nicht unberechtigt. Durch jede Bewegung, jede Miene giebt er dem Publikum zu verstehen, welche Banausen die Andern seien und wie er sich eigentlich entwürdige, wenn er sich herablasse, mit ihnen zu spielen; und wenn er die Bühne verläßt, so sagt seine Geberde: „So, nun könnt ihr ja wieder reden, ich komme erst im nächsten Akt wieder." Wenn er auf der Bühne steht, so hat man regelmäßig das Gefühl, als ob er auch nicht im mindesten an das denke, was er thue und spreche, als ob ihm die ganze Komödie vollkommen gleichgiltig sei, und er seinen Part nur herunterspreche, weil er eben dafür bezahlt werde. Er zeigt dem Publi-

kum unverhohlen mit jeder Miene, wie wenig er sich aus demselben mache — und das imponiert dem Bildungspöbel ja am meisten. Er benimmt sich, als habe er nur den einen Wunsch: sobald als möglich wieder in der Garderobe zu sitzen, sein Abendbrot zu essen, bei seiner Frau zu liegen — oder Gott weiß was.

Seine Frau! Er hat die Sara Hutzler geheiratet, die Verfasserin berüchtigter Kindergeschichten voll sentimentaler Verlogenheit und grammatikalischer Fehler, an welche die Verleger der unverkäuflichen Krebse mit Schrecken denken. Der Teufel hätte die Beiden nicht besser zusammenführen können. Simile simili gaudet! Die passen zu einander wie Mörser und Keule! Was er noch etwa nicht wissen sollte, das hat sie sicherlich schon vor Jahren vergessen. Ich habe ein ausführliches Bild dieser amerikanischen Reklameheldin schon seinerzeit in der „Schlesischen Zeitung" gegeben: sie ist eine Mimose, wie sie nur auf dem Gelatinenährboden des heutigen Berlin gedeihen kann, dieser unvergleichlichen Mischung dreisten Parvenutums und kindlichster Naivetät, auf welcher die Bacterien des „Mumpitz" so üppig in Blüte schießen.

Dreimal in der Woche essen sich die Rezensenten einiger der maßgebenden Berliner Blätter in ihrem Hause satt und machen der Herrin den Hof, von der trügerischen Hoffnung erfüllt, in der Gunst derselben mehr erlangen zu können als die konventionellen liebenswürdigen Blicke, ohne zu ahnen, daß das Entgegenkommen der beiden klugen Leute sich genau nach dem Entgelt richtet, mit welchem von jenen öffentlich über den Empfang desselben quittiert wird. Dann fahren sie hin nach dem „Deutschen Theater", und indes Romeo oben auf den Brettern umherrast und in seinem Haarbusch wühlt, erinnern sie die noch unverdaut im Magen ruhenden Beefsteaks daran, daß es unmöglich einen größeren Künstler geben könne als den, der so hohe Gastfreundschaft so uneigennützig ausübt, und wenn die letzte Beifallssalve verklungen und sie sich zum nächtlichen Gang nach der Redaktionsstube rüsten, daß am nächsten Morgen das harrende Berlin beim Kaffee nur ja erfahre, wie genial der „junge Feuerkopf" gestern wieder seine Arme von sich geworfen, so empfinden sie wohl gerade das wohlthuende Gefühl jenes beendigten Verdauungsgeschäftes, trifft sie ein strahlender Blick aus zwei grauen Augen, ein vielsagender, scheinbar verheißungsvoller Blick, auf dessen Grunde die Mahnung lauert: „Daß Sie mir ja mein Männchen recht ordentlich herausstreichen!"

So kann man es, wie Alfred Friedmann so schön sagt, mit der Zeit schon „zum Genie bringen!"

Über die anderen männlichen Kräfte dieser Bühne kann ich mich nur sehr kurz fassen — es wäre auch beim besten Willen nicht viel von ihnen zu sagen. Herr Sommerstorff, der erste Heldenspieler, ist ein unerträglicher, polternder Schreier, sein „Faust" ist, besonders in den ersten Akten, die mit verhaltenem dumpfen Grimm gespielt werden müssen, eine wahre Ohrenmarter. Herr Engels ist in mancher Episode von erschütternder Komik und ohne Zweifel ein sehr guter Schauspieler, aber auch er fängt an, träg zu werden, alle Rollen nach einem Muster zu behandeln und statt des Charakters immer nur sich selbst zu geben. Herr Radelburg, der Dichter, ist der erste Bonvivant und bürgerliche Liebhaber. Er hat die Manieren eines Handlungsreisenden, die aufdringlichsten Bewegungen, die laschste Haltung, die unelegantesten Formen; dazu klingt seine Sprache, als ob sie zwischen Gaumen und Kinnbacken eingekeilt sei und nicht recht heraus könne. Dem Stammpublikum des „Deutschen Theaters", welches niemals lebendige Grafen und Barone gesehen hat, sondern höchstens einmal einen ausgestopften in den Museen,

und die Lieutenants auch nur aus den „Fliegenden Blättern“ kennt, gilt er als ein Ideal der höchſten Vornehmheit. Ein recht kluger und zurückhaltender Schauſpieler ſie lebten, nicht ſuchte. Eine andere Urſache liegt in dem Umſtand, daß die Kenntnis von den Alten und dem Altertum eine Gelehrſamkeit und Beleſenheit erweiſt, die ſich immer Achtung erwirbt, ſo gemein und unbedeutend die Sachen an ſich iſt Herr Max Pohl, in gewiſſer Hinſicht vielleicht der bedeutendſte an dieſer Bühne. Seine Leiſtungen ſind ſtets fleißig durchgearbeitet und abgetönt, aber ihm fehlt der warme, fortreißende Atem der Leidenſchaft. In Rollen, für die er desſelben nicht bedarf, leiſtet er recht Annehmbares. Ganz wackere Kräfte zweiten Ranges ſind die Herren Pittichau und Merten, dem erſteren gelingen biedere, offene Naturen, dem letzteren feinkomiſche Charaktere nicht übel. Von den übrigen männlichen Kräften kann ich nicht beſſer ſprechen, als indem ich von ihnen ſchweige.

Von den Damen das nächſte Mal!

Redaktionspoſt.

M. F. in **Frankfurt a. M.** Wir ſtehen auf dem Standpunkte der Einheitsſchule, wie er mit ſo viel Geiſt und Kraft von Dr. Friedrich Lange in der „Tägl. Rundſchau“ vertreten wird. Daß pedantiſche Schulfuchſer in hohen Ämtern und Würden, ſowie Büreaukraten in allen Zopfklängen ſich in dumpfer Beharrung dem Fortſchritte der Geiſter entgegenſtemmen, hat für uns nichts Überraſchendes. Es kann nicht ohne Gebrüll und größte Mühe geſchehen, einen Augiasſtall zu reinigen, ſo lange ein Teil der Ochſen freſſend an der vollen Krippe ſteht und der andere in behaglicher Wiederkäuung auf dem warmen Miſte liegt. Aber wie konnten Sie die gewichtige Stimme unſeres Königsberger Philoſophen übergehen, ein wahres Kompendium aller Vorurteile, die jemals in dieſer Sache an den Tag gekommen ſind?

In dem IX. Abſchnitt der Einleitung ſeiner Logik beſpricht Kant auch die Vorurteile und ſagt dabei über das klaſſiſche Altertum Folgendes:

„Hier iſt das Vorurteil des Altertums eines der bedeutendſten. Wir haben zwar allerdings Grund, vom Altertum günſtig zu urteilen; aber das iſt nur ein Grund zu einer gemäßigten Achtung, deren Grenzen wir nur zu oft dadurch überſchreiten, daß wir die Alten zu Schatzmeiſtern der Erkenntniſſe und der Wiſſenſchaften machen, den relativen Wert ihrer Schriften zu einem abſoluten erheben und ihrer Leitung uns blindlings anvertrauen. Die Alten ſo übermäßig ſchätzen heißt: den Verſtand in ſeine Kinderjahre zurückführen und den Gebrauch des ſelbſteigenen Talentes vernachläſſigen. Auch würden wir uns ſehr irren, wenn wir glaubten, daß Alle aus dem Altertum ſo klaſſiſch geſchrieben hätten, wie Die, deren Schriften bis auf uns gekommen ſind. Da nämlich die Zeit Alles ſichtet und nur das ſich erhält, was einen inneren Wert hat, ſo dürfen wir nicht ohne Grund annehmen, daß wir nur die beſten Schriften der Alten beſitzen.

Es giebt mehrere Urſachen, durch die das Vorurteil des Altertums erzeugt und unterhalten wird. Wenn etwas die Erwartung nach einer allgemeinen Regel übertrifft, ſo verwundert man ſich anfangs darüber, und dieſe Verwunderung geht

sodann oft in Bewunderung über. Dieses ist der Fall mit den Alten, wenn man bei ihnen etwas findet, was man in Rücksicht auf die Zeitumstände, unter welchen sein mögen, die man aus dem Studium der Alten geschöpft hat. Eine dritte Ursache ist die Dankbarkeit, die wir den Alten dafür schuldig sind, daß sie uns die Bahn zu vielen Kenntnissen gebrochen. Es scheint billig zu sein, ihnen dafür eine besondere Hochachtung zu beweisen, deren Maß wir aber oft überschreiten. Eine vierte Ursache ist endlich zu suchen in einem gewissen Neide gegen die Zeitgenossen. Wer es mit den Neueren nicht aufnehmen kann, preiset auf Unkosten derselben die Alten hoch, damit sich die Neueren nicht über ihn erheben können."

J. F. in **Berlin.** Vergessen Sie nicht: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei! lautet sogar ein Grundrecht deutscher Nation. Auch die Schönheitswissenschaft kann ohne Freiheit nicht gedeihen. Die ästhetische Unduldsamkeit gewisser Litteraturpäpste und ihrer frommgläubigen Herde wird uns niemals abhalten, den ästhetischen Andersgläubigen und Ketzern in der „Gesellschaft" das Wort zu geben, sobald sie dasselbe in so geistvoller und anregender Weise zu führen verstehen wie unser Mitarbeiter Emil Mauerhof. Also der gute Heine soll auch bereits heilig und unantastbar sein? Der nämliche Heine, für den es nichts Heiliges und Unantastbares im Himmel und auf Erden gegeben hat? Man predigt bereits eine feste Heine-Lehre, auf die wir schwören müssen, wenn uns das Heil unserer Litterater lieb ist? Lassen Sie sich auslachen!

R. S. in **Stuttgart.** Trösten Sie sich mit Ihren anderen dichtenden Jammergenossen, deren gereimt-ungereimte Klagegesänge mit den Ihrigen in der Tiefe unseres Papierkorbes verstummt sind. Feind jeder Unnatur und Lüge im Leben wie in der Kunst, mußte uns diese unmännliche und undeutsche Heulmeierei unserer Poeten und Zeitungsschreiber an der Bahre unseres neunzigjährigen, sanft entschlafenen Heldenkaisers gründlich anwidern. Diese unheldenhafte, komödiantische Schmerzensreichelei steht einem mannhaften Volk in Wehr und Waffen gerade einem solchen Toden gegenüber am allerschlechtesten zu Gesicht. Wie grotesk heißt es über die Schnur ehrlicher Empfindung hauen, wenn z. B. ein junger Zeitungsdichter in einem Trauerkarmen den Lesern vorschwindelte, daß bei der Todesnachricht

„Die Welt stand still für manche bange Stunde" —

oder daß das deutsche Volk

„So wie ein Wald vom Sturmwind hingeschmettert,
So lags gebrochen da und hat geweint!"

Ja, wir haben es jämmerlich weit gebracht in der öffentlichen Aufschneiderei und publizistischen Organisierung der Lebenslüge. Difficile est satyram non scriberere.

Den Einsendern von unverlangten Manuskripten bringen wir wiederholt in Erinnerung, daß der redaktionelle Verkehr ausschließlich an dieser Stelle besorgt und keinerlei direkte briefliche Antwort erteilt wird. Wir verbinden damit die dringende Bitte, uns keinerlei Manuskript zu senden, ohne vorherige Anfrage. Folgt von unserer Seite nicht innerhalb einer Woche eine Einladungskarte, so ist das Angebot als dankend abgelehnt zu betrachten. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten gegenüber erklären wir uns weder zu deren Prüfung noch postalischen Zurücksendung für verpflichtet. Die unaufhörliche Belästigung von Seite jener Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die unsere Zeitschrift und deren Bedürfnisse gar nicht kennen, zwingt uns, rücksichtslose Strenge walten zu lassen.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München. Verlag von Wilhelm Friedrich.
Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Otfrid Mylius.

(Dr. Karl Muller.)

UNIV. OF CH.

Digitized by Google

Juni 1888.

Nationalpolitik und Weltpolitik.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Was selbst den wunschlosen Weisen, den einsamen Philosophen an der heutigen Politik der Völker zu interessieren vermag, ist die Beobachtung, daß auch auf diesem scheinbar konfusesten, widerspruchsvollsten und willkürreichsten aller Gebiete menschlicher Thätigkeit die nämliche unbeugsame Gesetzmäßigkeit waltet, welche alle irdischen Dinge beherrscht.

Alle Satzungen, Paragraphen, Regierungs- und Parteidogmen — und mögen wir ihnen die stolzesten und klingendsten Namen verleihen und ihre Entstehung auf das Gehirn der raffiniertesten politischen Virtuosen zurückführen, sie sind noch nichts weiter als zeitlich und örtlich begrenzte Einfälle, die einem höheren, außerhalb unserer jetzigen politischen Zweckbünde thätigen, nicht irre zu machenden Gesetze unterliegen.

Daher auch die ewige Sisyphosarbeit unserer staatlich bestellten Gesetzgebungsmaschinisten. Und was wir mit dieser ununterbrochenen Gesetzleinsfabrikation vom Anbeginn der Menschheit bis auf den heutigen Tag am sichersten erzielt haben, das ist, daß eine Partei die andere lästert, quält und ihr das bischen Leben so sauer als möglich macht. So hat die Regierungskunst zu Zeiten ihre Vollkommenheit besonders darin gesucht, den regierten Menschen das Dasein herzlich zu versalzen. Denn dazu haben unsere tausend Gesetzlein immer voll ausreichende Macht: den persönlichen Verkehr zu belästigen, ihn mit den erdenklichsten Unannehmlichkeiten zu spicken, dem freigeborenen Individuum die Lebens- und Schaffensfreude zu verkümmern, natürliche Schranken künstlich zu vermehren.

Jawohl, wir vermögen sehr viel! Wir können mit drakonischer Strenge Kleider- und Bartordnungen durchführen und das Tragen von gewissen Hutformen verbieten, wie z. B. nach 48 die famosen Heckerhüte; wir können Zeitungen, Bücher, Bilder, Theaterstücke konfiszieren, wir können uns mitten im Winter aus dem warmen Schlafcoupé der Eisenbahn reißen, um an der Grenze unsere Pässe, unsere Taschen und unser Gepäck polizeilich visitieren zu lassen; wir können unsere notwendigsten Importgüter mit hohem Zoll belasten; wir können uns vom Pflug und von der Werkstatt weg in den männermordenden Krieg schicken, ohne daß uns recht klar ist, warum denn eigentlich die Völkerrauferei insceniert wird; wir können uns auch unseres sogenannten Seelenheiles wegen gegenseitig dazu verpflichten, daß die einen Scheiterhaufen schichten und die andern sich darauf verbrennen lassen, daß die einen Folterkammern bauen und die andern sich darin schinden lassen.

Das und sehr vieles anderes von ähnlicher Schönheit und Zweckmäßigkeit, wenn auch etwas moderneren Zuschnittes vermögen wir mit unserer fein ausgeklügelten, hochstudierten Jurisprudenz zuwege zu bringen.

Das sind nun zwar an sich ganz brillante Leistungen menschlichen Scharfsinns und gesetzgeberischer Macht, allein sie betreffen immer nur Individuen und individuelle Gruppen; auf die Menschheit als ein Ganzes, Werdendes und Zukünftiges sind sie ohne jeden bindenden Einfluß.

Daß sie das gemeine Wohl wirklich und nachhaltig befördern, darüber dürfen zwar die gläubigsten Gemüter ihre eignen skeptischen Gedanken haben, so lange die stillen Gedanken noch zoll-, straf- und konfiskationsfrei sind; der laute Zweifel ist aber erst dann gefahrlos, wenn eine Gesetzgebungsperiode offiziell abgewirtschaftet hat und eine neue auf der Bildfläche ungetrübter Staatsweisheit erscheint. Man thut als vorsichtiger Mensch, wenn man das Glück hat, nicht zu den Regierern, sondern nur zu den Regierten zu gehören, überhaupt wohl daran, das Neueste und augenblicklich Herrschende für den Ausbund aller Schlauheit, Gediegenheit und Glückseligkeit, das Alte und Abgeherrschte aber als eitel Dummheit und Nichtsnutzigkeit mit offenem Munde zu bestaunen und den Mantel nach dem Winde zu hängen. Die interessante Bemerkung, wie mit so unglaublich geringer Weisheit die Völker regiert werden, läßt man am schicklichsten pensionierte Minister im Kreise ihrer Kinder und Dienstboten machen. Es ist das nicht nur ein Gebot der Unterthanenklugheit, sondern auch die Pflicht liebenswürdiger Humanität; denn die Minister haben oft beim besten Willen keine andere Möglichkeit, sich unsterblich zu machen und ihren werten Namen in die Weltgeschichte zu bringen, als die eines

sensationellen Witzes oder einer geistreichen Selbstironie, wie wir ja alle aus unseren historischen Schulbüchern wissen. —

Das Ideal einer rationellen Gesetzgebung aber wird dieses bleiben: in allen gesetzgeberischen Angelegenheiten darauf bedacht zu sein, die ärmere Partie der Menschheit so wenig als möglich zu behelligen, nicht das Übel zu strafen, sondern zu heilen, nicht die Symptome des Übelbefindens zu verbieten, sondern die Ursachen des Übelbefindens auszurotten, der sozialen Not mit den stärksten Mitteln abzuhelfen.

So lange wir jedoch glauben, es gäbe überhaupt eine fertige, abgeschlossene Staatsweisheit, deren Besitz jeder für sich beanspruchen und sich in einer gewissen Zahl von Universitätssemestern aneignen könne, eine fertige, abgeschlossene Staatsweisheit, deren schließlicher Sieg nur von dem Eifer und Geschick ihrer Vertreter abhängt, so lange werden wir jenes Ideal nicht erreichen. Alles ist noch eitel Stückwerk.

Trotz aller erzielten Fortschritte in den staatspolitischen Einsichten bleibt das noch zu erreichen übrig, daß sich die Staatskunst zu einer exakten Staats- und Menschheitswissenschaft erhebe, zu der sich die traditionellen Regierungs- und Parlamentskünste verhalten werden wie die Alchemie zur Chemie, wie die Astrologie zur Astronomie.

Die Geheimkunst der Goldmacherei und der Lebenselixire, die Sterndeuterei und ähnlicher Zauber sind für die heutige Naturwissenschaft überwundene Dinge. So werden für die exakten politischen Wissenschaften in einigen Jahrzehnten oder, sagen wir vorsichtiger in einigen Jahrhunderten, die geheimnisvollen Gesetzgießereien mit den darüber gesprochenen althergebrachten diplomatischen Zauberformeln und theologischen Frömmeleien ebenfalls glücklich überwundene Dinge sein.

Es ist die feste Überzeugung erleuchteter Geister, die Staatsgelehrten und Staatsheilkünstler werden noch zu der Einsicht kommen, daß nicht die Excellenz v. A. und der Herr v. B. die geheimnisvolle Geschicklichkeit besitzen, mittels selbsterklügelter und eigenwilliger Prinzipiensysteme und Zwangsgesetze die Völker zu ihrem Besten zu lenken, sondern daß die lenkenden Prinzipien und Gesetze samt und sonders von vornherein und selbständig in der „Kraft der Dinge", in der Weltwirklichkeit thätig sind und sein müssen, daß sie aufzufinden, zu erforschen und sich ihnen anzubequemen die Aufgabe der politischen wie jedweder anderen Wissenschaft ist.

Die Natur und ihre ewige Notwendigkeit ist das Feld, dem alle Lehrsätze, die als solche Wert und Dauer haben sollen, entnommen werden müssen. Kein Willkürgedanke, keine Willkürgestaltung, keine phantastische

Inspiration hält im Völkerleben stand — und möge der blutigste Kugelsegen äußerer oder innerer Kriege darüber gesprochen werden. Nichts Selbsterfundenes, nichts Selbsterträumtes, nichts Geahntes, nichts Prophezeites gilt, sondern nur das natürlich Entdeckte, Erfahrene und Beobachtete und von einem edlen, mutigen Geiste Angewendete.

Freilich gehört dazu das Experiment und, Gott sei's geklagt! die Vivisektion — und wir wissen nur zu wohl, daß auch die politische Wissenschaft ihre akademischen Folterkammern, ihre Sektionssäle und ihre Versuchstiere, d. h. die lebendigen Menschen selbst, braucht. Und auch das wissen wir aus alter und neuer Erfahrung, daß wenn die Staatsexperimentatoren es mit ihren menschlichen Versuchstieren etwas gar zu ungeschickt und zu gefühllos treiben, diese letzteren endlich alle Klammern und Zangen brechen, den Spieß umkehren und ein wenig mit ihren Experimentatoren experimentieren. Es ist nicht zu verwundern, daß bei diesem Gegenexperiment, euphemistisch Revolution genannt, außer großen materiellen und moralischen Krafteinbußen, auch nichts rechtes herauszukommen pflegt, denn die blindwütende Volksleidenschaft ist eine sehr ungeeignete Beobachterin staats- und weltpolitischer Phänomene und was sie bei solchen blutigen Zusammenstößen wirklich gelernt hat, ist meist hintennach gar nicht das Lehrgeld wert. Gewaltthätigkeit gegen Gewaltthätigkeit, Laune gegen Laune, Unverstand gegen Unverstand — das ist immer ein gar teures und wenig ersprießliches Kampfspiel. Es trifft eben noch immer das bitter melancholische Wort des verzweifelnden Philosophen zu: „Wir lernen aus der Geschichte, daß wir — nichts aus ihr lernen!"

Und doch bleibt es die unverrückbare Aufgabe aller Staatsgelehrten, Staatsbürger und Staatslenker, durch parteilose, geduldige Beobachtung des Weltlaufes das Sichere, Ewigthätige, Allbeeinflussende und Unbeeinflußbare, welches im Hintergrunde alles Menschen- und Völkerschicksals webt, die glückbringenden Satzungen einer wahrhaft humanen Gesellschaftsordnung zu erlauschen. Den ewigen Weltgesetzen gegenüber giebt es nur ein förderſames Verhalten: Erkenntnis, Gehorsam und vernünftige Anpassung. Je näher die menschlichen Ordnungen den Regeln der Naturweisheit sich anpassen, desto zweckmäßiger und wohlthätiger werden sie sich gestalten, desto tiefere Wurzeln wird die Gerechtigkeit in allen sozialen Dingen schlagen.

In den sozialpolitischen Erscheinungen unserer Zeit lassen sich zwei widerstrebende Strömungen mit Bestimmtheit unterscheiden: die eine geht ins Weite, Universelle, Freie, alle Kräfte des Jahrhunderts in die Schranke

fordernde — die andere geht ins Kleine, Enge, Abschließende, Zunftmäßige, gildenhaft Autoritative, die Kräfte auslesende und beschränkende. Wenn nicht eine dritte Strömung gerufen wird, welche die beiden ersten in ein gemeinsames, versöhnendes Bett und zu einem gemessenen Ziele lenkt, so ist nicht abzusehen, welche beispiellosen Veränderungen und Verwüstungen durch die konträren, immer wütender sich steigernden und feindseliger sich reibenden Bewegungen im Völkerleben der nächsten Zeit heraufbeschworen werden. Es stehen uns vielleicht elementare Weltumwandlungen bevor, die wir, wenn der rechte Moment verpaßt wird, weder als Einbrüche der Feinde von außen, noch als Zusammenbrüche der bestehenden Verhältnisse im Innern werden abzuwenden vermögen. Heute steht uns noch die ruhige Aus- und Umschau in das soziale und nationale Völkergewoge frei und das Feld kühner Kombinationen und Entschlüsse zur eventuellen Bezwingung der drohenden Gefahr offen.

Der scharf- und weitblickende politische Schriftsteller Dr. Konstantin Frantz hat uns in seinem Werke „Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland"*) eine an geistvollen und beherzigenswerten Winken reiche Anleitung hierzu geboten.

Ich will mich im nachfolgenden darauf beschränken, die hauptsächlichsten auf mein Thema bezughabenden Gedanken des Verfassers kurz anzudeuten. Ich bemerke, daß der Schriftsteller Dr. Frantz, nach einem arbeitsvollen Leben über jedweden politischen Parteiehrgeiz hinaus — er steht an der Schwelle des Greisenalters — weder zur Orthodoxie der Rechten, noch zur Ketzerei der Linken neigt, am allerwenigsten aber nach dem Heilsweg des Zentrums sich sehnt, mithin einen durchaus unabhängigen Standpunkt außerhalb der parlamentarischen Parteimauern einnimmt.

Er verhält sich ebenso kritisch zu Bismarcks großen Plänen, wie zu dem kleinlichen Kram eines in seine klingende Phraseologie bis zur Taub- und Blindheit vernarrten Scheinliberalismus; der nationalen Bewegung der jüngsten Jahre, sofern sich dieselbe zu einem preußisch-zentralisierten und dirigierten Reichseinheitsstaat auszuwachsen und mit siebenfachem Erz militärisch-selbstherrlich zu bepanzern droht, ist er gleichfalls nicht sonderlich hold. Obwohl wir nun die Unabhängigkeit und Aufrichtigkeit einer solchen Gesinnung anerkennen, so verhehlen wir uns doch den Zweifel nicht, ob Frantz den moralischen und sozialen Wert dieser Bewegung genügend beachtet und gewogen habe. Doch darauf können wir vielleicht bei einer späteren Gelegenheit kritisch zurückkommen.

*) In drei Abteilungen. Chemnitz. Ernst Schmeitzners Verlag, 1882.

Das neue Deutsche Reich verfügt über Kräfte, zu denen wir Vertrauen fassen können. Gewiß ist das Zauberwort noch nicht gefunden, welches aus diesen Kräften eine unbesiegliche deutsche Weltmacht zu gestalten vermöchte; dennoch ist die geringste Spur echter, ob mehr instinktiver oder mehr selbstbewußter Politik im national wiedererstarkten Volke vorläufig wichtiger als die noch so gewandten Distinktionen des Politikers.

Was nun über kurz oder lang die ihres nationalen wie ihres Weltberufes treu waltenden Deutschen aus dem engen Parteigetriebe einer selbstmörderisch von den eigenen Eingeweiden zehrenden Partikular- und Nationalpolitik auf die Höhe einer Weltpolitik führen muß, wo das deutsche Element sich erst recht eigentlich zu einer Weltmacht entfalten kann, das ist einerseits die Notwendigkeit, dem Mangel einer ausreichend breiten, unerschütterlichen territorialen Basis durch Bündnisse und Kolonisationen abzuhelfen, andererseits die Einsicht, daß die soziale Frage, die heute im Vordergrunde aller Diskussionen steht, untrennbar mit der internationalen Interessenfrage verbunden ist und ihrer Lösung auf eigene Faust und isoliert im eigenen Hause, ohne Beiziehung der Nachbarschaft unmöglich im vollen Umfange entgegengeführt werden kann.

Wenn es, wie es die providentielle Aufgabe unseres Zeitalters zu sein scheint, zu neuen, befriedigenderen sozialen Organisationen im Staatsleben kommen soll, so muß den aufreibenden internationalen Agitationen der parteimäßig borulerten Sozialisten und Anarchisten die kraftverhaltende, beruhigende und gerechte Macht einer wahrhaften Weltpolitik großen Stils entgegengesetzt werden.

Diese Wahrnehmung wird sich uns zunächst aufdrängen bei einem Blick auf den Welthandel und den Aufschwung, den derselbe durch die modernen, riesig erweiterten und vermannichfachten Verkehrsmittel gewonnen hat.

Üben letztere tiefgreifende Einwirkungen auf die ökonomischen Zustände und damit auf die sozialen Verhältnisse der einzelnen Länder, so entspringt daraus als Folge, daß die materiellen Interessen aller Kulturländer sich immer mehr mit einander verflechten. Damit rückt auch der Zeitpunkt immer näher, wo mit der bloßen traditionellen Nationalökonomie nicht mehr auszukommen sein wird, sondern wo dieselbe vielmehr in eine Weltökonomie auslaufen muß. Sich in das Schneckenhaus seiner Zunftarbeit oder seines gemächlichen Dütenkrams zurückzuziehen und dort eine philiströse Pfennigwirtschaft zu treiben, ist für den Bürger eines großen Staates ein Ding der Unmöglichkeit geworden.

Ähnlich steht es mit den reaktionären Absonderungsgelüsten auf dem

politischen Gebiete. Es ist nicht mehr dagegen aufzukommen, daß sich zwischen allen Nationen oder Staaten ein immer vielseitigerer und immer weiter sich ausdehnender Verkehr entspinnt, und dieser Verkehr wird um so bedeutungsvoller, je charakteristischer und nachdrücklicher sich die Eigenart und die eigentümliche Leistungsfähigkeit jedes Volkes in seinem internationalen Verhalten ausprägt.

Wie könnten hier die politischen Maximen und die diplomatischen Vexierkünste ausreichen, die noch aus einem Zeitalter stammen, wo die einzelnen Staaten als abgeschlossen für sich bestehende und sich selbstgenügende Wesen auftraten und wo die hohe Politik, wenn es weit kam, sich doch nur innerhalb des Umkreises der europäischen Mächte bewegte!

Ist statt dessen, wie wir jeden Tag gewahren können, endlich der ganze Erdkreis zur Bühne der Politik geworden, so beginnt damit auch die eigentliche Weltpolitik, für welche die Weltökonomie nur die materielle Unterlage bildet. Nur ein Blinder kann verkennen, daß die heutigen Kulturvölker an der Schwelle einer neuen Entwicklung stehen. Die Kombinationen vervielfältigen sich, die Wirkungssphären erweitern sich, und über die bisher sogenannten Großmächte erheben sich langsam aber gewaltig die Weltmächte. Alle staatsmännischen Unternehmungen und Schöpfungen, wenn sie gelingen, Nutzen und Dauer versprechen sollen, müssen im Hinblick auf diesen Umschwung entworfen sein.

Gilt dies für alle Länder, so gilt es doch am meisten für Deutschland. Denn die Neuordnung der inneren deutschen Angelegenheiten und die Lösung der Aufgaben einer deutschen Weltstellung greifen ineinander.

Hatte der Deutsche, infolge es Niederganges des alten Reichs und der damit verbundenen jahrhundertelangen Entwöhnung von jeder nutzbringenden aktiven Beteiligung an der auswärtigen Politik, sich mehr und mehr in enge, kleine, unfruchtbare Verhältnisse eingelebt, so muß sich jetzt sein politischer Horizont um so rascher erweitern und die ganze Nation als solche auf einen höheren und kühneren Standpunkt erheben. Dazu bewirkt noch die zentrale und territorial ungünstige Lage unseres Vaterlandes, sowie sein historisches Verwachsensein mit gewissen unangenehmen Nachbarländern, daß wir von allen Seiten in die politischen Strömungen hineingezogen werden. Wir sollen uns aber nicht bloß ziehen lassen, sondern uns berufen fühlen, nach allen Seiten einen gewichtigen Einfluß auf den Verlauf der Dinge in unserem wohlverstandenen Eigeninteresse auszuüben. Wir haben wahrlich den Anderen lange genug die Kastanien aus dem Feuer geholt!

Dieser Einfluß des Deutschtums kann nach gewissen Richtungen in

der mildesten und friedfertigsten Form der Initiative zu weitreichenden internationalen Gemeinunternehmungen sich äußern. Es muß ja nicht immer gleich an den brutalen Druck mit der starken Faust und dem obligatorischen Säbelgerassel gedacht werden.

Ein Beispiel! Wie ehrenvoll wäre es für das deutsche Ansehen, wenn wir die Nachbarvölker zu einer Kooperation drängten, welche ganz unmittelbar die Verbesserung der sozialen Verhältnisse bezweckte! Bedenken wir, daß alle europäischen Staaten, voran die Fabrikländer, an einer bis jetzt sich noch immer steigernden Disharmonie zwischen den verschiedenen Elementen der Gesellschaft leiden. Abgesehen von den Forderungen der Humanität gebietet schon die nackte Klugheit, auf Abstellung der sozialen Mißstände zu sinnen. Eine wirklich durchgreifende Reform kann aber hier nicht von einem einzelnen Lande ausgehen, sondern müßte gewissermaßen durch eine internationale Sozialgesetzgebung in Angriff genommen werden. Wird beispielsweise in einem Lande durch ein Fabrikgesetz die Kinder- und Frauenarbeit erheblich eingeschränkt oder die Kinder- und Frauenarbeit in Fabriken und Bergwerken ganz untersagt oder durch einen Normalarbeitstag die Arbeitszeit merkbar verkürzt, so wird ein solches Land viel schwerer mit seinem Nachbarn konkurrieren, der die Kinder- und Frauenarbeit unbeschränkt und die Arbeitszeit unbeschnitten läßt, so daß die Unternehmer die Kraft und Zeit der Arbeiter rücksichtslos ausbeuten dürfen und oft auch wirklich ausbeuten. Hier läßt sich die *internationale* Seite eines hochwichtigen sozialen Problems mit Händen greifen. Wenn es gelöst werden soll, was doch so sehr zu wünschen wäre, so kann es ohne anderweitige gefährliche Interessenschädigung nur durch internationale Kooperation geschehen. Ähnlich verhält es sich mit einer Reihe anderer, die Sozialreform im innersten Wesen berührenden Spezialprobleme, z. B. mit der Einführung einer durchgreifenden progressiven Einkommen- und Erbschaftssteuer.

Es kann freilich nicht erwartet werden, daß alle Länder ein ganz gleiches Steuersystem einführten, es genügte aber für den Anfang schon, wenn die Annahme eines gemeinsamen Grundprinzips durchgesetzt würde. Wahrhaftig, *der* Staatsmann, der eine Übereinkunft der vornehmsten Industrie- und Handelsländer zustande brächte zum Zwecke einer ungefähr gleichmäßigen Regulierung der Arbeiterverhältnisse nebst Einführung eines ungefähr ähnlichen Progressivsteuersystems, der würde dadurch zu einem Wohlthäter für die ganze zivilisierte Welt werden und sich mit unsterblicherem und edlerem Ruhme bedecken als die glücklichsten Schlachtengewinner. Und warum sollte dieser Ruhm nicht einem *deutschen* Staatsmanne der höchsten Anstrengungen wert erscheinen?

Der unabweislich sich vollziehende Umschwung führt aber noch zu weiteren Folgen. Verändern sich durch die Weltökonomie die materiellen Existenzbedingungen, so verändern sich damit auch die Lebensbedürfnisse und Lebensgewohnheiten der Menschen, und die Weltpolitik führt zu einer allgemeinen Erweiterung des geistigen Standpunktes. Zur Ablegung jedweder Krähwinkelei gehört aber gleichzeitig eine Verschärfung und Vertiefung des Denkens, um das Weltganze nach allen seinen politischen, industriellen, kommerziellen und gesellschaftlichen Beziehungen und nach den darin wirkenden Faktoren verstehen und praktisch würdigen zu können. Denn diesem Ganzen gegenüber haben jetzt die Nationen Stellung zu nehmen. Um die nötige Vorbereitung und Anleitung dazu geben zu können, müssen offenbar die politischen Wissenschaften sowie unsere gesamten Schuleinrichtungen eine den realen Weltverhältnissen von heute entsprechende Umbildung sich gefallen lassen. Zunächst das Studium der Rechtswissenschaft, das seither weniger auf einen Rechtsstaat, als vielmehr auf einen Juristenstaat, für den die Probleme der Weltpolitik und der Weltökonomie noch nicht vorlagen, zugeschnitten war. Nicht mehr das römische Recht wird im neuen Zeitalter zur Grundlage alles Rechtsstudiums gemacht werden, sodaß der Rechtsbeflissene, ehe er noch einen Einblick in die heutigen Lebensverhältnisse und die daraus entspringenden Bedürfnisse gewonnen, den Kopf zu allererst mit römischen Rechtsbegriffen und scholastischen Spintisiereien vollgepfropft erhält, sondern mit einer Anatomie und Physiologie der modernen bürgerlichen Gesellschaft wird das juristische Studium beginnen müssen. Die lebendige Anschauung und Erfahrung wird dem greulichen Formalismus und dem abstrakten Begriffswesen den Laufpaß geben und der advokatorischen Quacksalberei ein Ende machen. Es muß doch endlich jedem gesund Fühlenden und Denkenden in die Augen springen, daß das Recht eines altheidnischen Volkes, dessen wirtschaftliches Leben auf Sklaverei beruhte, nicht mehr für Völker und ein Zeitalter passen kann, wo an die Stelle der Sklaven freie Arbeiter mit dem berechtigten Anspruch auf eine gesicherte, menschenwürdige und staatserhaltende Existenz getreten sind. Das römische Recht hingegen ist hauptsächlich ein Kapitalistenrecht, ein System des disziplinierten Egoismus, wie es Professor Ihering nennt, das sich praktisch zum raffiniertesten Ausbeutungssystem hergiebt. In legaler Form gute Beute zu machen, die eigenen Mitbürger fein säuberlich auszuschinden und auszuwuchern, das gehört auch zu den zweifelhaften Triumphen römischer Rechtsbeobachtung.

In den der altklassischen Welt entlehnten Rechts- und Staatstheo-

rieen ſteckt überdies noch keine blaſſe Ahnung davon, daß die europäiſchen Nationen, oder vorerſt wenigſtens das abendländiſche Europa, ein lebendiges Ganzes zu bilden haben, eine Ordnung freien Nebeneinanderſtehens und eines freien Zuſammenwirkens zu höheren humanitären Kulturzwecken. Wir haben darum heute mit Ernſt darnach zu fragen, inwiefern den überlieferten antiken und mittelalterlichen Rechts- und Staatsideeen eine innere Wahrheit zukomme und inwieweit ſie einerſeits auf die beſonderen deutſchen Verhältniſſe und andererſeits auf die heutige Weltlage anwendbar ſeien. Man mag wie Fürſt Bismarck noch ſo ſehr mit Hand und Fuß gegen alles doktrinäre Weſen proteſtieren, der Augenſchein lehrt unwiderleglich, daß wir alle, ſo gering auch unſer Einfluß auf die praktiſche Politik ſein möge, unter dem Einfluſſe ſchulmäßig angedrillter und ins jugendliche Gehirn gepaukter Theorieen unſere Handlungen vollführen.

Dem iſt nicht mehr auszuweichen: mit der Umbildung der realen Weltverhältniſſe, mit der Erneuerung der Naturwiſſenſchaften muß auch eine Umbildung und Erneuerung der geſamten Schulung und politiſchen Wiſſenſchaften Hand in Hand gehen, umſomehr als hinfort die letzteren kein abgeſchloſſenes Gebiet mehr zu bilden vermögen, ſondern von allen Seiten der Einwirkung der allgemein herrſchenden poſitiven Denkweiſe offen ſtehen.

Mit einem Wort: mit der Weltpolitik iſt auch die Forderung einer entſprechenden Weltanſicht gegeben, welche ſich auf alles erſtreckt, was die Geiſter der ziviliſierten Menſchheit bewegt und bis in ihre innerſte Tiefe erregt und auf jenen Punkt trifft:

„Wo alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt.“

Es bleibe dem Leſer nunmehr anheimgeſtellt, die Hauptrichtungen der gegenwärtigen deutſchen Politik unter dieſen neuen Geſichtspunkten hiſtoriſch-kritiſch zu betrachten und daraus neue Antriebe für ſein ſtaatsbürgerliches Verhalten zu gewinnen. Möge er dies nach Maßgabe ſeiner Kraft und Zeit und unter Anleitung des Konſtantin Frantzſchen Hauptwerkes mit gutem deutſchen Willen zu vollbringen trachten!

Auf der Schneis.

Erinnerungen eines alten Hofjägers.

Von Otfrid Mylius.
(Stuttgart.)

Droben, wo vom Gebirge die waldigen Vorberge in langen Höhenzügen herabsteigen und sich nach mehrstündigem Verlauf sanft zur Ebene abdachen oder in wellige Hügel verlieren, stand das alte Försterhaus, an welches sich einige der angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend knüpfen. In eine Falte des Gebirges eingekeilt, die sich unten zu einem Thal erweiterte, schaut es ernst von einer kleinen Terrasse herab mit seinen dicken, steinernen Mauern, seinem steilen Dach, seinem hohen Giebel mit Katzenstaffeln, an dessen oberstem Steine das viel beneidete Geweih eines Vierundzwanzig-Enders weit klafternd in die Nebel hinausragte, die regelmäßig morgens und abends durch die Thalfalte heraufzogen. Rechts und links begrenzte hoher Buchenwald die Lichtung, worauf das Forsthaus stand, und einige uralte Linden würzten den freien Plan mit ihrem süßen Blütenduft oder spendeten milden Schatten. Es war ein ehemaliges Jagdschloß eines nun ausgestorbenen Dynastengeschlechts und leuchtete mit seinen weiß getünchten Mauern weit hinaus in die Ebene. Der Mann, welcher damals als „Förster auf der Schneis" das alte Jagdhaus bewohnte, war ein Altertum, eine Merkwürdigkeit wie sein Haus. Ein hochgewachsener hagerer Mann von mehrmals sechzig Jahren, mit blitzenden Augen, pechschwarzem Haar und Bart, einem hagern, sonnverbrannten Gesicht, war er ein Typus jenes alten hirsch- und holzgerechten Jägers des vorigen Jahrhunderts, wie ihn die heutige Generation kaum mehr kennt, und wie er uns nur noch dunkel klar wird, wenn wir Flemmings „deutschen Jäger" oder Döbels „Jägerpraktika" lesen. Er war ein stiller, schweigsamer Mann, aber von seltenem Verstand und Urteil, hatte viel gesehen und erlebt und war vollgestopft mit Geschichten, die er jedoch nicht gern erzählte, wenn ihn nicht irgend eine äußere analoge Veranlassung darauf brachte. Er war Hofjäger an einem der kleineren aber darum nicht minder glänzenden Höfe eines nun mediatisierten Fürstenhauses gewesen, und nach der Mediatisierung dorthin versetzt worden, wo ich ihn kennen lernte: auf die Schneis, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Jetzt ist er längst tot und ruht nach seinem Willen unter der großen Saatbuche am Waldrande, und darum kann ich ohne Indiskretion die Geschichten wieder erzählen, die ich bei verschiedenen Anlässen aus seinem Munde vernommen. Sein treues eifriges

Weib ist ihm bald gefolgt, und das Pflegekind, das ihnen die Stelle der eigenen Kinder vertrat, die der Himmel diesem Paare verwehrt hatte, ist längst ausgewandert übers Meer, und so wird es denn keinem Menschen etwas zu Leide thun, wenn ich des alten Hofjägers Geschichten hier zu Papier bringe.

Ich war damals ein junger Offizier in einem Kavallerieregiment, und lag in der nächsten Stadt, etwa drei Meilen von dem Jagdhause, in Garnison. Ein Kamerad von mir, den ich Arthur nennen will, war der Sohn des Oberforstmeisters, unter dessen spezieller Kontrole die Kronforsten standen, welche zu dem Revier des Försters auf der Schneis gehörten, und ein Liebling des alten Försters, bei dem er in der Lehre gewesen war. Arthur war nämlich ein gelernter Forstmann und diente gleich mir nicht auf Avancement, sondern nur weil es die Sitte so mit sich brachte, daß der älteste Sohn eines adeligen Hauses einen militärischen Titel mit ins spätere Leben hinübernehme. Arthur war mein vertrautester Freund, und wir stimmten sowohl in der Vorliebe für die Jagd, wozu vorzugsweise eine gute Dosis Eitelkeit uns veranlaßte, als in einem gewissen romantischen Hang zum Abenteuern und Umherschweifen überein, welcher uns das Stillesitzen in der langweiligen Garnisonsstadt schier unmöglich machte, daher wir denn auch jede Gelegenheit ergriffen, durch Wälder und Berge zu schweifen und bald da bald dort in dem Revier eines bekannten Försters dem Waidwerk obzuliegen. Am liebsten aber kehrten wir bei dem alten Huwalt auf der Schneis zu, denn er war ein wohlwollender, uneigennütziger Mann, der an unserem elastischen frischen Wesen und unserer Passion für seinen Beruf große Freude hatte und uns stets willkommen hieß. Wir hatten in seinem Forsthaus unsere eigene Stube, die wir uns selbst möbliert hatten, in seinem Stall Unterkommen für unsere Pferde, und an seinem Tisch ein gern gegönntes Plätzchen, so lange wir nur bei seiner Pflegetochter nicht wilddieben wollten. Ich hatte ein bischen Talent zur Malerei, und meine schülerhaften Versuche in Ölgemälden zierten des alten Huwalts Stuben als der höchste Schmuck seiner bescheidenen Häuslichkeit. So waren wir denn bei ihm und seiner rührigen runden kleinen Frau gehalten wie die eigenen Kinder, und das wackere Paar sah uns immer nur mit Bedauern scheiden, weil dann das alte Steinhaus wieder für einige Zeit öde und stille ward.

Es war kurz vor der Julirevolution, zu einer Zeit, wo die Landstände es noch gar nicht wagten, über den Schaden zu klagen, den der zahlreiche Wildstand anrichtete. Arthurs Vater war auch billig denkend und vorsichtig genug, mit den Bauern nicht zu markten, wenn sie Wild-

schaden anzeigten, und leistete volle Entschädigung oder beseitigte die Veranlassung. Die Reviere des Försters auf der Schneis gehörten zu den wildreichsten, und starke Edelhirsche, stattliche Damböcke und Hauptschweine waren keine Seltenheit. Der alte Huwalt hielt etwas auf einen schönen Wildstand, oft mehr als Arthurs Vater lieb war. Aber beinahe ganz von seiner Hut umgeben lag eine standesherrliche Domäne, auf welcher eine große Ökonomie betrieben ward, und die denn häufig genug über Wildschaden zu klagen hatte. Der Pächter derselben war ein sehr intelligenter Landwirt, aber ein leidenschaftlicher reizbarer Mann, und da beider Interessen so sehr divergierten, so war es nicht zu verwundern, daß er und der alte Huwalt häufig mit einander in Kollision kamen. Arthurs Vater verfügte dann auf die Klagen des Pächters, daß das zu Schaden gehende Wild unnachsichtig weggeschossen werden sollte, und der alte Huwalt übertrug diese Pflicht uns jungen Leuten lieber als den Kommun-Wildschützen, die ohne Ansehen von Alter und Geschlecht alles Wild niederknallten, um nur ihr Schußgeld zu bekommen. Wir dagegen schossen nur die jagdbaren Hirsche und auch von diesen nur die stärksten, und verscheuchten die Hinden und das Schmalwild, das zu Schaden ging, mit blinden Schüssen. Bei einer derartigen Expedition nun, zu welcher uns der alte Huwalt entboten hatte, erfuhr ich nachstehende Geschichte, welche ich nennen will:

Das Mädchen aus der Fremde.

Es war Sommerszeit, das Korn stand in der Milch, und wir sollten auf einige Rudel Rotwild anstehen, die auf den langen Roggenfeldern der Domäne zu Schaden gingen. Wir lagen in einer Jagdköthe, etwa eine halbe Stunde von den Feldern, wo wir die Nacht verbringen wollten, nachdem wir schon auf dem Abendanstand zwei starke Hirsche und einen kapitalen Dambock erlegt und das zu Feld ziehende Wild verscheucht hatten. Da es aber seinen Stand immer in der Nähe jener Felder hielt und wir überzeugt waren, mit dem grauenden Morgen, so bald es nur hell genug war, um Visier und Korn auf unsern Büchsen unterscheiden zu können, wieder einige Stücke Rotwild zu schießen, so hatten wir es vorgezogen, lieber einige Stunden der kurzen Sommernacht auf den Moossäcken der Jagdköthe zu verschlafen, als nach dem Forsthause zurückzureiten, das über eine Meile entfernt war.

Wir lagen unser fünf um das kleine Feuer, das die Beleuchtung geben und die Stechfliegen vertreiben mußte. Die Pfeifen brannten, der Weinkrug kreiste, es war noch zu schwül zu Schlafen; aber das Plaudern

wollte auch nicht recht gehen, denn Hwalt war schweigsam und unter den Gefährten war ein Forstschreiber Namens Stab, der noch schweigsamer war, ebenfalls ein hoher Sechsziger, aber noch auffallend rüstig und ein vortrefflicher Schütze. Der Dritte war ein angehender Forstmann, ein frischer Junge aus der Residenz, aber bescheiden und eifrig, und vor Allem beflissen, es mit seinem Lehrherrn, dem alten Hwalt, nicht zu verderben. Arthur lag neben mir am Feuer, griff hinter sich nach dem Gewehr des alten Stab, und sagte: „Erlauben Sie, Herr Forstschreiber, daß ich Ihre Doppelflinte da besichtige? Ein vortreffliches Gewehr, meiner Treu! Der Bock, den Sie so gut aufs Blatt trafen, stand reichlich hundert Gänge von Ihnen. Das ist eine außerordentliche Leistung für einen Flintenlauf."

Stab nickte und sagte kühl: „Die Läufe sind nicht glatt, sind Sternzüge, die Kugel war gepflastert; aber der Zwilling da ersetzt mir jede Büchse."

„Ein schönes, prächtiges Stück Arbeit, ein Meistergewehr," sagte Arthur zu mir gewandt; „sieh her, wie schön diese Läufe eingelegt sind und hier ist sogar noch eine Chiffre und ein Wappen. Ich bin überzeugt, daß es eines der ersten Gewehre war, die mit neben einander liegenden Läufen gebaut wurden."

„Es schießt auch jede Art von Hagel ganz vortrefflich," sagte der junge Forsteleve; „es hat nur einen Fehler: es ist zu schwer."

„Das fühle ich nachgerade auch," versetzte Stab; „aber ich habe kein anderes Gewehr!"

„Wissen Sie was, Herr Forstschreiber, verkaufen Sie das Gewehr mir oder tauschen wir!" rief Arthur; „ich gebe Ihnen meine neue leichte Zwillingsbüchse dort mit einem Flintenlauf zum Wechseln. Ich lasse mir dann die Läufe leichter schäften."

„Ich danke," versetzte Stab beinahe barsch; „so lang ich lebe, kommt das Gewehr nicht in eine andere Hand, geschweige denn, daß es zertrümmert würde." Und er nahm das Gewehr beinahe empfindlich aus Arthurs Hand und stellte es wieder hinter sich.

„Nun! nun! es war ja nicht böse gemeint, Herr Forstschreiber," sagte Arthur etwas verletzt. „Ich dächte, mein Gebot wäre honnett gewesen, und die neuen Perkussionsschlösser sind doch besser als die alten Feuerschlösser . . ."

„Die mir genügen!" fiel der alte Stab lebhaft ein; „ich habe das Ding da bald 40 Jahre in Händen, und es hat immer seine Schuldigkeit gethan. Und wenn alle Welt ihre Flinten ‚chemisch' machen läßt, an der da soll kein Schräubchen und keine Feder verändert werden, so lang ich noch lebe. Hernach? — na, das wird mir nicht mehr weh thun! — Aber

ich will gehen; ich will auf einen Dachs anſtehen, der dort hinten am Welling wechſelt."

„Bleib da, Alter! es war ja nicht böſe gemeint!" ſagte der alte Huwalt; „Herr Arthur kann ja nicht wiſſen . . ."

„Nein, laß mich gehen, Fritz! Ich will nach dem Dachſe ſehen," ſagte Stab; „mit dem grauenden Morgen bin ich wieder da." Er war aufgeſtanden, hatte ſeinen großen Büchſenranzen umgehängt, das Gewehr genommen, und ſchritt mit einem kurzen ‚gute Nacht' aus der Köthe. Bald war ſogar ſein Schritt draußen im Walde verhallt. Arthur ſah uns der Reihe nach an, und ſagte: „Ich glaube, da hab' ich eine Dummheit begangen."

„Eigentlich ja," meinte Huwalt; „Sie haben den Alten an einer Seite angepackt, wo ich ihn ſeit 30 Jahren nicht mehr berühren mochte. An das Gewehr knüpft ſich eine Geſchichte, die dem alten Burſchen einmal begegnet iſt, und ihn aus einem kernigen quicken Jungen zu einem finſtern mürriſchen Manne gemacht hat."

„Etwa eine Liebesgeſchichte?" frug ich, und als der Alte nickte, drangen wir in ihn, uns die Geſchichte zu erzählen. Er ſträubte ſich lange, aber endlich willfahrte er doch, damit wir den Vorfall auch recht erführen und nicht entſtellt, wie er unter den Leuten im Schrange ſei.

„Zu Johanni war es zweiundvierzig Jahre, daß ich zum alten Forſtknecht Hampe in Griesthal in die Lehre kam," hub der alte Huwalt an. „Ich war damals ſiebzehn Jahre alt, und mein Vater hatte mich ſchon eingeführt und eingeleitet, aber ich ſollte mir meinen Lehrbrief anderwärts verdienen, und dazu war der alte Hampe juſt der rechte Mann. Ich war etwa zwei Jahre in der Lehre geweſen, und ſchon dem Losſprechen nahe, da kam der Wilhelm Stab da in die Lehre. Sein Vater war Juſtizamtmann in W. und der Junge war auf Schulen geweſen, hatte aber kein Sitzfleiſch zur Wiſſenſchaft gehabt und den flotten Studenten geriſſen, bis ihm der Alte den Brotkorb höher hing und ihn, da er kein Examen machen konnte, zu dem alten Hampe that, welcher ſchon manch ſolchen Wildling gerade gebogen hatte. Wir hatten den Wilhelm gern, denn bei all ſeinem Leichtſinn war er ein friſcher luſtiger Burſch, unverdroſſen und munter wie eine Lerche, anſtellig und beſonnen, ein wahrer Teufel an Courage, und ein guter Kamerad. Das Jägerleben gefiel ihm beſſer, als die Stubenhockerei, und er lag bald Tag und Nacht im Walde, und ward ein brauchbarer fixer Kerl. — So war's wieder Sommer geworden, ich hatte ausgelernt, da heißt mich Hampe eines Tages den Wilm mitnehmen, ihm das Blatten auf Rehe zu zeigen. ‚Schießt mir ein Paar ſtarke

Böcke, Jungens', sagte er; 'nächsten Sonntag ist Kirchweih im Dorfe, und die Herrschaft hat dem Schulzen und dem Pfarrer einen Rehziemer zu liefern aus alter Observanz. Geht mir hinüber nach der Altenburg; dort stehen in den jungen Schlägen ein paar feiste Kapitalböcke!' Wilm und ich gehen also. Die Altenburg war eine schöne Ruine auf einem Vorhügel mitten im Walde, und auf dem Sattel zwischen Hügel und Höhe eine freie Schonung vor dem schönsten jungen Holze. Morgens vor Tag gehen wir hinüber und mit dem tauigen Morgen sind wir zur Stelle. Mir ist als sähe ich das Plätzchen noch heute. Ein schöner Ahorn, der drei Stämme aus einem Wurzelstock trieb, stand neben dem Graben, worin wir knieeten. Vor uns Buschwerk und hohe Wedel von Farnkräutern, dahinter das lustigste Grün von jungem Holz. Ich instruiere Wilm, wie er sich verhalten soll, wenn ich blatte — nur rasch und sicher schießen, denn die Böcke fuhren auf den nachgeahmten Ruf der Ricke daher wie ein Wetterstrahl, und wer nicht schnell mit dem Zielen abkam, hatte vergebliche Mühe. Der Wilm kniet vor mir, die Büchse in der Hand — es war damals Waidmannsbrauch, alles was ‚auf' hatte, nur mit der Kugel zu schießen, — ich lehne hinter ihm, das Birkenblatt zwischen den Lippen, die hohlen Hände vor'm Munde, und blatte. Der Wilm war Feuer und Flamme, aber ich blatte und blatte vergebens — es springt kein Bock. ‚Horch, Fritz', sagt er endlich verdrießlich, ‚entweder Du blatteſt nicht richtig, oder der alte Hampe hat uns zum Besten gehabt, oder es hat uns jemand einen Waidmann gesetzt.' — ‚Stille!' sag ich; ‚ich wills nochmals versuchen, denn hier hab' ich noch jedesmal meine fünf, sechs Böcke geschossen. Das Wild ist verstört; hier ist jemand gelaufen!' — Genug, ich blatte nochmals und plötzlich raschelt es im Holz, aber nicht von dem scharfen Hufschlag eines Bocks. Etwas Weißes schimmert durchs Gebüsch, und schon fährt Wilm mit der Büchse an die Wange, da setzt er wieder ab und murmelt: ‚Zum Geier, was ist das? ein weißes Schmalreh?' ‚Mit Nichten', sag' ich; „ein weißes Windspiel, das hier herrenlos läuft. Knall' ihm eines auf den Stich!' — Wilm fährt herauf und schießt, aber gefehlt! Das Tierchen stößt einen Schrei aus, läuft dann zurück, kommt wieder und bellt uns an auf wenige Schritte. Nun erst sah ich, daß es ein wunderzierliches Tierchen war und eine rote Schnur mit Troddel um den Hals trug. ‚Laß es geh'n, Wilm! s' wäre schade um das Tier!' sag' ich zu ihm, der schon nach meiner Büchse gegriffen hatte und im Anschlag war. Da ruft uns eine weibliche Stimme aus dem Walde ängstlich etwas zu, das ich nicht verstand, und als ich hinblicke, steht zwanzig Gänge vor uns ein prächtiges Frauenzimmer, so schön wie ich es noch nie gesehen, und

winkt uns mit ihrem Taſchentuch und welſcht uns ängſtlich an. Der Wilm war aufgeſprungen und hatte die Büchſe fallen laſſen, und auf ſeinen Wangen wechſelten Glut und Bläſſe. Er lockte das Hündchen, erfaßte die Leine, die es nachzog und die ſich in den Braunbeerſchlingen verwickelt hatte, und führte es zu ſeiner Herrin zurück, die bleich und ängſtlich ſtehen geblieben war. Was ſie mit einander geredet, hab' ich nicht verſtanden, denn ſie ſprachen leiſe, aber ſie mocht' ihm wohl gedankt haben, denn aus ihren Augen wich die Angſt, als er ihr die Leine in die kleine Hand legte und ſie das Tierchen unverſehrt ſah, das ſich halb bange an ſie ſchmiegte. Ihr ſchönes blaſſes Geſicht überlief wie mit Roſenſchein und wir ſahen ſie langſam den kleinen Pfad einſchlagen, der von der Altenburg herab durch den Wald führte! Meiner Treu, mir iſt als ſtünde ſie noch vor mir, ſo unvergeßlich iſt ſie mir geblieben. Eine hohe Geſtalt, ſchlank und biegſam wie eine junge Eſche; ein ſchwarzſeidenes Gewand, das ihre zierliche Taille noch mehr hervorhob, und von dem der weiße Hals und die feinen Hände wie Marmor abſtachen. Ihr Geſicht war blaß aber edel, und ein Paar Augen glühten darin, wie ich Tag meines Lebens keine ähnlichen geſehen habe, ſchwarz und feurig wie von einem Raubvogel. Dunkle Locken von einem weißen Band gehalten, fielen ihr vom Nacken herab, und eine leichte dünne Schärpe wallte ihr wie Nebel um die Schultern. Und einen Gang hatte ſie, ein Reh iſt nichts dagegen an Zierlichkeit, — es war nur ſo ein Schweben auf dem winzig kleinen ſchmalen Huf. Ganz jung war ſie nicht mehr, das hatt' ich auf den erſten Blick weg; aber mehr als dreißig war ſie auch nicht, und wenn ihr die erſte Friſche der Jugend abging, ſo war ſie dagegen von einem Liebreiz umfloſſen, der Einem das Herz im Leibe hüpfen machte.

„Als ſie endlich unter den Bäumen verſchwunden war und Wilm zu mir zurückkehrte, glühten ſeine Augen und Wangen noch und er erſchien mir ganz aufgeregt. ‚Wer iſt ſie?‘ fragte ich; ‚meiner Treu, wär' ich allein geweſen und ſie hätte nicht geſprochen, ſo verſchwüre ich, ſie ſei das geſpenſtige Fräulein von der Altenburg. Was hat ſie mit dir geſprochen?‘ ‚Sie dankte mir auf Franzöſiſch, daß ich den Hund eingefangen, der ſich in der Burgruine von ihr losgeriſſen,‘ verſetzte Wilm kurz. — ‚Mich dünkt, das hätte ſie in wenigeren Worten ſagen können, als ſie dazu gebraucht hat, Wilm‘, ſagte ich; ‚ſie hatte es ja recht eifrig, Dir dabei in die Augen zu blicken. Und wie es ſie that, meiner Treu! mir hätte es bis ins Herz hineingelacht. Du biſt ein glücklicher Hund, daß Du Franzöſiſch verſtehſt! . . . Und wohin geht ſie denn?‘ — ‚Ich weiß nicht,‘ erwiderte Wilm kurz; ‚jener Pfad dort hinunter führt nach Emslingen,

wo sie vielleicht bei dem alten Baron im Schlosse wohnt. Aber komm', setzte er hinzu; ‚ich denke, hier springt uns kein Bock mehr; laß uns einen andern Platz suchen!' — ‚Ja,' sagt' ich; ‚das schmucke Weibsbild da mit ihrem Hündchen hat uns den Anstand verdorben. Gehen wir hinunter in die Preisklinge; dort springen die Böcke gewiß!' Der Wilm sagte nichts mehr, nahm aber Gewehr und Weidtasche und ging weiter. Den ganzen Morgen war er verstört und wie verhext, ward bald rot, bald blaß und gab verkehrte Antworten. Unten in der Preisklinge sprang schon auf den ersten Ruf ein Kapitalbock; wer aber nicht aufpaßte und zu spät schoß und den Bock verfehlte, das war mein Wilm. Beim zweiten und dritten gings ebenso, bis mir endlich der Geduldsfaden riß. — ‚Zum Donner auch, Wilm, paß Achtung oder Du verdirbst uns die ganze Jagd!' sagt' ich; ‚Schwerenot, entweder fehlst Du mir das Wild oder Du schießest es schlecht an — das ist Aasjägerei!' Da warf er die Büchse in den Busch und rief: ‚Nanu, dann schieß' Du selber, Fritz! mir ist nicht gut!' und er sah wirklich so blaß aus und seine Augen glühten so unheimlich und seine Nasenflügel flogen ordentlich. — ‚He, Junge, ich glaub', das schwarze Weibsbild hat Dich behext,' sagt' ich zu ihm; ‚mit der ist's nicht richtig. Da ist drauf zu wetten, daß da Hexerei und böses Werk hinter steckt. Das ist das Fräulein von Altenburg, das umgehen muß, weil es seines Buhlen wegen den Vater erschlagen, und das nun eine andere Gestalt angenommen hat, um einen ehrlichen Kerl zu verderben!' — ‚Dummer Schnack!' lächelte er höhnisch; die Dame hat Fleisch und Blut, wie Eine, und zwar schönes Fleisch und heißes Blut,' setzte er mit einem glutheißen Blick hinzu, warf sich dann ins hohe Gras und starrte in die Wolken, während ich am ganzen Waldsaume hinging und kletterte und nicht eher ruhte, als bis ich meine beiden starken Böcke geschossen hatte, die wir dann aufbrachen und nach Hause schleppten.

„Von diesem Tage an war der Wilm wie umgetauscht, bald übermütig lustig, bald verschlossen, gedankenvoll und traurig. Zuvor waren wir manchmal zusammen gegangen, aber nun separierte er sich von mir und ging am liebsten seine eigenen Wege. Am Morgen ging er schon lange vor Tag, und abends kam er oft erst gegen Mitternacht, und war oder stellte sich so totmüde, daß man nichts mehr mit ihm reden konnte. Zuweilen sprach er nachts im Schlafe gar zärtliche, süße Worte, die niemand verstehen konnte, deren Ton aber Einem ins Herz drang; oder er seufzte tief auf und warf sich im Bette hin und her, als ob ihn der Alp drückte. Einmal hörte ich ihn im Schlafe aufschreien und dann einen Namen leis und innig flüstern. ‚He, Junge!' rief ich ihm zu; ‚leg Dich

auf die andere Seite! Ich denke, die Hexen reiten Dich!' Da wacht' er auf, fällt über mich her und erfaßt mich an der Kehle. ‚Hab' ich einen Namen genannt, Fritz?' ruft er: ‚sprich, hab' ich? und welchen denn?' Ich schüttelte ihn ab und sagte, er habe ängstlich aufgeschrieen und geseufzt, und dann welsches Zeug geschwatzt, das kein ehrlicher Christenmensch verstehe!' — ‚Ach ja,' sagte er; ‚habe schwer geträumt — es war gut, daß Du mich weckteſt, Fritz!' Dann zog er sich rasch an, nahm Büchse und Weidtasche und ging fort.

„Nicht mir allein war's aufgefallen, was mit dem Wilm vorging; auch der alte Hampe merkte es und sprach oft darüber. Ich hatte so meine Gedanken, wo die Sache hinaus wollte; bin aber mein Lebtage kein Fuchsschwänzer gewesen, und wollt' den Kameraden nicht verraten, denn Wilm war immer ein braver Kerl. Hampe und die Försterin meinten, dem Wilm gefalle das Jägerleben nicht und er habe Heimweh nach der Stadt; er brachte selten etwas mit nach Hause und lag doch den ganzen Tag draußen. ‚Wenn der Bursch' so fort macht, so schick' ich ihn seinem Vater wieder,' sagte Hampe; ‚kann keinen Träumer und Kopfhänger brauchen. Der kommt zu spät in den Wald.' — ‚Na,' sagt' ich; ‚der Wilm ist richtig dabei, aber er ärgert sich darüber, daß er so wenig Schick zur Sache hat und nichts trifft; wär' er ein besserer Schütze und brächte häufiger 'was nach Hause, so würd' er wieder lustig und guter Dinge sein. Aber es wurmt ihm, sein Kraut und Loth vergebens zu verpaffen!' Damit hatte ich eigentlich 'was recht Dummes gemacht, wo ich dem Wilm hatte helfen wollen, denn nun stellte ihn der alte Hampe Tag um Tag eine Stunde lang hinunter in den Graben, der um das Forsthaus lief und ließ ihn Scheiben schießen, und gab ihm seinen Jungen, den Ferdinand, zum Zeiger und der Wilm schoß meisterhaft, knirschte aber über den Zwang, und mußte nun oft den Förster begleiten oder den alten Forstgänger Herz, der ein Waidmann aus dem ff war. Der Wilm ward darob nur schweigsamer und trauriger, und kam nun später nach Hause.

„Eines Abends — es war zu Anfang Septembers und wir hatten ein großes Treibjagen auf Hochwild gehabt, mit dem Herzog und vielen Kavalieren dabei — lag ich totmüde in meiner Kammer und konnte doch nicht schlafen. Der Mond schien durch die Fenster, gerade auf Wilms Bett, und ich sah, daß es leer war. Ich stand auf und sah nach — siehe da, der Bursch' war schon drinnen gelegen, aber wieder aufgestanden und davon gegangen — seine Kleider lagen nicht mehr vorm Bette und draußen am Rechen auf dem Flur war sein Gewehr fort. Was hat der Junge? dacht' ich; 's ist doch fürwahr thöricht, so bei nachtschlafender Zeit noch

draußen herumzustreifen, wenn man nicht muß! dahinter steckt irgend etwas! — Und wie ich so grübelte, bracht' ich es mit dem Weibsbild im schwarzen Kleide zusammen, das wir damals im Walde gesehen hatten. Über dem Grübeln aber war ich eingeschlummert, und als ich wieder erwachte, wars von wegen des Wilm, der am Feuerzeug stand und Feuer schlug. Der Mond war hinunter und die Kammer stockdunkel. Wilm schlug mühsam Licht an, und ich hört' ihn mit jedem Schlag tief aufächzen wie im Schmerz. Als die Ampel brannte, holte er aus der Tasche ein Päckchen hervor und rollte es auseinander; es war ein Stein in Papier eingewickelt und dabei ein kleines Briefchen von seinem Papier, das er hastig las und immer und immer wieder überlas und an seinen Mund drückte und sich ganz verrückt dabei geberdete! Nun wußt' ich, was die Uhr geschlagen hatte! Der Wilm war verliebt, und sein Schatz war vermutlich die schwarze Hexe vom Wald. Ich rührte mich aber nicht, sondern stellte mich schlafend, denn ich wollte nicht Wort haben, daß ich ihn belauscht hätte. Endlich schob er das Briefchen in seine Brieftasche, hing die Waidtasche ab und zog den Rock aus, und siehe, da ächzte und stöhnte er wieder tief auf, und als ich erschrocken aufblickte, sah ich Ärmel und Schulter seines Hemdes ganz voll Blut. ‚Wilm,' rief ich, ‚ums Himmels willen, Du bist geschossen?' — ‚Gestreift, ja!' sagt er; ‚die Kugel hat hier ein Stück Fleisch herausgerissen, und das Ding brennt wie hölliſches Feuer!' Im Nu war ich aus dem Bett und riß ihm das Hemd ab, — es war eine böse Streifwunde an der linken Schulter. Eine halbe Spanne mehr rechts und der Junge wäre daran eingegangen. Ich wusch ihm die Wunde rein und schnitt das zerrissene Fleisch mit der Scheere ab, stopfte einen Pfropf von Charpie hinein und band ein Tuch darüber. ‚Wilm, wer hat dies gethan? Ein Wilddieb?' fragt' ich. — ‚Ein Wildschütz ohne Zweifel,' sagt' er; ‚morgen erzähl' ich Dir alles; laß mich nur jetzt schlafen, denn ich bin schwach!' damit warf er sich in's Bett.

„Ich weiß nicht mehr genau, was für ein Märlein uns Wilm am andern Morgen beim Frühstück erzählte; aber ich glaubte kein Wort davon. Ich wußte, daß keiner da drüben am Welling wilddiebte, wo Wilm geschossen worden sein wollte. Auch Hampe glaubte es nicht recht, aber er befahl, daß wir künftig immer nur zu Zweien auf die Streife gehen und bei Nacht die Faughunde mitnehmen sollten. Den andern Tag macht ich mir in der Nähe der Altenburg zu schaffen, kreiste den ganzen Wald ab, fand aber nichts Verdächtiges, nicht einmal Fußspuren. Wie ich so auf der Höhe unter den Buchen herumsuche, sah ich zufällig ins Thal hinunter, und da geht die schwarze Frau mit dem weißen Hunde durch

die Felder einem Waldstücke zu, das der „tiefe Brunnen" hieß. Dort war eine Schlucht und ein lauschiges Plätzchen an einer Quelle unter hohen Erlen und Eschen und Rüstern, ganz wie geschaffen zu einem Stelldichein für Verliebte. Ich mache einen großen Bogen über die Höhen, und komme von hinten her in die Nähe der Schlucht, schleiche mich ganz hart an und — hast du mich nicht gesehen? — da drunten bei der Quelle auf den moosigen Steinen sitzt mein Wilm und hat das schwarze Frauensbild im Arme und sie herzen und küssen sich wie ein Paar Täubchen. Was sie miteinander geredet, hab' ich zwar nicht verstanden; aber daß sie einander vom innersten Herzen gut waren, das konnte nicht verborgen bleiben, denn wenn sie einander küßten, da hielten sie sich umschlungen, als ob sie sich erdrücken möchten, und die Lippen wollten einander gar nicht los lassen. Und dann küßte ihm die schwarze Hexe die verwundete Schulter und nahm einen kleinen Korb, der neben ihr stand, und bewirtete ihn mit Fleisch und Wein. Meiner Seel', man hätte eifersüchtig werden können auf den glücklichen Burschen, und wenn ich Wilm nicht so gut gewesen wäre, so hätt' ich es ihm auch fürwahr mißgönnt, daß er so geliebt ward. Aber ganz ohne Bitterkeit ging es auch bei mir nicht ab. Das Weibsen war gar zu schön, wie es so bei dem Wilm im Grase saß. Himmelelement! solch weißen runden Nacken und schlanken Hals, solch schwanenweiße volle Arme und weiße Hände hatt' ich all' mein Tage noch nicht gesehen; und nun gar der kleine Fuß und das herzige Bein, die unter dem hochgeschürzten Kleid hervorsahen! . . . Ich mußte fortgehen, denn das Blut stieg mir ganz heiß zu Kopfe.

„Ich weiß selber nicht, wie es kam, aber nach langem Umherschweifen im Walde stand ich endlich an einem der Pfade, die nach Emslingen hinunterführten, und sah mir das Dörfchen an, wie es so still und friedlich dort unten im Thale lag. Die Bauernhäuser zerstreut am Bache entlang, die Kirche auf einer kleinen Anhöhe, und abseits von den andern Häusern oben am Gehäng des Hügels das Schloß, ein altes Steinhaus mit vier Türmen auf den Ecken, weiß getüncht, mit Mauern und Gräben umgeben, dahinter das Lustgehölz mit den alten Wallnußbäumen. Das alte Steinhaus gehörte dem Baron v. Wedell, der vordem Hofmarschall gewesen, aber in Ungnade gefallen und nun auf Reisen war und nur bisweilen auf seinem Gute lebte. Und wie ich so nach dem Schlosse hinüberblicke, so seh' ich einige der Fenster geöffnet und Blumen auf den Fensterbänken, und hinter den Fensternischen spielte der Wind mit den weißen Gardinen. — Hollah, sag' ich mir, da hab' ich den Schlüssel zu dem Geheimnis! die schwarze Hexe wohnt auf dem Emslinger Schlosse. Da

will ich mich doch 'mal auf die Lauer legen, wer sie denn ist! — Und somit steig' ich hinunter ins Dorf, gehe vor die Schenke, setze mich unter den Lindenbaum und lasse mir einen Krug Bier und ein Butterbrod geben, denn der Tag war heiß und die Sonne stand im Scheitel. Die junge Wirtin setzt sich zu mir mit ihrem Mädchen und wir schwatzen eins. Ich sag' ihr auf Befragen, daß ich Jägerbursch bei dem alten Hampe drüben in Griesthal sei, und frage wieder, wer denn jetzt auf dem Schlosse wohne, ob der Baron zurück sei u. dergl. m. und was der alte Muff, der Jäger des Barons, mache? und derweilen setz' ich den kleinsten Jungen der Wirtin auf mein Knie, thu' ihm schön und kraue ihm den Flachskopf. Na, da hör' ich denn, daß der alte Hofmarschall auf Reisen sei und sein Logament nur Gästen eingeräumt habe, erschrecklich vornehmen Leuten: einem hageren ausgetrockneten alten Herrn und einer dicken Frau, die beide Ausländer seien und niemand bei sich hätten, als eine bildschöne blasse junge Dame, die den ganzen Tag allein durch Feld und Wald streife, und zwei alte Diener, einen Lakai und eine Jungfer, welche mit niemand verkehrten und immer nur für sich blieben. Und wie die Frau des Jägers, des alten Muff, den fremden Herrschaften die Küche besorge, und viel Geld dabei verdiene, denn es werde ihr alles flott bezahlt, und überdem gebe es Geschenke die Menge. Über das schöne schlanke junge Frauenzimmer aber, die mich am meisten interessierte, wußte mir die Frau am wenigsten zu sagen; nur daß sie immer mit ihrem Hündchen allein gehe, und daß sie alle kleinen Kinder küsse und beschenke. Dann aber nahmen ihre Gedanken plötzlich eine andere Richtung, und sie erzählte mir, wie der Ruf von dem Reichtum der fremden Gäste schon das Gesindel herbeizöge, — wie Friedel, der Jägerbursch, behaupte, er habe schon etliche Male nachts verdächtiges Volk, Zigeuner, um das Schloß schleichen sehen, und erst vorige Nacht einen Kerl gespürt, der sich hinter dem Graben herumgetrieben und dem er eins auf den Pelz gebrannt habe, daran der Landstreicher wohl auf lange denken werde, denn man habe am Morgen Blutspuren in dem hohen Grase des Baumgartens gefunden.

„Ich mag bei dieser Nachricht recht dämlich ausgesehen und die Farbe gewechselt haben, denn die Wirtin sah mich mit einem Male ganz argwöhnisch an und ging dann ins Haus. Aber mir war auch nicht wohl bei der Sache, wenn ich an Wilm dachte, der um des Weibsens willen so große Gefahr gelaufen. Als das Weib wiederkam, zahlt' ich meine Zeche und ging, und überließ es ihr, sich darob Gedanken zu machen. Und hernach erfuhr ich auch, daß die Wirtin dem Schulzen erzählt, es sei einer dagewesen, ein junger Spitzbub und Räuber, als Jäger verkleidet,

habe sich für einen Jägerburschen vom Förster Hampe ausgegeben und auffallende Beflissenheit an den Tag gelegt, die ganze Gelegenheit des Schlosses zu erkunden.

„Am Abend fehlte Wilm wieder beim Essen; da nahm ich Flinte und Waidtasche und ging ihm entgegen. Ich ahnte schon, wo er zu finden sein werde; und als ich den Steig hinaufkam, der über den Berg nach Emslingen führt, hört' ich seinen Schritt und seinen Gesang, wie er von der anderen Seite her den Pfad heraufkam. Er stutzte, als er mich hier traf, aber ich ging stracks auf mein Ziel los. — ‚Wilm,' sagt' ich, ‚so kann die Sache nicht fortgehen, sonst kommt's zu einem bösen Ende. Ich weiß nun, von wessen Kugel der Streifschuß da herrührt — von Muffs Jägerbursch Friedel drüben im Emslinger Schloß. Der Bursch hat Dich längst abgespürt, wenn Du nachts um den Graben schleichst!' Ich sah im Mondschein, wie Wilm blaß ward und erschrak, daß sein Geheimnis verraten sei, und er dauerte mich. ‚Nimm Dich in Acht, Junge, wenn Du zu dem schönen Fräulein gehst, oder laß mich wenigstens mitgehen, und Dir den Rücken decken, damit sie Dich nicht noch einmal zusammenknallen wie einen Fuchs, der um den Hühnerhof schleicht. Und der alte Hampe wittert ebenfalls Unrath, weil Du immer mit leeren Händen heimkommst. Drum hab' ich heute im ‚alten Hau' einen Rehbock geschossen und in die hohle Eiche geworfen; den kannst Du im Vorbeigehen holen und nach Hause bringen, als wär' er Dir angelaufen. Der alte Hau liegt ja auf dem Wege nach der Preisklinge und dem tiefen Brunnen.' — Kaum war mir dieser Name über die Zunge, so zuckte der Wilm zusammen; er faßte mich mit einer wahren Wut vor der Brust und rief: ‚Mensch, woher weißt Du? . . . Hast Du mich belauscht? . . . Bist Du mir nachgeschlichen? Was hast Du gesehen?' — ‚Ruhig, Wilm, und die Hand weg von meinem Halse, oder es geht nicht gut!' sag' ich; ‚es war gut gemeint von mir; ich wollte Dich nicht belauschen, sondern nur sehen, ob mein Verdacht gegründet sei, damit ich Dich warnen könne. Komm mit und sei vernünftig, dann sag' ich Dir Alles!' Er ließ mich nicht eher los, als bis er mir lange prüfend in die Augen gesehen hatte, aber ich hielt seinen Blick ruhig aus, denn ich war mir bewußt, daß ich es gut mit ihm meinte. — ‚Komm,' sagte er, ‚laß uns nach Hause gehen. Ein ander Mal mehr davon!' Ich sah ihm an, wie sein Kopf und seine Brust arbeiteten, und ließ ihn nicht aus den Augen, während wir den Steig heruntergingen. Drunten schlugen wir den Weg rechts nach dem alten Hau ein, und als wir auf die Wiesen kamen, wo eine kleine Steinbank mitten in der Niederung stand, der sich niemand nahen konnte, ohne gesehen zu werden, blieb

Wilm ſtehen und ſagte: ‚Laß uns hier niederſitzen, Fritz, und ſag' mir alles, was Du weißt und geſehen haſt und wie es gekommen! Aber ſprich die Wahrheit, hörſt Du, wenn Du mich nicht unglücklich machen willſt!‘ Sein Ton war dabei ſo feierlich, ſeine Miene ſo ernſt, wie ich's nie von ihm geſehen; mir bangte ordentlich für ihn wegen ſeiner tiefen Erſchütterung; und offen und ehrlich erzählt' ich ihm alles, wie es gekommen war. Er ließ dabei kein Auge von mir, und ſah mich an, als wollt' er mir auf den Grund der Seele blicken. Nun war's ja nicht zu viel, was ich zu erzählen wußte, und ich bald damit zu Ende. Drauf drückte er mir die Hand, ſtützte die Stirne auf beide Hände und ſtarrte lange und ſeufzend zu Boden; dann wandte er ſich zu mir und ſagte: ‚Höre, Fritz, nun Du einmal ſoviel weißt, will ich Dir vollends alles ſagen, aber bedenke, daß zweier Menſchen Lebensglück dabei auf dem Spiele ſteht, und verſprich mir, vorerſt gegen jedermann von dem zu ſchweigen, was ich Dir anvertrauen werde. Nun ſieh, ja, ich liebe jene junge Dame, die wir damals im Walde trafen, liebe ſie bis zum Wahnwitz und werde von ihr wieder geliebt. Sieh, ich weiß ſelbſt nicht, wie es ſo kam, aber ich bin ihr ſo gut, daß ich nicht mehr ohne ſie leben kann, und Agneſen geht es ebenſo. Kein Tag verging ſeitdem, wo wir uns nicht geſehen hätten, bald da, bald dort im Walde, bald im Emslinger Schloßgarten, in der Buchenlaube, in dem Luſtgehölz; wir ſind beide unglücklich, wenn wir nur auf einige Stunden von einander getrennt ſind. Schon damals, als ich ihr das Hündchen hinbrachte und die Leine in die Hand gab und dieſe feine ſchöne Hand zu drücken wagte und ihren Gegendruck verſpürte und ſie mich mit ihren dunklen, feurigen ſchwimmenden Augen anſah, war mir's, als ob eine verzehrende Glut in meiner Seele aufſchlüge; und als ſie mir mit zierlichen Worten dankte, und ich, der Himmel weiß wie, den Mut fand, zu fragen, ob ich ſie nicht wieder ſehen würde, und ſie mir antwortete, daß ſie jeden Tag auf die alte Burgruine ſteige, da wußt' ich, daß ich ihr folgen müßte und ginge es in den Tod. Darum war ich auch an jenem Morgen ſo ſtill und fieberiſch; ein unſägliches Gefühl von Luſt und Schmerz war in meine Seele eingezogen und ſchaukelte mich hin und her, daß ich allen Halt verlor. Am anderen Morgen mit Tagesanbruch ſtand ich an dem Hochkreuz auf dem Sattel vor der Altenburg, und brauchte auch nicht lange zu warten, bis ſie kam, denn ich glaube, meine Gedanken hatten ſie herbeigezogen. Ihr blaſſes Geſicht ward ganz lieblich rot, als ſie mich vor dem Hochkreuz vom Boden aufſtehen ſah, ſobald ihr Köpfchen über der Kimme des Weges erſchien, und ſie lächelte, daß es mir wie Sonnenſchein in die Seele drang. Ich konnte kein Wort

reden, aber ich ging ihr entgegen und ergriff ihre Hand, die ich mit Küssen bedeckte, wobei sie mich auf die Stirne küßte. Sie dankte mir, daß ich gekommen sei, damit sie mir ihren Dank abstatten könne für die Schonung ihres Hündchens, und führte mich dann an der Hand in die Ruinen hinein, wo wir uns im Schatten der Giebelwand auf den Mauertrümmern niedersetzten und wechselsweise uns anblickten und in die weite Ferne hinausschauten. O Fritz, ich hab' schon mit manchem Mädchen geliebelt, aber erst mit Agnesen ist mir das volle Herz aufgegangen und ich weiß nun, was Liebe ist. Ich sagte ihr alles: wer ich sei, was mich im Griesthal halte und was für Aussichten ich habe und wer meine Eltern seien. Sie hörte mich so freundlich an, und mit einem solchen Interesse, und sagte dann mit Thränen in den schönen Augen: sie dürfe mein Vertrauen nicht erwidern, denn ihr Geheimnis sei nicht das ihrige allein, sondern betreffe noch andere Personen; aber ich solle ihr darum nicht weniger vertrauen, denn sie liebe mich mehr als ihr Leben, ich sei ihr einziger bester Freund, und sie meine es treu und ehrlich mit mir. Seltsame Schicksalsfügungen und Verhältnisse verböten ihr, sich mir jetzt anzuvertrauen; aber es werde die Zeit kommen, wo sie mich mit Stolz den ihrigen nennen und sich vor aller Welt zu mir bekennen werde. O Du glaubst nicht, Fritz, wie lieb und gut, wie fein und vornehm sie ist, und mit welcher Leidenschaft sie mich liebt! . . .'

„So ungefähr erzählte mir Wilm damals, denn ich weiß nicht mehr alles, was die Freude und das Glück der Liebe aus ihm sprachen; aber der Mond war längst untergegangen und Mitternacht vorüber, als Wilm mir noch immer von ihr erzählte. Sie hatte ihm das Wort abgenommen, daß er sich niemals in ihre Verhältnisse eindrängen, noch denselben nachforschen wolle; sie hatte ihm versprochen, für ihn zu sorgen, ihn aus seiner bescheidenen Dunkelheit hervorzuziehen und etwas Großes aus ihm zu machen; und Wilm glaubte daran, wie an ein Evangelium. Er hatte ihr versprochen, zu niemand von seiner Liebe zu reden, und er hatte nur mit mir eine Ausnahme gemacht, um mein Vertrauen zu erkaufen. Wilm nahm mir das Versprechen ab, gegen Hampe nichts davon zu sagen, und sprach mir viel von den Hoffnungen, welche er auf seine Zukunft setzte. Aber mein Anerbieten, ihm den Rücken zu decken, wenn er wieder eine nächtliche Zusammenkunft mit seinem Liebchen habe, die er nur unter dem Namen Agnese kannte, nahm er nicht an.

„Es war beinahe ums Morgengrauen, als wir miteinander heimkehrten und uns aufs Bett warfen. Unser Ausbleiben war nicht bemerkt worden, und der Rehbock, welchen Wilm heimgebracht, hatte alles gut ge-

macht. Einige Tage darauf lag Wilm Morgens im schrecklichsten Wundfieber da, und schien in großer Gefahr; auch der alte Physikus Dahm, den der Förster holen ließ, schüttelte den Kopf bedenklich, und verordnete eine Arznei um die andere. Als Wilm wieder zum Bewußtsein kam, war er außer sich, zu hören, daß er zwei Tage lang im Delirium gelegen und wollte sogleich in die Kleider fahren und fort gehen; aber ich hielt ihn zurück, weil dies Aberwitz gewesen wäre. — ‚Fritz,‘ sagte er zu mir, als ich ihn mit Drohungen zurückhielt, ‚jetzt zeig' mir, ob Du mein Freund bist! Ich will ein Briefchen schreiben, das Du draußen im Wald beim tiefen Bronnen in die Höhlung der Saalweide an der Quelle legst. Ohne Zweifel sind ein oder zwei Briefchen darin, die Du mir dafür wiederbringst; aber sieh zu, daß Dich niemand belauscht und daß Dir Agnese nicht begegnet!‘ — Ich versprach alles und besorgte drei Tage lang die Botengänge und trug Briefchen hin und her. Ich hatte mir nicht versagen können, das schwarze Frauenzimmer zu belauschen, als es den zweiten Brief Wilms aus der hohlen Weide holte; das Weibsen war bleich und abgehärmt, aber trotzdem bildschön, und als sie den Brief fand und las, und mit Küssen bedeckte und sich ganz toll geberdete, da ward ich ihr auch von Herzen gut, denn ich sah, daß sie Wilm wirklich liebte. Und meiner Treu, es war ein Paar, das einander wert war; sie so schön und anmutig, so königlich und doch so gewinnend, und er ein so staatscher, schmucker, frischer Bursche, dem das Leben und der Mut aus allen Poren quoll.

„Am vierten Tage,“ fuhr der alte Huwalt nach einer Pause in seiner Erzählung fort, „war Wilm schon wieder auf den Beinen, und die Wunde besser; da ging er natürlich selber nach dem tiefen Bronnen, und wartete auf seinen Schatz. Und am Abend zeigte er mir einen kleinen Goldreif am Finger, den sie ihm gegeben hatte, und sagte: ‚Sieh, Fritz, das ist so 'ne Art Verlobungsring! Nun soll uns kein Teufel mehr kommen! Ich hab' dafür gesorgt, daß sie mein ist!‘ Und eine wilde Freude flammte ihm dabei vom Auge, die ich mir gar nicht erklären konnte. Ich wünschte ihm aber von Herzen Glück, denn er hatte das Mädchen fürwahr redlich verdient. — Etliche Tage später weckt mich Wilm, der seine nächtlichen Gänge wieder angefangen hatte, aus dem Schlafe. ‚Fritz,‘ sagt er, ‚ich muß für Agnesen einen Ritt thun und nehme mir des Försters Braunen aus dem Stalle. Sorg' dafür, daß der Alte vorerst nichts merkt, wenn ich am Morgen noch nicht zurück sein sollte. Lock' ihn unter irgend einem Vorwand recht früh in den Wald!‘ Das konnt' ich leicht; wir hatten Hochwild eingekreist, das der Prinz Ewald abschießen wollte, und mußten

am Morgen in aller Frühe heraus, es zu bestätigen, und der alte Hampe ließ es nicht an Eifer fehlen, wenn es den Dienst galt. Der Prinz kam am andern Morgen mit seinem Gefolge; wir alle waren zur Stelle, selbst Wilm fehlte nicht, aber er sah fieberhaft und erschöpft aus und mir entging eine ungewöhnliche Düsterheit, eine gedrückte Stimmung und heimliche Angst nicht, welche auf ihm lagen. Er suchte mehrmals in meine Nähe zu kommen, der ich dem Prinzen beigegeben war, aber der alte Hampe hatte immer andere Aufträge für ihn, die ihn nach einer andern Seite schickten. Endlich war das Abschießen vorüber, und wir streckten das Wild: sieben starke Hirsche und zwei Hauptschweine. Da trat Wilm an mich heran und raunte mir ins Ohr: ‚Fritz, ich gehe dem Alten heute aus dem Wege! Der Braune ist gefallen und Hampe wird wüten! Bitte die Försterin, daß sie ein gut Wort für mich einlege, denn der Wert des Pferds soll gern ersetzt werden. Hilf mir nur über die verfluchte Geschichte hinüber!‘ — Ich nickte und machte mir sogleich mein Plänchen. Hampe hatte mich ausersehen, das Wild nach der Hauptstadt zu begleiten, wo in einem solchen Fall große Trinkgelder abfielen; aber ich wollte Wilm für mich gehen lassen, damit er dem alten Hampe aus den Augen kam. Als der Alte daher mit den Herrschaften droben auf dem ‚Plan‘ war und schon einigen Flaschen Wein den Hals gebrochen hatte, mengt' ich mich unter die Jägerburschen, welche bei dem Waidmannsmahl aufwarteten, und machte mich an den alten Hampe, der mich mit einem wilden Fluch empfing und mich fragte, was ich denn noch da thue, da ich längst mit meinen Fronfuhren auf dem Wege nach der Stadt sein sollte? ‚Mit Verlaub, Herr Förster,‘ sagt' ich, — ‚ich hab' mich unterstanden, diesmal ungehorsam zu sein. Der Wilm Stab hat mich gebeten, ihn statt meiner zur Stadt fahren zu lassen; einmal, weil er gern seinen Vater sprechen möchte, und dann, weil unter den Kavalieren dort etliche sind, die ihn von der Studentenzeit her noch kennen, und vor denen er sich geniert hätte. — Der Alte führte diesmal einen guten Wein und war's zufrieden, und ich freute mich, den Wilm fortzuwissen, wenn der erste Sturm losbrach.

„Es war spät, als wir heim kamen, und auf dem Forsthause alles verstört. Man hatte den Braunen mit Sattel und Zeug verendet an einem Hagen auf dem Wege nach Diekirch gefunden und die Nachricht davon auf das Forsthaus gebracht, als Hampe schon fort war. Die Försterin fürchtete ihres Mannes Heftigkeit und verschwieg ihm den Unfall noch am selben Abend, denn so gutmütig er auch sonst war, so konnte er doch bei einem solchen Anlaß wütend werden, besonders wenn er getrunken hatte. Ich hatte der Angst der Försterin jedoch schon ein Ende gemacht,

indem ich ihr zugeflüstert, daß Wilm den Gaul zu Tode geritten, und vollen Ersatz leisten wollte. Aber es war gut, daß Wilm am andern Morgen noch nicht zurück war, als der Förster nach seinem Tier sah und den Stall leer fand und der Jungbursche ihm die Sache erzählte. Er riß eine Büchse vom Rechen und verschwur sich hoch und teuer, den Kerl zu erschießen, der ihm das gute Tier, das ihn schon elf Jahre lang getragen, zu Tode geritten; dann holte man mich, als quasi Mithelfer, und nahm mich ins Verhör, aber ich gestand nichts, als daß mir der Wilm beim Strecken der Hirsche vor dem ‚Plan' in Eile mitgeteilt, daß ihm das Tier gefallen, als er in der Nacht von einem Ritt zu guten Freunden zurückgekommen, und daß er deshalb in die Stadt gewollt, um dem Förster ein anderes und womöglich besseres Pferd zu kaufen. Nun erging ein Teil des Donnerwetters über mich, aber ich war dergleichen von dem alten Hampe schon gewöhnt, und er war mir im Grunde doch gewogen. Der Alte wollte jedoch nichts von Ersatz hören und schwur hoch und teuer, den Wilm zu erschießen, falls er ihm nochmals über die Schwelle käme. Und weil ich die Heftigkeit des Alten kannte, schickt' ich dem Wilm einen Boten entgegen bis Dickirch und ließ ihm sagen, er solle vorerst das Forsthaus in Griesthal meiden und mich bei den Holzhauern im Welling treffen.

„Es war ungefähr um Mittag und wir lagen allesamt um ein Feuerchen von Spachen, denn es rieselte sacht herunter und war kalt, da kam der Wilm die Wildbahn herunter auf uns zu. Er sah noch bläsſer und verstörter aus als vorgestern, und in seinen Augen glühte eine fieberische Wildheit. ‚Auf ein Wort, Fritz!' sprach er zu mir, ‚es ist meines Bleibens nicht länger hier, denn denke Dir: sie ist fort, ich habe in der hohlen Weide im tiefen Bronnen ihren Abschiedsbrief gefunden. Heute Nacht in aller Stille kam ein Reisewagen aus der Stadt und hat sie abgeholt — sie und ihre Begleiter. Ich folge ihrer Spur und suche sie einzuholen. Sag' dem Alten, daß mein Vater den Gaul bezahlen wird, und nimm alle Briefe für mich in Empfang, während ich fort bin, — mögen sie nun durch Boten kommen oder in der hohlen Weide liegen.' — Ich suchte ihm den Entschluß auszureden, aber er blieb unerschütterlich bei seinem Vorsatz. ‚Ich kann und darf sie nicht lassen,' sagte er; ‚sie ist mein Weib vor Gott, und trägt ein Kind von mir unter dem Herzen; ich kann nicht ohne sie leben. Leb' wohl, Fritz, und sei mir treu!' Damit fiel er mir um den Hals, und seine Augen quollen ihm über, und er riß sich los und sprang in den Wald hinein. Ich wollte ihm folgen; aber er winkte mir zurück, ihn nicht zu begleiten.

„Drei Jahre lang sah und hört' ich nichts mehr von Wilm und seiner Liebschaft, bekam auch keine Briefe, obschon ich noch über ein Jahr auf dem Griesthaler Forsthaus geblieben. Der alte Stab hatte dem Förster ein schmuckes, junges Pferd geschickt, das weit besser war, als der gerühmte Braune, und so hatte der alte Hampe seinen Groll vergessen. Aber weder in der hohlen Weide, die ich oft untersuchte, noch auf irgend einem anderen Wege war mir ein Brief zugekommen, noch hatt' ich zu ermitteln vermocht, wer denn eigentlich die Leute gewesen, die unter dem Namen eines Herrn und einer Frau v. Müller mit Agnesen auf dem Emslinger Schlosse gewohnt hatten. Der alte Muff wußte es selbst nicht, und der alte Hofmarschall v. Wedell war im darauffolgenden Winter im Auslande gestorben, und sein Gut war als Majorat an seinen Neffen, den Jagdjunker des Herzogs, gefallen. Der aber wußte auch nichts von der Sache, wie ich wohl merkte, als ich sie ihm einstmals erzählte, denn ich ritt als Leibjäger manchmal mit ihm auf die Pirsch und stand ganz gut mit ihm. — Doch um wieder auf Wilm zurückzukommen: — ich war ungefähr zwei Jahre als Leibjäger in der Residenz, da begegnete mir eines Tages Wilm, den ich kaum wieder erkannt hätte, so sehr war er gealtert und verändert. Er kam gerade vom Rhein, wo er bei den Condéschen Freischaren gestanden hatte, um mit diesen gegen die revolutionären Neufranken zu kämpfen. Dorthin hatte ihn nach langen Kreuz- und Querzügen, auf denen er vergebens seine Agnese gesucht, der Wunsch geführt, von ihr etwas Näheres zu erfahren, aber er hatte nichts über sie ermittelt, und eine Spur von ihr erst bei der Heimkehr ins Vaterhaus wieder gefunden. ‚Komm mit mir, ich will Dir etwas zeigen,' sagte er, und nahm mich unter dem Arme. In seiner Stube in dem alten Amthause nahm er eine schmale, lange Kiste aus dem Schrank, hob den Deckel ab und zeigte mir ein wunderschönes, reich mit Silber eingelegtes Doppelgewehr — dasselbe, was der Herr Lieutenant heute Abend gesehen, aber damals noch ganz neu und schmuck und gleißend. ‚Das kommt von ihr, von Agnese', sagte er und das Weinen war ihm nahe; ‚diese Kiste kam vor bald anderthalb Jahren mit der Bestimmung für mich an den alten Hampe in Griesthal, der sie meinem Vater schickte, und nun stand sie bis vor wenigen Tagen uneröffnet hier im Schrank. Drinnen aber lag ein Brief, der mich glücklich und elend zugleich machte, denn Agnese schrieb mir: unser Kind lebe und werde der Erbe eines berühmten Namens und großer Güter, denn sie sei die Gattin eines Andern, eines alten Mannes; aber sie hoffe doch noch einmal mein zu werden, und wolle zu mir eilen, sobald sie frei sei. Aber wann wird sie es werden?' setzte er seufzend

hinzu; ‚wo iſt ſie? wo kann ich ſie finden, denn ich möchte ſie nur ein einziges Mal wieder ſehen!‘ — ‚Wie?‘ fragt' ich, ‚Du weißt alſo ihren Namen und Wohnort nicht?‘ — ‚Nein; die Kiſte kam zur Poſt von Frankfurt a. M., der Verſender iſt unbekannt, und Agneſe erinnert mich von Neuem an mein Gelübde, ihr nicht nachzuforſchen.‘ Das war freilich ſeltſam, aber zu jener Zeit waren ſolche Dinge nicht ſelten. — Wilm ging wieder zu dem alten Hampe zurück, beendete ſeine Lehrzeit, und ward hernach Forſtſchreiber beim Forſtamt in Buchenau; er blieb verſtimmt und verloren für das ganze Leben, denn er grübelte ſeither immer nur über ſeine Agneſe.“

„Nun erklärt ſich mir alles,“ ſagte Arthur; „es thut mir nur leid, dem alten Mann einen Schmerz erneuert zu haben, den er, ſcheint's, niemals ganz verwunden hat.“

„Nein, niemals, denn ſein Leben blieb ſeitdem ein verfehltes,“ ſagte Huwalt.

„Und iſt das Geheimnis, das jenes Frauenzimmer umgab, ſeither nicht aufgeklärt worden, Herr Förſter?“ fragte ich.

Huwalt warf uns einen bedeutſamen Blick zu und ſagte mit einem Seitenblick auf den Forſteleven: „Niemals ganz; — aber der Krug iſt leer. Nehmen Sie 'mal den Lichtſpan dort, Nagler,“ wandte er ſich zu dem Forſteleven, „und holen Sie mir den andern Weinkrug, den wir in die Quelle gehängt haben; werden ſich doch nicht fürchten, junger Herr?“

„Ne, ich nicht,“ ſagte Nagler, ſtund auf und verließ die Köthe.

„Die Sache iſt nämlich die,“ fuhr Huwalt fort, als wir drei allein waren, — „wir ſind hinter die Geſchichte gekommen. Einsmals, bald nach Wilms Rückkehr, übernachtete ich mit dem Forſtjunker v. Wedell auf dem Schloſſe zu Emslingen, als wir miteinander in dem Griesthaler Forſt zur Pirſch waren. Da ſticht mich der Haber, und ich ſage: ‚Gnädiger Herr, dürft' ich wohl 'mal die Zimmer ſehen, wo die rätſelhafte ſchwarze Hexe gewohnt hat?‘ — ‚O ja, in all' Weg', Huwalt,‘ ſagt er; es ſind die Gaſtzimmer im zweiten Stock, dicht neben dem Ihrigen. Die Muffin ſoll Ihnen das Zimmer weiſen, welches die ſchöne ‚Fremde ſelbſt bewohnt hat.‘ Das war Waſſer auf meine Mühle, und am andern Tage, da wir von der Jagd kamen, ließ ich mir das ſchöne, runde Turmzimmer aufſperren, und die Muffin ſagte: es ſtehe alles noch ganz ſo wie in jener Nacht, da die fremde Dame von ihrem Gemahl abgeholt worden ſei. Nicht einmal die Schubladen in dem Schreibeſpint ſeien geräumt. Die hab' ich nun ausgefegt bis auf den letzten Fetzen Papier, bis auf den

letzten Strähn Seide, und alles dem unglücklichen Wilm gegeben. Es waren seine eigenen Briefchen, die er an die Person geschrieben, und eine Menge anderer Briefe in Krakelfüßen, die niemand lesen konnte, — es soll Russisch-Geschriebenes gewesen sein, und der junge Baron hatte nichts dagegen, daß ich die Papiere dem Wilm gab, damit er daraus mache, was er könne. Aber ich glaube, niemand hat sie ihm entziffert. Es waren wohl Briefe, aber die Adressen abgerissen und die Unterschriften herausgeschnitten. — Aber hernach erhielten wir doch noch ein Licht. Mein junger Baron war ins Militär getreten und als Husarenlieutenant ins Feld gerückt. Als Rittmeister kam er aus seinem ersten Feldzug mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, aber einem Schuß durch die Lunge, daran er mehrere Jahre kümmerte. Einsmals besucht' ich ihn in Emslingen, wo er lebte, seit er den Abschied genommen, da sagte er mir unter Anderm: er habe unter den Papieren seines Oheims einigen Aufschluß gefunden über die fremde Dame, die damals dort gewohnt; sie sei eine Russin von Geburt, aber an einen französischen Emigrierten verheiratet gewesen, und sein Oheim scheine sie sehr ausgezeichnet zu haben, da er ihr — während einer Spannung zwischen ihr und ihrem Gemahl — sein Schloß für sie und ihre Tante und ihren Oheim zur Verfügung gestellt. Später habe sie sich mit ihrem Gatten versöhnt und demselben, etwa sieben Monate nach der Wiedervereinigung, einen Sohn geboren, das erste Kind nach einer zehnjährigen Ehe. ‚Nun ist sie tot samt ihrem Gatten, und aus Rücksicht für ihre Stellung verschweige ich ihren Namen', sagte Herr v. Wedell. Ich konnte ihn natürlich nicht darnach fragen," setzte Huwalt hinzu, „und bald darauf starb er, wie gesagt, an der Schwindsucht, und hat das Geheimnis mit ins Grab genommen."

Nagler kehrte mit dem Weinkrug zurück, der frisch gefüllte Becher machte nochmals die Runde, dann streckten wir uns auf die Moossäcke und schliefen ein. Als uns der alte Huwalt weckte, kauerte der finstere Forstschreiber Stab schon vor dem Feuer und schürte es mit dürrem Lesholz. „Munter, meine Herren! Der Tag graut," mahnte Huwalt; „reibt euch die Augen aus, und schießt mir nur jagdbare Hirsche; wenn ihr aber einen starken Dammbock in den Kornfeldern stehen seht, so schießt mir ihn nur mit der Kugel an die Schaufeln; das schlägt das Tier nieder wie einen Mehlsack und schadet ihm doch nichts, sondern warnt es für ein ander Mal; denn es wäre doch schade, wegen einiger lumpigen Metzen Korn meine schönsten Damböcke niederzuknallen!"

Das sommerabendliche Treiben auf der Josefstädtergasse in Prag.*)

Von M. Schapira.
(Prag.)

Es ist gegen Abend. Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Die Sonne, deren Licht unserem Leben und Treiben den Schein der Wirklichkeit verleiht und alles Rätselhafte hinter derselben in tiefstem Schatten verborgen hält, geht unter und dort in den weiten Himmelsfernen tauchen die dunklen Umrisse des Rätsels des Alldaseins auf, des Rätsels, das mit zunehmendem Nachtdunkel für den Denkenden immer heller hervortritt, und in später Nachtstunde, wo Alles um uns her in Todesstille durch die unermeßlichen Welt- und Zeiträume rastlos dahinstürmt, aufs deutlichste zu sehen ist. In meinem Zimmer und in meinem Gemüte beginnt es zu dunkeln; die alten Möbelstücke, von ihren vielen von ihnen überlebten Besitzern phantasierend, starren mich traurig an; die Bücher auf meinem Tische, die mir — o über die Hausdiebe! — ein halbes Leben samt Gesundheit entwendet, wenden mir schadenfroh den Rücken zu und die getäuschten Hoffnungen um mich her brechen in ein Schluchzen aus und flehen um Wiederaufnahme ins Herz. Doch ich raffe mich auf, entreiße mich gewaltsam meiner verweinten Umgebung, verlasse meine Wohnung und flüchte mich mit meiner angegriffenen guten Laune nach der Josefstädtergasse. Denn hier geht es nicht trübselig zu. Das regste, bunteste und froheste Leben herrscht in derselben, und ein Singen, Lachen, Spielen und Jubeln wechseln ununterbrochen mit einander. Bald hören wir in dieser Gasse eine mächtige Brummgeige, über deren Saiten das frohe Sommerleben der großen Menschen und der kleinen Kinder den Bogen zieht, bald aber sehen wir in der unter betäubendem Lärmen hin

*) Wir bieten hier dem Leser ein interessantes Experiment: die feuilletonistische Skizze eines jungen Russen, der in deutscher Sprache dichtet. In dem heißen Bildungsdrang, der das heutige junge Rußland beseelt, verließ er die Heimat und sucht sich jetzt, arm und ehrenhaft, mit der Feder sein Brot zu erwerben. Der treffliche Alfred Klaar, der sich seiner fördernd annahm, zeigte uns die früheren Publikationen des jungen Autors. In allem wird eine eigenartige Physiognomie erkennbar. Er erinnert an Emil Souvestre's „Philosoph auf der Dachstube", an Xavier de Maistre's „Reise um mein Zimmer". Was uns jedoch hauptsächlich bewog, diese Skizze zu publizieren, ist der für den Nationalitäts-Physiologen hochinteressante, echt-slavische Zug in der melancholischen Beobachtungsgabe des jungen Fremdlings. Die Redaktion.

und her wogenden Menge ein brausendes Meer, dessen stürmend aneinander schlagende Wogen uns die Gedanken entführen.

Die Josefstädtergasse befindet sich im fünften Viertel des Stadtganzen und ist mit Allem, was das alltägliche Leben fordert, ausgestattet. Sie hat nämlich: unzählige Greißlerläden, deren Inhabern es dennoch nicht an Abnehmern gebricht, da sie verheiratet sind und Familie haben; vier Branntweinschenken mit schwachen, wankenden Kunden und starken, feststehenden Schulden; mehrere Milchverschleiße, an deren Schildern den ganzen Tag fette, wohlgefütterte Kühe gemolken werden und in denen zu jeder Stunde Milch, Wassermilch, Milchwasser oder Wasserwasser erhältlich ist; drei Tabaktrafiken, in denen gescherzt, gelächelt und der Liebe zuliebe stundenlang geraucht wird und dem Liebesgott Cigarrenganzopfer dargebracht werden; und endlich drei Rasierer, von denen einer zugleich auch Liqueurfabrikant ist, und, während er im Rasierzimmer für das Äußere des Kopfes Sorge trägt, macht er sich in der Liqueurstube um das Innere desselben verdienstlich. Auch dem Militärwesen, das in dieser Gasse, insbesondere am Abend, sehr vertreten ist, wird Rechnung getragen; denn in einem Galanteriegeschäfte daselbst werden Soldatenmützen, Messingknöpfe, Schnallen, Quasten und dergleichen feilgeboten und überdies hängen in den Fleischerläden hin und wieder Hasen, deren Fleisch für die kriegerischen Soldaten bestimmt ist, damit sich diese durch den Genuß desselben Courage anessen. Dieses sind die Hauptkennzeichen der Josefstädtergasse.

Die Sonne, nachdem sie hier den ganzen Tag verweilt, kein Gefallen mehr am abendlichen Treiben der Gasse findet und ohnedies nicht gern für die dunkle Nacht in Prag bleibt, geht noch vor Anbruch derselben unter, während zu gleicher Zeit das Leben bei den Josefstädtlern aufgeht.

Nach acht Uhr geht es daselbst los; das Treiben des Lebens und Leben des Treibens erreichen dann ihren Höhepunkt.

Hier eilt in strammer Haltung ein junger Bursche mit blauer Soldatenmütze und fuchtelt mit dem Stock, in welchem er das zukünftige Bajonnet sieht, in der Luft umher, daß die Kosaken in Rußland erbeben, und da läuft in defektem Rocke und in einer Hose mit Ventilationen ein vacierender Maurergehilfe, hält eine rote Möhrenspitze im Mund und grüßt seine Bekannten höflich und modern. Hier spazieren zwei junge Freundinnen, sprechen laut, schauen einander ins Gesicht und eine fragt die andere: Wie gefällt „er“ dir? — Wann kommt „er“ wieder? — Was hat „er“ gesagt? —, und da promenieren zwei befreundete Kommis, sprechen laut, schauen einander ins Gesicht und einer fragt den andern: Wie gefällt „sie“ dir? — Wann kommt „sie“ wieder? — Was hat „sie“

gesagt? —. Hier läuft eine Magd, den Krug in der Hand und den Geliebten im Herzen, zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen, und gießt das abgestandene in großen Halbkreisen mitten auf die Gasse aus, und da holt ein kleines Mädchen für die Eltern ein Glas Bier aus dem Gasthause, trägt es schnell und nippt davon noch schneller.

Eine lange Reihe acht- und neunjähriger Mädchen, von denen ein jedes mit der Rechten den Hals der nächstgehenden Freundin umschlungen hält, schreitet, von Schule, Fräulein und Vorsteherin laut schwatzend, einher; aus einem Winkel der Gasse aber eilt auf dieselben eine geschlossene Reihe muntwilliger Buben gleichen Alters zu. Der unvermeidliche Zusammenstoß zwischen den beiden Reihen erfolgt; diese lösen sich auf, und die Buben und die Mädchen laufen unter ohrenzerreißendem Lärm, mit den Händen um sich schlagend, mückentanzartig durcheinander.

Dem Hunde an der Thür der Selcherei reißt die Geduld; mit großer Courage und einem strengen Hau! hau! stürzt er sich unter die jugendlichen Lärmmacher, verliert aber sogleich im Getümmel den Mut und zieht sich in raschen Sätzen nach der Selcherei zurück, wo er durch sein allzu hastiges Wesen die unter dem Würstelbuffet sitzende Katze erschreckt und derselben dadurch reichliche Anregung zu dem für die Nacht bevorstehenden Katzenjammer gewährt.

„Um Gotteswillen! — Lebe wohl, liebe Mutter!“ — erschallt es plötzlich mitten in dem Wirrwarr. Es sind dies Teile von Kindergedichten, die von bloßfüßigen, auf der Gasse fest aneinander geschmiegt umhertänzelnden kleinen Mädchen, die noch den Kindergarten oder diejenigen niederen Schulklassen besuchen, in welchen Gott noch der „liebe“ ist, laut deklamiert werden. Darauf kommt unter Gepolter und Gerassel ein langer Wagen mit Bierfässern herangefahren. Hochaufgerichtet, eine Peitsche in der Rechten und eine angebissene Gurke in der Linken, steht in demselben der Fuhrmann und wirft den auf der Gasse stehenden Bekannten laute Worte und den nachlaufenden Buben tüchtige Peitschenhiebe zu, während viele mit dem zitternden Gefährt gleichen Schritt haltende Passanten nicht umhin können — so will es die menschliche Natur — eine Hand oder wenigstens den Stock auf dasselbe zu legen.

Ein Dienstmädchen transportiert mit Beihilfe einer Freundin ihren Koffer nach der Wohnung ihrer neuen Dienstgeberin. Vor einem Jahre hätte sie daran nicht gedacht, daß sie ihrer Eltern im Dorfe beraubt sein und daß ihr Vaterhaus, in dem sie sich glücklich fühlte, zu einem winzigen Kofferhäuschen, dem einzigen beständigen Heim im kleinen, das sie nun mit sich überall hin führt, zusammenschrumpfen würde. Allein auch

der Schmerz der Erinnerungen schrumpft oft zusammen; wohlgemut und laut lachend, tragen die Freundinnen den schweren Koffer dahin, während drei Buben, von denen der eine den Federkiel vorzüglich bläst, der andere durch die hohlen Fäuste trompetet und der dritte auf den Blechkrug, den er zur Pumpe tragen sollte, trommelt, ihnen ein frohes musikalisches Geleite geben.

Ein ganz kleines Büblein geht eilenden Schrittes und trägt merkwürdigerweise eine Reisetasche in der Hand, als wäre es erst eben auf der Welt angekommen; ihm gegenüber schreitet ein großer Bube, einen Korb am Rücken tragend, aus dem ein kleines Schwesterchen hervorguckt.

In einem kleinen Karren, mit einem Zughunde bespannt, sitzt ein großer dickleibiger Fleischerbursche und läßt sich behaglich von dem armen Tier, das nach dem mühevollen Tagewerk vor Anstrengung keucht und dennoch vor Treue und Freude bellt, über die Gasse hin ziehen, daß sich unwillkürlich die Frage aufdrängt, wer hier eigentlich der Hund sei. Diesem Karren entgegen geht eine ärmliche Frau in Begleitung zweier Kleiner, von denen das eine eine zerrissene Maske mit langer Nase anhat und das andere auf einem Beine einhertänzelt, und fährt ein altes Kinderwägelchen vor sich hin, in welchem keine Kinder, sondern drei — Gänse sitzen.

„Koukej! koukej!“ (schau!) ruft freudestrahlend ein dreijähriger Bube, der auf dem Kopfe des auf der Gasse herumspazierenden Vaters seinen Sitz eingenommen hat und den Leuten von oben herab ins Gesicht schaut; „Papa! Papa!“ lallt, auf dem Arme der promenierenden Amme sitzend und mit den Händchen auf jeden stehenden und vorübergehenden Mann deutend, ein dummes Bübchen, das zum ersten Mal in seinem Leben die Kinderstube, in welcher es außer dem Vater keinen sah, verlassen, und nun auf der Gasse in der Entdeckung von unzähligen neuen Papas so glückselig ist.

Trotz dieses lärmenden und laufenden Durcheinanders verschmähen es Viele nicht, sich mitten auf der Gasse zu plazieren, und nehmen sich dadurch wie feststehende Klippen oder Inseln mitten in einer Wasserströmung aus.

Hier steht ein eifriger Tabakschnupfer, die Dose in der Hand, die Nase in der Dose und den Tabak in der Nase, und aus seiner Rocktasche guckt, hungrige Blicke nach der Trafik und eifersüchtige nach der Dose werfend, die bei ihrem Herrn in kleinerer Gunst stehende Pfeife hervor, und da wankt, mit Unruhe der hereinbrechenden Nacht entgegensehend, ein armer Schlucker, der das für das Nachtlager vielfach zusammengebettelte

Geld in dem Bierkeller, der die Mündung der Engengaſſe in die Joſefſtädtergaſſe kennzeichnet, vertrunken hat; er fürchtet ſich vor Arreſt in ſpäter Nacht und der übermütige Rauſch, der ſich aus der Tiefe des Kellers bis in die Höhe des Kopfes emporzuarbeiten gewußt, flüſtert ihm ſchalkhaft zu, er ſolle den „Herrn" Polizeimann, der bald an ihm vorübergehen wird, höflichſt grüßen; allein die vom Rauſche beeinflußten Finger verrichten ihren Dienſt nur mühſam und ſaumſelig, und bevor ſie zum zerknüllten Hut gelangen, iſt der Polizeimann längſt vorüber und nimmt den höflichen Hutgruß des Benebelten nur mit dem Rücken entgegen.

Hier ſteht ein Schuſter mit roter Jacke und langer Schürze, durch die das rechte Knie ſich Bahn gebrochen hat, und ſieht dem Spielen der Kinder zu, und da unterbricht ſich plötzlich im raſchen Traben ein barfüßiges Mädchen, hebt das Bein in die Höhe, wendet die Sohle zum Himmel und ſucht darin aufmerkſam nach einem Splittereindringling.

Hier läßt ſich ein junger Student von ſeinem Kollegen, deſſen Kopf auf ſeiner Schulter ruht, mit demſelben hin und her wiegen, während ein anderer ihm die Hand drückt, und da ſtehen zwei Buben, ſchlagen ſpielend die Stöcke aneinander, und einer von ihnen ſingt langſam vor ſich hin: Ta — ra — ra — ta — ra — ra —

Eine arme alte Frau hält eine Enkelin an der Hand und ſchüttet aus der Taſche die zerriſſenen verſpielten Zettel der kleinen Lotterie; neben ihr ſteht, ſein Geld zählend, ein armer Trödler und trägt auf ſeinem Kopfe hoch aufeinander getürmt viele alte Hüte, in denen noch manche Idee, von den Köpfen, die dieſelben einſt getragen, herrührend, herumſchwebt.

Neben dem Trödler wieder ſteht, auf den Regenſchirm nach rückwärts geſtützt und eine Blechplatte mit Zuckerwerk vor ſich haltend, ein armer altersgebeugter Zuckerbäcker und ſchaut betrübt und finſter drein, und gar manch naſchhaftes Büblein ſieht mit gierigen Blicken nach der Platte hin und kann gar nicht begreifen, wie man bei ſo ſchönen Konfekten betrübt und finſter ſein, bei ſo ſüßen Sachen bitterlich aufſeufzen könne.

In der Nähe des Trottoirs ſteht, einen Abhang bildend, ein zweirädriger Handkarren; in dieſem liegt, nach der Tagesarbeit ausruhend, ein armer Dienſtmann; er liegt bewegungslos und kann nicht vermittelſt der das Laſtziehen erleichternden Räder vorwärts; denn alle Laſten kann er mit dem Karren ziehen, allein ſich ſelbſt, die allzu große Laſt ſeines Lebens, vermag er nicht mit demſelben von der Stelle zu bewegen. An einer Spitze des Karrens, der die Erde berührt, riecht behaglich ein kleines

Kätzchen, springt auf und spielt lebenslustig und froh mit dem Schwänzlein; sie ist ja noch jung, ein junges Katzenkind, und hat noch von dem bitteren Katzenjammer der großen keine Ahnung. Aber auch ihm wird einst kommen der Tag.

An beiden Seiten der Gasse entfaltet sich gleichfalls ein reges Leben. Auf jedem Schritte herrscht Saus und Braus, von — Sodawasser nämlich, und die alten Weiber mit dem sauren Leben und den sauren Gurken scheinen unzählig zu sein.

In der nächsten Nähe des genannten Bierkellers steht ein hoher Tisch, dessen Platte vier Löcher in den Winkeln hat, und sobald es zu regnen anfängt, eilt ein anderer Tisch mit schiefer Platte wie geflogen herbei, stellt die Beine in die vier angebrachten Löcher und schützt in edler Selbstvergessung seinen Kameraden vor der Nässe. Auf dem Tische werden Fische verkauft. Wie vieles in der Welt, das nach dem Ableben seine Zukunft hat, so erfreuen auch sie sich, nachdem sie das nasse Moldauleben zurückgelegt haben, einer seligen Zukunft, indem sie nun, mit guter Butter wohlgenährt, im schönsten Zustande und besten Geschmack unter Menschen und im Trocknen sich vergnügt sonnen. Die Seligkeit der in Butter gebratenen Fische duftet von weitem und lockt viele Käufer und Käuferinnen herbei. Es entsteht ein Handeln und Bieten, in denen Mittelstücke, Kreuzer, Schwanz und Kopf geräuschvoll aneinander schlagen. Die Verkäuferin jedoch sitzt ruhig am Tische und scheint von dem Eigensinne der Handelnden keine Notiz zu nehmen; sie ist ja die einzige Verkäuferin von gebratenen Fischen in der ganzen Gegend und ist sich mit Recht ihrer Schwänze bewußt, und in der That, nach Verlauf von einigen Minuten stehen schon neue Gesichter um den Tisch und viele von den großen und kleinen Fischen haben bereits einen Spaziergang auf der Gasse für den ganzen Abend unternommen.

Auf den übrigen Tischen in derselben Gasse, die dem Fischtische an Höhe und Sauberkeit fern stehen, herrscht dafür eine große Mannigfaltigkeit. Was ist nicht alles auf denselben vertreten? Gurken, Töpfe, Kirschen, Papiere, Beeren, Körbe und Fliegen. Alles scheint zu leben und an dem lebensvollen Wirrwar der Menschen teilnehmen zu wollen: die Gurken, Beeren und Kirschen bedauern von Herzen, keine Flügel zu haben, um mit den tummelnden Kindern auf der Gasse herumfliegen zu können; die Papiere versuchen es, sich in die Höhe zu heben, was ihnen auch zuweilen gelingt, und die Fliegen, die kleinen Spatzen, deren Kleinheit gegen die großen gefiederten Spatzen durch größere Zudringlichkeit ausgeglichen wird, fliegen umher, summen freudig, feiern Hochzeitsfeste und

thun ſich gütlich an ihren Freitiſchen, die wohl opulenter ſind als die der Theologen, denen man durch das Wenige am Irdiſchen den Begriff von Gott und Himmel klarer zu machen ſucht.

Zu dieſen Tiſchen ſtrömen kleine Kinder mit und ohne Geld herbei und ihre Geſichter teilen den Jubel, den ihre kleinen Herzchen beim Anblick der ſchönen Früchte allein nicht faſſen können. Zwei kleine Mädchen kommen daher gehüpft, ſtellen ſich an eine Seite des Tiſches, flüſtern einander in die Ohren und halten Rat, was zu kaufen, worauf eins von denſelben den Finger dreht, ſich zum andern wendet und bedeutungsvoll lächelt; ihnen gegenüber ſtehen zwei kleine Buben, werfen naſchhafte Blicke auf die Kirſchen und Stachelbeeren, geraten aber in Streit und einer verrät den andern vor der Obſtfrau, daß dieſer kein Geld habe. Wie eine Ente wackelnd kommt ein kleines Büblein, das von „mein, dein, ſein“ noch keinen Begriff hat, herbei und ſteuert direkt auf die Kirſchen und Beeren los; aber in demſelben Augenblicke, wo es nach der Frucht greifen will, ruft ihm von hinten die Mutter, in deren Begleitung es gekommen, ein ſtrenges Počkej! (warte!) zu, und es läßt alles liegen und leckt ſich die trockenen Fingerchen.

Die Selchereien, die ſich mit Menſchen, welche ſich mit Würſteln, die ſich mit Semmelfleiſch füllen, ſtehen offen und ſtrömen einen Lärm aus. Dieſem ſchließt ſich der des einzigen Kaffeehauſes auf dieſer Gaſſe an, in welchem zwar mehr gezahlt als getrunken, mehr aber geſchwatzt als gezahlt wird.

Der vereinte Lärm des Kaffees und der Würſtel nimmt wieder, bevor er ſich in den großen allgemeinen Lärm der Gaſſe ſtürzt, mitleidsvoll ein leiſes Schnarchen auf, das von einer Frauenmaſe herrührt. Auf dem Trottoir in der Nähe des Kaffeehauſes hat ſich nämlich eine alte Frau als Verkäuferin von vielen Flickſtücken jedweder Art etabliert und ſchläft nun, da ſich zu gleicher Zeit neben ihr leider keine Kunden etabliert haben, trotzdem oder weil das Geſchäft ſchlecht geht (daß ſie kein Käufer ſtört), auf ihrem Bänkchen ruhig. Aber bald erwacht ſie, der Schlaf verſchwindet, das Schnarchen verhallt; ihre jungen Enkelinnen, die während ihres kurzen Schlummers ſpielend zu ihr gekommen ſind, ſtehen vor ihr, ſchmiegen ſich an ſie, erklimmen ihren Schoß und gleichen dadurch den grünen Schößlingen an einem abgeſtorbenen Baume. Das Herz der Alten jubelt auf und in ihrer düſteren Seele neben dem wütenden Schmerz, ihre zerriſſene Exiſtenz mit all den Flickſtücken nicht ausflicken zu können, verſucht manch verwelkte Jugendblume die zarten Blättchen aufzurichten.

An vielen Häusern auf dem Boden sitzen Mütter der Josefstädtergasse, die Beine vor sich hingestreckt, und wiegen mit den Knieen ihre Kleinen, die bald groß sein und ebenso kleine wiegen werden, während die großen Kinder rings um dieselben Spielzeuge tauschen, Purzelbäume schlagen und einander auf die Rücken hocken.

Alles erfreut sich eines regsten Lebens und äußert dasselbe durch lautes Lachen, Sprechen, Plaudern und Klatschen. Selbst die Häuser leben mit und sperren ihre Mäuler, die Thüren, weit auf, in denen die Zungen, die liebenden Soldaten, die die Dienstgeister in kriegerischer Tapferkeit auffordern, sie selbst gefangen zu nehmen, bis zum Zapfenstreich sich lebhaft bewegen und sehr gesprächig sind. Die Fenster auf die Gasse sind offen; aus denselben gucken Stubenhocker hervor und sehen der tummelnden Menge zu oder führen laute Gespräche mit ihren Nebenfenstlern, und manch alte Frau, die des Gassenschauspieles bereits übersatt ist, schaut ins Getümmel der Gasse nur indirekt hinein, indem sie eine alte Bekannte, die zugleich auch eine bekannte Alte ist und ihr gegenüber wohnt, betrachtet, wie sie das Mädchen neben ihr beobachtet, das vom Fenster hinab mit den jungen Herren unter den Spazierenden Blicke wechselt.

Aus einem Fenster guckt ein fünfzehnjähriges Mädchen hervor; ihre Blicke suchen nach Bekannten und ihr Mienenspiel gleicht dem eines Konzertisten in dem Moment, wo er die Estrade besteigt und im Begriffe ist, sich zu produzieren.

Und in der That, bald verläßt sie das Fenster, eilt ans Klavier, das auf der ganzen Gasse nur einen einzigen Leidensgenossen hat, und ein schlechtes, ungeschultes Spielen ertönt. Sie spielt und glaubt, ihr vermeintlich vortreffliches Musizieren werde den Himmel zu sich herablocken, während der Fall umgekehrt ist, da ihre Musik, d. h. der immer größer werdende Lärm des klimpernden Klaviers zu demselben hinaufsteigt. So gesellt sich denn zu dem großen Gassenlärm dank der Klimpersucht der Klimpernden am Klimperklavier auch ein Geklimper, daß die Ohren des Spazierenden sich tief verletzt finden. — Die unangenehm klingende Klimperwiederholung in letzterem Satze dürfte dem Leser eine gewisse Vorstellung von dem nicht enden wollenden Klimpern auf der Gasse beibringen. — Aber Annchen und Paulinchen, die kleinen Schwestern der Spielerin, finden deren Musik entzückend und sehen in großem Stolzgefühl auf ihre Schwester zum Fenster hinaus. Unter diesem laufen viele halbnackte, kleine Kinder, von denen dieses einen Strumpf auf der Gasse verloren, jenes beide Strümpfe im Hause vergessen, ein anderes wieder diese noch im Laden hat, zusammen und drehen sich mit den Tönen, den

Hilferufen des armen Klaviers, im Tanze, und wenn ein Stück zu Ende gespielt ist, applaudieren mutwillig schäkernde Burschе, indem sie statt in die eigenen Hände einander in den Rücken oder auch in die Wange schlagen und bis! rufen.

An den Pumpbrunnen geht es ebenfalls nicht mäuschenstill her. Die Wasserbringerinnen scheinen mehr Lärm als Wasser hervorzupumpen, als befände sich die unterirdische Hölle gerade unter den Pumpen. Als Königin dieser und auch derer von ganz Prag ist wohl diejenige anzusehen, die sich in dem Gassenwinkel befindet, wo die Schameschgasse ihren Anfang nimmt. Das Leben an derselben, von reichlichem Wasser begünstigt, blüht und wächst mit jedem Augenblicke.

Anfangs, gegen Abend, stehen neben ihr nur ein paar kleine Buben, füllen ihre Mützen mit Wasser, üben sich im Pumpen — eine wohl notwendige Übung für Kinder, die sich als große ohne „pumpen" nicht durchschlagen können —, und die arme Pumpe, wegen ihrer Einarmigkeit unbeholfen, muß es sich gefallen lassen, von denselben am Arm hin- und hergezupft zu werden.

Bald aber werden die spielenden Buben verdrängt. Eine Magd eilt herbei, und kaum hat sie den Krug ausgespült, als schon eine andere, der es an der Sauberkeit nicht viel gelegen ist, an der Pumpe steht und diese, ohne die Erstgekommene zu berücksichtigen, für sich in Anspruch nimmt. Während nun die eine wartet und schimpft und die andere schweigt und pumpt, kommen viele Frauen, die keine Dienstboten haben und selbst murren, kochen und essen müssen, Mägde, denen die Pumpe die Aussicht eröffnet, mit Genossinnen zusammenzutreffen und mit ihnen die Ungnaden der „Gnädigen" eingehend zu besprechen, und erwachsene Kinder, bei denen die mitgenommenen Wassergefäße schon davor geschützt sind, allein ohne ihren inneren Raum den Heimweg anzutreten, herbei. Da aber die Pumpe alle Frauen und Mägde mit einem Schlage nicht abfertigen kann, so füllen diese vorläufig ihre Krüge und Töpfe mit Geschwätz und treten geduldig die Wartezeit an, während die Kinder ihrer Kleinheit wegen den Hintergrund der Versammlung bilden und am längsten warten. Unter den Letzteren steht, ein rotes Tuch um den Kopf gebunden, ein wartender Bube und beißt an einem Stück Brot, mit dem er sich für die Zeit der Wassernot an der Pumpe versehen hat, und ein ebenso wartendes Mädchen bringt unterdessen ihre Kleider und ihre Haare in Ordnung und knöpft dem zur Pumpe mitgenommenen Brüderchen das Leinwandröckchen zu, das sich in zwei Flügeln von hinten geöffnet hat und einen nackten Kinderrücken hervorblicken ließ.

Diejenigen, welche von blauköpfigen „Jemands" an den Thoren erwartet werden, schätzen sich glücklich, frühzeitig zur Pumpe gelangt zu sein, und tragen ihre Krüge und ihre Herzen voll Wasser und Freude von dannen. Zwei Mägde laufen von derselben, schütteln eigentümlich die Hände und lachen laut. Die Allererstgekommene, ein naives, sentimentales, erst seit nicht langem vom Lande angekommenes Dienstmädchen, die nicht nur von der unsauberen Magd, die ihren Krug nicht ausgespült hat, sondern auch von vielen anderen verdrängt worden und erst nach langer Wartezeit zur Pumpe gelangt ist, drängt sich endlich tiefgekränkt aus der schwatzenden, wartenden und pumpenden Schar hervor. Zum Troste begegnet sie gerade ihrem tapferen Geliebten, der, eine verstellt ernste Miene angenommen, ihr die militärischen Honneurs, die Hand vor das Ohr gehalten, macht. Das Mädchen fühlt sich dadurch hochgeehrt und in Rührung darüber bietet sie, den Krug in der Hand, demselben den Arm, sodaß die ihr an der Pumpe zugefügte Unbill verschmerzt ist.

Die Zahl der Kommenden und Gehenden steigt mit jeder Minute, und im späten Abend, wo der Tag und die Nacht zusammentreffend und voneinander scheidend, sich guten Tag und gute Nacht sagen, schart sich um die Pumpe eine ungeheure Menschenmenge, die am langen Warten keinen Gefallen findet und sich fürchterlich drängt und zankt. Ein Bube, der großthun will, greift nach dem Arm der Pumpe und pumpt aus allen Leibeskräften, daß sein ganzer Körper hin und her tanzt, für Alle, die um dieselbe stehen, während ein Mädchen ihm zur Belohnung seiner guten That wiederholt die Hose abgießt.

Plötzlich weichen mehrere von der Pumpe; ein untersetzter, hemdärmeliger Tagelöhner, der sich durch die drängende Menge tapfer Bahn gebrochen hat, will nun das Wasser für seinen Krug haben und hält diesen so unter die Pumpenöffnung, daß das Wasser den Murrenden direkt ins Gesicht spritzt und sie der Wassertropfen wegen vor Verdruß zu weinen scheinen.

Während der unhöfliche Tagelöhner so unbescheiden mit dem Wasser manipuliert, kommt der wohlthätige Lampenzünder mit seinem Feuer. Auf dem Kopfe der Pumpe leuchtet ein Flämmlein auf, und Licht- und spritzende Wasserstrahlen mischen sich lebhaft durcheinander.

Diesen profanen Strahlen schließen sich, wie es an einem Freitagabend ist, heilige Orgeltöne an. Die Pumpe befindet sich nämlich hart an einem Bethause; der Grund dieser vertraulichen Annäherung zueinander mag wohl darin liegen, daß ein Bethaus im gewissen Sinne eine umgekehrte, heilige Pumpe ist, die ihre Quellen nicht unten in der Erde, son-

dern oben im Himmel hat, und mit der man nicht Waſſer herauf-, ſondern Geſundheit, Leben, ewige Seligkeit und auch Waſſer (zur Zeit der Dürre, wo man Gott um Regen flehet) herabpumpt.

An jedem Freitagabende wird in dem Bethauſe Gottesdienſt gehalten; viele Beter, die ſich in demſelben verſammeln, heben in tiefſter Andacht die Augen in die Höhe empor — wo die ſchönen Sängerinnen ſtehen, und die ſüßen Töne dieſer und die der frommen mitbetenden Orgel laufen in andächtiger Verzückung durch die Fenſter in die Höhe, in die Weite und die Tiefe und erreichen die Lichtſtrahlen der Pumpenlampe und die Waſſerſtrahlen der einander beſpritzenden Waſſerträgerinnen, und es tönt und ſtrahlt und ſchwatzt und pumpt . . .

Neben all dem Geſchilderten, was zum Allabendlichen gehört, ſpielen ſich auch oft andere ergötzende Szenen ab.

Es bricht z. B. zwiſchen zwei Nachbarn ein Streit aus, und da bekanntlich, wenn einer mit einem zankt, bald darauf viele mit vielen zanken, ſo bilden ſich augenblicklich Pro- und Kontragruppen, in denen gezankt und mehr als dies wird.

Ganz im Hintergrunde der unter Lärm hadernden Gruppen läuft in der Regel ein Hund, bellend oder ſchweigend hin und her; er weiß nicht, für wen er Partei nehmen ſoll; ſein Wedel, was auch aus der unentſchloſſenen Hin- und Herbewegung desſelben zu erſehen iſt, zweifelt mit.

Einem entfällt im Dunkel der Dämmerung eine Silbermünze aus der Hand, und er beugt ſich zum Boden, um nach dem Verlorenen zu ſuchen. Einen Augenblick darauf haben ſich ſchon unzählige Sucher mit geſenkten Häuptern in Geſtalt von Kindern und Großen eingeſtellt. Alles ſucht eifrig, und einer von den Herbeigekommenen thut ſogar ein Übriges, indem er ſelbſt, nachdem er die Münze entdeckt hat, aus gewiſſen Gründen zu ſuchen fortſetzt und erſt nach längerer Zeit ſich aufrichtet und mäuschenſtill ſeines Weges geht, nachdem er verſtohlen etwas zu ſich geſteckt . . .

Eine Sodawaſſerverkäuferin trägt ein porzellanenes Becken zur Pumpe, um ihm daſelbſt ein Bad zu bereiten; dasſelbe hat ja gar manches von den Flaſchen und Gläſern abgenommen, und ein Spülbecken iſt überdies nicht eine Kleiderbürſte, die auszubürſten Niemandem in der Welt einfällt. Unglücklicherweiſe aber gleitet das Gebadete aus den Händen ſeiner Pflegerin, und in der Luft erſchallt ein Krachen. Es iſt dies der Todesſchrei des armen Beckens, der den Joſefſtädtlern zugleich auch als Signal dient. Als wäre das große All ein porzellanenes und dasſelbe zertrümmerte, ſo blicken alle beſtürzt auf und eilen der Unglücksſtätte zu.

Die Verlustträgerin steht betrübt da, und alles um sie her bemitleidet und belächelt, bedauert und bespöttelt.

Endlich rüttelt sich dieselbe aus ihrem trüben Brüten, sammelt sich und die Scherben und begiebt sich in Begleitung von vielen leidtragenden Kindern und großen Menschen zu ihrem an dem Sodawassertische stehenden Manne, dem sie die Beckenleiche zeigt und der ihr für ihr (der Frau) gutes Wirtschaften ein baldiges Begräbnis wünscht.

Warum strömt alles in solcher Hast herbei? Warum schauen alle Josefstädtler so lebhaft gestikulierend und schreiend in die Höhe? Haben sie einen neuen barmherzigeren Himmel entdeckt? oder fahren alle Himmlischen mit ihrem großen Seligkeitsgepäck von oben nach der Josefstädtergasse zum Sommeraufenthalte herab?

Ein Spängler ist es, der aller Blicke, Zungen und Hände in die Höhe lockt.

In aufgestreiften Hemdärmeln steht er auf einem Fenster im dritten Stocke und sucht mit einer langen Stubenbürste ein junges, halbflügges Kanarienvögelchen, das sich aus dessen Wohnung nach dem hohen Gesimse unter dem Dache geflüchtet, ins Fenster herunterzuscheuchen.

Die Bürste erweist sich zwar als zu kurz und kann nicht bis zum Gesimse hinauflangen, allein der niederschlagende Schrecken einer drohenden Waffe endet nicht an der Spitze derselben, der Schrecken ist länger als die Waffe; er geht weiter. Mehrere Minuten lang starrt das arme Tierchen, von Todesangst gefoltert, den verfolgenden Spängler an, und seine zukünftigen Tage schluchzen ihm aus einem engen Käfigkerkerlein entgegen. Endlich entschließt es sich, das Gesimse zu verlassen, fliegt aber nicht ins Fenster, wie es der Spängler verlangt, sondern läßt sich auf einen Mauervorsprung in der Nähe der gaffenden Menge herab. Ein dröhnendes Hallo, das viele neue Zuschauer aus den benachbarten Gassen herbeilockt, erschallt, und es entsteht ein Auflauf und ein furchtbares Gedränge. Die Leute in den Häusern eilen zu den offenen Fenstern und sprechen mit den ihnen gegenüber Wohnenden, und eine Frau, die durch den Lärm aus dem Schlafe geweckt worden ist, läuft in der Meinung, ein Feuer sei ausgebrochen, leichenblaß auf die Gasse.

Von weitem werden Leitern sichtbar. Ein noch junger Bursche stellt rasch eine Leiter an die Wand und streckt die Hand nach dem Vögelchen aus, das ihn bebend anschaut und mit den Äuglein den bitteren Vorwurf macht: Wir sind ja doch beide Kinder! . . .

Dasselbe nimmt jedoch seine erschöpften Kräfte zusammen, fliegt nach der entgegengesetzten Seite der Gasse und läßt den Burschen in tiefer

Beſchämung in der Höhe ſtehen, während die Verſammlung wieder in Halloruſe ausbricht.

Alles ſtürzt ſich nun geſpannt zu der gegenübergelegenen Seite, und der beſchämte Burſche, feſt entſchloſſen ſein Vorhaben auszuführen, eilt ebenſo mit ſeiner Leiter herbei. Diesmal gelingt es ihm.

Das verfolgte Tierchen, von den Kräften verlaſſen, leiſtet keinen Widerſtand mehr, und Dunkel und Fingerdruck umnachten ſeine Sinne. Und wieder erſchallen ſtürmende Hallos. Der Burſche, hocherfreut über den glücklichen Beſitz des Gefangenen, ſtimmt ebenſo in dieſelben ein. Seine Freude ſoll aber nicht von langer Dauer ſein. Der Spängler, der rechtmäßige Beſitzer desſelben, ſtürzt in Begleitung ſeiner Frau, die ihm zürnen hilft, wutentbrannt herbei und fängt, den Vogel laut fordernd, den Fänger am Arm. Die beiden Gegner drehen ſich nun ringend und zankend im Kreiſe umher und tanzen ſo ein Zorntänzchen, bis endlich der Spängler dem Burſchen eine Ohrfeige appliziert und dieſem eine glückliche Idee, durch den verſetzten Schlag im Kopfe aufgerüttelt und ermuntert, einfällt. Was früher zu ſeiner Beſchämung geweſen, ſoll nun zu ſeiner Ehre dienen. Er läßt zur größten Verblüffung des Spänglers das Kanarienvögelchen los, und dieſes fliegt unter abermaligen Rufen der jauchzenden und ſchreienden Menge die Gaſſe entlang und verſchwindet in einem offenen — Fenſter eines Hauſes . . .

Alles auf der Gaſſe rennt, lärmend und mit den Händen nach der Höhe deutend, durcheinander.

Die Menge ſetzt ihre Halloruſe fort; der Poſtfuhrmann, der ſich mit ſeinem gelbangeſtrichenen Gefährt nur mühſam durch dieſelbe Bahn bricht, kreiſcht aus voller Kehle: Poſor! Poſor! und die auseinander treibenden Wachmänner ſchreien anherrſchend: Marſch! Marſch! Und dort in einem Winkelchen, in der Gewalt des böſen Spänglers, weint das bald ſchon wiedergefangene Vögelchen und zwitſchert ein thränenvolles Lebewohl all den freien Fluren, grünen Wäldern und aufgeputzten Blümlein . . .

Nun, geneigter Leſer, ich ſehe, daß Sie ſchon die Joſefſtädtergaſſe verlaſſen wollen, da Sie auch die Geduld, in ſolch lärmendem Durcheinander lange zu verweilen, verlaſſen will. Was mich aber anlangt, ſo bleibe ich noch lange daſelbſt. Es fällt ja ſchwer, ſich von einem ſo heitern Erdenwinkelchen zu trennen, wo gar manche Thräne im Herzen an der Glut eines rauſchenden, jubelnden und ſpielenden Sommerlebens ſo leicht trocknet und wo ſo viel Naives und Komiſches den Schmerz aus tiefſter Bruſt weglacht.

Allabendlich ſpaziere ich auf dieſer Gaſſe und beobachte das Treiben

der Menſchen, wobei ich nicht umhin kann, mein eigenes Treiben, mein Beobachten nämlich, zu beobachten. Wenn aber der Abend verſchwunden iſt, die Nacht vandaliſch ihre ſchwarze Tinte über die poeſiereiche Dichtung des Tages gießt und das große Leben auf der Gaſſe, einer tiefen Stille Platz machend, dieſelbe verläßt und zwiſchen einſchränkenden Wänden in kleine Leben zerfällt, dann ſenke ich kniefällig mein Haupt vor dem Unbegreiflichen, Wunderbaren und Rätſelhaften des Seins, und das wirrende Treiben des Lebens mit ſeinem bunten Inhalte krümmt ſich vor mir in ein großes Fragezeichen.

Himmel! wer hat dieſe wunderliche Kombination im Leben von Hoffnungen, Kirſchen, Börſen, Würſteln, Waſſer, Freuden, Milch, Himmel, Leben, Kindern, Pumpen, Thränen, Fliegen, Hallos . . ., die in einem engen Zuſammenhange miteinander ſtehen und eine genaue Ordnung beobachten, erfunden?

Träumt denn der Gott, der ſich nach Heine aus einer zechenden Göttergeſellſchaft geſchlichen, eingeſchlummert und mit ſeinem Träumen alles, ſomit auch alles was das Sein und Leben der Menſchen ausfüllt, erſchafft, ſo kunſtgerecht und ordnungsſtreng? Sind nur die verwirrten menſchlichen Träume nicht künſtleriſch, wie die Künſtler träumeriſch?

Träumt auch der bezechte göttliche Träumer von einem Heine und ſeiner Bemerkung, daß er träumt? Träumt er auch davon, daß Heine ſagt, daß er träumt? Träumt er, daß er träumt, daß er träumt? Träumt er auch dieſe Fragen, die letzte Frage dieſer Zeilen nicht ausgeſchloſſen? . . .

Unſer Dichteralbum.

In einem Frühlingsgarten.

Wie riecht am Beet der friſche Buchs,
Wie dehnt ſich jede Kraft,
Und Alles ſtrebt im Frühlingswuchs,
Wie treibt und quillt der Saft.

Im jungen Stachelbeerenſtrauch
Zeigt ſich der erſte Schoß,
Die alte ruppige Kiefer auch
Erfreut ein neuer Sproß.

Und Alles lebt und Alles blüht.
Der warme Sonnenhort
Wirkt auch im innerſten Geblüt
Der beiden Falken dort,
Die ſich im Liebestaumelflug,
Vor keinem Traualtar,
Umkreiſen auf dem Hochzeitszug,
Wie blitzt ihr Flügelpaar.

Ich ſtehe am Kaſtanienbaum,
Wo noch die Knospe klebt,
Wo eben durch den Gartentraum
Ein blauer Falter ſchwebt.
Mein Auge ſchweift ſo ſehnſuchtsvoll,
Weiß nicht warum, wohin,
Wohl daß es immer ſuchen ſoll
Die kleine Gärtnerin.

Und heimlich flattert her ein Gruß,
Sie gräbt die Schollen auf,
Ihr derber Strumpf, ihr kleiner Fuß
Bringt ſchnell mein Blut in Lauf.
An ihrer Seite bin ich bald,
Sie kichert und wird rot,
Und thut ſo ſpröde, thut ſo kalt,
Das macht mir wenig Not.

Halt ein und laß das Graben ſein
Und komm' an meine Bruſt.
Da zittert ſie in holder Pein
Und wechſelt Angſt und Luſt,
Bis ich in meinen Arm ſie zwang,
Noch immer will ſie fliehn,
Hat endlich doch in Trieb und Drang
Dem wilden Sturm verziehn.

Kellinghuſen, Holſtein. Detlev Freiherr von Liliencron.

Wie ich Schauſpielerin ward.*)

In dieſer Zeit der großen Phraſen
Hört man an allen Ecken blaſen:
„Aus eitel Luſt nur ward ich das,
„Aus reinem Drang ward ich Tragöde,
„Von Gottes Gnaden ſpiel ich Flöte" —
Etcetera. Ja, hat ſich was!

Das iſt die Zeit der kleinen Seelen,
Die ſich und aller Welt verhehlen,
Wie Großes oft aus Nicht'gem kam:
Man ſtaunt ſich ſelber an als Wunder —
Und iſt doch oft nur armer Plunder,
Was man als hohe Sendung nahm.

Gelegenheit macht nicht nur Diebe,
Sie führt zur Kunſt, verführt zur Liebe:
Zum Zweiten wirkt die Eitelkeit;
Zum Dritten führt die Not ganz ſachte
Zu Zielen, die man ſich nicht dachte —
Mit dem Genie hat's gute Zeit!

Wie zur Komödie ich gekommen?
Ich hab mir keinen Weg genommen:
Die Not hat meinen Schritt gelenkt,
Gelegenheit gab das Geleite,
Spät ſchlug ſich dann auf meine Seite
Das Glück, das ſtets das Beſte ſchenkt.

Wer mich „entdeckt", ich weiß es nimmer,
Doch lohn' dem Braven Glanz und Schimmer:
Er half aus Dunkel mir zum Licht.
Was Dichter und — die Andern machten,
Ich ſpielt' es und die Leute lachten,
Nur ſelten gab's ein bös Geſicht.

„Naive" hört ich bald mich preiſen
In alten und in neuen Weiſen;
Doch hab' ich wenig Freud' verſpürt,
Wenn nicht mein eigner Sinn bezeugte,
Daß vor dem Wahren ich mich beugte,
Natur erhielt, was ihr gebührt.

*) Die Wiener „Allgemeine Kunſtchronik" hat jüngſt an die hervorragendſten Vertreter der deutſchen Bühnenkunſt die Frage gerichtet: Wie wird man Schauſpielerin? Von den ſeither in genannter Zeitſchrift veröffentlichten Antworten teilen wir hiermit diejenigen der berühmteſten Nora-Darſtellerin, der königlichen Hofſchauſpielerin Marie Conrad-Ramlo, unſeren Leſern mit. R. d. G.

So lang die Dichter kühnlich lügen,
Muß auch die „Kunſt“ das Volk betrügen,
Der Mime hat nicht freie Wahl;
Wie oft in Troddel-Backfiſch-Rollen
Hab' ich zu Tod mich ſchämen wollen,
So ſehr war dieſe Kunſt mir Qual.

Ach, anfangs wollt' ich ſchier verzagen,
Mein Lebtag ſolche Qual zu tragen.
Jedoch die Welt iſt einmal dumm,
Und mit Humor lernt man bei Zeiten
Nicht mehr um die Geſchmäcker ſtreiten,
Recht hat ja ſtets — das Publikum!

Blick' ich zurück auf jene Tage,
Die einſt mir ſchufen ſchwerſte Plage,
Erſteht vor mir das Bild der Pfalz:
In Kaiſerslauterns Muſentempel
Ward meiner Kunſt der erſte Stempel
In Kritiken voll attiſchem Salz!

Doch als gebornes Münchner Kindel
Entwuchs ich raſch der Pfälzer Windel
Und eilt' zurück zum Iſarſtrand.
Hier lernt' ich mir ein Hüttlein bauen
Und fröhlich in die Zukunft ſchauen —
Den Muſen Dank mit Herz und Hand!

München. Marie Conrad-Ramlo.

Legende.

Es ragt am Bergſeeufer
Ein einſam Schloß empor,
Von ſeinem Turme flattert
Der Flagge Trauerflor.

Dort in den grünen Wellen
Hat Hermelin und Kron'
In ſtiller Stund begraben
Ein müder Königsſohn.

Wer weiß, was ihm zu ſterben
Trotz Glanz und Macht gebot?
Verſchwiegen ſind die Waſſer,
Verſchwiegen iſt der Tod.

* * *

Nachts hebt ſich aus den Fluten
Im kalten Vollmondlicht
Die Krone auf den Locken
Ein bleiches Angeſicht.

Die Fiſcher auf dem Fange
Sehn ſich bekreuzend an,
Sie wenden nach dem Ufer
Zurück den ſchwanken Kahn.

Sie reichen ſich die Hände
Und ſchwören dort aufs Neu
Dem armen toten König
Die alte Schyrentreu.

* * *

Und wieder kam der Frühling
Nach langer Winternacht,
Und wieder kam auch Pfingſten
Mit ſeiner Roſenpracht.

Die Kirchenglocken läuten,
Dumpf dröhnt Sankt Bennos Schlag,
Dem Volke zu verkünden
Des Feſtes Freudentag.

Doch in den Kloſtermauern
Altöttings zuckt voll Schmerz
In reichgeſchmückter Urne
Ein blutend Königsherz. —

München. Heinz Oſſer.

Nach dem Gewitter.

Sturm und Gewitter tobten aus
Und ſtill iſt es geworden.
Die Sternlein treten hell heraus
Am Himmel allerorten.

Nur manchmal an den Bäumen ſacht
Ein Tropfen niedergleitet,
Wenn ihn geſtreift das Kleid der Nacht,
Die leis vorüberſchreitet.

Und durch die feuchten Wipfel geht
Ein ſtillgeheimes Regen,
Als ſprächen, flüſternd im Gebet,
Sie noch den Abendſegen.

Weinheim. Wilhelm Platz.

Abend.

Du ſchöner Stern, dort hoch im Blauen,
So freundlich ſtrahlſt du durch die Nacht,
Daß in der Seele ſtill Vertrauen
Und milder Friede mir erwacht.

Des Herzens Wünſchen iſt entſchlafen
Und all das bange Sehnen ſchweigt,
Wie wenn nach langer Fahrt im Hafen
Ein Schiff die Wimpel träumend neigt.

Weinheim. Wilhelm Platz.

Menſchen, Helden und Götter.

Ewig zwiſchen
Leben und Tod,
Luſt und Qual
Schweben und beben
Schickſalverfolgte
Kinder der Sterblichen. —

Schön iſt das Leben!
Nur Dunkel der Schacht,
Der tief verborgen
Birgt der Lebendigen
Goldene Schätze.
Millionen ſteigen hinab —
Millionen ſteigen heranf
Schwerbeladen
Mit der ſüßen Goldlaſt
Der Liebe —
Glückliche Menſchen.

Aber tief unten
Gräbt es und klopft es noch,
Spaltet und ſprengt es
Fenrigem Felsblock
Funken entlockend.
Nie geſättigt
Vom Gold der Liebe
Wühlen ſie tief und tiefer ſich ein,
Suchend den Hort
Tiefhöchſten Lebens —
Die Größe der That,
Die Braut des Genies.
Sieh, da brodelt's und qualmt,
Da ziſcht es und kocht
Von glühflüſſigem Golderz.
Donnernd und krachend,
Vulkanegebärend
Spalten ſich Felſen —
Und ſpucken den Held aus,
Den Lenker der Welt; —
Schön iſt das Leben!

Aber ihr andern
Schickſalverfolgte,
Verzweifelt, verzweifelt
An thatdurſtiger Größe —
Im Buch' der Lebendigen
Seid ihr gelöſcht.
Ohnmachtgefeſſelt
Liegt ihr am Boden.
Bohrer und Meißel,
Hammer und Zweizack
Habt ihr mit Flüchen
Von euch geſchleudert.
Anderes wollen:
Anderes müſſen!
Ewig verlangen:
Ewig verzichten!
So wollt, was ihr müßt
Und freut Euch des Todes! —
Tod iſt das Leben
Blinder Natur,
Des Gottes der Welt.
Eherne Geſetze
Dreh'n ihn im Kreiſe.
Freiheitverloren,
Sterbend ewigen Tod
Ruft er verzweifelt
Selbſt Gott: „Mein Gott,
Warum haſt Du mich verlaſſen?"
Ihr aber, ihr Steine
Und ihr ſchickſalverfolgte,
Gott ähnliche Kinder der Menſchen
Hallet es wider.

Berlin. Ludwig Scharf.

Der deutſche Dichter.

Wie ringt Trauer und Glück um den Beſitz meiner bewegten Bruſt,
Wenn der Blick ſich erſchwingt über des Sees felſenumdunkelt Blau,
Auf zur Höhe, die ſchwerwolkig des Tags Huldigung früh empfängt.
Dir umwöbe wie gern ich mit des Lieds purpurnem Feſtgewind,
Hochanſtrebendes Haupt deines Gelocks blinkende Eiſespracht,
Auf daß Freundin du mir ſeiſt, der ich Freund allem Erhabenen bin,
Gern auch pries ich des Sees, dem du entſteigſt, ſpiegelnde Majeſtät,
Nur vom Flügel des Weihs manchmal geritzt, oder vom ſterbenden
Ruf des Jägers umhaucht, der ſich den Pfad über den Wolken ſucht.

Aber tief in der Bruſt hält mir erſtarrt bitteren Unmut's Froſt
Jedes knoſpende Wort, welchem der Neid, welchem der Zeit Ungunſt
Raubt der Süßigkeit Hauch, ach! und ihm leiht Härte, die leicht verletzt.
Nach dem ſeltenſten Kranz höchſten Verdienſtes haſcht die gekrampfte Hand,
Der ſich Leyer dein Gold, ſchmählich entweiht, zürnend zu fügen lernt;
Und ſo ſtirbt in der Bruſt gerne das Lied, dem ſich der ſtümpernde
Haß verſchworen und dem dort nur und da lauſcht noch ein Einſamer.
Steil abfallende Wand, die ſich im See wolkenumkränzt beſchaut,
So beſtaun' ich dich denn, ſtumm in der Bruſt bändigend Wünſche, rauh
Ab ſich wendend vom Tag, ſuchend mit Schmerz ſchönerer Zeiten längſt
Hingeſchwundene Pracht, kommender Zeit prüfenden Richterſpruch. —
Kein feuchtſtrahlendes Aug lohnt mehr dem Klang, welcher geſtaltenvoll
Führt des Menſchenſeins Los traurig und kühn ſtaunendem Volk vorbei;
Gaukelkünſte allein ſchmeicheln dem Ohr, ohne der Seele Grund
Aufzuwühlen mit Macht! Nimmer der Held geizt nach dem Sängerlob,
Welches nüchterne Kraft, rohe Gewalt, adelt allein: zur That!
Und ſelbſt frevelnden Trotz, grauſame Gier edler der Nachwelt malt. —
Weh dem Sohn, der der Bruſt, die ihn geſäugt, nimmer der Achtung Zoll
Darzubringen vermag, welcher vielleicht Richter muß ſein dem Leib,
Der ihn liebevoll trug! Aber auch wehl wehe der Mutter, die
Ohne Grämen des Kinds Tadel vernimmt, der an die Bruſt ihr ſchlägt.

Darmſtadt. Wilhelm Walloth.

Warnung.

Noch biſt Du jung, noch biſt Du ſchön,
Noch leuchten Dir hell die Augen,
Der Todeswind aber, der giftige Föhn,
Wird blaß Dich und blutleer ſaugen.

Der weht verpeſtend durch jede Luſt,
Die maßlos genießt, ohne Halten,
Das Siechtum weht er in Deine Bruſt,
Die Stirne furcht er in Falten.

Den roten Wangen entzieht er das Blut,
Den glänzenden Augen die Bläue;
Drum laß Dich warnen: ſei auf der Hut,
Auf daß Dich's zu ſpät nicht gereue.

Und wenn Du rufſt: die Jugend iſt mein,
Ich will die Jugend genießen —
So ſehe ich ſchon den Todenſchrein,
In den Deinen Leib ſie verſchließen.

Noch bist Du jung, noch winket und lacht
Die Lieb' Dir auf allen Gassen,
Doch laß Dich warnen: denn über Nacht
Wird Dich die Jugend verlassen.

Stolp i. P. Hans Hildebrandt.

Armensuppe.

Eine Skizze von Otto von Leitgeb.

(Görz.)

Der junge Herr von Bertan hatte ein gewisses Interesse für die Armut. Die modernen Belletristen aus der französischen Schule, die Kielland, Dostojewski, Verga, Zola, Daudet und wie die Veristen alle heißen, waren ihm wohl bekannt, und Studien an der Volkspsyche bis herunter in die ganz dunklen, ganz traurigen Tiefen der Kanäle, in welchen das Elend fließt und die Leichen derer trägt, die es ertränkt hat, solche Studien zogen Herrn von Bertan mächtig an, vielleicht auch abgesehen davon, daß er einen Kreis von Bekannten hatte, in welchem sich jene Autoren großen Ansehens erfreuten und wo man mit den sozialen Nachtseiten der Zeit aus den eleganten Salons heraus ein bischen kokettieren wollte. Wie viel Elend giebt es doch in der Welt, und welche Menge des Studiums entspringt daraus für den Gelehrten, für den Politiker, für den Künstler, für den Menschenfreund!

In der Großstadt, wo Herr von Bertan seine Studien vollendete, ward dieses Interesse fortwährend genährt. Welch' tragische Poesie in den frierenden, schlecht genährten Gestalten, die man oft genug sehen konnte, wenn man zu schauen verstand. Welche Typen unter diesen verkommenen, notleidenden Proletariern, welche Greise, welche Weiber, welche Mädchen und Kinder!

Manchmal auf seiner Mittagspromenade, so zwischen zwei und drei, machte Herr von Bertan unablässig Beobachtungen an diesen Typen, wo eben deren sich in die besseren Straßen verloren, auf unrechtmäßiges Gebiet. —

Von spätem Frühstück aus einem elegauten Kaffeehause kommend, stieß er eines Tages auf einen Bekannten, einen gesuchten jungen Arzt der

Reſidenz, der ſich aus unbekannten Sphären auf einen Poſten guter Achtung hinaufgearbeitet hatte.

„O, wohin des Weges, Herr von Bertan? — Vom Kolleg?“

„Guten Morgen, Doktor! — Nein! — ich ſchäme mich — aber ich komme wirklich eben vom Frühſtück. — Iſt das eine Kälte, um Mittag!“

„Sie haben Recht!“ ſagte der Doktor lächelnd. „Es iſt unwirtlich. Möcht' es auch ſo machen, wenn ich könnte. — Und nun? — Was macht die Lektüre, — was machen denn die „Studien an der Großſtadt,“ für die Sie ſich ſo intereſſieren? — Haben Sie ſchon viel abgelauſcht vom Pulsſchlag der Armut?“

„Vieles, ich verſichere Sie. Und ich bemühe mich aus erſter Hand zu nehmen. Alle dieſe Züge in dem Leben der Leute hier, dieſe kleinen Einzelheiten, dieſe Perſönlichkeiten aus dem Volke, dieſe Typen —“

„Ja, ja!“ ſagte der junge Arzt. „Mitunter prickelt das, wie? — Aber kommen Sie! Begleiten Sie mich. — Haben Sie ſchon eine Privatſuppenanſtalt geſehen?“

„Privatſuppenanſtalt? — Nein! — Giebt es das hier?“

„Gewiß! Eine ſehr wohlthätige Anſtalt, wo täglich einige Dutzende hungriger Parias geſpeiſt werden. Gehen wir alſo; — es iſt gar nicht weit.“

Das neue Objekt für Herrn von Bertaus Studien war ihm ſehr recht. Auf dem Wege dahin ſtellte er darüber verſchiedene Fragen.

„Da zahlen alſo die Leute nichts?“

„Ach, nein, — ſie werden gratis geſpeiſt.“

„In einem Lokal?“

„Ja, wenn ſie wollen! Manche eſſen auch gleich dort, die Meiſten aber tragen die warme Gabe nach Haus zum Weib, zum alten Vater, zum kranken Mann oder zu den kleinen hungrigen Würmern, die ſchon gierig darauf warten.“

„Ach, ja! — Es iſt alſo dies kein eigentlicher Speiſeſaal?“

„Nicht ganz ſo,“ ſagte der Arzt. „Aber Sie werden ja gleich ſelbſt ſehen.“

Indes hatten ſie die breite Avenue, wo die eleganten Wagen rollten, verlaſſen, und die Straßen verengten ſich nach und nach, bis ſie in ein weniger lichtes, offenbar weniger frequentiertes Quartier gekommen waren. Der Wind pfiff ſchneidend um die Ecken und Herr von Bertan ſchlug fröſtelnd ſeinen Pelzkragen in die Höhe. Endlich kamen ſie in eine ganz ſchmale Gaſſe, wo die Häuſer links und rechts vier und fünf Stockwerke hoch ſtanden, und eine von dort draußen ſchon ſehr verſchiedene Phyſiognomie zur Schau trugen. Schmutzige Façaden, ungeſcheuerte Thore in

den dunklen Fluren, ein holpriges Trottoir längs den Häusern, von denen zwei aufeinanderfolgende nur hie und da wie durch einen merkwürdigen Zufall in derselben Linie standen, ab und zu in einem Winkel ein Kehrichthaufen, den der stürmende Wind zerzauste. Durch diese Gasse, in der man sich aus der kultivierten Welt offenbar immer mehr entfernte, kamen sie endlich ans Ziel.

Eine niedrige, schwarz gähnende Thüre, die in einen engen, mit Kalksteinen gepflasterten Raum führte, und aus der ihnen ein nicht gleich definierbarer, süßlich-säuerlicher, feuchter, warmer Dampf entgegenströmte. Der Raum war fast nur von Weibern gefüllt, von ganz alten, jüngeren, von halbwüchsigen Mädchen und Kindern.

Es waren die Leute, die mit der Suppe beteilt werden sollten. Jedes hielt seinen mitgebrachten Topf in der Hand, und im Hintergrunde, wo es ganz dunkel gewesen wäre, wenn nicht durch ein Fenster der Schein einer gelben Gasflamme ein wenig Licht verbreitet hätte, hatte die Verteilung schon begonnen.

Dort war ein Schiebefenster, durch das die Frauen ihre Töpfchen hineinreichten.

Drinnen aber stand ein großer, derbknochiger Mann mit feisten Backen, glatt gekämmtem Haare und einem Ringe an der Hand, mit der er die Schüssel auf das Brett hinaus schob. Und dabei schrie er fort-! während mit Stentorstimme:

„Nummer zweiundzwanzig! — Fehlt? — Nummer dreiundzwanzig — Was? — So eine Riesenschüssel? — Natürlich! Nur schlau! — Das giebt es aber nicht, Beste! — So! — Nummer vierundzwanzig!"

Nummer dreiundzwanzig erhielt die Schüssel nur halb voll. Es war ein altes Mütterchen, faltig, mager und gebückt. Sie nahm die Schüssel mit den beiden zitternden Händen und murmelte etwas in dem zahnlosen Munde.

Ihre Nachbarin lachte.

„Kein Geschäft, Frau Hackel!"

Das Mütterchen antwortete nichts. Sie deckte einen Zipfel ihres Wolltuches über die dampfende Schüssel und schob sich dem Ausgange zu.

„Das dort ist der sogenannte Armenvater," sagte der Doktor.

„Ah, — und was ist das eigentlich für eine Suppe?" fragte Herr von Bertan, der sich gerne unterrichtet hätte, ohne sich bis nun über die Bestandteile des Aroms, das durch den niedrigen Raum qualmte, klar geworden zu sein; nur daß es ihm ein gewisses Unbehagen im Magen zu verursachen begann.

„Der Hauptbeſtandteil," entgegnete der Doktor, „ſind Bohnen, von der großen, ſchweren Sorte. Dann giebt es darin noch Kartoffel mit und ohne Schale, etwas Mehl, etwas Salz und viel Waſſer; die ſogenannte Armenſuppe. Sie iſt allerdings nicht ſehr ſchmackhaft, aber ſchwer und warm, und das iſt bei ſo kaltem Wetter denn doch etwas."

„Und wie oft bekommen die Armen dieſes — Labſal?"

„Wie oft? — Nun, zu Mittag, ſonſt nicht." —

Nunmehr konnte Herr von Bertau wirklich das qualmende Arom in ſeine Beſtandteile zerlegen. Er fand die Kartoffel heraus, mit und ohne Schale, das Mehl, das Salz, das Waſſer, und Bohnen, viel Bohnen.

An dem Schiebefenſter gab es indes allerlei Szenen, denn der Armenvater hatte, wie jeglicher Menſch, ſeine gewiſſen kleinen Sympathien und Antipathien, und in der hungrigen Gemeinde ſelbſt traten auch mancherlei Gefühlsäußerungen auf, meiſt wenig freundlicher Art, denn der Hunger macht neidiſch und gereizt.

Die Nachbarinnen maßen mit den Augen jede Portion, die durch das Fenſter herausgeſchoben wurde, und da gab es Gloſſen.

„He, — natürlich! Die bringt wieder einen Bottich!" —

„Als ob nicht andere auch da wären!" —

„Geht's Dich was an?" —

„Ruhe dort! — Nummer vierunddreißig!"

Ein hübſches junges Ding, dem das krauſe Haar unter dem zerriſſenen Kopftuche neckiſch auf die Stirne fiel.

„Da, mein Schatz, und guten Appetit für die Mutter! — Nummer fünfunddreißig!"

Ein großes, hageres Weib mit pockennarbigem Geſichte und tiefliegenden ſchwarzen Augen, aus denen das dumpfe Elend blickte.

„Na, wär' Zeit, daß Ihr aufhörtet, Seilerin! — Er könnte ſchon wieder arbeiten; iſt nichts als Faulheit!"

„Er kann noch kein Glied rühren, Herr!"

„Ach, was! Ich kenne meine Pappenheimer! — Sechsunddreißig!" —

Inzwiſchen hatte ſich die Halle faſt geleert und man konnte die Wände ſehen, an denen der feuchte Dunſt in dem trüben Lichte flimmerte. Die meiſten waren fortgegangen, um die Schüſſeln und den warmen Inhalt möglichſt ſchnell nach Hauſe zu bringen. Nur Einer verzehrte ſein Teil an Ort und Stelle.

Es war ein alter Mann mit hagerem Geſichte und hervorſtehenden Backenknochen, dem das ſchmutziggraue lange Haar über die Stirn fiel.

Er war einer der Letzten geweſen.

Seinen Hut, einen zerrissenen schwarzen Filz, hatte er sofort zu Boden geworfen, als er sich mit der gefüllten Schüssel in eine Ecke zurückzog. Nun stand er an die Wand gelehnt, den Oberkörper etwas vorgebogen. Löffel besaß er keinen. Die zwei knochigen, großen Hände hielten die Schüssel und führten sie ab und zu an die Lippen, die vor Hunger bebten.

Dabei sah er gar nicht auf, nicht einen Moment. Er war jetzt ganz allein, er hörte, er sah nichts; er war ganz allein mit der dampfenden Schüssel, und die Suppe darin gehörte ihm. Sie war glühend heiß, aber er versuchte es doch immer wieder und that einen schlürfenden, gierigen Schluck.

Dabei goß er sich jedesmal etwas davon auf das Kleid, denn wie in einer großen Erregung zitterten seine Hände heftig; und jedesmal verbrannte er sich die Lippen. Aber ach, er war so hungrig, so entsetzlich hungrig! —

Herr von Bertan verspürte immer größeres Unbehagen. Es ward ihm fast unwohl.

Fast schämte er sich dessen und hätte es gewiß nicht ausgesprochen, aber er sehnte sich fort aus diesem feuchten, qualmenden, übelriechenden Raume.

Der Doktor schien indes ein gewisses Verständnis für diese Einflüsse zu haben, denn er nahm seinen jungen Freund unterm Arm und sagte: „Na, wollen wir gehen? — Sie werden genug haben, und was mich betrifft, so hungert mich gerade so wie den Alten da drüben. Ich will speisen gehen!"

Sie traten ins Freie.

„Kommen Sie mit?" fragte der Arzt.

„Ach nein — ich speise nie vor vier, und habe heute so spät gefrühstückt!"

„Ja so! Nun aber — leisten Sie mir Gesellschaft. Vielleicht behagt Ihnen auch ein kleiner Lunch nicht übel nach dieser — Magenaffektion da drinnen! — Sehen Sie, bei mir ist es alt-bürgerlich. Ich fühle so um Mittag herum immer ein menschlich Rühren. Aber freilich — Ihr jungen Herren —"

Und der Doktor, unter dessen dunklem Barte manchmal ein ganz feines Lächeln zuckte, lachte vergnügt. —

Wie wohlig war es in dem feinen Restaurant in der Ecke am Fenster, wo man hinaussah auf die breite Avenue mit den entblätterten Platanen, und auf die Menschen, die noch eine kleine Promenade in der kalten Novembersonne machten, um sich den Appetit zu stärken.

Wirklich — man konnte Appetit bekommen, wenn man dem Doktor zusah, wie er behaglich sein Beefsteak verzehrte. Was es sonst wohl auf der Karte gab?

Ah, eine Lieblingsspeise! Herr von Bertan mußte essen.

„Fasan mit Trüffeln!"

„Recht haben Sie!" sagte der Doktor. „Sehen Sie, ich sagte ja, Sie würden Hunger bekommen und Durst."

Herr von Bertan hatte ein Gefühl, als ob er sich dessen fast schämen müsse. Er beugte sich über die Weinkarte.

„Trinken wir eine Flasche zusammen, Doktor?"

„Danke! Ich beschränke mich zu Mittag stets auf mein Glas Bier; — aber thun Sie sich keinen Zwang an. Wein thut Ihnen gut bei dieser Kälte."

Der Aufwärter stand schon da.

Herr von Bertan suchte, bis ihn die alte Gewohnheit aus den Inländern in die Ausländer geführt hatte. Der geliebte Bordeaux, — er ist doch ein herrlicher Wein!

„Chateau Lafitte!" sagte er in raschem Entschlusse, „aber — nur eine halbe Flasche."

„Bedaure, bitte! Sind nur ganze Bouteillen hier!"

„Nun also!" —

Der Doktor war so über sein Beefsteak gebeugt, daß man nur seine hohe weiße Stirn sah.

„Mir thut nur leid," sagte er nach einiger Zeit, „daß ich nicht länger Ihre schätzbare Gesellschaft genießen kann, aber ich muß um Eins wieder auf der Klinik sein!" —

Als er gegangen war, fühlte sich Herr von Bertan viel freier. Es war ihm heute behaglicher so — er wußte nicht recht, warum.

Und aus dem Lunch war dann doch ein ganz süperbes kleines Diner da in der warmen Ecke am Fenster geworden, eine wahre moralische und physische Wiederbelebung nach dem abscheulich ungemütlichen Bilde in der Suppenanstalt. Brrr!

Bei einer kleinen Upmann und dem Reste von Chateau Lafitte lehnte er sich im Stuhle zurück, sah hinaus auf die breite Avenue mit den entblätterten Platanen, und fühlte den Glauben an ein menschenwürdiges Dasein wieder in sich zurückgekehrt.

Aus einem Gespräch.

Von Detlev Freiherr von Liliencron.
(Kellinghusen.)

Ist es nicht köstlich, ganz köstlich, langsam, in dicken, hohen Wasserstiefeln, mit aufgeschlagenem Kragen durch den Frühlingsregen, der lothrecht hinunter fällt, zu gehen, zu schlendern? Es ist völlig windstill, die Tropfen an den nackten Zweigen müssen erst sehr schwer werden, ehe sie sich lösen. Die Erde ist quappsig, sie bleibt an den Sohlen. Noch zeigt sich der letzte Schnee an den Knicks, schwarzbraun durch den Regen. Die Felder liegen noch brach. Sie erwarten das einfallende Saatkorn. Die Schollen schließen es ein, es wächst, es zeigt das Köpfchen, es wird immer länger, die Julisonne bräunt es, füllt es; nachts im heißen August hebt das Erntekind die silberne Stirn aus dem Roggen, aus dem Weizen, aus der Gerste . . . Der Schnitter kommt; sonst fiele der Same aus, um von Neuem zu befruchten . . . Geboren werden und Sterben . . . Ach, du alte Mutter Erde.

Ich trete in einen Erlenbusch, der mit Birken durchsetzt ist. Beide Arten liebe ich. Sie haben nichts Prunkendes; die weiße, zarte, oft zierliche Birke etwas Keusches. Ich ziehe ein wenig die Schultern hoch, denn ich habe den doppelten Tropfenfall auszuhalten: der zweite kommt von den Ästen.

Und dieser feuchte kräftige Erdgeruch!

An ein nasses, weißes Stämmchen mich lehnend, schau ich in die weite Ferne vor mir. Es ist nichts Erhabenes, keine Berge, keine Schlösser. Aber Alles ist, sag' ich richtig, gut und lieb. Durch die Regenbeleuchtung ist es klar. Die Wälder dämmern überall. Irgendwo steigt ein Rauch auf, meilenfern . . . Die Frühjahrswasser blinkern wie zahllose Seeen. Einzelne Kirchtürme der Dörfer sind sichtbar. Menschen auch dort. Menschen mit schlagenden Herzen, mit gebückten Nacken, mit von der Arbeit geborstenen Frosthänden, mit allem dem, was uns allen gemeinsam ist.

Es rauscht über mir; kleine Zweige brechen und fallen zur Erde. Zwei Rabenkrähen umfliegen sich, wollen bäumen, verjagen sich gegenseitig. Nun sitzt der eine, krächzt, indem er unaufhörlich den Hals in Schwung bringt, den Schwanz spreitet; dann wütende Schnabelhiebe auf den Ast, auf dem er anhakt, austeilend. Da ist der andere wieder. Wie die Augen glänzen! wie sie auf einander (— oder ist es nur der eine —),

mit den furchtbaren Schnäbeln losgehen. Ah so, die Liebe . . . Natur, Natur . . .

Ich bin roh genug, die beiden großen schönen Vögel durch Händeklatschen zu verscheuchen. Ein herrisches Gefühl hat mich dazu getrieben: Ich will Ruhe haben.

Aber wie Hohn auf den plumpen Menschen ist es, daß in demselben Augenblick zwei Buchfinken ansetzen; hört der eine auf, beginnt der andere: Eifersucht. In der Mitte sitzt die Finkin, dreht sich, putzt sich, wartet . . . ich muß lachen . . . Natur, Natur. In unendlicher Weite fällt ein Schuß; kaum ist der Knall zu hören; die schwere drückende Luft dämpft den Schall.

Der Regen hört auf. Ich wandere, schlendere, mein Stock schleift hinter mir her; nun hab' ich ein anderes Wäldchen erreicht. Die Aussicht ist dieselbe: Große Überschwemmung. Die Deiche, auf denen, fein gegen den Himmel ausgeschnitten, Liliputaner gehen; Busch, Wälder, Bauernhäuser spiegeln sich im Wasser. Große Stille. Es ist so still, daß allerlei Geräusch aus der Ferne an mein Ohr schwach schlägt: Hähnekrähen, die Kiebitze, Hundegebell, das Weinen (mit Zwischenräumen) eines Kindes von einem Gehöft her. Ein neben mir liegender großer Haufen Schnee dampft; er ist so lange ungeschmolzen geblieben, weil ihn ein starker Hainbusch, dessen Blätter noch vom vorigen Sommer nicht abgefallen sind, gegeschützt hat.

In dem Thälchen vor mir sehe ich ein Bauernweib. Sie dreht mir den Rücken zu. Tief gebückt, buddelt sie etwas aus der Erde, Kartoffeln, Rüben, oder was immer hier hat den Winter überdauern müssen. Ein junger Bauer schleicht heran und begrüßt sie mit einem tüchtigen Handschlag auf die kräftigen Hinterbacken. Erschrocken sieht sie sich um, um sofort in ein derbes Gelächter auszubrechen. Der Galan nimmt sie in die starken Arme, und aneinandergeschmiegt gehen die Beiden einem dichten Tannenwäldchen zu, durch das ein schmaler Weg nach dem Dorfe führt. Natur, Natur . . . Ob Frau von Hohenstaufen das Pärchen unter die berühmten Liebespaare aufgenommen hat, weiß ich nicht. Aber . . . ah, über mir, nicht zu hoch, stürmt eine Schar wilder Gänse mit wüstem Gekrächz. Wenn ich ziehende wilde Gänse sehe und höre, überfällt es mich immer mit toller Sehnsucht: Freiheit, Freiheit. Ihr Schreien, ihr Rufen, ihr rascher Flug ist nur die Sehnsucht nach Futter . . . Natur, Natur . . . Der Hunger und die Liebe, sagt Schiller.

Atemlos kommt ein kleiner Bursche mit heißen Backen auf mich zu gelaufen. In der Rechten hält er ein Papier. Es ist eine Depesche

für mich, die mein Gastgeber, ein Gutsbesitzer, bei dem ich seit acht Tagen der Schnepfenjagd wegen zum Besuche bin, mir hinausgeschickt hat.

Leider zwingt mich das Telegramm, sofort abzufahren, um auf der kleinen Eisenbahnhaltestelle den nächsten Zug abzuwarten, der mich wieder nach der großen Stadt zurückführen soll.

Es ist recht ärgerlich. Noch gestern hatten wir einen so unterhaltenden Abend am Kamin gehabt. Es war auch, unglaublich, von der deutschen Litteratur die Rede gewesen. Ich lachte, als ich an die Äußerung eines jungen, rotbackigen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft zurückdachte. „Ah was," hatte er gesagt, „ich lese nicht viel. Aber was man so in den Kauf nehmen muß in Zeitschriften und Zeitungen ist ja dies ewige Geschwätze über Idealismus und Realismus. Ich denke mir die Sache ganz einfach: Die Idealisten sind die Kerls mit Fischblut, die Realisten sind die Kerls, die die Mädels gern haben." Stürmische Heiterkeit.

. . . Auf der Haltestelle hörte ich zu meinem Schrecken, daß ich bis zum andern Morgen warten müsse. Noch einmal zu meinem Freunde zurückzufahren, war der Weg zu lang. So trank ich denn mit dem Wirte Grogk und ging früh zur Ruhe.

„Also, Kellner, ich kann sicher sein, daß die Nebenstube — Sie haben kein Zimmer, daß nur einen Eingang hat — diese Nacht nicht benutzt wird?"

Herr Graf können versichert sein, daß die Nebenstube nicht besetzt wird. Der Nachtzug, der hier hält, bringt fast niemals Gäste.

„Gut. Wollen Sie nicht vergessen, daß ich rechtzeitig geweckt werde."

— — — — — — — — — — — — — —

Ich sah mich um im kleinen Raum. Dieselbe Nüchternheit wie in allen ähnlichen Wirtshäusern. Über einem uralten Klavier, dem vorne vor den Tasten eine Taube von nachgemachtem Glanzstein höchst geschmackvoll und „sinnig" (beliebtes Kritikerwort) eingegraben war, hing ein Fünfgroschenbild: Eine Unschuld hielt ein Lämmchen in den Armen. Um beider Hals schien ein gleiches Kettchen zu hängen. Darunter war gedruckt:

„Dies ist die liebe Mimi mein,
Bald wird sie wohl mein Bräutchen sein."

Auf dem Deckel stand eine große Tasse mit der liebenswürdigen Inschrift:

„Ein schöner Bart, ein schöner Mann
Nimmt diese Tasse freundlich an."

Auf dem Deckel fand ich auch, zerstreut, zerrissene Noten. Es waren Lieder von Abt und Kücken. Ja, ja: Abt und Kücken, diese beiden Fürchter-

lichen, die versteht das „Volk“. Aber Brahms, Schumann, Robert Franz? Wann werden diese im „Volk“ gesungen? Ist das „Volk“ jene „Seid umschlungen, Millionen“-Abt-Kücken-Herde; ist das „Volk“ jene mit Läusen besetzte Masse Shakespeares? Die wenigen Menschen, die für das „Volk“ Mitleid und echtes Verständnis besaßen und besitzen — sie sind auf Thronen wie in Ställen und Werkstätten geboren —, nur diese wissen, was „das Volk“ heißt. Und in tiefer, tiefer Liebe zum Volk finden wir wohl ein Lächeln bei ihnen: Halb Humor, halb unendliches Mitleid: Bleibt bei Abt-Kücken, das andere versteht ihr nicht. Bei Abt-Kücken seid ihr glücklich . . .

Noch während ich mich entkleidete, dachte ich über den Begriff „Volk“ nach, ob es je auch nur annähernd eine Möglichkeit geben würde, daß das „Volk“ das bekannte Huhn im Topfe hat, nicht nur Sonntags, sondern alle Tage. Unmöglich, unmöglich; wir sind ja Menschen, einander auffressende Menschen . . . allgemeine Liebe, unmöglich, also Unsinn, Unsinn . . .

Vor meinem Fenster hatten sich zwei Weiber aufgestellt, die in ein endloses Gespräch sich vertieften. Das war ja schrecklich; ich konnte nicht einschlafen. Nun sagte die eine: „Nä, denn (den) meen'k ja nich; dat is ja Hans ut Söbenecksknüll; ick meen Hans mi de lütte Muusplacken (Muttermal).“

Meine Geduld war zu Ende. Mir fiel ein Fähnrichsstreich ein. Ich zog mein Hemd über den Kopf und machte lange Ärmel. Dann trat ich ans Fenster. Bald erblickten mich die Redseligen und stoben mit furchtbarem Geschrei auseinander. Ein zu empfehlendes Mittel.

Kaum aber hatte ich die Augen geschlossen, als der Kellner mit zwei Gästen in das Nebenzimmer trat. Der Nachtzug hatte also doch auf dem Haltepunkt Reisende abgegeben. Ich fluchte innerlich. Aber was half es.

Die beiden Männer, wie ich merkte, denen der Kellner Wein hingestellt, hatten, eifrig sprechend, im Sopha Platz genommen. Bald schienen sie in ihren Ansichten übereinzustimmen und glitten wie ein paar Balken neben einander ruhig den Strom hinunter, bald wurden sie heftig und stößig wie zwei eifersüchtige Ziegenböcke. Da sie keine Geheimnisse redeten, so störte ich sie nicht; ja, ihre gegenseitigen Meinungen vom Leben, von so Vielem im Leben, ließen mich atemlos zuhören. Der gute Gabelsberg sprang in meine Bleifeder und ich schrieb ihnen nach.

Am andern Morgen — Schneeverwehungen hatten plötzlich unser aller Weiterreise verhindert — traf ich die beiden Herren im Gastzimmer und machte mich ihnen bekannt.

Der eine von ihnen, ein Geheimrat, wie man zu sagen pflegt, ein „hohes Tier" — ich bin nicht recht klar geworden, welchem Zweige des öffentlichen Lebens er angehörte — hatte in der Umgebung, in den kleinen Städten, zu „revidieren", vielleicht die Amtsgerichte, Schulen oder Landratsämter, was weiß ich. Der andere, wie er mir erzählte, hatte nach langen Jahren, diesen, seinen Freund, wieder aufgesucht. Er hatte ihn mit der Reisetasche in der Hand gefunden, und war nun gleich mit ihm hierher gefahren. Es schien mir ein sogenannter „Weltbummler" zu sein. Beide waren würdige Herren, die das Leben kennen gelernt hatten. Während ihrer Auseinandersetzungen Nachts hatte ich im Stillen bald diesem, bald jenem Recht geben müssen, bald auch konnte ich mit keinem von ihnen übereinstimmen.

* * *

. . . nun ja, das kannst Du Dir denken. Ich war kaum einige Tage auf meinem alten, lieben Wulffhagen angekommen, als meine Liebe wieder zum Vorschein kam. Ich schrieb also, nein, ich telegraphierte meinem Buchhändler: — ‚Senden Sie mir umgehend das, was zur Zeit in Deutschland gelesen wird. Ich war sechs Jahre draußen.' Bald darauf erschienen ungeheure Ballen mit Büchern. Und ich fing an zu lesen. Aber eins nach dem andern flog an den Ofen. Ich schrieb wieder meinem Buchhändler: ‚Das ist ja alles unerhörter Wischmasch, das albernste Zeug, das ich je gelesen. Senden Sie Besseres.' Du kannst Dir vorstellen: vor kaum sechs Monaten wieder im Vaterlande angelangt, wollte ich mich wieder anschmiegen an die alten Verhältnisse. Und nun diese Bücher! Das letzte Jahr habe ich, um Büffel und Bären zu jagen, bei den Kamatches gelebt. Weiber, so viel ich haben wollte, der reine Salomo. Und diese prächtige Gesundheit dabei: immer im Zelt, im Wald. Und nun lese ich *solche* Bücher. Wie hab' ich gelacht.

Nach Kurzem traf die neue Sendung ein. Mein Buchhändler schrieb: ‚Mitfolgend das *Modernste*. 16., 20., 27. Auflage.' Nun, ich fing wieder an zu lesen. Es waren die langwulstigen Rittergeschichten und historische Romane. Wie, was? Das ist ja ekelhaftes Schüsselwasser. Ich antwortete: ‚Halten Sie mich denn für eine alte Tante, für einen Dütendreher, für eine Geheimratstochter? Das ist ja alles Lüge, Lüge, Lüge, was ich jetzt in Händen habe.' Und wieder kam eine Sendung: ‚Die Romane unserer Größten.' Aber ich fand durchaus keinen Gefallen an den Romanen unserer ‚Größten'.

Nun wurde ich ärgerlich: ‚Ich bitte um Gedichte.‘ Einige Tage darauf ſtehe ich mit meinem Verwalter an den Schweineſtällen, gewiſſermaßen in der Jauche. Wir beide, über und über beſchmutzt, waren eben zurückgekehrt von meinem Tüt-Moor, wo wir nach Goldregenpfeifern ausgeſehen hatten. ‚Was iſt das, lieber Frahm,‘ fragte ich plötzlich, ‚der Himmel verfinſtert ſich ja zuſehends?‘ Wir konnten es nicht begreifen. Vielleicht eine Sonnenfinſternis? Ach, ſieh da! Unaufhörlich hintereinander, bis an die Wolken verpackt, rollte Wagen auf Wagen heran: die deutſche Lyrik: ‚Roſen und Veilchen‘, ‚Das ſüße Maßliebchen‘, ‚Die Lilie im Tau‘, ‚Nelken verwelken‘, ‚Perlen und Saphire‘, ‚Sternelein hold‘ u. ſ. w., u. ſ. w. bis ins Unabſehbare. Merkwürdig, wie bei Brauſe- oder Düngerfuhren lief das Waſſer nur immer ſo ab bei jedem Wagen. Merkwürdig, merkwürdig! Wütend ſchrieb ich zurück: ‚Glauben Sie denn, daß ich hier im Irrenhaus ſitze oder Dienſtmädchen geworden bin? Ich bitte um religiöſe Poeſie.‘ Sie kam. Aber welcher Brei, welche Süßigkeit und Süßlichkeit. Zum Satan damit! Und ich hatte mich geſehnt nach ähnlichen herrlichen Kraftliedern, wie ſie uns Luther, Paul Gerhardt, Flemming geſchenkt haben. Keine Kraft, kein Saft, kein lautes, aus innerſter Seele kommendes: ‚Herr, hier lieg' ich‘. ‚Herr, ich ſchreie nach Dir.‘

Ich hatte genug. Ich telegraphierte: ‚Bleiben Sie mir gewogen.‘ Aber trotzdem kam ein neuer Wagenzug, der letzte, aus der großen Stadt an. Mein Buchhändler meinte: ‚Die mitfolgenden Bücher erlaube ich mir, Ihnen zur gefälligen Einſicht zu überreichen. Ich wagte nicht, bisher ſie Ihnen zu ſenden. Vielleicht finden Sie etwas. In Deutſchland heißen die Verfaſſer: ‚Die Jüngſten‘.‘ Ich fing noch einmal geduldig an, mich zu vertiefen. Und ich muß ſagen — natürlich fand ich nicht das, was ich ſuchte —, ich wurde aufmerkſam. Es überkam mich Rührung und Mitleid. Ich ſah auf jeder Seite dieſer ‚Jüngſten‘, daß ſie mit Händen und Füßen heraus wollen aus dem greulichen Theegeſöff, das Deutſchland nach wie vor trinken muß. Ich jubelte laut auf. Selbſtverſtändlich war das Meiſte unfertig. Die Zola-Anbetung und -Nachahmung (— wir Deutſchen verleugnen uns nie —) ſteht bei den ‚Jüngſten‘ in hoher Blüte, und echt ſchweiniſch-deutſch werden ſie, wo ſie ſich auf Zola verſtehen wollen. Hüben und drüben gleich unerträglich. Aber ich muß Dir offen ſagen, ich habe in die Hände vor Freuden geſchlagen: der Mut war da. Freilich, freilich, bei uns in Deutſchland: dies ewige Schielenmüſſen nach dem Staatsanwalt, dieſe ewigen ſonſtigen Rückſichten, die bei uns thatſächlich alles Sichausleben eines Schriftſtellers verbieten . . .

„Daß Dir, lieber Freund, nachdem Du Dich viele Jahre extra muros herumgetrieben haſt, unſere Litteratur nicht gefällt, begreife ich bei Deinen Lebensanſichten vollkommen; nicht aber, daß Dich die ſogenannten ‚Jüngſten‘ begeiſtern können. Ganz offen geſagt, dieſe ‚Jüngſten‘ ſind mir widerlich. Dieſes Zolaabſchreibenwollen, viel Geſchrei und nicht ein Flöckchen Wolle. Dieſe Herren treten ja alle Ideale in den Schmutz; nichts iſt ihnen heilig mehr. Aber Gott ſei Dank, kein Vernünftiger, keine wirklich gute alte Zeitſchrift beachtet ſie. Und dann, es iſt ja unendlich ſpaßhaft zu beobachten, wie einer dieſer Herren den andern von ſich abzuſtreifen ſucht, wie alle ſchreien: Nein, nein, nein, ich gehöre nicht zu denen. Wie heißt das Wort doch noch: ‚Jeder dieſer Schufte ſucht den andern abzuthun‘, oder ſo ähnlich . . .

„Nein, mein alter treuer Freund Franz, nicht ‚Gott ſei Dank‘, ſondern ich halte es für eine empörende Rohheit dieſer paar alten Zeitſchriften, wie Du ſie nennſt, daß ſie die neue ſtürmiſche Bewegung mit erhobener Naſe überſehen und nicht beachten wollen. Es hilft ihnen Alles nichts, ſie werden müſſen. Geradezu gemein ſind die Kritiker einzelner großer Tagesblätter, ſowie ſie einen der ‚Jüngſten‘ in ihren Händen haben. Ohne den, den ſie beſprechen, auch nur im Geringſten zu verſtehen, gehen ſie ins Zeug, als wollten ſie Deutſchland vor giftigem Gezieſer ſchützen. Zuweilen ſpielen ſie auch die Sittenrichter. Das iſt dann noch ekelhafter. Nun, überhaupt: Die Kritik in Deutſchland ... ich ſchweige, ich ſchweige . . . Und gerade, weil wir zur Zeit dieſe jämmerliche Litteratur haben, ſo mußte auch dieſe Zeit ihre Erlöſer finden, und das ſind die ‚Jüngſten‘. Nach Wahrheit in der Litteratur lechzen wir; nach dem Unter-die-Füße-treten dieſer ganzen Lügenbrut, die uns die Alt-Weiberbücher ohne Gewiſſen vor uns auf den Tiſch legen. Und iſt irgend ein Buch, ein Aufſatz, ein Gedicht dieſer ‚Jüngſten‘ ſcheinbar noch ſo roh, ich bin begeiſtert, denn dieſes Buch, dieſer Aufſatz, dieſes Gedicht: ſie alle ſind ein furchtbarer Schrei nach Wahrheit, nach Kettenabſtreifung der jammervollen Theewaſſerlitteratur. Es liegt in der Sache ſelbſt und iſt natürlich, daß, wie bei jeder neuen Bewegung, vieles unterläuft, das widerwärtig, übertrieben iſt. Aber deshalb eine Richtung verdammen, die die Wahrheit auf ihre Fahnen geſchrieben hat? Was Idealismus, was Realismus! Beides vereinigt, ineinanderlaufend, ſo ſolls ſein. Allerdings, die Künſtlerhand darf dann nicht fehlen. Wir werden niemals den Begriff Idealismus, den Begriff Realismus ganz haarſcharf erklären können. Ob ich vor mir eine ſich im Dreck wälzende Sau mit ihren vierzehn Jungen beobachte, oder den grünſchillernden, prächtigen

Stern über meinem Scheitel: Beide ſind die Wahrheit, ſie ſind. Und über der Sau (— ja, was lachſt Du denn? —) kann ich mir unter Umſtänden ebenſo gut die Aureole vorſtellen, wie einen Sonnenkranz über dem grünſchillernden, prächtigen Stern mir zu Häupten. Die Sterne werden geboren und ſterben, wie die Sau geboren wird und ſtirbt. Einen Unterſchied kennt die Natur nicht. Und das iſt es; das hat die neue Richtung emporgehoben: Der ſchreiende Wunſch nach Wahrheit. Bis zur äußerſten Widerwärtigkeit iſt es bei uns gekommen: dies überſüßliche Geſchreibe, dies Geſchreibe, als wenn es einzig und allein nur fünfzehnjährige Mädchen und Sekundaner auf der Erde gäbe. Wie viel Heuchelei und Scheinheiligkeit iſt dadurch großgezogen worden, wie ja jeder Sinn aufgehört hat für alles wahrhaft Große und Schöne durch das Leſen dieſer Eunuchenbücher. Und noch einmal: Das war es, daß ein rauhes Hurragebrüll ſeit einigen Jahren ertönt, daß alle alten Weiber zuſammenſchrecken: heraus, heraus! Lieber, wenns denn ſein muß, durch Dreck und Jauche pantſchen, als das grenliche Zuckerwaſſer trinken . . .

Es war einige Minuten ſtill, dann fingen die beiden Freunde an, über Politik zu ſprechen. Bei dieſem langweiligſten aller Gegenſtände ſchlief ich natürlich ſofort ein. Mein Kaiſer und mein Vaterland, ſie ſind mir zwei heilige, unverrückbare Sterne. Aber alles Parteigezänk iſt mir in den Tod zuwider.

Aus dem Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

In Wien wurde das mit großartigem Aufwande von Geiſt und Geld nach dem Entwurfe von Zumbuſch hergeſtellte Maria Thereſia-Denkmal feierlich eingeweiht. Die alte Kaiſerſtadt an der bekannten Blauen ſchwamm in patriotiſch gehobener Feſtſtimmung. Einige liberale

Blätter warfen bei dieser Gelegenheit mißvergnügte Seitenblicke auf die Gegenwart und stellten den kerndeutschen Sinn Maria Theresias dem slavisierenden Regime der Taaffe und Kompagnie gegenüber. Die Kaiserin Maria Theresia war eben, was man von wenigen österreichischen Staatsmännern und Herrschern behaupten kann: eine genial angelegte, wahrhaft adelige Natur voll Scharfsinn und Energie. Die Neue Freie Presse führte in ihrem Festartikel sehr richtig aus:

„Sie hat es verstanden, die deutsche Sprache und Kultur nicht bloß in ihren deutschen Ländern zu erhalten, sondern auch in fremde neugewonnene slavische Länder einzuführen, solche Landes- und Volksteile mit dem Wesen des Reiches zu verschmelzen. Deutsche Bildung hebt dort an, wo der unsterbliche Name Theresia steht; ein voller Strom deutscher Gesittung drang damals nach Österreich, die seit den trüben Tagen der Gegenreformation unterbrochene geistige Gemeinschaft Deutschlands und Österreichs wird wieder hergestellt, spanische und italienische Bildung und Sitte machen deutscher Platz. Der Adel der Provinzen schart sich um die Kaiserin in Wien und bildet dort gleichsam ihre Familie, bestrebt, im Sinne der Kaiserin dem Volke voranzuleuchten in jeder Art deutscher Gesittung und Hingebung für den Staat. Sollte die großsinnige Frau, deren Weisheit und Thatkraft von aller Welt bewundert ist, kein Erbteil bilden für die Staatslenker von heute? Sollte sich ihnen, wenn die Züge der großen Kaiserin in dauerndem Erze sichtbar werden, nicht auch der Geist der Theresianischen Zeit enthüllen? ‚Nach hundert Jahren klingt ihr Wort und ihre That dem Enkel wieder.' Nicht den Personen allein, sondern ihren Grundsätzen errichtet man Denkmäler. Ihnen weihen die Sänger ihre Lieder, leiht die Geschichte ihren Griffel, und für die längst heimgegangenen Träger solch' teurer Ideen bekennt die Welt ihre Bewunderung und Verehrung. Was Theresiens Leben geadelt, ihren Namen groß gemacht, die Herstellung der Einheit Österreichs, die Begründung der Freiheit in diesem Staate, das kann nicht zum Irrtum, Fehler oder gar politischem Verbrechen gestempelt werden."

In München fand am 15. Mai die feierliche Eröffnung der Deutschen Kunstgewerbeausstellung in dem prachtvollen Zopfpalast statt, den der geniale Baumeister Emanuel Seidl an dem Isarquai errichtet hat.

Einen geradezu begeisterten Hymnus stimmt der rühmlichst bekannte Direktor Ferdinand Luthmer aus Frankfurt a. M. über die Werke der Münchener Künstler in der Ausstellung an und wir zitieren diese kompetente Stimme um so lieber, da sie das Urteil eines Auswärtigen ist und

daher nicht der Ruhmſucht im eigenen Hauſe geziehen werden kann. Die „Frankf. Ztg." ſchreibt:

„Die ſchwierigſte Aufgabe, die man dem dekorierenden Architekten ſtellen kann, mit einfachſten Mitteln einen nicht nur freundlichen, ſondern einen imponirenden, vornehmen Eindruck zu erzielen, — ſcheint uns durch den Schöpfer dieſes Ausſtellungspalaſtes, Herrn Architekten Emanuel Seidl, und die anderen ihm zur Seite wirkenden Künſtler in nicht gewöhnlicher Vollkommenheit gelöſt zu ſein. Wir haben in den letzten zwanzig Jahren ſo ermüdend viel Ausſtellungs-, Schützen- und Turnerhallen in jenem bekannten „kreuzfidelen" Schweizerhausſtil gehabt, daß es für unſer Gefühl ebenſo überraſchend wie befriedigend iſt, hier einmal einer ruhigen, ernſten, für das erſte Urteil monumental wirkenden Behandlung zu begegnen, die auf all das kleine Detail verzichtet und ihre Wirkung in großen Maſſen und ſchöner Gruppierung ſucht . . . Suchen wir nach einem Vergleich, an den uns dieſe weiße, vornehm heitere Architektur mit Quaderungen, ſtarken Geſimſen, großen Fenſtern und Portalhalbkreiſen, mit einem reichen Schmuck überlebensgroßer Figuren erinnert, ſo treten uns zunächſt die Sommerreſidenzen der Fürſten des vorigen Jahrhunderts vor Augen . . . Die Behandlung der Dekoration in Weiß, Gelb und Grün, die von einer ganz ungewohnten, naiv-heiteren Wirkung iſt, begleitet uns durch alle Teile der Ausſtellung, die allgemeinen Zwecken dienen, und feiert ihren Triumph in dem Reſtaurationsſaale durch die Hand des Profeſſors Seitz . . . Was Seitz dargeſtellt hat, ſind meiſt die anſpruchsloſeſten Dinge: unten eine Art Balluſtrade, hinter welcher an ſchicklichen Stellen landſchaftliche Veduten, Grau in Grau gemalt, auftauchen. An der Voute und Decke ſind es die bekannten Rahmen und Kartuſchen des Rokoko, geiſtreich zuſammengruppiert mit Tafelgerät, Trink- und Eßbarkeiten. Andere Kartuſchen, die an den Wänden hie und da verteilt ſind, enthalten Weinkarten und ähnliche Inſchriften. Das Holzwerk an Fenſter und Täfelung iſt grün angeſtrichen. Der helle, große, kühle Charakter eines Sommerrefektoriums in einer der reichen Abteien der Zopfzeit, oder des Gartenſaales in einem fürſtlichen Landſitz iſt aufs glücklichſte getroffen . . . Dies ganze Werk iſt völlig Eingebung des Augenblicks, Improviſation einer eminent geſchickten Hand. . . . Was in den bisher beſchriebenen Räumen die improviſierende Malerei leiſtete, das bietet uns in dem neuen Inſelpavillon die Skulptur . . . Eine äußerſt anſprechende Kombination von Veſtibül, Saal und Sälchen, Veranden und Terraſſen, verſetzt uns auch dieſes Haus mit ſeinen geſchweiften Kupferdächern, ſeinen in kleine Teile geteilten Fenſtern mit grünem Sproſſenwerk in einen fürſtlichen Park des vorigen Jahrhunderts.

Hier haben wir Gelegenheit, die Spezialität der Münchener Stukkateure zu bewundern. Ganz in der Art der alten Meister modellieren sie das zarte Leisten- und graziöse Arabeskenwerk an der Decke selbst, neben sich die kleine Bleistiftskizze des Architekten, in den Einzelheiten durchaus der Eingebung des Augenblicks folgend. Es ist nicht zu glauben, welche Frische und Ursprünglichkeit in diesem Ornament, diesen fast freischwebend gearbeiteten Blumen- und Baumzweigen, diesen Kindergruppen und Vogelgestalten lebt . . . Das wollen wir vor Allem rühmend hervorheben, daß die Münchener Künstler, die das äußere Kleid dieser Ausstellung geschaffen haben, darin eine ganz bestimmte Tonart anzuschlagen wußten, mit der wir in den dekorativen Künsten des nächsten Jahrzehnts zu rechnen haben werden."

Die Eröffnungsfeier dieser deutsch-nationalen Kunstgewerbeausstellung wurde durch eine Festrede von Herrn Direktor Lange eingeleitet. Wir geben in folgendem deren hauptsächlichsten Inhalt:

„In den Annalen des deutschen Kunstgewerbes mit goldenen Lettern eingetragen, leuchtet uns heute in hellem Glanze das für die Entwickelung unseres kunstgewerblichen Schaffens so epochemachend gewordene Jahr 1876 entgegen, das gesegnete Jahr der ersten deutschen Kunstgewerbeausstellung auf Münchens kunstgeweihtem Boden.

„Das Bild deutschen Wesens und Könnens, das uns damals durch kunstbegeisterte und von edelster Vaterlandsliebe durchdrungene Männer in ungeahnter Fülle und Schönheit geboten wurde, — noch steht es lebendig und farbenfrisch vor dem geistigen Auge, noch hält es unsere Sinne durch seinen Zauber gefangen.

„War es doch Aufgabe jenes glorreichen Unternehmens gewesen, nach wiedergewonnener Einheit und nationaler Machtstellung auch dem deutschen Kunstgewerbe die so lange vermißte Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erringen, ihm die Wege zu gesunder Entwickelung und Entfaltung zu bahnen, vor Allem aber im deutschen Volke *selbst* Verständnis und Liebe zu seinem Kunstgewerbe, das ehedem sein Stolz und Triumph gewesen, von neuem zu erwecken.

„Mit welchem Erfolge dies damals unter dem würdigen Geleite der Werke unserer Väter gelang, giebt uns die alsbald über ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus sich erstreckende gewaltige reformatorische Bewegung in der Pflege nationalen Schaffens kund, beweist uns die Gründung zahlreicher, dem Kunstgewerbe gewidmeter Schulen, Museen und Vereine, zeigt uns das kunstbegeisterte Streben und Zusammenwirken von Künstlern und Handwerkern, beweist uns die hohe Wertschätzung des

deutschen Kunstgewerbes sowohl auf dem heimischen Boden, wie auf dem Weltmarkte.

„Die bis jetzt glücklich errungene Stellung zu behaupten und zu kräftigen, die seither eingeschlagenen Wege zu prüfen, die richtigen als solche allgemein zu bezeichnen, wie vor den Abwegen zu warnen, namentlich aber der idealen Aufgabe, welche dem Kunstgewerbe als einem bevorzugten Kulturträger zukommt, in erhöhtem Maße gerecht zu werden, ist nunmehr die Parole für das Kunstgewerbe unserer Zeit geworden, die zu ihrer Bekräftigung und Nutzanwendung, wie bei jedem anderen Zweig künstlerischer Produktion der zeitweisen Vereinigung, Sammlung und Prüfung des inzwischen Geleisteten bedarf.

„In der Erkenntnis dessen und hierin zugleich einem allgemeinen Wunsche der deutschen Kunsthandwerker entgegenkommend, hat es der unter dem Allerhöchsten Protektorat Eurer Königl. Hoheit stehende Bayerische Kunstgewerbeverein, der Veranstalter jener ersten Ausstellung vor zwölf Jahren, von neuem unternommen, das deutsche Kunstgewerbe zu einer Überschau seiner Arbeiten, wie zu einer gegenseitigen Prüfung und Aneiferung nach München einzuladen.

„Dank der Allerhuldvollsten Fürsorge Eurer Königl. Hoheit als des Allerhöchsten Protektors, wie Dank dem hochherzigen Entgegenkommen einer hohen Königl. Staatsregierung, wie der um unser Unternehmen hochverdienten Gemeindevertretung Münchens ebneten sich dem Unternehmen der Ausstellung alsbald alle Wege und fand dasselbe allüberall, wo deutsches Wesen und deutsche Kunst zu Hause, wärmste Aufnahme und Unterstützung.

„Zum Festplatz aber wie zur würdigen Aufnahme der geladenen Gäste und ihrer Werke ward in Bayerns Kapitale ein Ehrenplatz von jungfräulicher Schöne, inmitten des Zaubers einer überwältigenden Natur, am Ufer der wildschäumenden Isar erkoren und auf ihm durch Künstlerhand ein festliches Heim zu schaffen erstrebt.

„Zahlreich sind die Schätze, die uns von begeisterten Förderern und Pflegern aus allen Staaten und Gauen des Deutschen Reiches wie nicht minder aus den stammverwandten Gebieten Österreich-Ungarns und der Schweiz anvertraut wurden, und die nun ihrer Enthüllung harren . . .

„Möge dem von Eurer Königl. Hoheit des Allerhöchsten Protektorates gewürdigten Unternehmen der besondere Schutz und Segen des Allmächtigen zu teil werden, und möge dereinst im Buche der Geschichte das Jahr dieser Ausstellung wie jenes von 1876 als ein Jahr neuer Triumphe und Ehren für das deutsche Kunstgewerbe in goldenen Lettern erglänzen!"

Am ersten Juni wurde auch die Internationale Kunstausstellung (verbunden mit einer bayerischen Jubiläums-Kunstausstellung) im Glaspalaste eröffnet, worüber wir im nächsten Juliheste ausführlich berichten werden. Heute sei nur angemerkt, daß über das Verfahren der Aufnahmejury bereits viele Klagen laut geworden sind. Es sollen so zahlreiche und bedeutende Werke abgewiesen worden sein, daß die betroffenen Künstler den Plan gefaßt haben, in einem eigens zu erbauenden „Münchener Kunstsalon" die zurückgewiesenen Werke den unbeteiligten Kunstfreunden und Kritikern zur Prüfung vorzuführen. Die Meister der alten dunklen Saucemalerei, an ihrer Spitze Lenbach, sollen besonders den jungen Hellmalern wenig grün gewesen sein. Dieser Dunkelmämer-Geschichten ungeachtet gehört die Ausstellung zu den glänzendsten und interessantesten.

Das königliche Hoftheater hat knapp vor Thorschluß — der Sommerausstellungen wegen begannen die vierwöchentlichen Theaterferien schon am 17. Mai — noch die Aufführung eines neuen vieraktigen Dramas „Haus Turnhill" von Franz Bonn und Julius Grosse erledigt. Bonn hat unter dem Schriftstellernamen von Miris (dialektisch für: von mir ist es!) schon viele artige Scherzsachen für die „Fliegenden Blätter" geschrieben, und auch als Theaterdichter hat er sich wiederholt versucht. Sein „Haus Turnhill", zu dem sich Julius Grosse als Mitarbeiter bekennt, ist jedenfalls eine seiner allerschwächsten Leistungen. Der künstlerische Wert reicht kaum an den einer Birchpfeifferiade heran. Weder von natürlicher, noch von dichterischer Wahrheit ist in dem Stücke genügend vorhanden, um selbst bescheidene Ansprüche an ein modernes Drama zu befriedigen. Diese Geschichte eines untergeschobenen Kindes, dessen eigener Vater halb aus Rache, halb aus anderweitiger Schurkerei das ganze Marionettenspiel vier Akte lang mühsam auf den Beinen erhält, gehört zu dem Unwahrscheinlichsten, was jemals ein Theatraliker zusammengefabelt hat. Charakterzeichnung und Motivierung sind unter aller Kritik, — denn nichts ist naturgemäß entwickelt, alles willkürlich aneinandergereiht. Was die Darstellung betrifft, so gab sich vor Allem Herr Bonn (Sohn des Dichters und Fürstlich Thurn und Taxis'schen Justizdirektors und Präsidenten Bonn in Regensburg) die größte Mühe, die Hauptfigur des Stücks, den Schablonen-Theaterbösewicht Valentini, glaubhaft zu machen. Das wäre auch einem besseren Schauspieler mißlungen; selbst ein Genie müßte an der Unmöglichkeit dieses Charakters scheitern. Gut spielten Frl. Weiß und Herr Häusser, denen zwei Possenfiguren zugefallen waren, und Herr Schneider, der das Künstlerisch-Mögliche aus seiner Biedermannsfigur — ein Idealheld wie er in englischen Frauenzimmer-Romanen und sonst in Wolkenkukuksheim

heimatberechtigt ist — herauszugestalten wußte mit dem ihm eigenen seinen Maßhalten. Die übrigen sieben Darsteller thaten, was sie mußten.

Zum Schlusse noch ein Wort über die neueinstudierte Faust-Aufführung. Nachdem die Götheſche Tragödie jahrelang geruht, hat sie das Königliche Hoftheater am 2. Mai in neuer Besetzung und Ausstattung wieder auf die Bühne gebracht. Die Aufführung dieses Werkes in beiden Teilen vorzubereiten, war vor drei Jahren noch eine der letzten und vornehmsten Sorgen des inzwischen aus dem Verbande der Hofbühne ausgetretenen Schauspieldirektors a. D. Ernst Possart gewesen. Sein Nachfolger in der Regie, Herr Savits, wollte nicht länger zögern, wenigstens den ersten Teil mit dem Vorspiel und dem Prolog fertig zu stellen. Der Hauptgrund des langen Zuwartens war der Mangel einer geeigneten Vertreterin der Gretchenrolle. Überall spähte man nach der rechten Kraft — endlich entschloß man sich, dem eigenen Mitglied Fräulein Dandler die hinlängliche Befähigung für diese Rolle zuzutrauen. Die Dame hatte vorher als erste größere klassische Aufgabe die Shakespearesche Julia übertragen erhalten und sich dabei in dem kleinen Umkreis ihres Talentes recht tapfer gezeigt. Wie ihre Julia, so spielte sie auch ihr Gretchen: annehmbar für Ansprüche, die vorwiegend auf das Äußerliche gehen und von poesievoller Belebung einer hochpoetischen Gestalt durch eigene, echte Empfindung und künstlerische Darstellungskraft absehen. Alles ging in einem Tone fort: vor wie nach dem Falle hatten Sprache und Geberde des Fräuleins die nämliche verschwommen-sentimentale Färbung. Wie dem Fräulein Dandler als Gretchen, so ist dem Herrn R. Fuchs als Faust die schöpferische Fülle eines wahrhaften Menschendarstellers versagt. Seine Kunst ist eine vorwiegend deklamatorische, ohne Reichtum und Leidenschaft des Spieles. Er ist in allen Auftritten mehr oder weniger der nämliche Redner, je nach der Ausdauer seines etwas widerspänstigen, rauhen Organs. Sein „Faust“ war der Faust im Frack, der eine Dichtung nach dem Buche vorträgt. Die Tragik des dämonischen Mannes mit den zwei Seelen in der Brust kam fast nirgends zu nachfühlbarem, erschütterndem Ausdruck. Zwei Seelen! Man ist versucht zu glauben, daß der Faust, der sich à la Fuchs im Studierzimmer wie in Gretchens Stube gleich deklamatorisch aufführt, gar keine Seele hat. Und wozu dann das übermenschliche Zauberspiel? Und wozu all' die Teufelei, wenn der Faust doch von Anfang bis zu Ende ein deklamierender Philister bleibt? Ganz unvergleichlich war dagegen der Mephistopheles des Herrn Häusser. Kann man auch in mancher Szene seine Auffassung anfechten, so muß doch der strengste Kunstrichter bestätigen, daß er im Ganzen seinen Mephisto zu

einer schauspielerischen Leistung ersten Ranges gestaltet hat. Ihm gebührt der Löwenanteil am großen Erfolge des Abends. Sehr gut war auch der Prolog im Himmel und die Szene in Auerbachs Keller, wozu man die Kräfte der Oper beigezogen hatte (die Sängerinnen Blank, Herzog und Sigler als Erzengel und die Sänger A. Fuchs, Schlosser und Bauserwein als Studenten). Es wurde überhaupt sehr viel musiziert — und es war nicht immer eine der Größe der Dichtung angemessene Musik, die Herr Max Zenger eigens für diese Aufführung komponiert hatte. Viele Vorspiele, Überleitungen, melodramatische Begleitungen, Chöre u. s. w. gingen nicht über die Bedeutung der bekannten und gefürchteten Kapellmeistermusik hinaus. Ganze Szenen der gewaltigen Götheschen Dichtung bekamen dadurch den Charakter einer mittelmäßigen Oper oder eines operettenhaften Melodrams (z. B. die Szene in der Hexenküche). Es dürfte sich empfehlen, bei den folgenden Aufführungen eine Reihe von Musiknummern zu kürzen oder ganz zu streichen. Wir haben so viele „Faust"-Opern, daß es wahrlich nicht notwendig ist, auch noch die Tragödie „Faust" von der Höhe des reinen, lauteren Wortes zu einem Zwitterding von Musikdrama, Spieloper und Melodram herabzudrücken. Von den neuen Dekorationen, die von den Hoftheatermalern Quaglio, Jank und Döll hergestellt wurden, ist im Allgemeinen Gutes zu sagen — von dem „Himmel", sowie „Dom mit Straße" und „Wall vor der Stadt" selbst sehr Gutes. Am wenigsten gelungen, weil der feineren Stimmung und der Anpassung an den dichterischen Charakter entbehrend, erschienen das „Studierzimmer", „Gretchens Stube" und „Marthens Garten". Alles in allem machte die Ausstattung einen frischen, reichen Eindruck und trug mit der lebendigen Inszenierung der Volksauftritte, die wir der regiekundigen Meisterhand des Herrn Savits verdanken, erheblich zum Gelingen der Vorstellung bei. Zwar kein theatralisches Ereignis, aber eine sehr löbliche und dankenswerte Anstrengung der Theaterleitung, verdient diese Vorführung des ersten Teils umsomehr Anerkennung, als sie in unserer geschmacksverdorbenen Zeit dem großen Publikum wieder einmal eine Ahnung von den eigentlichen Aufgaben der nationalen Bühnendichtung und Schauspielkunst vermittelte und die baldige Darstellung des zweiten Teiles dieses deutschen Weltdramas herbeisehnen läßt. Schon das ist ein außerordentlicher Erfolg: die Sehnsucht nach dem Höheren, Vollendeten erweckt zu haben bei einem Geschlechte, das ganz in den Lumpereien und Lustigkeiten der Niederungen schien versumpft zu sein.

Eine deutsche Nora-Aufführung,

beurteilt von einem Norweger.

Aus einem Münchener Theaterbrief im „Dagbladet" in Christiania von

Jrgens Hansen.

Vorbemerkung der Redaktion. Wir veröffentlichen im Nachstehenden die vom Verfasser selbst besorgte Übersetzung seines norwegischen Originalbriefes aus zweifachem Grunde: erstens weil wir in der Kritik aus der berufenen Feder eines Landsmannes des Dichters Henrik Ibsen einen wichtigen Beitrag erblicken zur Entscheidung der neuerdings aufgeworfenen Frage: welche Auffassung des Nora-Charakters die richtige sei, die der königlichen Hofschauspielerin Frau Conrad-Ramlo in München oder die der Frau Niemann-Raabe in Berlin und der Frau Friederike Goßmann in Wien? — zweitens, weil der vortreffliche Aufsatz im „Dagbladet" ein wertvolles Zeugnis für die wachsende Bedeutung ist, welche das Ausland der deutschen Schauspielkunst zuerkennt. Die nachfolgenden Urteile haben daher mehr als flüchtiges Gewicht; sie sind ein Dokument für die Geschichte unserer vaterländischen Bühne. Der norwegische Kritiker schreibt:

. . . Frau Ramlo war während der ganzen Vorstellung Nora in ihrer eigenen Stube: sie flatterte darin umher, trillernd, schwatzend, scherzend, lachend, schmollend. Später wurde sie erschreckt, verlor den Mut und verkroch sich scheu in ihre Stube. Zuletzt fielen der armen Lerche die Federn ab — und das muntere Singvögelchen war verwandelt in eine bleiche, all' ihrer Illusionen beraubte Frau, die sagte:

„Ja, jetzt beginn' ich es ganz zu begreifen!"

Diese Frau setzte sich still nieder, ließ sich nicht irre machen, sondern sagte sich Alles ruhig vor, was ihr jetzt so klar war. Dann trocknete sie eine Thräne vom Auge, zeigte noch einmal die tiefe Kluft zwischen sich und ihm, dem fremden Manne — und geräuschlos ging sie ihres Weges.

Ich darf behaupten: je besser man die Rolle der Nora kennt; je vortrefflicher man dieselbe schon dargestellt sah — desto größeren Genuß hatte man an Frau Ramlos Spiel. Auch keinen einzigen Moment, keine Nuance ließ die Künstlerin außer Acht; alles kam zu seiner vollen Geltung. Wir sahen nicht Nora von dieser oder jener Seite — wir sahen die ganze Nora. Gleich nach den ersten Repliken war es deutlich, mit wem wir zu thun hatten: mit einer solch' vollkommen künstlerischen Beherrschung der Mittel, daß die Natürlichkeit in jeder Bewegung, jedem Blick, jeder Betonung triumphierte; mit einem Spiel, welches die Aufgabe von innen heraus löste, so daß jedes Wort so unmittelbar wirkte, als sei es zum erstenmal gesprochen: mit einer Individualität, die der Rolle ihren Stempel aufdrückte und dem Bildnis, das wir von dem Nora-Typus hatten, ihre Färbung, ihren eigenartigen Reiz verlieh.

Bald hörte man auf, sich zu fragen: Wie wird sie wohl dieses oder jenes spielen? — Dieser vollendeten Beherrschung gegenüber fühlte man sich

sicher, und man gab sich voll und ganz dem Genuß hin, wie alles wunderbar zur Geltung kam. Jeder neue Charakterzug, jeder neue Moment in der Entwickelung, jede Replik wurde zur freudigen Überraschung. Und als das Ganze zu Ende war, sah man zurück auf ein Stück Menschenleben, in dem das Härteste gebebt, das Feinste mit Lächeln gelitten hatte, bis ein großer Schmerz der Treibhauspflanze das Mark auszehrt, und man sich bange fragte: wird aus dem welken Schaft ein neuer Keim sprießen?

Wer Frau Ramlos Nora gesehen, versteht, daß Ibsen mit voller Wahrheit gesagt haben kann, was er von dieser Wiedergabe seiner Gestalt geäußert haben soll: „Ich fand hier Nuancen, die ich selbst nicht bemerkt hatte."

Dies kann der Fall sein, wenn eine kräftige künstlerische Individualität sich eine Rolle zueignet. Selbst das genaueste Durchdenken und Nachfühlen der Ursache und Folgen einer Äußerung — wie sehr man sich hineinvertiefe — wird doch niemals dieses mystische und vielseitige Verständnis erreichen, das die Intelligenz der Persönlichkeit aus einer erdichteten Gestalt zu bilden vermag. Da kann es sogar vorkommen, daß einem so umsichtig schöpferischen Geist wie Ibsen eine Überraschung zuteil wird.

Hier noch ein andres Beispiel für Frau Ramlos treffliches Spiel:

Ein Landsmann von mir bemerkte: „Das Stück machte mir einen großen Eindruck, als ich es zum erstenmal las, und ich war, wie wir Jüngeren alle, entzückt von Frau Reimers*) Spiel. Später sah ich mehrere Künstlerinnen in derselben Rolle; ich habe das Spiel angesehen, aber vom Stück selbst keinen neuen Eindruck empfangen. Und jetzt sah ich es hier in fremdem Sprachgewand — und die Dichtung wirkte unmittelbar, mit einer Kraft, die ich für unglaublich gehalten hätte."

Die Übersetzung des Herrn W. Lange ist gut. Durchgehends gab sie den richtigen Ton; ab und zu schloß unsere Sprache und die Form des Dichters sich enger an den Gedanken, waren die Repliken schärfer zugespitzt; und manchmal, wo das Gefühl die Worte färbte, machte sich das verschiedene Volks-Naturell bemerklich.

Soll ich angeben, worin hauptsächlich der Unterschied liegt, so ist es vor allem das Tempo, das mir auffiel.

Wir Norweger sind, der geographischen Lage und den europäischen Begriffen von der Unbeweglichkeit der Polar-Gemüter zum Trotz, rasch in unserm Empfinden. Aber es widerstrebt uns, ja erscheint uns fast als Taktlosigkeit, zu lange bei einem Gefühlsmoment zu verweilen — wir müssen darüber hinweg, oder wenigstens die Stimmung wechseln. Darum behagen uns auch die deutschen Farcen nicht, wo man sentimental wird, wenn man nicht Späße macht. Was wir von aristokratischer Lebensart haben, ist von dieser Scheu gekennzeichnet, unsere Gefühle zur Schau zu stellen, und unser geselliger Verkehr hat ein eigenes Gesetzbuch für die Andeutungen, mit welchen wir uns behelfen müssen, um nicht einer Offenheit der Gefühle zu verfallen, die uns wie ein Bloßlegen unserer heimlichsten Gedanken erscheinen und gewissermaßen

*) Frau Reimers: die erste Darstellerin der Nora in Christiania — vor mehreren Jahren gestorben.

beschämen würde. Wir paradieren vielleicht zu wenig mit unsern Gefühlen, oder vielmehr wir sind sehr sinnreich im Ablenken.

Die Szene vor dem Kamin zwischen Nora und Dr. Rank möge als Beispiel dienen. Nach dem, was geschah, muß Ranks Abschied gespielt werden wie ein alltägliches Ereignis, hinter dem die Schwermut des Todes weint. Die wirkende Wahrheit der Szene beruht — der Situation und dem Zustand der Handelnden gemäß — darauf, daß die Thräne gar nicht bis ins Auge dringt, sondern nur in leisem Schluchzen unter dem Herzmuskel bleibt. — In ähnlichen Fällen suchen wir nachher den nächsten besten Schlupfwinkel auf, um uns auszuweinen. Das sagen wir aber Niemand. Ist's nicht so? —

Dieser Punkt gelang Herrn Keppler nicht ganz. Seine Maske als Dr. Rank war vorzüglich, und sein Spiel fest gefügt — und doch verweilte er zu lange bei der Abschiedsscene! Diese beiden, Nora und er, waren nicht nervös genug, um sich diesem Moment hastig zu entziehen.

Herr Häußer spielte Günthers Rolle selbstverständlich gut, und doch befriedigte er mich nicht ganz. Ich hörte, daß er früher eine bessere Maske hatte; darin aber lag es nicht. Über der ganzen Figur muß etwas Zurückgedrängtes liegen, eine Kraft, die sich nicht geltend zu machen wagt, weil der Boden unter ihren Füßen unsicher ist. Wir müssen fühlen, daß hier eine Tüchtigkeit vorhanden, die auf die Kehrseite des Lebens geraten ist, aber doch ein Mensch, dem etwas übrig geblieben, um dafür zu leben: die Kinder sind Günthers zweites Ich; sie adeln seinen Lebenskampf. — Herr Häußer hatte gute Momente, sie waren aber nicht ausgearbeitet; und ich hätte so gern diesen vorzüglichen Künstler in dieser Rolle Ausgezeichnetes leisten sehen; sie ist interessant genug. Überhaupt haben Ibsens Dramen jedenfalls die Bedeutung für die deutsche Bühne, daß sie Aufgaben geben, an denen die Schauspieler wachsen können.

Fräulein Werner sagt als Frau Linden im letzten Auftritt: „Haben Sie je gemerkt, daß ich überspannt war?" Dies, glaub' ich, ist für eine deutsche Darstellerin der sicherste Schlüssel zu der Rolle. Frau Linden ist durch das Leben schon so abgekühlt worden, daß nur die, welche sie sehr gut kennen, wissen: diese rechnungsgewandte, strickende, tüchtige Frau, die weder Helmer noch Dr. Rank vertragen können, birgt auch Wärme, Reichtum und Schönheit in sich.

Helmer zeigt sich besonders Frau Linden gegenüber in komischem Licht; doch scheint es mir überflüssig, den Biedermann so „benebelt" sein zu lassen, wie Herr Gunz den Helmer im letzten Auftritt gab. Es ist ja auch unnötig; und Helmers jämmerliche Überlegenheit würde eine zu große Einbuße an Würde erleiden, wenn er nach einer gewöhnlichen, biedern Gesellschaft bei respektabeln Leuten mit der Zunge lallte. Herr Gunz hatte die Rolle im Übrigen richtig angelegt und spielte mit großer Tüchtigkeit; doch war die Stimmung nicht durchweg genau. Die ganze große Schlußscene z. B. spielte er in anderer Tonart als Frau Ramlo sie spielte. Die ungewohnten Raumverhältnisse — die Hofbühne statt des Residenztheaters — mögen wohl Schuld daran sein. Ein wenig mehr eingespielt, wird Herrn Gunz' Helmer eine durch und durch vorzügliche Leistung sein.

Die Aufführung im Ganzen war außerordentlich gut. Einem Stück seiner eigenen Litteratur gegenüber, das auf einer fremden Bühne gespielt wird, ist man ja auf Mißverständnisse vorbereitet; hier aber war nichts, was man als solches bezeichnen konnte. Was ich von Herrn Kepplers Spiel bemerkte, zeigt eben, wie vorzüglich alles war: die Kritik, die bei einer sekundenlangen Pause verweilt, liefert den besten Beweis, daß sie minutiös ist.

Doch zum Schluß zurück zum Spiele der Frau Ramlo!

Es war nach einer längeren Krankheit, daß die Künstlerin auftrat. Man merkte es in der Tarantella; man sah es, wenn die Lerche trillernd herumflattern sollte. Das ist aber das Merkwürdige an guter Schauspielkunst und guter Auffassung, daß alle diese rein äußerlichen Dinge so wenig ausmachen, wenn nur das Spiel so ist, wie es sein soll; die Wiedergabe einer eigenen Auffassung. Mit größter Leichtigkeit vergißt man alsdann dies oder jenes, was früher untrennbar mit dem Begriff von einer Figur verbunden war. Und zugleich bewirkt gerade diese künstlerische Ausführung, daß wir nicht gewahren, auf welchem Wege die Auffassung uns übermittelt wird. Die äußern Mittel sind anscheinend so natürlich, daß sie sich wie ganz von selbst ergeben und rein zufälliger Art zu sein scheinen. Erst bei wiederholter Beobachtung gelingt es, den angewandten charakteristischen Mitteln auf die Spur zu kommen.

Frau Ramlos Spiel ist durch und durch ein Triumph der Natürlichkeit. Sie giebt uns einen echten Menschen. Wir verkehren mit Nora selbst; wir sehen nicht Jemand, der die Rolle spielt. Die Künstlerin hat die Rolle so der Natur abgelauscht, vom fröhlichsten Gezwitscher bis zum tonlosen Schmerz, daß wir die leiseste Bewegung und jeden Angstschrei dieser frohen, freien Seele vernehmen, die so festen Halt hat.

Müßte man sich entscheiden, in Frau Ramlos Spiel etwas als „das Beste" zu bezeichnen, so ist es wohl der steigende Schreck, verbunden mit der Lähmung, welche nur vor der Hoffnung auf „das Wunderbare" weicht. Die Stufen der Extase bauen sich vor unsern Blicken auf, und die Gestalt hebt sich klar von der Vision des Wunderbaren ab, bis sie — mit einemmal da droben vor dem Erwarteten angelangt — zusammenbricht und anfängt, zu verstehen.

Gleich jemand, der ein gräßliches Leiden seinen Körper durchschauern fühlt, einen Schmerz, der die Glieder lähmt und in endlos jagendem Wechsel das Leiden immer in andrer Gestalt auftreten läßt: so stand Frau Ramlo da, als die Vision ihr plötzlich entschwand und Helmer in seiner selbstbewußten Rechtschaffenheit loswetterte — dieser verständige Biedermann. Sie zuckte kaum merklich mit den Wimpern, eine kleine Falte zog sich zwischen die Brauen — und aufgerichtet stand sie da. Aber vieles barg sich hinter diesem Augenzucken, hinter dieser kleinen Falte.

Dann aber setzte Nora sich an den Tisch — und wir glaubten ihren Worten: sie sei sich noch niemals so klar über die Dinge gewesen. Der Glanz der zerstörten Illusion lag über ihr, so daß Helmer in Abstand gehalten wurde und sie ziehen lassen mußte. Er hatte kein Mittel, den Ring zu durchbrechen, den sie auf dem geweihten Grund des Schmerzes um sich gezogen hatte.

Es geschieht mit voller Überlegung, wenn ich behaupte, daß Nora bei uns in Norwegen weder je so gut gespielt worden ist, noch zur Zeit so gespielt werden kann, wie Frau Ramlo jetzt die Rolle giebt — nicht mit solchem eingehenden, tiefen Verständnis, nicht so bis auf den kleinsten Zug ausgearbeitet.

Zur Charakteristik Wagners

aus dem Wagner-Liszt'schen Briefwechsel.

Von Erich Stahl.

(München.)

II.

Wagner als Freund!

Seine erste persönliche Begegnung mit Liszt fand im Jahre 1841 in Paris statt. Er suchte Liszts Bekanntschaft auf grund einer Empfehlung Heinrich Laubes zu machen. Es ergab sich jedoch keine nähere Berührung: Wagner fand den weltmännisch gebildeten Klaviermeister viel zu nachgiebig einem Publikum gegenüber, das er in tiefster Seele verachtete. Drei Jahre später folgte ein Wiedersehen in Dresden. Aber auch hier näherten sich die beiden Meister einander nicht in intim fruchtbarer Weise. Dies geschah erst im Jahre 1846, als Wagner seine Partituren von „Rienzi" und „Tannhäuser" an Liszt sandte, von dem er gehört hatte, daß er der Wagnerschen Sache Freunde zu werben suche. Liszt war über den „Tannhäuser" in helles Entzücken geraten und bald schlug die Flamme der Begeisterung und der Freundschaft für den Schöpfer dieses genialen Werkes lichterloh empor, um nie mehr zu verlöschen.

Am 9. Februar 1849 endlich konnte Liszt seinen Freund zur ersten Aufführung des „Tannhäuser" nach Weimar einladen; am 20. dankte ihm Wagner für seine Freundesthat mit folgendem innigen Brief:

(„Die Oper nicht nur aufzuführen, sondern sie verstanden und mit Beifall aufgenommen zu wissen, indem sie schön und dem Freunde nützend zu Tage käme...)" „Sie wußten, daß ich, wie nun einmal meine Lage ist, ein ziemlich auf sich beschränkter, verlassener, einsamer Mann bin, und wollten mir Freunde zuwenden. Dadurch haben Sie, wie durch einen Zauber, mich erhoben: Denn — nicht um Ihnen zu klagen sage ich Ihnen das, sondern um Sie von der Macht des Eindruckes zu überzeugen — gerade jetzt erlitt ich von meinem hiesigen Intendanten so niederträchtige Beleidigungen, daß ich mehrere Tage mit mir kämpfte, ob ich es länger ertragen sollte, um des Bissen Brotes willen, den mir mein Dienstverhältnis zu essen giebt, mich länger der nichtswürdigsten Behandlung auszusetzen und nicht lieber alle Kunst fahren zu lassen, mein Brot mit Tagelohn zu verdienen, um nur nicht länger dem Despotismus der boshaftesten Ignoranz ausgesetzt zu sein. Gott sei Dank, die Erfahrungen aus Weimar und Tichatschecks

Berichte haben mich wieder aufgerichtet! In der verflossenen Woche war es mir unmöglich, meinen Peiniger mit irgend einer Bitte, wie der: um einen kleinen Urlaub, anzugehen; gern wäre ich sonst gekommen, um ein paar Stunden heiter mit Ihnen zu verbringen und Ihnen meine hohe Freude über Sie zu bezeugen. — Nehmen Sie für heute so vorlieb! Es kommt alles aus vollstem Herzen, und Thränen habe ich dabei auch im Auge."

Auf Liszts Versicherung, daß er zu Wagners „ergebensten Bewunderern" zähle und daß dieser „auf ihn bauen und über ihn verfügen möge", sowie auf einen beigeschlossenen enthusiastischen Brief der Fürstin Wittgenstein, der Geliebten des großen Klaviermeisters, antwortete Wagner drei Wochen später:

„Tausend Dank für Ihren Brief! Wir sind doch recht artig im Zug miteinander! Wenn uns Beiden die Welt gehörte, ich glaube wir würden den Leuten darin manche Freude machen? Ich hoffe, wir zwei kommen nun aber wenigstens mit einander aus: wer nicht mit uns will, bleibe hinter uns, und so sei unser Bündnis besiegelt!"

Nach der Flucht Wagners aus Dresden nach Zürich im Mai 1849, wozu ihm der sorgende Liszt nicht wenig behilflich gewesen, schrieb Wagner am 5. Juni folgende herzliche Zeilen:

„An Dich muß ich mich wenden, wenn mir das Herz einmal wieder aufgehen soll, und ich habe Herzstärkung nötig! Wie ein recht verzogenes Kind der Heimat rufe ich aus: ach säße ich daheim in einem kleinen Hause am Walde, und dürfte dem Teufel seine große Welt lassen, die ich im besten Falle garnicht einmal erobern möchte, da mich ihr Besitz noch mehr anekeln würde als ihr bloßer Anblick es schon thut!

Deine Freundschaft — wenn Du begreifen könntest, was sie mir alles ist! Ich habe gar keine andere Sehnsucht, als mit meinem Weibe immer in Deiner Nähe zu sein: nicht Paris und London, Du allein würdest imstande sein, alles Tüchtige, was etwa noch in mir stecken mag, herauszuschlagen, denn an Dir würde ich mich zu dem Besten erwärmen. — In Zürich bekam ich denn auch Deinen Artikel über Tannhäuser im journal des débats zu lesen. Was hast Du da gemacht! Du hast den Leuten meine Oper beschreiben wollen, und hast statt dessen selbst ein wahres Kunstwerk zustande gebracht. Wie ich den Artikel aus der Hand legte, waren meine Gedanken zunächst folgende: dieser wunderbare Mensch kann nichts thun und treiben, ohne aus innerer Fülle sich selbst von sich zu geben; er kann nirgends nur reproduktiv sein, es ist ihm keine andere Thätigkeit möglich, als die rein produktive, und doch ist er immer noch nicht daran gegangen, seine Willenskraft zur Produktion eines großen Werkes zusammenzuspannen? Ist er bei seiner vollendeten Individualität zu wenig Egoist?" —

„Ach, lieber Freund! meine Gedanken an Dich und meine Liebe zu Dir sind noch zu enthusiastisch; ich habe jetzt nur noch auszurufen und zu jauchzen, wenn ich an Dich denke: bald hoffe ich soweit zu erstarken, daß ich aus meinem selbstsüchtigen Enthusiasmus auch dazu gelange, Dir meine Sorge um Dich aussprechen zu können: Gott gebe mir dann die Fähigkeit, meiner Liebe zu Dir vollkommen genügen zu können."

Dann folgen die Empörungsschreie des heimatlosen deutschen Meisters aus Paris über das Elend des dortigen Kunsttreibens:

„Wenn ich einmal auf dieser Pariser Hetzjagd zu einem ordentlichen Ziel gelange, so will ich es auch nicht nach dem gewöhnlichen Herkommen (etwa auf ein Intriguenspiel à la verre d'eau eingehend) ausbeuten: ich muß dann etwas Neues schaffen, und das kann ich nur, wenn ich es ganz und gar selbst mache!" — Er denkt dieserhalb sich einen jungen französischen Dichter zu gewinnen, der mit Wärme und so unbefangen wie möglich, sein eigenes Sujet in französische Verse setze. „Im Übrigen" — fährt er fort — „liegt Paris zentnerschwer auf mir; oft blöke ich wie ein Kalb nach dem Stalle und nach dem Euter der nährenden Mutter. Wie bin ich allein unter diesen Menschen! meine arme Frau! keine Nachricht habe ich noch erhalten, mir wird so todesweichlich und schlaff bei jeder Erinnerung. Laß mich bald gute Nachricht von meiner Frau hören! — Ich sehe mit wahrer Todesangst auf das Schmelzen meiner Barschaft nach meiner doppelt langen Reise hierher. Mir wird es nämlich zumute, wie damals, als ich vor 10 Jahren hierher kam, und sich oft Spitzbubengedanken meiner bemächtigten, wenn ich die heißen Tage aufsteigen sah, die mir in den leeren Magen scheinen sollten. Ach, was diese gemeinste Sorge den Menschen entehrt!" — Er schließt den Brief indessen wieder mit dem Ausspruche der Hoffnung: „daß es gut mit ihm werden würde!"

In dem folgenden Briefe vom 18. Juni 1849 aus Reuil, äußert sich wieder die größte Niedergeschlagenheit Wagners, wegen des Ausbleibens aller Nachrichten von seiner Frau.

„Ich muß" — schreibt er — „einen neuen häuslichen Herd gewinnen, sonst ist es aus mit mir; mein Herz ist größer als mein Verstand. — In Paris und ohne Häuslichkeit — ich will sagen: Herzensruhe — kann ich nichts arbeiten. Ich habe mir Zürich als den Punkt erlesen, wo ich mir vornehmen kann, daheim zu bleiben. Meiner Frau habe ich geschrieben, sie möge mit ihrer jüngsten Schwester und den letzten Resten unseres Hausstandes dorthin kommen; ein Freund dort, Musikdirektor Alexander Müller, wird mir wegen Einrichtung einer möglichst wohlfeilen Wohnung an die Hand gehen. Sowie ich nur kann, gehe ich von hier dorthin ab. Habe ich dort meine Frau wieder, so geht es frisch und froh an die Arbeit."

„Nur eines habe ich vor mir, und Eines kann und will ich immer froh und freudig thun: arbeiten, d. h. für mich: Opern schreiben. Zu allem übrigen bin ich untauglich: eine Rolle spielen, eine Stelle einnehmen — kann ich nie; — und ich würde Diejenigen betrügen, denen ich versprechen wollte, mich einer anderen Thätigkeit hinzugeben. — Schafft mir also ein kleines Jahrgehalt, das eben nur ausreicht, in Zürich mir mit meiner Frau ein ruhiges Leben zu sichern."

Er bittet Liszt um seine Vermittelung hierzu: bei den sächsischen Herzögen oder bei der Prinzessin von Preußen. Dann seufzt er wieder:

„Gott, welche Mühe gebe ich mir immer, nicht zu weinen! — Meine arme Frau! — Das Beste, was ich kann, will ich schaffen — Alles, Alles! Nur nicht in dieser großen Welt mich herumtreiben, — laßt mich wieder irgendwo daheim sein!" —

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München. Verlag von Wilhelm Friedrich.
Druck von C. G. Röder in Leipzig.